IUST VAN EFFEN.

I.U.D.

REGIÆ. SOCIETATIS ANGLICANÆ.

LONDINENSIS

SOCIUS.

Nat. 11 April. 1684 *Denat. 18 Sept. 1735.*

Der vernünftige Philoſoph

oder

auserleſene

Abhandlungen

zur Einrichtung und zum Vergnügen

des

Verſtandes, Witzes und Herzens.

Aus den franzöſiſchen Schriften

des ſcharfſinnigen

Herrn Juſt van Effen

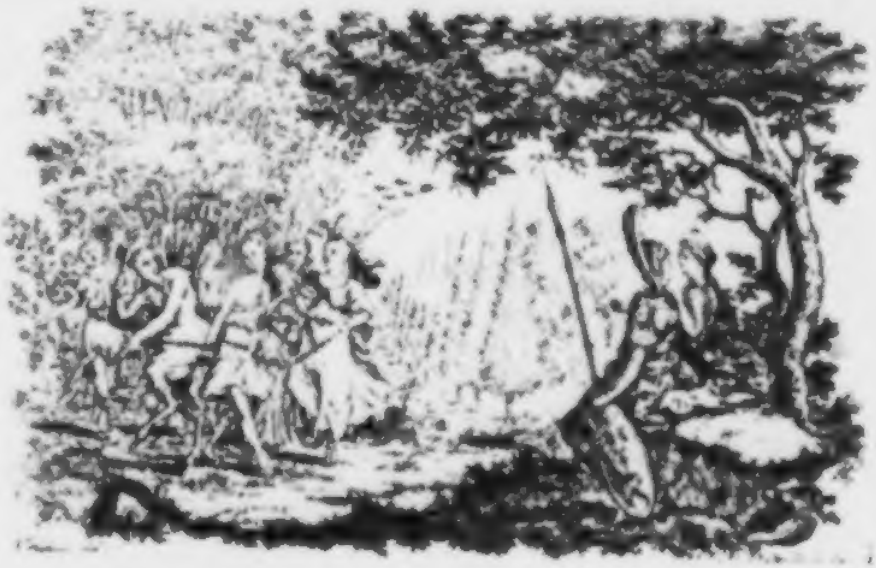
gezogen und deutſch herausgegeben

von

D. Oſterländer.

Erſter Band.

Philoſophia Catechiſmus ad Fidem. CYRILLVS.



Frankfurt und Leipzig, 1754.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Vorrede.

Die artigen Phantaſien von geſunden Republiken des Plato, des Morus, des Allais, der eine Erſcheinung von den Severamben vorgabe, die Erzählungen von den Troglodyten u. a. m. ſcheinen die neugierige Einbildung der Menſchen mit dergleichen vorgeworfenen Tonnen einsweils ſpielend zu beſchäftigen, bis ſie aus der Bekümmerniß geſetzt werde, eine an Leibe und Gemüth vollkommene Nation vor Augen zu ſehen. Manche gutherzige Seelen bilden ſich ein, ſolche bey den Chineſern bereits entdeckt zu finden. Mir ſind wenigſtens einige nicht ungeſcheide Leute bekannt, welche in groſſem Vertrauen auf unſere glückſelige, tiefeinſehende, erleuchtete Zeiten, dergleichen allgemeine vollkommene Leibes-Verſtandes-und Herzensgeſundheit, zuſammt der Vereinigung aller Glaubensbekäntniſſe unter den

gesitteten Völkern eben so unfehlbar nahe zu seyn glauben, als der eifrigste Quacker dem Anbruch des tausendjährigen Reichs entgegen siehet. Ich unterstehe mich nicht, ihnen diese angenehme Chimere so gar sehr zu verdenken. Denn seitdem sich so wohl die leiblichen Gebrechen, als die moralischen und politischen Krankheiten auf der Welt ausgebreitet haben, ist auch an beyderley Aerzten kein Mangel gewesen, deren Fleiß und Mühe alle ihre Kräfte erschöpfet, damit sie dem preßhaften menschlichen Geschlechte mit ihrer Wissenschaft beyspringen möchten. Noch weniger sollte man an dergleichen allgemeinen gesunden Zustand zu unsern Zeiten zweifeln, in welchen nunmehro fast ein ieder am Leibe und Gemüth gebrechlicher Patient seinen eignen Leibarzt, beyder Gattungen, haben kan.

Ob nun wohl diesem allen ohngeacht, sich eben so viel kluge Leute finden, die über eine dergleichen allgemeine bevorstehende Genesung die Köpfe schütteln; so gefällt mir doch der Wunsch einer so angenehmen Unmöglichkeit überaus wohl. Was hindert aber dieselbe? Die Aerzte selbst beantworten diese Frage. Die sorgfältigen Pfleger der Leibesgesundheit dürfen es so grün nicht abbrechen, die Schuld auf die allzuhartnäckige Widerspenstigkeit ihrer Patienten zu schieben. Wer wollte, dem mit aufgesperrtem Rachen vor ihm stehenden Tod zu entwischen, sich entbrechen, das allereckelhafteste, nur mit einem seltsamen Namen belegte Ding einzuschlucken? Ihre Klagen fallen also meistentheils

ſtentheils über die Qvackſalber und Marktſchreyer her. Dieſes verderbliche Ungeziefer, ſagen ſie, ſchändet die Ehre der Kunſt und Wiſſenſchaft. Wir wollen ſie ihre Sache mit einander ausmachen laſſen.

Die moraliſchen Aerzte ſind faſt zu betauren, welche bey aller ihrer wohlgemeinten ſauren Bemühung mit einem doppelten Aergerniß gequälet werden. Sie klagen über beydes. Ihre Patienten ſind die ſeltſamſten Köpfe, an denen Hopfen und Malz beynahe verlohren iſt. Krank, recht gefährlich krank ſind ſie. Das geſtehen ſie nicht. Sie wollen nichts davon wiſſen. An ihrer äuſſerſten Schwachheit finden ſie wohl gar noch einen Wohlgefallen. Ja, ſie fürchten ſich für ihrer Geneſung, und ſchimpfen auf diejenigen, ſo um ihre Herſtellung eifrig bemühet ſind.

Man wird mirs nicht verdenken, daß ich allhier die ehrwürdigſten Verbeſſerer der Sitten durch weit über die Vernunft erhabenere Wahrheiten mit einem verehrenden Stillſchweigen vorbey gehe. Meine Abſicht iſt nur auf diejenigen gerichtet, denen die allgemeine Vernunftspflicht die Curen in dem weitläuftigen Spital der natürlich Ungeſitteten anvertrauet hat.

Man kan dieſer Facultät der moraliſchen Arzneywiſſenſchaft, welche mit Philoſophen, Dichtern und Rednern ſehr wohl beſetzt iſt, den gerechten Ruhm nicht verſagen, daß ſie nur das mindeſte unterlaſſen haben ſollten, an ſo ſeltſamen Patienten, die ſeltſamſten Curen zu ver-

ſuchen. Eine mit dem Vermögen zum Lachen vor allen andern begabte Creatur, die zum ſüſſen, lieblichen, und angenehmen geneigt und begierig iſt, ſollte den Grund der Geneſungscur, mit Einſchlucken der allerbitterſten Pille machen. Sie ſoll erkennen und bekennen, daß ſie über und über, ja, daß ſie ein ganzer Narr ſey. Der bloſſe Gedanke davon iſt unerträglich. Ich bin nicht gut davor, daß mancher dieſen Eckel für eine ſich regende Empfindung der Vortreflichkeit der menſchlichen Natur anſehen möchte, welche gegen eine ſo niederdrückende Beſchimpfung ein ſchauerndes Grauen erwecket.

Gleichwohl haben die Moraliſten ihre äuſſerſten Kräfte angeſtrenget, eine ſo herbe, bitterböſe Pille zu vergolden, zu verzuckern und annehmlich zu machen. Ach, das Herz iſt ein gar zu eckles, widerwärtiges und hartnäckiges Ding! Die ſinnreichſten unter ihnen verfielen auf luſtige Anſchläge. Manche wurden beynahe eben ſo lächerlich darüber, als die Patienten ſelbſt kaum ſeyn konnten, denen ſie doch helfen wollten. Wenn ſie anders alle dieſen Endzweck gehabt haben. Es kam eine moraliſche Spiegelcur aufs Tapet. Man richtet luſtige, bunte Schaubühnen auf. Dieſe beſetzt man mit mancherley Arten von Spiegeln, ſo ſich, wie die Bilder des Dädalus, oder die berühmten Kunſtwerke des Vulkans beym Homer, von ſelbſt bewegen, darinne ſich ein ieder Patient leibhaftig vom Kopf bis zum Füſſen betrachten kan. Dieſe artige Erfindung hat faſt allgemeinen

Bey-

Beyfall erhalten. Nur sagt man, daß einige Kranke, die sich ganz gesund zu seyn einbilden, auf dieselbe schimpfen sollen. Die Patienten laufen indessen Haufenweis zu. Sie belohnen und beehren die besten Spiegel mit Lust und Freuden. Ein ieder siehet einen Narren in der poßierlichsten Kappe. Er machet der kützlichen Bewegung seiner Lunge, durch ein lautes Lachen, Luft, und gehet unter Händeklatschen vergnügt wieder nach Hause.

Die guten Moralisten schmeicheln sich mit erfreulicher Hofnung, daß sie etwas rechts ausgerichtet, und dem Herze des Narren, die heilsame Pille zu verschlucken, den Rang glücklich abgelaufen haben. Allein so lange nicht ein Ulysses unter ihnen aufstehet, der dem fatalen Proteus, der gaukelnden Selbstliebe, die taschenspielerischen Hände recht feste knöbeln wird, so lange möchten sie sich auf ihre lustige Spiegelcur wohl wenig zu gute thun dürfen. Diese tausendkünstliche Circe, welche der abgefeimten Phantasie eines durchtriebenen Rabulisten, die gegen ein neues Gesetz hundert neue Finten auszuhecken fähig und fruchtbar ist, wenig oder nichts nachgiebt, weiß den frohlockenden Zuschauern ihre täuschende Brillen so listig auf die Nasen zu spielen, daß kein einziger Narr sein eignes Gesicht, es mag ihm gleich so ähnlich, als ein Tropfen Wasser dem andern sehen, sondern allezeit seines Nachbars Bildniß in der Kappe erblicket. Worzu hilft nun diese Spiegelcur des Herzens, welche beynahe so lange, als die Lei-

bescuren von Hippocrates Zeit an, bis auf diese Stunde, im Gebrauch, ja in einem recht blühenden Gebrauch fort gestellet wird? Wie lange sich diese Modecur noch erhalten möchte, ficht mich wenig an. Vielleicht fällt man davon aufs moralische Trepaniren, Electrisiren ꝛc. Wer weiß, was der Narrheit unserer Nachkommenschaft für lustige Modecuren noch vorbehalten sind. Wenn sie nur einen glücklichern Ausschlag gewinnen.

Bald hätte ich vergessen, daß ich eine Vorrede schreiben müste. Ich wende mich also von den moralischen Gichtbrüchigen wieder zu ihren Aerzten, und zwar zu denjenigen, welche aus ruhmwürdigem Eifer für die Genesung und gute Einrichtung des menschlichen Herzens, mit einem Wort, zu der Erlangung der Gesundheit, oder Weisheit des Gemüths, den Menschen dienliche Recepte und Gesundheitsmittel vorschreiben. Dürfte man die Erlaubniß hoffen, aufrichtig heraus zu gehen, so würde man wohl eine etwas verhaßte Wahrheit zugestehen müssen, daß nemlich rechtschaffene moralische Aerzte eben so wohl über Marktschreyer und Windmacher zu klagen nicht ungegründete Ursachen finden. Der Himmel wird mich bewahren, daß ich meiner Zufriedenheit so gram werden, und eine Entscheidung unter den moralischen Schriftstellern von mir zu geben mich unterwinden sollte. Ich schreibe nichts mehr, als was alle Welt saget. Es kommt hier nur auf ein paar Fragen an, die zu beantworten, ich ihnen mit

unpar-

unparteyischer Gefälligkeit überlasse. Ob nemlich alle Sittenschriften-Verfasser selbst die besten Leute sind? Ob sie auch allesammt Menschenliebe genug besitzen, und die Wohlfahrt des menschlichen Herzens, und der ganzen menschlichen Gesellschaft zum vornehmsten Hauptendzweck ihrer Schriften erwählen?

Man spricht, daß sehr viele dieser Herren Autoren von einer ungemessenen Begierde getrieben würden, nur gelesen zu werden: Sie begnügten sich nicht, blosse Menschen zu seyn, sie hätten sich steif und fest entschlossen, witzige Köpfe zu heissen: Sie schrieben also aus kützelnder Eitelkeit und lüsternen Absicht zu gefallen und bewundert zu werden. Ein so inniges Vergnügen zu erhalten, bezeigten sie sich gegen die menschliche Phantasie mit einer ausschweifenden Ehrerbietung, die einer niederträchtigen Gefälligkeit ganz ähnlich sey. Da sie in ihren Recepten dem Geschmack der Vernunft folgen sollten, richteten sie dieselben vielmehr nach dem schmeichelnden Geschmacke des Volkes ein, dem sie selbige verordneten; dieser möchte nun seyn, wie er wolle, so wäre er doch niemals für den besten gehalten worden. Soll ich noch mehr sagen? Man meinet, daß die an dergleichen eiteln Ruhmsucht kranke und sieche moralischen Aerzte ihren unsinnigen Patienten nichts nachgäben, auch von ihrer Ehrbegierde gegen ihren rechten Vortheil stockblind gemacht würden.

Dieses sind nun allerdings wohl hart aufzubeissende Nüsse für denjenigen, dem sie vorgeleget

get werden. Es bleibet aber dennoch, wie mich dünket, ein herzstärkender Trost für diese gesammte ehrsame Autorschaft übrig, den uns einer der scharfsinnigsten unserer höflichen Nachbarn in einem etwas starken Ausdruck hinterlassen hat, der, nach der gelindesten Übersetzung, so viel heisset, als: Ein jeder trift allezeit seinen gewissen Bewunderer an. Hierzu kommt noch, daß die Reisebeschreiber Volkerschaften entdeckt haben sollen, welche die posierlichsten Thiere gar anbeten. Es kan leicht geschehen, daß diese tröstliche Vorstellungen einen dergleichen hochbrüstigen Scribenten, der von einer Menge kleiner blödsinnigen Geister, als ein witziges Wunderding bejauchzet wird, oder auch sein Lob von den Stimmen des Pöbels bettelgierig einraffet, ein wenig zu frech machet, daß er sich aus seiner Sphäre verirret, und unter die Hände der gewaltigen Vernunftreitzer verfällt. Hier muß er sich nun allerdings wider seinen Willen, in einem so demüthigenden Stande sehen, wie Gulliver, da er unter dem Volke zu Brobdignak von dem Zwerg der Kayserin in einen Marksknochen versteckt wurde.

Warum folgen aber auch dergleichen Hochfliegers den heilsamen Lehren ihres guten alten Vaters, des allgemeinen Vernunftsinns, so wenig nach? Sie verstopfen ihre Ohren für die treumeinenden Erinnerungen ihrer Mitarbeiter und wohlerfahrnen Collegen, wie die Ottern für der Stimme der Beschwörer. Ihr suchet, rufen ihnen ihre vernünftigen Mitbrüder zu, eu-

ren Ruhm in der Vorstellung des reizenden Schönen. Das wahre Schöne ist und bleibt aber allezeit unveränderlich, beständig, dauerhaft, wie die Vernunft selbst, daraus es seinen Ursprung ziehet. Wo wird nun eure Ehre bleiben, die auf einem so erstaunlichen Veränderungen unterworfenen Geschmack des Volkes beruhet, der auf blosse Gewohnheiten, oftmals auf Laster und lächerliche Moden gepfälet ist? Wird nicht euer scheinbares Verdienst mit ihm zugleich untergehen? Gereichet es zum Ruhm, daß ein Schriftsteller seinen Witz nach den Begriffen der Menschen abzurichten und solche geschickt zu lenken wisse. Welches Ansehen würde man sich nicht von der Stärke der Vernunft versprechen können, wenn sich dieselbe der pöbelhaften Vorstellungen bemeisterte und mit einer unwiderstreblichen Gewalt unter sich werfen würde? Vernünftige Aerzte der leiblichen Gebrechen sind von den ältesten Zeiten an, der Meinung gewesen, die Krankheiten würden gröstentheils durch die im Leibe wohnende Kraft des Lebens, so sie die Natur nennen, überwunden, welches sie mit einem Kampf vergleichen. Wir halten es für ausgemacht, daß die Grundsätze der Vernunft und der Tugend ein Saame sind, den GOtt in alle vernünftige Geschöpfe geleget habe. Es kommt also nur darauf an, denselben hervorzuziehen und der menschlichen Seele ihre wahre Grösse, Stärke und Schönheit zu entdecken. Dieses ist das Werk eines Sittenlehrers. Wird er einen so ruhmwürdigen Zweck

erlan-

erlangen, so kan er sich des vortreflichen Titels: Eines Geistes vom ersten Rang, eines Wohlthäters des menschlichen Geschlechts, auf immerdar versichern.

Wir können uns indessen allerdings glücklich schätzen, daß wir Männer von solchen Verdiensten sehen, und Wirkungen ihres ruhmwürdigen Bemühens vor Augen haben. Sind diese so gar allgemein nicht, so lassen sie sich doch allenthalben um uns herum nicht undeutlich spüren. Ich will von dem Europäischen moralischen Hauptarzt, dem unnachahmlichen Swifft nichts gedenken, dessen moralische Kranken in Dublin, weit glücklicher mit Lachen, als manche mit Angst- und Thränencuren zur Genesung gebracht worden sind. Haben aber auch nicht der Engelländische Zuschauer, seine Gehülfen und glückliche Nachahmer, der Französische- der neue Französische- der Holländische Zuschauer, der Menschenfeind u. a. m. welche unter ihren Völkerschaften die glücklichsten moralischen Curen verrichtet, unsere Deutsche Patrioten, Mahler, Tadlerinnen, Biedermänner, Matronen, Jünglinge u. v. a. angereizet und das edle Feuer unserer vortreflichen Dichter und Redner, der von Haller, von Hagedorne, von Bar, der Gellerte, Naumanne, Leßinge, Rabner ꝛc. (Die Schriften dieser allerliebsten Männer liegen eben um mich herum, daß sie mir ins Gedächtniß kommen, daher den Unbenannten an meiner grossen Hochachtung im geringsten nichts abgehet, es müsten denn Anakreontische

Lie-

Liederdichter seyn, die ich nur mit einem freundlichen Kopfnicken abfertige) in den schönsten Brand gebracht, daß sie ihre grossen Eigenschaften unserer Nation zur Ehre und zum Nutzen angewendet? Allem Ansehen nach würden auch ihre Wirkungen allgemeiner seyn, wenn nicht der Feind der Vernunft und aller Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft uns eine Menge moralischer und politischer Marktschreyer und Windmacher, wie einen verderblichen Zug von Heuschrecken, über den Hals geschickt hätte.

Dem sey aber wie ihm wolle, so sehe ich doch mit Vergnügen, daß der Vernunftsinn und der gute Geschmack meiner Landsleute seinen alten deutschen Adel, gegen dergleichen eindringende Wenden, noch immer mannhaft und glücklich vertheidiget. Daher hoffe ich auch, bey meinen geliebten Mitbürgern keinen Undank zu verdienen, wenn ich die Stunden, welche das erbare Herkommen dem Schmauß und Spiel zu weihen anbefielt, zur Verstärkung und Ausbreitung ihres guten Geschmacks, nach meinem Vermögen, etwas beyzutragen, anwende. Der geneigte Beyfall, mit welchem einige der Gesundesten unter ihnen verschiedene meiner Schriften ziemlich unparteyisch öffentlich beehret, hätte fähig gnug seyn können, mir das kützliche Autorfieber an den Hals zu ziehen und mich in die volle Hitze zu bringen: Zumalen sie mir, und der Verfasser ihnen ganz unbekannt gewesen. Allein die guten Verwahrungsmittel meines Leibarzts, und vielleicht auch mein zunehmendes

Phlegma, haben es, Gott sey Dank, nicht weiter, als zur reizenden Aufmunterung bringen können, in fernerer Beförderung des Nutzens der Gesellschaft nicht nachläßig zu werden.

Anietzo finde ich in der That ein etwas interessirtes Vergnügen, einen wahrhaftig grossen Geist unter uns bekannter zu machen, welcher an der Genesung des Verstandes, Witzes und Herzens edel und großmüthig zu arbeiten eifrig bemühet gewesen. Die gründliche Güte seiner angenehmen Schriften, die edle Stärke seiner darinne entdeckten Gedenkensart, und eines großmüthigen Herzens, womit er sich einen wahren Ruhm nicht nur unter seinem Volk, sondern auch bey dessen scharfdenkenden Nachbarn erworben hat, welche die Ehre des guten, feinen Geschmacks sich vorlängst erworben, oder zugeeignet haben, werden mich hoffentlich gegen allen Tadel sicher stellen, daß ich diesen seinen Abhandlungen den Character des **vernünftigen Philosophen** beygelget habe. Die über Vermuthen sehr günstige Aufnahme meiner Uibersetzung des **christlichen Philosophen** des verehrungswürdigsten **Herrn Formey**, dessen Leutseligkeit sich dieselbe, mit gütigster Uibersehung meiner Fehler, sehr geneigt hatte gefallen lassen, bestärkte mich in diesem Unternehmen um so vielmehr, da ich bedachte, wie dieser grosse und verdienstvolle Mann und dessen hoch zu verehrende Mitgehülfen den Philosophen durch die Schranken der Vernunft, in die erhabensten Gegenden der reinesten Wahrheiten leiten und führen; der

Herr

Herr van Effen aber mit seinen Beyständen das Feld der Vernunft von den darinne wütenden Ungeheuern zu reinigen und den Menschen die glückselige Beruhigung zu verschaffen suchen, damit sie die Bahn, welche ihnen jene grossen Männer zur höhern Glückseligkeit eröfnen, desto gemächlicher finden mögen. Ich überlasse die Beurtheilung hierüber der vernünftigen Sorte meiner Landsleute. Die Tadler sehen wohl, daß sie mit ihren Erinnerungen, wenn sie gleich noch so gut gemeinet wären, zu späte kommen.

Nunmehro wäre es wohl Zeit, wie ich glaube, an das Amt eines Vorredners im Ernst zu denken, und meinen Schriftsteller so wohl, als die Vortreflichkeit seines Werks dem geneigten Leser anzupreisen, dabey aber auch meiner bey der Uibersetzung geleisteten Dienste nicht zu vergessen. Wenn ich mich gleich bey diesen allen etwas weitläuftig aufhielte, so würde mir es vielleicht destoweniger verdacht werden können; allermassen die Freundschaft des Herrn Verfassers, eines noch in der Grube verehrungs- und liebenswürdigen Mannes, die ich in meinen jüngern Jahren zu erhalten, unter die glücklichsten Zufälle in meinem Leben zähle, dieses schuldige Opfer, in seinem völligen Umfang von mir, als eine Pflicht mit Recht und Billigkeit fordern könnte. Allein ich ergreife eine mir in die Hände stossende Gelegenheit mit innigem Vergnügen, dem geneigten Leser meine Unparteylichkeit zu bezeugen, welcher der Name der Freundschaft im geringsten anstößig werden könnte. Ich le-

ge ihm hier das Urtheil vor, welches ein vernünftiger mir ganz unbekannter Gelehrter unter unsern Landsleuten, von dem Herrn van Effen gefället hat. Der sehr geschickte Uibersetzer des neuen Französischen Zuschauers sagt in der Vorrede des ersten Theils seiner Uibersetzung, welcher zu Breßlau bey Joh. Jac. Korn 1752 heraus gekommen ist, von dem ihm, allem Ansehen nach, ganz unbekannten Verfasser, daß er denselben „einen Engelländer, an scharfsinniger Beurtheilungskraft, einen Franzosen, „an witziger Erfindung und lebhaften Ausdrücken, einen Deutschen, an menschenfreundlicher Redlichkeit nennen würde, wenn „er ihn loben wollte. Eben daselbst schildert er „den Gehalt des Werks als eine Sittenschrift, „in welcher die gründlichste Kenntniß der „Welt und des versteckten menschlichen Herzens besonders, ein aufgeweckter Geist, ein „vernünftiger Schwung der Gedanken, eine „erfindende Vorstellungskraft, ein bescheidener Witz, eine wohlanständige Ernsthaftigkeit, ein feiner Scherz, eine untadeliche „Schreibart, und ein den vorgetragenen Sachen gemässer Ausdruck theils durchgängig „herrschen, theils angenehm abwechseln.„ Dieses wahre Lob, welches sich auf alle Werke meines Schriftstellers ausbreitet, indem er sich darinne allezeit gleich ist, haben ihm seine Landsleute und so gar seine Gegner nicht abgesprochen. Da mir indessen der wohlgedachte Herr Uibersetzer des neuen Französischen Zuschauers

mit

mit seiner geschickten Arbeit zuvorgekommen, so habe ich den Leser lieber dahin anzuweisen, als ihn mit meiner vielleicht nicht so wohl ausfallenden Uibersetzung daraus ermüden wollen. Ich würde daher auch meine Abbildung eines wahren Philosophen, so ich aus gedachtem Zuschauer bereits genommen hatte, zurück gehalten haben, wenn sie noch in meinen Händen gewesen wäre. Gleich da ich dieses schreibe, wird mir der zweyte Theil dieser schönen Uibersetzung eingeliefert. Sie ist, wie ich sehe, nach der erstern Französischen Ausgabe verfertiget, und man wird aus dem von mir unten angefügten Verzeichniß der Schriften des Herrn van Effen, die Auflösung finden, warum verschiedene fremde Aufsätze in dieselbe gekommen sind.

Soviel die Einrichtung dieser Abhandlungen betrift, habe ich gemeinet, dem geneigten Leser eine Erleichterung zu machen, dieselben in gewisse Abtheilungen und unter besondere Rubriken zu bringen. Einige Abhandlungen in der Urschrift sind von mir übergangen worden, weshalb mich meine auf dem Titelblat ausgedrückte Absicht hoffentlich rechtfertigen wird. Vielleicht hätte ich auch bey unsern witzigen, glänzenden Geistern damit schlechten Dank verdienet, weil ich mich zu der Uibersetzung derer darinne enthaltenen schönen Poesien unfähig erkenne, und der Gedult des Lesers mit meinen ungereimten Versen nicht beschwerlich fallen wollte. Mir gnüget, etwas zur Verbesserung des Verstandes und Willens meiner Landesleu-

te beyzutragen, ich verehre aber dabey die glücklichen Genien unſerer ſchönen Geiſter, welche ſich um die Wette beſtreben, die elenden Vorurtheile anderer Völker, wider den Witz und die Scharfſinnigkeit der Deutſchen, vollends auszurotten.

Ich weiß nicht, ob ichs für überflüßig halten darf, meine Leſer zu erinnern, daß mein Autor an manchen Orten, inſonderheit aber in den erſtern ſeiner **Bagatellen**, ſich der lachenden Sprache oder ſogenannten **Ironie** bedienet habe. Daß dieſe Schreibart bey einem ungehobelten deutſchen Witz Anſtoß finden kan, davon hat uns der ſinnreiche Sächſiſche **Swift**, der artige Verfaſſer ſeiner ſatyriſchen Sammlungen ein lächerliches Beyſpiel vorgeſtellet. Es ſollte mir wahrhaftig leid ſeyn, wenn mein Schriftſteller bey dergleichen blödſinnigen Leuten in den Verdacht eines gefährlich böſen Mannes gerathen, und man dem **Uberſetzer**, der doch nur ſein deutſches Sprachrohr darzu hergeliehen, zugleich einen Ribbenſtoß dabey mit anzubringen, Gelegenheit ſuchen ſollte. Jedoch das gute Vertrauen zu der ungleich ſtärkern Anzahl meiner geſcheiden Landsleute, an deren Einrichtung des Verſtandes und Witzes ſo viel wackere Leute unermüdet beſchäftiget ſind, ſetzet mich dißfalls auſſer Sorgen.

Nunmehro würde ich den geneigten Leſer, wegen dieſer langen Vorrede, um Verzeihung zu bitten, Urſache finden, woferne derſelbe nicht eine ungemeſſene Freyheit beſäſſe, ſolche nach allem Belieben, ungeleſen vorbey zu ſchlagen. Wie viel Bücher

cher würden ungeleſen bleiben, wenn ein Zwanggeſetz vorhanden wäre, ihre Vorreden nicht vorbey zu laſſen? Sollte ja einer oder der andere ſeine Gedult dabey auf die Probe zu ſtellen, einen Verſuch gemacht haben, ſo verſpreche ich ihm hiermit, künftighin mit keiner, wenigſtens unter Vorſetzung meines Namens, mehr zu behelligen. Ich werde mich vielmehr bemühen, den Nutzen meiner Landesleute, wie bis anhero, unbekannter Weiſe zu befördern, und mich derſelben Beyfall ferner in der Stille würdig zu machen. Laudabiliora enim mihi videntur omnia, quae ſine venditatione & populo teſte fiunt.

Denenjenigen zu Gefallen, welche von den Umſtänden und Schriften meines Autors einige Nachricht verlangen, will ich hier einen kurzen Begrif anfügen.

Herr **Juſt van Effen** erblickte das Licht der Welt zu Utrecht, den 11 April 1684. Bald nach geendigten academiſchen Jahren, wurde ihm ſein Herr Vater, der als Hauptmann ſeiner Dienſte entlaſſen war, durch den Tod entzogen. Hier legte er eine bey jungen Leuten gar ſeltene Probe ſeines großmüthigen Herzens an den Tag, daß er mit ſeiner hinterlaſſenen Frau Mutter und einer jüngern Schweſter, die Früchte ſeines Fleiſſes und ſeiner Arbeit redlich theilete. Sein glückliches Genie erleichterte ihm den Fortgang in ſeinem Studiren dergeſtalt, daß er die Griechiſche und Lateiniſche Sprache geſchwind begrif, und in ſeinem achtzehenden Jahre ſich mit groſſem Fleiß auf die franzöſiſche Sprache und die ſchönen

Wissenschaften in der Gelehrsamkeit, darzu ihn sein Geschmack vor allen triebe, recht eifrig legte.

Wie vielen Ruhm ihm das geschwinde Wachsthum seiner Geschicklichkeit zugezogen, stellet die vortrefliche Vergleichung zwischen dem Chapelain und Homer, an den Tag. Dieses Kunststück der Gelehrsamkeit und des vernünftigen Witzes, so er 1709 verfertiget hatte, und im folgenden Jahre in eine Sammlung einiger kleinen gelehrten Schriften gedruckt werden sollte, welche aber nicht heraus kamen, wurde 1714 dem berühmten Meisterstück eines Unbekannten, des Mathanasius beygefügt. Diese Schrift erhielte den seltenen Ruhm, welche die vortreflichen unterschiedene Sendschreiben erlangten, so unser berühmter Herr von Bar in Französischer Sprache ans Licht stellete. Sie wurde den erhabensten Geistern der damaligen Zeit, und in Frankreich selbst, dem berühmten scharfsinnigen Fontenelle zugetheilet. Man wird hierbey auch die Irrung des Verfassers einer Anmerkung in der französischen so wohl, als deutschen Uibersetzung der Charlatanerie des berühmten Herrn Menkens verbessern können.

Im Jahr 1711 und 1712 stellete der Herr van Effen seinen Menschenfeind ans Licht, welcher in den Geschmack des Engelländischen Zuschauers und dessen Nachfolgern so glücklich geschrieben war, daß man den Verfasser mit den größten Lobsprüchen beehrte, der sich mit seinen artigen Schriften, eben so versteckt hielt, als sich mancher mittelmäßige Geist vorzudringen suchet.

Vorrede.

An dem 1713 zu Haag heraus gekommenen Journal Litteraire, welches von einer Gesellschaft junger Gelehrten unternommen wurde, hat Er verschiedene ganze Theile verfertiget und die Helfte mehr, als seine Mitarbeiter daran gemacht.

Im Jahr 1718 kamen seine Bagatelle zum Vorschein, ingleichen sein Schauspiel: Die Petitmaitres, welches er dem dazumal im Haag residirenden Spanischen Gesandten Herrn Marquis de Beretti Landi zuschrieb. Dieses war das erste Stück seiner Schriften, welches mit den Anfangsbuchstaben seines Namens erschien.

Im Jahr 1719 that er die Reise nach Schweden mit dem Prinz von Hessen-Philippsthal, deren Beschreibung seinem Menschenfeind angedruckt worden ist. Bey seiner Zurückkunft übersetzte er die freyen Gedanken von der Religion, von der Kirche und dem Wohlstand des Volks, des bekannten D. Mandeville, aus dem Engelländischen ins Französische, welche Uibersetzung eine lange Zeit für ein Original gehalten wurde.

Seine Uibersetzungen des neuen Mentors aus dem Engelländischen, und verschiedene witzige Streitschriften übergehe ich mit Stillschweigen.

1725 unternahm der Herr van Effen seinen neuen Französischen Zuschauer, den er zum Unterschied des von dem Herrn von Marivaux zu Paris heraus gegebenen Französischen Zuschauers, also benannte, mit Beyhülfe eines andern Gelehrten. Da ihn aber dieser mit seinem Beytrag verließ, sahe sich der Herr van Effen genö-

genöthiget, verſchiedene Abhandlungen des Pariſer Zuſchauers einzurücken und nachdem er nur XXVIII Abhandlungen herausgegeben, hörte das Werk auf, davon der erſte Theil bereits zuſammen gedruckt war. Damit nun der Buchhändler, **Neaulme**, dem andern Theil eine Gleichheit des Bandes geben möchte, wurden von ihm einige fremde Stücke beygedruckt. Die darinne enthaltene Kritik über des Herrn de la Motte Poeſie iſt ein Muſter für die witzigen Geiſter, wie man ſich bey Kritiken vernünftig und edel betragen ſoll.

Im Jahr 1727 begleitete der **Herr van Effen**, ſeinen vormaligen Untergebenen, den **Graf van Welderen**, den die Generalſtaaten, als auſſerordentlichen Geſandten, an den ietztregierenden König von Großbritannien, zum Glückwunſch der Beſteigung des Throns, abſchickten, als Secretair, nach Engelland. Hier machte er ſich durch eine Franzöſiſche Ode berühmt, ſo er auf die Krönung des Königs verfertigte, indem er vorher ſchon zum Mitglied der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Londen aufgenommen worden war.

Sein **Verſuch über die Art und Weiſe, Streitſchriften abzuhandeln**, und deſſen Fortſetzung wurden von ihm 1730 bey Gelegenheit einer, gegen ſeinen Freund und Arzt, dem **Herrn D. M....** durch eine neidiſche Rotte unternommene Bedrückung, geſchrieben. Die darinne angebrachten, auf Gerechtigkeit und den Geiſt des Chriſtenthums geſteiften Grundſätze und daraus

aus gezogenen Folgerungen haben noch bis ietzo nicht beantwortet werden können. Dieſe ſehr gründliche und mit der gröſsten Stärke ausgearbeitete Schrift wird dem deutſchen Leſer, ihres vortreflichen Nutzens wegen, bey nächſter Gelegenheit vorgeleget werden.

Im Jahr 1731 erſchien ſein **Holländiſcher Zuſchauer**, den der **Herr van Effen** in ſeiner Mutterſprache wöchentlich Montags vortreten lieſs. Die Sitten, Gebräuche und Mißbräuche ſeiner Nation ſind darinne ſo natürlich fein und zart, auch in der ſchönſten Holländiſchen Schreibart entworfen und geſchildert, daſs ihn der Zufluſs von Sendſchreiben der witzigſten Geiſter ſeines Volks in Stand ſetzte, das Blat wöchentlich zu verdoppeln und bis 1735 fortzuſetzen, daher es auch bis auf XII Bände angewachſen. Auſſer dieſen haben wir von ihm II Bände der aus dem Holländiſchen ins Franzöſiſche überſetzten **Münz-Geſchichte der vereinigten Niederländiſchen Provinzen, des Gerards van Loon**, welche 1732 ans Licht traten, deſſen Fortſetzung aber ein unter den Buchhändlern nicht ungewohnlicher Neid und Mißverſtand verhinderte. Dieſen ſämmtlichen Schriften des **Herrn van Effen**, kan man noch ſeine im Jahr 1718 ans Licht getretene Monatsſchrift: Journal Hiſtorique, Politique & Galant beyfügen, welche aber nur vom Januar bis im April deſſelben Jahrs fortgeſetzet iſt. Wir finden über dieſes auch noch verſchiedene Beyträge von ihm in den Jahren 1719, 1720, 1721 ꝛc. des Courier Politique & Galant.

Galant. Zu ſeinen Uiberſetzungen aus dem Engelländiſchen ins Franzöſiſche muß man auch die Reiſen des Robinſon Cruſoe, und das Mährgen von der Tonne des berühmten Swifts zählen.

Endlich beſchloß dieſer groſſe Gelehrte und wahrer Philoſophe den Lauf ſeines Lebens unter einem unſterblichen Nachruhm, zu Herzogenbuſch, den 18 September 1735 in den Dienſten ſeines Vaterlandes; immaſſen ihm einige Jahre vorher die Oberaufſicht der Magazine des Staats aufgetragen worden war. Da der Herr Verleger ſich lobwürdig bemühet hat, dieſen vernünftigen Philoſophen dem Leſer angenehm zu machen, und mit dem Bildniß des Herrn van Effen eine wohlverdiente Zierde beyzuſetzen, ſo will ich unter den verſchiedenen Lobſprüchen, mit welchen viele ſinnreiche Freunde dieſes rechtſchaffenen, verdienſtvollen Schriftſtellers Abbildung zu beehren geſuchet haben, nur dieſe anzeigen, welche ſeinem Miſantropen beygefügt iſt:

Miſantrope ſenſé, Philoſophe agréable,
Judicieux Critique, ingenieux Cenſeur,
Jeune encore il donna cet Ouvrage eſtimable,
Où l'Eſprit fut toujours l'Interpréte du Coeur.

Frankfurt am Mayn, in der Michaelismeſſe 1754.

Inhalt.

Der entlarvte Character der vermeinten ſtarken Geiſter und Ungläubigen 3

I Abtheilung der philoſophiſchen Abhandlungen, zur Einrichtung des Verſtandes und Witzes 177

I. Der wahre Philoſoph 179
II. Das Verhalten eines Philoſophen, bey dem Beſitz der Güter 191
III. Die Seltſamkeit des allgemeinen Vernunftſinns 201
IV. Der Unterſchied im Verſtand des männlichen und weiblichen Geſchlechts 225
V. Mechaniſche Beſchaffenheit des menſchlichen Witzes und Gehirns 233
VI. Die bey dem Verſtand herrſchende Mode und deſſelben Gebrauch 252
VII. Die Veränderung des Verſtandes und der Tugend 255
VIII. Die Veränderung der Wahrheit 261
IX. Der Einfluß des Verſtandes und Herzens in die Wahrheit 266
X. Die Veränderung des Verſtandes und Witzes, nach den Profeßionen und Ständen 273
XI. Satyriſche Abhandlung von der natürlichen Beſchaffenheit des Menſchen 279
XII. Der geiſtreiche Witz 289
XIII. Satyriſcher Vorbericht zur Bagatelle, nebſt Anmerkungen über die geiſtreich witzige Schreibart 297

XIV. Künſtliche Verzierung der witzigen Schreibart mit Sprichwortern und Sentenzen 305
XV. Satyriſcher Beweis, daß der geiſtreiche Witz der Vernunft vorzuziehen ſey 312
XVI. Vertheidigung der witzigen Schreibart gegen die Vernunfttrotzer 319
XVII. Betrachtungen über die ſinnreichen Einfälle oder Bonmots 326
XVIII. Von der Redekunſt und Beredtſamkeit 333
XIX. Die Redekunſt auf der Canzel 339
XX. Die Ironie 349
XXI. Die Satyre 359
XXII. Der ſpöttiſche Scherz 367
XXIII. Das Lachen 373
XXIV. Der Geſchmack 386
XXV. Die verkehrte Beurtheilung der Schriften 391
XXVI. Die altväteriſche und neumodiſche Tugend 397
XXVII. Die Neugier 403
XXVIII. Die Vernunft 409
XXIX. Die gelehrten Geiſter 413
XXX. Muſterung einiger Schriftſteller 418
XXXI. Die unnütze Gelehrſamkeit 422
XXXII. Anmerkungen über die Ketzerey und Orthodoxie 429
XXXIII. Schreiben von der Orthodoxie 446
XXXIV. Die Dichtkunſt 453
XXXV. Die Beurtheilung der Werke des Witzes 456
Der

Der vernünftige Philoſoph.

Der Entlarvte Character der vermeinten ſtarken Geiſter und der Ungläubigen.

Der

Entlarvte Character

der vermeinten ſtarken Geiſter und der Ungläubigen *).

§. 1. Abſicht des Verfaſſers.

Ich habe mir vorgenommen, die Eigenſchaft der Religion zu unterſuchen, daher glaube ich, es werde nicht unnützlich ſeyn, den Anfang mit Vorſtellung des Characters zu machen, welcher ihre geſchworne Feinde recht natürlich abſchildert. Dieſe nun ſind ein Volk, das den glücklichen Grif gefunden hat, den Nahmen eines ſtarken Geiſtes, der doch eigentlich die höchſte Vollkommenheit des Gemüths ausdrücken ſoll, recht abſcheulich und verächtlich zu machen. Es ſind Perſonen, die mit zwo der abentheuer-

*) XXXIII.-XXXVIII. Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

theuerlichſten Meinungen, ſo iemahls die unſinnigſte Einbildung der Menſchen hervor zu bringen fähig ſeyn können, eine prahleriſche Marktſchreyerey treiben. Kurz, es ſind diejenigen, welche ihre Vernunft martern und qvälen, damit ſie eines theils an den nichtigen Träumereyen eines Epicurs ſich ergötzen, andern theils aber in den undurchdringlichen Finſterniſſen eines Spinoſa herum taumeln können.

§. 2. Sie geht die kleinen galanten Freygeiſter nicht an.

Eine gewiſſe Bande junger Herren, die ſich eine ausſtudirte Mine geben, mit welcher ſie die Religion verachten, bitte ich gar ſehr, ſie wollen ſich die vornehmen Gedanken vergehen laſſen, als ob ich etwan ihnen die Ehre erweiſen würde, meine Abſicht auf ſie zu richten. In ihrem Character finde ich wahrhaftig nichts beträchtliches, das meine Augen auf ſie ziehen könnte. Hätten ſie nicht dem allgemeinen menſchlichen Verſtande eine ewige Fehde geſchworen, ſo müßten ſie ganz deutlich begreifen, daß ſie die allernichtswürdigſten Ungeziefer wären, welche ein von ohngefehr zuſammen getriebener Hauſe der allerkleinſten Stäubgen, oder ein blinder Zufall, als ihr berühmtes einziges Geſetz einer ewigen Welt, wo ſie lauter Wirkungen, und nicht das geringſte von einer Grundurſache finden, iemahls hervor wimmeln laſſen. Seinen Unglauben auf den unumſchränkten Beyfall eines atheiſtiſchen Lehrprinzens gründen; an einen Toland, an einen Bayle, lieber, als an einen Gott zu glauben; die wichtigſten Dinge ohne Uiberlegung, ohne Unterſuchung, und ohne richtige Begriffe zu entſcheiden; Leute lächerlich zu machen, welche von den Klügſten aller Zeiten bewundert worden ſind; der

Gott-

Gottheit ſelbſt mit der unverſchämteſten Frechheit Troz zu bieten; endlich aber ſeiner Narrheit und Unwiſſenheit mit neu ausſtudirten Spöttereyen aufzuhelfen, welche die Ruchloſigkeit zuſammen gerafft hat; und mit trunkener Verachtung aller Gefahr, in dieſen Dingen ein verdammliches Vergnügen zu ſuchen: Alles dieſes ſind die lebhaften Züge, welche den Character eines kleinen galanten Freygeiſtes nach ſeiner vollkommenen Aehnlichkeit entwerfen. Ein Character, der dem menſchlichen Geſchlecht den ſchändlichſten Vorwurf machet, und deſſen ausſchweifende Narrheit für die lächerlichſte Sache gehalten werden könnte, wenn ſie nicht ſo höchſt bejammernswürdig wäre. Dieſes Volk, welches in dergleichen unglückſeligen Verwirrung herum wanket, kan ſich vor niemanden, der nur einen gemeinen Verſtand hat, verbergen, und es wäre für ſie allerdings zuträglicher, wenn ſie nur die Augen ſelbſt aufthun wolten; allein wie kan man wohl ſolches von dergleichen Leuten hoffen, deren Vernunft in den gröbſten Sophiſtereyen verſtrickt und verwickelt zappelt? Das einzige Mittel zu ihrer Geneſung liegt in den unerſchöpflichen Schätzen der Barmherzigkeit und Langmuth Gottes verborgen. Rechtſchaffene Leute, denen das unglückliche Verhängniß dieſer Armſeligen zu Herzen gehet, dringet zwar die Liebe, daß ſie für dieſelben tauſend gute Wünſche abſchicken, welche man aber insgemein mehr für Vermaledeyungen halten kan. Wenn wir menſchlich davon reden wollen, ſo ſcheinet es nicht wohl möglich zu ſeyn, daß dieſe elende Schlachtopfer einer verdammlichen Eitelkeit von dem entſetzlichen Gerichte befreyet bleiben können, welches ihnen der Tod durch Armut, Elend, Krankheit, Schmerzen, oder mit einem Wort durch alle Züchtigungen zuziehen wird, deren ſich das höchſte

Wesen bedienet, die Menschen wieder zu sich selbst zu bringen. Mit diesen schwachen Leuten nehme ich mir, wie gesagt, hier die Mühe nicht, zu reden.

§. 3. Die starken Geister, erster Grösse, die Lehrer des Unglaubens werden betrachtet.

Mein Absehen ist vielmehr auf diejenigen gerichtet, und denen bin ich in willens die Larve abzuziehen, daß sie sich selbst erkennen, oder von andern doch erkannt werden mögen, welche, dem Scheine nach, ein weit edlers Geschlecht ungläubiger Menschen vorstellen. Diese Leute hegen die stolze Einbildung, daß sie nach reiflicher Uiberlegung die Religion verächtlich zu halten, berechtiget sind. In ihren selbst gewachsenen Gedanken ist über die Religion das Urthel gesprochen und der Stab bereits gebrochen. Die Sache ist von ihnen genau untersuchet, ihr erhabener unmenschlicher Verstand vermeinet schon die Mittel erhascht zu haben, wodurch sie das Joch der gemeinen Meinungen von ihrem stolzen Nacken zu schütteln sich einbilden. Sie nehmen nichts an, als was Sonnenklar erwiesen ist. Ihre Vorsichtigkeit hebet auf dem Wege der Wahrheit nur einen Fuß nach dem andern aufs behutsamste auf. Den klaren und deutlichen Begriffen folgen sie nur von Schritt zu Schritt, und stehen in dem Augenblick stockstill, wenn ihnen die Fackel der Klarheit auslöschet. So ist das Bildniß beschaffen, in dem sie sich selbst abschildern. In diesen ähnlichen Zügen betrachten sie ihre Anhänger mit Bewunderung, als Geister von der ersten Grösse, als die allerweisesten Sterblichen auf dem Erdboden. Laßt uns aber mit ganz unpartheyischen Augen einsehen, ob nicht etwan diese prächtige Lobeserhebungen vielleicht gar zu übertrieben seyn möchten.

§. 4.

§. 4. Woher die Bewunderung gegen ſolche Leute entſtehet.

Insgemein betrachtet man dieſe Herren als Leute von ſeltener Einſicht und von einer nicht gemeinen Stärke der Vernunft. Darüber wundere ich mich nicht. Gemeiner Leute Augen ſind viel zu ſchwach, daß ſie den Unterſchied zwiſchen dem Auſſerordentlichen und Wunderbaren, zwiſchen dem Neuen und Vortreflichen machen können. Natürlicher Weiſe müſſen ſie wohl einem Menſchen ungeheuer tiefe Einſichten zutrauen, der das Herz hat, den ordentlichen Fußſteig zu verlaſſen, ſich ſelbſt ein beſonders Lehrgebäude aufführet, und vor ſich allein, alle demjenigen Trotz bietet, was das ganze menſchliche Geſchlecht iemals gelehrtes, ſcharfſinniges und vernünftiges hervor gebracht hat. Einwürfe, die den gemeinen Leuten niemals in die Gedanken kommen, und mit einer Art der Unbegreiflichkeit in gewiſſen Materien aufgeputzt ſind, müſſen ihre blöden Augen nothwendig vollends verblenden, ſie in eine Erſtaunung bringen, und in ihnen die tiefſte Verehrung gegen einen ſo muthigen und tiefſinnigen Philoſophen erwecken. Dergleichen bewunderungsvolle Ehrerbietung für einen ſo würdigen Lehrer der Gottesverleugnung führet ihm, ehe man ſichs verſiehet, eine zahlreiche Bande von Jüngern zu, deren Herzen im Grund verderbt, auch mit der zärtlichen Neugierſeuche angeſteckt und entzündet ſind. Kleine Geiſter hingegen, deren Vernunft nicht mit ſolcher Frechheit begabet iſt, und deren Sitten unverderbter ſind, begnügen ſich, dergleichen anſehnlichen Mann zu beklagen, daß er ſeinen Verſtand und Witz ſo übel anwendet, und die Religion zu betauern, daß ihr ein ſo geſchickter Vertheidiger entzogen ſeyn muß.

§ 5. Das Vorurtheil, daß die Wahrheit von den stärksten mit grosser Scharfsinnigkeit begabten Gemüthern erkannt werde, ist falsch.

Es wäre wohl höchst nöthig und nützlich, wenn man Leuten von einem nur gemeinen natürlich guten Verstand ein Vorurtheil zu benehmen sich bemühete, welches ihnen ganz natürlich, aber auch desto schädlicher ist. Man würde gar leicht zum Zweck kommen können, woferne sie nur solche Vernunftschlüsse mit einiger Aufmerksamkeit betrachten wolten, die man aufs leichteste und ohne tiefes oder mühsames Nachdenken begreifen kan. Ich sage, daß dieses Vorurtheil sehr gefährlich sey, und es ist es auch in der That. Es kommt uns allerdings nicht unwahrscheinlich vor, daß die Wahrheit von den stärksten und mit der höchsten Scharfsinnigkeit begabten Gemüthern erkannt werden müsse. Es ist ganz natürlich, daß Leute von grosser Fähigkeit, welche den betrüglichen Schein aufs genaueste zu unterscheiden wissen, die Wahrheit finden können.

Dieses Vorurtheil hat iedoch zum guten Glück gar keinen Grund, und setzet eine Sache voraus, die noch erst erwiesen werden muß. Es wird allerdings eine erhabene Stärke des Verstandes erfordert, sich dem Strom der allgemeinen Meinung zu widersetzen, und neue Wege zu bahnen; wenn diese Meinungen irrig sind, und die neuen Wege zu deutlich erwiesenen Wahrheiten leiten. Will man sich nun das Recht nehmen, den Character eines erhabenen Verstandes in den besondern Meinungen eines starken Geistes zu erkennen; so muß man vor allen Dingen bey sich selbst überzeugt seyn, ob diese Meinungen aufs genaueste beurtheilt sind, und von einer so scharfen Einsicht her-

herkommen, welche ihre Unterſuchung über die klaren und deutlichen Begriffe hinaus treibet. Wird man dannenhero augenſcheinlich ſehen, daß das Sonderbare in den Meinungen der ſtarken Geiſter mit dieſem Siegel beſtärket iſt, ſo bin ich bereit und willig, die Bewunderung, mit der man ſie beehret, vor recht und billig zu rühmen. Allein aus welchem Grund heget man denn ſo hohe Gedanken von ihnen, wenn man ſiehet, daß ſie die ordentliche gebahnte Straſſe verlaſſen, um ſich auf beſondere Nebenwege zu verirren? Sind denn Kühnheit und Eitelkeit die Kennzeichen eines erhabenen Verſtandes und einer ungemeinen Einſicht? Wenn das iſt, ey was vor eine Menge geſchickter Leute umfaßt die Welt nicht! Mit welchem Recht können nicht unſere Zeiten den ſchönen Titel: Der Aufgeklärten, führen! Wie gemächlich kan man ſich nicht durch die Gaben des Geiſtes unterſcheiden und vor andern auszeichnen!

§. 6. Die Kühnheit, neue Wege zu ſuchen, iſt mehr eine Fähigkeit des Herzens, als des Verſtandes.

Ich muß es allerdings bekennen, daß der Geiſt der Unterſuchung, dieſe edle Kühnheit, welche uns antreibet, unſere Meinungen in unſern eignen Gedanken auszuſpüren, eine ſchöne und der Vortreflichkeit einer vernünftigen Creatur würdigſte Gabe ſey. Ich ſtehe auch zu, daß dieſe Eigenſchaft bey denenjenigen anzutreffen ſeyn kan, welche ſich auf beſondere Wege wagen, ſie mögen nun darauf recht oder irre gehen. Bey dem allen wird man aber zu erwägen belieben, daß dergleichen edle Kühnheit, vielmehr eine geſchickte Fähigkeit des Herzens, als die Eigenſchaft eines Geiſtes oder Verſtandes ſey, welche nicht ſo wohl einen weiten Begrif von Vernunftſchlüſſen, als nur einen

gewissen Muth, eine Herzhaftigkeit, eine gewisse Standhaftigkeit zu erkennen giebt. Mit was vor Recht kan man nun wohl eine solche großmüthige Herzensverfassung denenjenigen absprechen, welche das Lehrgebäude von einer Religion annehmen? Fasset denn dieses einen Widerspruch in sich, wenn eine grosse Anzahl vernünftiger Menschen eine klare und deutliche Uiberzeugung in sich empfinden, daß ein GOtt sey, und daß man denselben nothwendig durch einen andächtigen Dienst verehren müsse? Muß und kan denn nicht eine Untersuchung zum Endzweck haben, eine Meinung anzunehmen, oder dieselbe zu verwerfen?

§. 7. Zur Annehmung besonderer, oder auch gemeiner Meinungen wird einerley Verstandeskraft erfordert.

Noch mehr halte ich davor, daß leicht zu erweisen stünde, es werde kein grösserer Verstand von demjenigen erfordert, der eine wahrhafte aber besondere Meinung auf vernünftige Art annimmt, als von demjenigen, der auf eben so vernünftige Weise einer wahrhaften aber dabey gemeinen Meinung beypflichtet. Wir wollen setzen, daß einer, wie der andere zwo verschiedene von vielen Menschen angenommene Meinungen auf eine ihrer natürlichen Vortreflichkeit gemässe Art untersuchet. Laßt uns ferner setzen, daß der eine in der untersuchten Meinung eine Schwäche entdecket und von derselben abgehet, der andere hingegen eine Wahrheit darinne antrift, mithin dieselbe annimmt und mit seinen richtig gemachten Begriffen vereiniget. Nun wollen wir nur noch setzen, daß die Untersuchung dieser beyden Nachforscher eine genaue Gleichheit ihrer Einsichten erfordere. Wie wird man demnach den Unterschied bestimmen können, den man

sich

ſich von dieſen beyden Geiſtern in ſeinen Gedanken vorſtellet? Welche ſcharfſinnige Erhabenheit kan man doch wohl dem einen zuſprechen, die man dem andern nicht in eben dem Grad beylegen müſſe?

§. 8. Einwurf dagegen.

Ich höre ſchon den Einwurf, den man hierbey anbringen will. Man wird ſagen, daß eine ganz genaue unpartheyiſche Unterſuchung, die das menſchliche Gemüth in einer ungeſtörten Ruhe und vollkommenen Stille der Leidenſchaften anſtellet, faſt unmöglich ſey. Derjenige, wird man ſprechen, welcher vermittelſt ſeiner Unterſuchung einer allgemeinen iedoch wahren Meinung beypflichtet, kan bey ſeiner nachforſchenden Beſchäftigung durch verſchiedene Hülfsmittel ſich unterſtützt finden, dergleichen der anſehnliche groſſe Haufe, die Liebe zur Ehre und guten Leimund, mit dieſen allen aber die Beförderung ſeines zeitlichen Glücks zu ſeyn pflegen. Da im Gegentheil derjenige, welcher von den gemeinen Begriffen abgehet, aller dieſer Stützen gänzlich beraubet iſt. Er muß ſeine ganze Stärke, welche von allem vortheilhaften Beytritt entblöſſet iſt, lediglich in dem Vertrauen auf ſeinen erhabenen Verſtand finden.

§. 9. Beantwortung dieſes Einwurfs mit der Stärke der Selbſtliebe.

Ich muß geſtehen, daß dieſer Einwurf ein beträchtliches Anſehen habe. Obgleich die Wahrheit von allem unſern Eigennutz gänzlich befreyet ſey, ſo kan es ſich doch wohl zutragen, daß nichts deſtoweniger eine Selbſtliebe ſich ganz unvermerkt in die Wirkungen unſers Verſtandes einſchleiche, am allererſten zu der

Zeit,

Zeit, wenn er ſich ſchmeichelt, er werde einzig und allein von der Liebe zur Wahrheit angetrieben, wenn er in derſelben Unterſuchung begriffen iſt. Sobald man bey ſich ſelbſt wünſchet, daß eine Meinung wahr ſeyn möchte, ſobald legt man ihr ſchon ein Gewicht der Wahrſcheinlichkeit bey, welches aber den Ausſchlag gar nicht von der Deutlichkeit erlanget, die doch einzig und allein der Richter in unſern Meinungen ſeyn ſoll. Geſchiehet es zu gutem Glück, daß dergleichen Wunſch eine Wahrheit zum Vorwurf hat, ſo kan er allerdings etwas beytragen, daß wir ſie empfinden, und davon überzeugt ſeyn können, alle Erleichterung, die er uns auch in unſern Unterſuchungen machet, muß durch die Richtigkeit und tiefe Einſicht unſers Verſtandes befördert werden.

§. 10. Die Leidenſchaften.

Allein, ſolten denn wohl diejenigen, welche die Wahrheit in denen, dem gemeinen Haufen ganz unbekannten Wegen finden, bey ihren Unterſuchungen von allen Leidenſchaften, von allem Eigennutz ganz engelrein geweſen ſeyn? Iſt ihre Vernunft, ſo lange ſie mit der Unterſuchung zugebracht haben, in einer ununterbrochenen Gleichgültigkeit beſtändig geblieben? Sie werden ſich gewaltig irren, wenn ſie ſich dieſes einbilden. Solte dieſes wohl die ſtärkſte Leidenſchaft eines Gemüths ſeyn, welches ſich mit erhabenen und ſcharfen Einſichten ſchmeichelt, wenn es durch den Nahmen eines Rechtgläubigen ſein Glück gründet und erhält? Keineswegs. Bey Leuten von einer gewiſſen Gattung findet ſich zwar gemeiniglich dieſe Eitelkeit als eine herrſchende Leidenſchaft; iedoch hat dieſe Paßion etwas edles und erhabenes an ſich, das ein Gemüth von dem Eindruck alles groben Eigennutzes abhält, ſo gott-

gottlos und ſtrafbar dieſelbe auch werden kan, wenn ſie aus den rechten Grenzen weichet. Ein Mann, der ſich in die ſcharfſinnigen Einſichten ſeines erhabenen Verſtandes verliebt hat, wird oftmahls den gänzlichen Umſturz ſeines zeitlichen Glücks mit der groſsmüthigſten Unempfindlichkeit anſehen: Er wird aber auch aufs tiefſte erniedriget, wenn ein Werk, ſo er dem gemeinen Weſen als ein unvergleichliches Zeugniß ſeiner hohen Einſichten vorzulegen, die Ehre erwieſen, und welches ſeinen Ruhm bis die ſpäteſten Zeiten erheben ſoll, keinen ſonderlichen Beyfall gewinnet. Kan man demnach wohl denken, daß eine dergeſtalt brauſende Ehrbegierde, als Beherrſcherin des Gemüths, denenjenigen ganz unbekannt ſeyn ſolte, welche die entfernteſte und dem Geſichtspunct des gemeinen Mannes verdeckte Wahrheit auszuſpüren fähig ſind? Iſt ſie nicht vermögend genug ihre Unterſuchungen mit dem kräftigſten Beytritt zu erleichtern? Indem ſie vollkommen überzeugt ſind, daß die Meinung, die ich hier beſtreite, eine herrſchende Meinung unter allen Leuten iſt, die ſich keinen andern Begrif von einem ſcharfſinnig erhabenen Geiſt, als eine von aller gemeinen abgeſonderte Gedenkensart machen können; ſo müſſen ſie dieſes allgemeine Geſpenſt ganz natürlich zu ihrem Vortheil gebrauchen, und vermittelſt dieſer Gaukeley ſich einen Rang über alle andere Weltweiſen zu erſchleichen ſuchen. Dieſe brennende Begierde, ſich von andern zu unterſcheiden, muß ihre Augen allerdings ſchärfen, in der angenommenen gemeinen Meinung etwas Falſches zu entdecken und ihre Geſichtsſtralen weit mehr verſtärken, daß ſie fähig werden, eine ganz ungewöhnliche und neue Wahrheit ans Tageslicht zu ziehen. Bis hieher finden ſich die Sachen folglich in einem richtigen Gleichgewicht.

Denn

Denn derjenige, welcher eine Wahrheit auf einem ungebahnten und nicht bekannten Wege antrift, findet in seiner Eitelkeit eben so viel kräftige Beyhülfe, als derjenige aus seiner Begierde schöpfen kan, der sein Glück auf den Nahmen eines Orthodoxen zu gründen bemühet ist.

§. 11. Scharfsinnigkeit des Verstandes wird bey allgemein angenommenen Meinungen in eben so hohem Grad erfordert, als bey ausserordentlichen.

Das ist noch nicht alles. Ich denke im Stande zu seyn, zu erweisen, daß in dem gegenwärtigen Fall die erhabene Scharfsinnigkeit des Verstandes natürlicher Weise denenjenigen zur Seite treten müsse, welche sich für die allgemein angenommene Meinungen erklären. Indem ich von der Anzahl derer, so ihr Vergnügen in ganz besondern neuen Meinungen suchen, das nichtswürdige lasterhafte Pöbelvolk ausmerze, welches nur mit einer gottlosliederlichen Mine zu stolziren pflegt; und da ich einzig und allein die ernsthaften Lehrer des Unglaubens zu meiner Absicht erwehlet habe, so wird mir auch billig anderer Seits erlaubet seyn, mein Augenmerk auf die einsichtsvollen Vertheidiger der angenommenen Meinungen nur allein zu richten, und den blinden faulen Haufen gänzlich vorbey zu gehen, der sich die Einbildung machet, als ob er glaube, da er doch, eigentlich zu reden, gar nichts glaubet. Wie ich demnach scharfsinnig einsehende Leute, scharfsinnig einsehenden Leuten allhier entgegen stelle, so halte ich davor, daß eine weit grössere Fähigkeit, Einsicht und Wissenschaft erfordert werde, das Licht der Religion in einen hohen Glanz zu setzen, als sich mit obgedachten schönen Eigenschaf-

ten von allen andern durch Unglauben zu unterſcheiden.

§. 12. Die behörige Stärke zum Beweis der Religion.

Ich nehme hier das Wort Religion in ſeiner allerweitläuftigſten Bedeutung, vor die Lehre, welche uns von dem wirklichen Daſeyn eines erſten Weſens, und von der Nothwendigkeit, daſſelbe zu verehren, unterrichtet. Dieſe Lehre ſtehet zu aller Zeit feſt. Sie iſt durchgehends in allen Jahrhunderten, von allen geſitteten Völkern, mit allgemeinem Beyfall angenommen worden. Sie ſcheinet die natürlichſte Gemeinſchaft mit der menſchlichen Seele zu haben, welche fähig iſt, dieſelbe in ſich ſelbſt zu entdecken, oder wenigſtens ordentlicher Weiſe ohne Widerſtand anzunehmen, ſobald ihr dieſelbe vorgetragen wird. Dieſes iſt der einzige Grund, den man von ihrem weitläuftigen Inbegriff vorbringen kan. Man wird dieſe Lehre nicht ſchärfer, als mit den gewöhnlichſten Waffen vertheidigen können. Die Beweisgründe, deren man ſich zu ihrer Bekräftigung am meiſten gebrauchet hat, ſind eben die allernachdrücklichſten. Derjenige, welcher als ein ſonderlicher Beſchützer derſelben vor andern mit Pracht hervor treten will, und ſich ſchämet, ſeine Meinungen von dem uralten Anſehen, und der Kraft derſelben zu borgen, derſelbe muß ſeine Gründe wohl geprüfet, und das Siegel ſeines Beyfalls nicht eher, als nach der genaueſten und ſchärfſten Unterſuchung aufgedruckt haben. Wenn er nun alle Stärke in denſelben ſehen wird, ſo wird ihm auch zugleich in die Augen fallen, daß ihm die Höhe des Ruhms der Erfindung faſt unerſteiglich ſey, und nichts weiter, als die Verdienſte übrig bleiben, dasjenige in ein helleres Licht zu

ſetzen, was man bereits lange Zeit vor ihm gedacht habe. Insgemein hat man iedoch von dergleichen Verdienſten allzu geringe und niedrige Begriffe. Es gehöret aber mehr Fähigkeit und Geſchicke darzu, als man denket, die wahre Stärke eines Beweiſes zu entwickeln, ſelbige nach allen ihren Geſichtspuncten vorzuſtellen, deren Begriffe durch eine natürlich leichte Lehrart zu erleichtern, und die unterſchiedenen Sätze darinne mit klaren und deutlichen Ausdrücken darzulegen. Will man ſich eine wahrhafte hohe Meinung machen, welche dieſe Geſchicklichkeit mit allem Recht verdienet, ſo muß man ſich genau prüfen, ob man das erforderliche vernünftige Nachdenken darzu beſitze.

§. 13. Dieſe Materie iſt noch nicht erſchöpft.

Man wird ſich indeſſen ſehr irren, wenn man ſich einbildet, daß dieſe Materie bereits völlig erſchöpft ſey. Der Geiſt des Menſchen wird durch keinen Gegenſtand erſchöpft. Wolte man ſich das Gegentheil hiervon in den Kopf ſetzen, würde man in einen Irrthum fallen, darinne ſich unſere natürliche Nachläßigkeit gar zu gerne ſpotten läſſet. Allein eben hier kan man die wahre Hoheit eines Geiſtes in ihrem Glanze ſehen; hier kan man ſich über alles dasjenige, was iemahls die Welt an groſſen Leuten hervor gebracht hat, empor heben; hier muß man in ſeine eigne Natur eindringen, ihre verborgenſte Geheimniſſe durchſuchen, und vermittelſt ihrer heimlichſten Eigenſchaften ſich die Wege zu einem höchſten Weſen bahnen; hier muß man weit tiefer in den Eingeweiden der Natur herum forſchen, als alle Weltweiſen der vergangenen Zeiten gethan haben, um allenthalben Zwecke und Abſichten zu entwickeln, welche einen unendlich gütigen und weiſen

ſen allmächtigen Urheber zu erkennen geben. Dieſes ſind Beſchäftigungen, in deren Erfolg ein hoher Geiſt, ein ſo richtig denkender, als tief einſehender Verſtand ſich kund machen kan.

§. 14. Scharfſinnige Geiſter finden immer neue Gelegenheit, die Religion wider die Anfälle der Freygeiſter zu vertheidigen.

Dergleichen Gattung Geiſter finden noch immer neue Gelegenheit ſich auszuzeichnen, wenn ſie das Lehrgebäude der Religion wider die neuerlichen Anfälle der Freygeiſter vertheidigen. Man muß ſie bis in die tiefſten Abgründe des Zweifels verfolgen und ſie auf gewiſſe Grundſätze zum Stand zu bringen ſuchen. Man muß die Falſchheit ihrer verführeriſchen Sophiſtereyen unaufhörlich aus einander leſen. Man muß ihnen beſtändig zu empfinden geben, daß ſie die Unbegreiflichkeit gewiſſer Vorſtände zum Grund ihrer allerbetrüglichſten Schwierigkeiten machen, und daß ſie wider ihre ſelbſt angenommenen Grundſätze verſtoſſen, wenn ſie ihre Beweiſe auf begrifleere Worte gründen.

§. 15. Der berüchtigte Einwurf von der Schöpfung der Welt zeiget, daß die Freygeiſter wider ihre angenommenen Grundſätze verſtoſſen.

Der berüchtigte Einwurf wider die Schöpfung der Welt, ſoll uns hier zu einigem Beyſpiel dienen. Was man nicht beſitzet, das kan man auch nicht hervor bringen. Folglich iſt es unmöglich, daß ein Weſen, welches man vor unmaterialiſch hält, dieſer weiten Einfaſſung der Körper das Weſen habe geben können. Eine dunkle metaphyſiſche Diſtinction wirft dieſe Art eines Beweiſes nicht nieder. Sie fällt aber von ſich ſelbſt hin, ſobald man dieſelbe

ein wenig ſcharf anſiehet. Wer dieſen Einwurf zu machen das Recht zu haben vermeinet, derſelbe muß ihn auf klare und deutliche Begriffe gründen. Hier iſt die Frage gar nicht, etwas hervor bringen, wie es die bereits hervor gebrachten und erſchaffenen Weſen hervor bringen, indem dieſelben der bereits vorhandenen und hervor gebrachten Materie eine neue Geſtalt geben, oder deren Theile auf dieſe oder jene Art ordnen. Hier kommt es darauf an, etwas ſchaffen, werden laſſen, zu einem Weſen bringen, was noch niemals vorhanden, was nichts geweſen. Umſchränkte Weſen können dasjenige nicht geben, was ſie nicht haben, weil ſie weder Kraft noch Fähigkeit beſitzen etwas aus nichts zu ſchaffen oder hervorzubringen. Will man nun vorgeben, daß ein denkendes allmächtiges Weſen dasjenige nicht geben könne, was es nicht hat, ſo muß man nothwendig einen ganz deutlichen Begrif von der Kraft zu ſchaffen, von der Fähigkeit etwas hervorzubringen, haben. Es iſt auch ganz gewiß, daß unſer Verſtand dieſen Begrif nicht erreichen kan, von dem wir in der ganzen weiten Welt nicht die allergeringſte Vorbildung antreffen.

§. 16. Ob in Beſtreitung der Religion gröſſere Geſchicklichkeit, als in Vertheidigung derſelben erfordert werde?

Jedoch was ſolt ich mich hierbey aufhalten, da ich mir vorgenommen habe, die ſtarken Geiſter abzuſchildern, keinesweges aber dieſelben zu widerlegen. Wir haben bereits geſehen, was für eine erhabene Fähigkeit des Verſtandes erfordert werde, die allgemein angenommene Lehre der Wirklichkeit der Religion auf eine deutliche Art zu vertheidigen. Wir wollen auch unterſuchen, ob denn eben dergleichen fähige Geſchicklich-

lichkeit erfordert werde, ſelbige anzugreifen, wenn man in dem Unglauben eine recht prächtige Figur zu machen gedenket. Zur Erleichterung dieſer Unterſuchung wird mir erlaubt ſeyn, mich in eine etwas weitläuftige Entwickelung einzulaſſen.

§. 17. Die Lehren von dem Daſeyn einer höchſten erſten Grundurſache iſt recht vollkommen für die Menſchen gemacht, und natürlich leicht.

Es hat ein ſtarkes Anſehen, daß die Lehre von der Exiſtenz einer erſten Grundurſache, und der Nothwendigkeit einer andächtigen Verehrung derſelben gleich Anfangs unter den Menſchen durch mündliche Uiberlieferung bekannt gemacht worden, daß auch keine groſſe Mühe nöthig geweſen ſey, ſie mit ſtarken Vernunftſchlüſſen davon zu überzeugen. Dieſe Lehre ſcheint recht vollkommen wohl für den Menſchen gemacht zu ſeyn. Sie erfüllet ſein Verlangen, ſie sättiget ſeine unüberwindliche Liebe zu ſeiner Erhaltung und zu ſeiner Glückſeligkeit. Hier findet er einen unerſchöpflichen Qvell aller Hofnung, er mag gleich in dem allerverzweifeltſten Zuſtand ſtecken, weil er ſich unmöglich entſchlieſſen kan, ſich ohne alle Hülfe unglückſelig zu ſehen. Die Zernichtigung ſeines ganzen Weſens macht ihn zitternd, er thut daher den annehmlichen Gedanken von einem unendlich gütigen und allmächtigen Weſen, Thür und Thore auf, welches die Qvelle ſeines Elendes zu verſtopfen und zu verſiegen allein fähig iſt, oder ihn in einem andern Leben wieder dagegen erqvicken und ſchadlos halten kan. Er erkennet ferner, daß dieſer Begrif, welcher den Grund des Unterſchieds der Tugend und des Laſters ausmachet, den Mächtigen und Gewaltigen ein Gebiß anleget, die Schwachen ſchützet, und die nöthige

Ordnung in der menschlichen Gesellschaft befestiget. Seine natürlichsten Neigungen, welche durch die Betrachtung über die Nothwendigkeit der Ordnung unterstützt werden, finden annoch tausend augenscheinliche Beweise davon, wenn er die Natur nur mit der geringsten Aufmerksamkeit anschauet. So viel vereinigte Kräfte bewegen ihn, die Wahrheit dieser Lehre ohne alle Schwierigkeit anzunehmen. Er findet in derselben eben so wenig undurchdringliches, noch bey der Untersuchung beschwerliches, als in allen andern Wahrheiten, die daraus herfliessen, und welche, weil sie sämmtlich mit dem allgemeinen Vortheil des ganzen menschlichen Geschlechts verbunden sind, natürlicher Weise ohne sehr tiefsinnige Vernunftschlüsse erkannt werden müssen, wenn sie anders Grund haben sollen.

Ich halte davor, daß sie auf diese Art einem ieden Verstand, der kein Freund von Vorurtheilen, vielmehr aber von der Deutlichkeit ist, vorkommen müssen. Ich bin auch gewiß versichert, daß die Vernunft aller Menschen einerley Folgerungen, aus einerley Grundsätzen, wenigstens in nicht ganz verwirrten Materien würde gezogen haben, woferne die Menschen hätten das Wahre annehmen wollen, welches ihnen, so zu reden, entgegen trit, an stat, daß sie sich aus Lust, solches auf unbekannten Wegen zu suchen, davon entfernen.

§. 18. Dieselbe hat der menschlichen Eitelkeit nicht anstehen wollen.

Zum Unglück hat es der menschlichen Eitelkeit nicht anstehen wollen, sich in diese Meinungsgleichheit zu schicken. Diejenigen, denen es in Kopf kam, mit ihrem Verstand zu paradiren, haben lieber eine besondere

Bande

Bande aufgerichtet, um ſich in einem prächtigen Anſehen, das ihnen allein eigen ſey, darzuſtellen. Sie konnten ohne Aergerniß nicht erdulten, daß ihre Einſichten unter den groſſen Haufen verunglücken möchten, und es kam ihnen zu verächtlich vor, mit dem geringſten Bauer und Tagelöhner einerley zu glauben. An die Stelle des gemeinen natürlichen Verſtandes, ſetzten ſie den ſinnreichen Witz, und indem ſie ihr Nachdenken mit gröſter Gewalt zur höchſten Spitze trieben, ſolches auch mit einem prächtigen Anſehen geſchicklich zu behängen nicht verabſäumeten, erhielt ihre Eitelkeit ein ſattſames Vergnügen, daß ſie ihre Jünger mit Bewunderung und Erſtaunen betrachteten. Weil ſie nun mit einerley Begriffen beſtändig beſchäftiget ſind, ſo iſt ihnen auch alles dasjenige ſehr geläufig worden, was darinne das abgeſchmackteſte iſt; auf dieſe Art haben ſie ſich durch ihre falſchen Schluſſe zuerſt ſelbſt verführet. Der in ſehr enge Grenzen eingeſchloſſene menſchliche Verſtand, und der geringe Werth alles desjenigen, womit wir uns am meiſten beſchäftigen, bringet uns gemeiniglich einen lebhaften Geſchmack zu neuen und nicht ſo gar gewöhnlichen Dingen bey, den wir auf die allerwichtigſten Materien erſtrecken, welche unſere leichtſinnige Gemüthsart am allermeiſten zur Beſtändigkeit im Nachdenken antreiben ſolten. Folglich hat es nothwendig geſchehen müſſen, daß die Erfinder neuer Lehrgebäude Bewunderung, Ehrerbietung und Nachfolger dadurch erlangt haben. Eben hierdurch iſt es in der Folge der Zeit geſchehen, daß man gewiſſe Wahrheiten gänzlich aus den Augen geſetzet hat, welche uns der natürliche gute Verſtand einflöſſet, und daß uns die allernatürlichſte Empfindungen ganz fremd, unbekannt, oder doch zum wenigſten auſſerordentlich vorkommen. Auf gleiche

Art hat eben dieſer Hochmuth, der alle diejenigen in Irrthum ſtürzet, welche ſich vor vielen beſonders auszuzeichnen begierig ſind, andere Leute dieſes Gelichters von dem ebenen und richtigen Wege der Wahrheit abgeleitet. Solche durch ihre Eitelkeit glücklich geführte Perſonen, welche die Neigung, auch die Liebe zur Neuigkeit verſtärket, haben allerdings viele andere Geiſter mit ſich fortziehen müſſen, weil ſelbigen der falſche Schimmer nur auf leere Subtilitäten gegründeter Meinungen, die Augen verblendet hat. Der Ruhm einer ſo glückſeligen Stiftung eines beſondern Hauſens, muſte allerdings nur einer wenigen Anzahl Perſonen zu Theil werden. Was bliebe demnach wohl für andere übrig, welche eben ſo vornehme Gedanken hegten, oder vielmehr mit gleicher Begierde brannten, einen groſſen Namen zu erlangen? Solten ſie ſich nur damit begnügen bloſſe Jaherren von bereits ſattſam erwieſenen Meinungen zu ſeyn? Solten ſie mit einer Unterehrenſtelle vorlieb nehmen, ſelbige nur mit neuen Beweiſen zu unterſtützen? Ey bey leibe nicht. Was iſt alſo zu thun? Die oberſten Plätze ſind ſchon beſetzt, die andern ſind vor ihrer Ehrbegierde zu gering. Sie wollen alſo viel lieber, wie der römiſche Cäſar, auf einem Dorfe die erſten und vornehmſten, als zu Rom Leute vom andern Rang ſeyn. Sie beifern ſich demnach mit Gewalt, die Häupter einer Partey zu werden, zu dem Ende müſſen ſie alle Irrthümer aus dem Moder der Vergeſſenheit herausziehen, oder neue Chimären ausheckẽ, welche der Hochmuth in ihrer Fantaſie lebhaft und fruchtbar machet.

§. 19. Erforderliche Scharfſinnigkeit in Meinungen.

Man wird aus dieſem allen ganz deutlich wahrnehmen, daß fremde und beſondere Meinungen nicht ſo wohl

wohl Zeugniſſe eines erhabenen Verſtandes, als vielmehr eines brennenden Kützels ſcharfſinnig zu heiſſen, zu ſeyn pflegen. Ich muß aber auch dabey bekennen, daß die Stärke und tiefe Einſicht des Geiſtes in beſondere Meinungen allerdings einen wahren Glanz erhalten kan, wenn ſie regelmäßig iſt; wenn ſie gewiſſe Grundſätze formiret, wenn ſie aus denſelben richtige Folgerungen ziehet, und daraus ein zuſammenhangendes Ganzes von Meinungen herſtellet. Es wird aber auch gewißlich Verſtand erfordert, Begriffe zuſammen zu bringen, wenn ſie gleich falſch ſind, und ſelbigen ein Anſehen der Verbindung zu geben, oder ſie auf gewiſſe Art zuſammen zu kneten. Man braucht Witz, und die Kunſt Schlüſſe zu machen, darzu, wenn man dergleichen gebrechliches Gebäude, wider einen geübten und ſich ſelbſt wohl verſicherten natürlich guten Verſtand zu vertheidigen gedenket.

§. 20. Die ſtarken Geiſter nehmen kein Lehrgebäude an.

Hat es denn nun mit dem Eigenſinn beſonderer Meinungen der ſtarken Geiſter gleiche Beſchaffenheit? Man wolle doch das nicht glauben. Sie nehmen kein Lehrgebäude an, und alſo haben ſie auch den Vortheil, daß ſie nichts vertheidigen dürfen. Sie wiſſen ſich nur damit groß zu machen, wenn ſie auf anderer ihre Lehrgebäude einen Angrif thun. Ein Lehrgebäude wohl zu unterſtützen, darzu gehört ein vollkommener Begrif von demſelben, man muß alle deſſen Theile und deren unterſchiedenen Zuſammenhang aufs genaueſte verſtehen. Etwas aber auf einige ſcheinbare Art angreifen, dazu wird nichts mehr erfordert, als daß man an der Sache einen wirklichen, aber nur einen anſcheinenden Fehler entdecket, und

alle Stärke ſeines Verſtandes zuſammenraffet, eine Schwierigkeit recht groß zu machen. Hier zeiget ſich ein weites Feld, allezeit einen neuen Sturm zu wagen, und immer veränderte Angriffe zu thun.

§. 21. Der menſchliche Verſtand trift allenthalben Schwierigkeiten an.

Der menſchliche Verſtand iſt in ſo enge Grenzen eingeſchloſſen, daß unſere Vernunft, ja auch unſere Sinnen ſelbſt keine Materie erreichen können, welche nicht einigen Schwierigkeiten ausgeſetzt ſeyn ſolte, die bis hieher unmöglich alle haben aus dem Wege geräumet werden können. Man kan auf dergleichen Art von Einwürfen anders nicht antworten, als daß man aufrichtig bekennen muß, man habe von ſeinem Object keinen recht vollkommenen und in allen Stücken deutlichen Begrif. Dergleichen offenherziges Bekänntniß einer Unwiſſenheit, machet das ganze Lehrgebäude bey dem groſſen Haufen verdächtig, der viel zu blödſichtig iſt, als daß er die geringſten Begriffe von den richtigen Grenzen unſerer Vernunft, und von der erſtaunenden Weitläuftigkeit aller Materien haben ſolte. Ich muß es allerdings zugeben, daß dieſe Einwürfe, wenn ſie richtig erwieſen, und auf einen klaren und deutlichen Begrif gegründet werden, ein Lehrgebäude allerdings falſch machen, und deſſen ganze Deutlichkeit auf einmahl über den Haufen werfen. Sie verdienen hingegen aber auch nicht geringſte Achtung, wenn ſie ihre Stärke von der Unbegreiflichkeit ihres Vorwurfs entlehnen müſſen, und gewiſſe Wörter zu Grundſätzen annehmen, darinne man einen Begrif ſchimmern ſiehet, der immermehr abnimmt, und endlich gar verſchwindet, ie genauer man ihn zu entdecken, und ſich ſeiner habhaft zu machen vermeinet.

§. 22.

§. 22. Wie mit einem Ungläubigen zu ſtreiten ſey, und wie es die ſtarken Geiſter zu machen pflegen.

Will man nun, wenn die Reihe an uns kommt, ſich gelüſten laſſen, einen Ungläubigen anzugreifen, könnte man wohl verlangen, daß unſere Beweisgründe ihn treffen ſolten? Einen recht förmlichen Gang mit ihm anzutreten, muß man ſolche Grundſätze ausfindig machen, die er mit uns gemeinſchaftlich annimmt; gleichwohl erkennen dieſe Herren lieber gar keine. Beſtreitet man ſie, ſo bald gebrauchen ſie unſere eigne Grundſätze, und werden uns von einer Folge in die andere jagen, bis ſie uns auf ein Abſurdum niederſetzen. Unternimmt man es, einen Beweis wider ſie auf einerley Grundwahrheiten zu ſtützen, werden ſie es wohl bleiben laſſen, dieſelben anzunehmen, vielmehr wiſſen ſie ſich von der Stärke unſerer Schlüſſe auszudrehen, und in ein Labyrinth von Zweifeln zu verſtecken, darinne man ſie unmöglich mehr finden kan. Dieſes iſt die Art und Weiſe, mit welcher dieſe vortrefliche Philoſophen einen groſſen Staat mit ſchlechten Koſten führen, und das Mittel leicht ausfindig machen können, einen gewaltigen Ruhm zu erhaſchen, ohne nöthig zu haben, tief in die Dinge hinein zu dringen. Wie viel giebt es nicht unter dieſen geſchickten Geiſtern, deren Nahme in der Welt mit ihnen zugleich verſchwunden, und niemahls bekannt geweſen ſeyn würde, wenn ſie ihren Ruhm aus der ſchlammigten Qvelle des Unglaubens nicht geſchöpft hätten? Wie viel ſchlafloſe Nächte, wie viel Kopfbrechens und abmattendes Nachſinnen kan man erſparen, wenn man auf einem ſo kinderleichten Wege ein recht geſchickter Mann werden will!

§. 23. Neuigkeit und das Auſſerordentliche giebt dem Unglauben Anſehen.

Ich habe oben ſchon geſagt, daß die unüberwindliche Neigung, welche alle Sterblichen zur Neuigkeit und zum Auſſerordentlichen antreibet, dem Unglauben das prächtige Anſehen einzig und allein mittheile. Dabey habe ich auch zugeſtanden, daß dieſe Liebe zu neuen Dingen der Schwachheit des menſchlichen Verſtandes ganz natürlich ſey: Sie iſt auch nicht gar unvernünftig. Leute, die keinen Grundſatz annehmen, müſſen, ſie mögen auch noch ſo wenig Einbildungskraft beſitzen, dennoch eine unerſchöpfliche Qvelle neuer Begriffe ausheckẽ. Man trift aber eben dergleichen Fruchtbarkeit bey einer ausſchweifenden Fantaſie an, die tauſendmahl an neuen Grillen reicher iſt, als eine Einbildung, welche ſich durch den natürlichen guten Verſtand lenken und einſchränken läßt.

§. 24. Worinne ein durchdringender Verſtand und erhabener Geiſt beſtehe.

Ich leugne endlich nicht, daß es unter den Lehrern des Unglaubens Leute geben ſolte, die ſich in der Lebhaftigkeit ihres Verſtandes vor andern auszeichnen. Allein ein durchdringender Verſtand, ein erhabener Geiſt beſtehet nicht ſo wohl in glänzenden Einfällen, als vielmehr in einer gründlichen Tiefe richtiger Vernunftſchlüſſe. Indeſſen verwirret der Pöbel dieſe Dinge ſehr öfters, und ziehet meiſtentheils lebhafte ſinnreiche Einfälle, der Stärke richtiger Vernunftſchlüſſe vor. Die erſtere Eigenſchaft gefällt ihm weit mehr, und er kan ſich auch noch eher drein ſchicken. Es fällt ihm gar zu ſchwer, wenn er Schlüſſe machen, und ſich dadurch unterweiſen ſoll. Lebhafte Einfälle hingegen ſind luſtiger und angenehmer, denn dadurch

durch ſchleichet ſich ein artiges Bild ins Gehirne, das nothwendig vergnügen muß. Bey dergleichen Beſchaffenheit iſt es ganz natürlich, daß man ſich durch den Witz eines Ungläubigen verblendet ſiehet, der allezeit mehr Aufſehens machet, als diejenigen, deren Einbildung weit ſtärker iſt, welche aber dabey ein höchſtes Weſen verehren.

§. 25. Der Unglaube iſt in neuen witzigen Einfällen unerſchöpflich.

Iſt nun der Unglaube in neuerlichen Vernunftſchlüſſen unerſchöpflich, ſo muß er es in neuen witzigen Einfällen nothwendig ebenfalls ſeyn. Ein Menſch, der einen Gott, eine Religion annimmt, kan ſeinen Verſtand in einer groſſen Menge Materien tummeln und glänzen laſſen; allein er wird ſich nicht unterſtehen, die verehrungswürdigen Grenzen, welche heilige Dinge ſeinen herumhüpfenden Gedanken entgegen ſtellen, zu überſpringen. Mit den Freygeiſtern iſt die Sache ganz anders beſchaffen. Ihr ſinnreicher ſchöner Witz hat keine Grenzen, und kan wie ein munteres ungezäumtes Roß nach Belieben herum ſpringen. Die Religion eröfnet ihnen ein weites Feld, immer neue Sätze zu thun. Hier bietet ſich das Neue, das Auſſerordentliche von ſelbſt an. Hier kan ein ſinnreicher Witz die lebhafteſten Einfälle, die artigſten Wortſpiele, die feineſten Spöttereyen mit einer luſtigen Mine über Dinge anbringen, die das menſchliche Geſchlecht mit der tiefſten Ehrfurcht verehret, wodurch die Leute in Verwunderung, und in ein entzückendes Erſtaunen geſetzet werden.

§. 26. Entlehnter Glanz des Auſſerordentlichen durch das boshafte Herz.

Dieſe Art des Auſſerordentlichen entlehnet noch einen neuen Glanz von der boshaften Verderbniß des menſchlichen Herzens. Es iſt ganz natürlich, daß man das vor ſchön hält, was unſern laſterhaften Neigungen am meiſten ſchmeichelt. Daher kommts, daß eine eben nicht ſo gar ſinnreiche, aber doch witzige Spötterey von dem gemeinen Haufen mit einer bewundernden Aufmerkſamkeit, weit eher, als die vortreflichſte Lobrede angenommen wird. Ein kaum mittelmäßiger Roman findet iederzeit mehr Leſer, als eine moraliſche Abhandlung, darinne die richtigſten Vernunftſchlüſſe mit den edelſten Bildern vereiniget worden ſind. Man kan billig, ohne der Sache zu viel zu thun, wohl ſagen, daß die Anzahl rechtſchaffener Leute gar ſehr eingeſchränkt ſey. Ich verſtehe unter rechtſchaffenen Leuten diejenigen, welche nicht allein eine Religion annehmen, ſondern auch das Weſen derſelben gründlich erkennen, und ſelbige als die Qvelle der wahren Glückſeligkeit betrachten.

Es giebt keine geringe Anzahl von Menſchen, die an die Begriffe von der Religion gewohnt ſind, oder an derſelben Wirklichkeit zu zweifeln, durch ſchwankende verwirrte Gründe genöthiget werden, dieſe nehmen ſie aber nur mit Widerwillen an. Sie lieben dieſelbe nicht, ſie betrachten ſie als eine verdrießliche Knechtſchaft. Sie kützeln ſich innerlich, wenn ſie darüber ſpötteln hören, und finden darinne eine Art der Rache über ihr ſchweres Joch, welches ihnen ganz unerträglich vorkommt. Uiberdieſes alles aber giebt es noch eine andere Urſache, die auf eben ſo ſeichtem Grund ruhet, als alle, die ich bereits widerleget habe,

und

und welche doch nicht wenig beyträgt, daß man die ſtarken Geiſter mit dem Titel: Erhabener Denker, beehret.

§. 27. Wunderliche Sache um die Reputation, darüber ſich der menſchliche Eigenſinn die Entſcheidung anmaſſet.

Iſt etwas auf der Welt, darüber der menſchliche Eigenſinn das wenigſte Recht hat, ein Urtheil zu fällen, und darinne er doch mit Frechheit ſich der Entſcheidung anmaſſet, ſo iſt es die Reputation. Man darf dieſelbe bald gar nicht mehr als einen rechtmäßigen Tribut betrachten, den die Vernunft den Verdienſten zollen muß. Sie wird durch tauſend alberne und abgeſchmackte Mittel erlangt. Die unwürdigſte Marktſchreyerey maſſet ſich des Rechts einer Geſchicklichkeit an. Sie mag es auch ſo plump und ungeſchliffen anfangen, als ſie nur will, ſo erlangt ſie dennoch ihren Zweck. Gewiſſe Leute heiſſen berühmt Gelehrte der erſten Gröſſe, nur alleine daher, weil ſie ſo unverſchämt ſind, ſteif und feſt zu behaupten, daß ſie es wären. Indem ſie ihr Eigenlob beſtändig wiederholen, erlangen ſie dadurch ein Vergnügen, es ihnen ſelbſt auf ihr Wort zu glauben. Dieſes iſt nun allerdings ein faſt unbegreiflicher Vorfall, allein die Erfahrung geſtattet es nicht, daran zu zweifeln. Wie viel Leute ſiehet man nicht alle Tage, welche durch dergleichen mit ziemlich groben Fäden zuſammen geflickte Kunſtſtücke vor groſſe Mathematiker, tief einſehende Naturlehrer, Gottesgelehrte vom erſten Rang, durchtriebene Rechtsverſtändige, erfahrne Aerzte u. d. m. gehalten werden, die doch mit Mühe und Noth kaum ſeichte Begriffe von der Wiſſenſchaft beſitzen, die ſie bis auf den allerunterſten Grund

durch-

durchkrochen zu haben vorgeben. Das menſchliche Herz, welches gemeiniglich nicht gar zu überflüßig gut iſt, wird doch oftmahls bis zur Dummheit gar zu gut. Solte man denn einem Mann nicht auf ſein ehrliches Wort trauen, der mit ſolcher Freymüthigkeit ſaget, daß er ſeine ganze Lebenszeit auf eine Wiſſenſchaft gewendet, und daß er durch ſeinen Fleiß und Wachen das Glück erhalten habe, derſelben Abgründe weit tiefer zu erforſchen, als alle andere ſeiner Vorgänger, ſie mögen auch ſo gelehrt geweſen ſeyn, als ſie wollen? Solte es alſo wohl möglich ſeyn, daß ein Mann nicht die erſten Grundſätze einer ſolchen Wiſſenſchaft begriffen haben könnte? Unmöglich kan die Frechheit ſo weit getrieben werden. Auf dieſen Schlag pfleget insgemein der gemeine Haufen ſeine Schlüſſe zu machen, wenn er einen ſolchen Aufſchneider von ſeiner falſchen Geſchicklichkeit reden höret. Er wird auch darinne durch eine handgreifliche Deutlichkeit noch mehr beſtärket, wenn er die verächtliche Art und Weiſe betrachtet, mit welcher ein ſolcher Vielgeſchrey den verehrungswürdigſten Perſonen der gelehrten Welt zu begegnen pfleget. Nennet man den Nahmen eines Newton, eines Wolfs, eines Saurins, Mosheims, oder Baumgartens, ſo zucken dergleichen Großſprecher die Achſeln. Sie gehen noch weiter, und wollen mit einem krum gezogenen Mäulgen ganz klärlich erweiſen, daß die beyden erſtern nichts mehr, als etwan Naturkündiger oder gute Rechenmeiſter ſind, die andern aber ſchlechte Philoſophen wären, und keine Logik im Kopf hätten. Darauf bringen ſie in einem nachdrücklichen Ton einen Diſcours auf die Bahn, der von Millionen gelehrten Kunſtwörtern zuſammen geſtoppelt iſt, welche durch ihre undurchdringliche Finſterniß das Anſehen einer unergründlichen tiefen

Ein-

Einſicht haben. Der aufmerkſame Zuhörer kan kaum zu Athem kommen, er höret mit Verwunderung, daß der Redner weit geſchickter, als er ſelbſt iſt, mithin kan er keinen andern Schluß zu machen glauben, als der Mann der allergeſchickteſte, ja ſo geſchickt, als einer nur auf der Welt ſeyn kan, ſeyn müſſe.

§. 28. Die dümmſten Leute thun über die Reputation den Ausſpruch.

Ich höre ſchon, daß man ſagen wird: Was? ein Ignorant, der überzeugt iſt, daß er dergleichen Materien niemahls unterſuchet, noch vielweniger geprüfet hat, ſolte ſich der wohl unterſtehen dürfen, bloſſerdings in dem Vertrauen auf einen ihm vorgeſagten prächtigen Gallimatias, oder Wirrwarre, von der Geſchicklichkeit dieſer Art Marktſchreyer ein Urtheil zu fällen? Dieſe Sache iſt allerdings erſtaunlich. Ich muß es ſelbſt bekennen. Sie iſt aber gleichwohl ganz richtig. Fallen uns nicht alle Tage Beyſpiele genug davon in die Augen? Höret man nicht den allerunwiſſendſten Kerl täglich ſagen: Der hat mehr Verſtand, als dieſer oder jener; die Predigt war herzlich ſchlecht; das iſt ein unvergleichlicher Mann; der Mann verſtehet gar nichts; dieſe Verſe taugen nichts; das iſt ein vortrefliches Gedicht, und tauſend d. g. m. Der gemeine Haufen glaubet nicht anders, als daß einer, der von einer Wiſſenſchaft rechten Wind machen kan, dieſelbe nothwendig bis auf den Grund durchſuchet und ausſtudiret haben müſſe. Er kan ſich nicht einbilden, daß uns die einfältige Natur Licht und Verſtand gnug mittheile, alle Dinge zu überdenken.

§. 29. Der betrügliche Character, den ſich die ſtarken Geiſter ſelbſt beylegen.

Der betrügliche Character, den ich bishero entworfen habe, paſſet denen ſtarken Geiſtern auf die beſte Art, die man ſich nur einbilden kan. Höret man ſie ſprechen, ſo ſind ſie allein die weiſeſten Leute auf der Welt. Sie ſind es, denen die hohe Würde, den Nahmen der Philoſophen zu führen, allein zuerkannt iſt. Sie allein, mit Ausſchlieſſung aller andern, ſind im Beſitz die Wahrheiten zu unterſuchen. Nur ihnen ganz allein iſt die Fähigkeit zu theil worden, ihre Vernunft in dem vollkommenſten Gleichgewicht zu halten, welche nur durch Beweiſe zum Wanken gebracht werden kan. Alle andere Leute, kleine Geiſter, knechtiſche und niederträchtige Gemüther ſchmiegen ſich, und kriechen unter dem Joch der Autorität, und laſſen ſich ohne Widerſtand von den altväteriſch allgemein angenommenen Meinungen mit fort zerren. Die hohen Gedanken, mit welchen dieſe Herren von ſich ſelbſt erfüllt ſind, legen ſich ſogleich in ihrer Mine, in ihren Gebehrden und in ihrem ganzen Betragen an den Tag. Gerathen ſie in eine gelehrte Streitigkeit, ſo gebe man nur auf ihre hochanſehnliche Mine Achtung. Der Sieg iſt ihnen ſchon gewiß genug, ehe ſie noch zu kämpfen anfangen. Ihr ſpöttiſches Lächeln iſt bereits eine ſpöttiſche Frage, ob es mit dem Grundſatz ſeine Richtigkeit habe? die ihnen die triumphirenden Denkmahle bereiten ſoll. Das mit gerümpft geſchloſſenem Munde beobachtete Stillſchweigen, ein beleidigender Geſichtszug iſt ihnen ſchon mächtig genug, den allerſtärkſten Beweis ohnmächtig zu machen. Nun zeige man mir doch unbeſchwert denjenigen Ignoranten, oder denjenigen Halbgelehrten, der ſich durch eine ſo weit getriebene und ſo wohl angebrachte

Markt-

Marktſchreyerey nicht ſolte bey der Naſe kriegen laſſen. Nichts iſt indeſſen unanſtändiger, als die verwerfliche Art und Weiſe, wie man ſein Lob, das man ſich doch ſelbſt unmäßig beyleget, dem Scheine nach abzulehnen ſich anſtellet. Gewiſſe Gebehrden, eine Art den Kopf zu verdrehen, ſind vor dem dummen Pöbel eben ſo viel tiefſinnige als undurchdringliche Sophiſtereyen, die er vor lauter ſcharfſinnige Schlüſſe anſiehet.

§. 30. Der Character eines wahren Philoſophen.

Ein ächter, wahrer und geſchickter Weltweiſer iſt bemühet, überzeugend zu überwinden, nicht aber liſtig zu betrügen. Er ſchämet ſich, wenn er Hochachtung und Bewunderung durch eine taſchenſpieleriſche Gaukeley erſchleichen ſolte. Nichts iſt im Gegentheil ſchimpflicher, als daß man ſich durch einen handgreiflich groben Betrug beſtricken läßt. Beſcheidenheit und Schaam bleibet allezeit mit beſſerm Rechte eine beſtändige Liberey wahrer Verdienſte und eines erhabenen Geiſtes, als eine prahleriſche Frechheit, mit welcher man die leere Lücke eines edlen Vertrauens auszufüllen vermeinet, welches doch wirklich groſſen Gemüthern bey andern zu erwecken allerdings wohl erlaubt und der Beſcheidenheit gar nicht entgegen ſtehet. Von den ſcharfſinnigen Einſichten eines Mannes gründlich zu urtheilen, iſt ein Werk des Verſtandes und der Vernunft, keinesweges aber der Augen und der Ohren. Man darf ſie nicht in dem prächtigen Ton der Stimme, vielweniger in der gravitätiſchen Bewegung des ganzen Oberleibes ſuchen, ſondern in dem deutlichen Vortrag, in der Gründlichkeit, in tief herausgeſuchten und klar ans Licht geſtellten Begriffen. Wer zu nichts mehr, als zum Sehen

und Hören geschickt und fähig ist, der hat auch das geringste Recht nicht, von Verdiensten zu urtheilen. Nur die Vernunft allein kan die Stufen der Vernunft abmessen. Nur eine richtige starke Einsicht ist fähig zu entdecken, wie weit der Verstand eindringen kan, wenn seine Untersuchungen einen gewissen Punct erreichen sollen.

§. 31. Character eines schönen Verstandes.

Mich dünket es sey genug gesagt, um von der übertriebenen hohen Meinung gegen die starken Geister wieder zu sich selbst zu kommen. Wer Fähigkeit genug besitzet, einem Beweis nachzugehen, wird keines weitern Unterrichts brauchen. Wir wollen hier noch einige andere Betrachtungen anfügen. Der Titel eines schönen Verstandes gehört nicht vor Leute, die nur in einer einzigen Sache sonderbare Vorzüge haben. Ein mittelmäßiger Geist, welcher alle Kräfte seines Verstandes nur auf eine einzige Wissenschaft wendet, kan es darinne zu einer sehr hohen Geschicklichkeit bringen. Diese Sache hat ihre gute Richtigkeit, und wird täglich durch die Erfahrung bestärket. Ein wahrhaftig erhabener Geist, ein sich über alles schwingender Verstand lässet sich nicht einkerkern, auch nicht in eine einzige Art der Erkänntniß einschliessen. Was ihn in sich selbst vergnüget, ist die Schönheit und die Stärke seiner Vernunft. Seine angestrengten Kräfte geben dieser Eigenschaft die genaueste Richtigkeit und die weitesten Begriffe. In seiner dergestalt geschärften und aufgeklärten Vernunft findet er, so zu reden, den rechten Schlüssel zu allen Wissenschaften. Alles was dem menschlichen Verstand begreiflich zu seyn vermag, scheinet sich seinen Untersuchungen zu entdecken. Er machet sich eine Lust in die

Be-

Beſchaffenheit aller ihm vorkommenden Dinge lebhaft einzudringen, die mit ſeinen Gemüthseigenſchaften und Neigungen übereinkommen. Er hat zwar ſeine Wiſſenſchaften, die er beſonders liebt, allein er kan ſich auch das Vergnügen nicht verſagen, von allen demjenigen gewiſſe Begriffe zu machen, was ihm zu wiſſen würdig ſcheinet.

§. 32. Ob ſelbiger für die ſtarken Geiſter gehöre?

Wohlan, man laſſe uns die Deutung dieſer Wahrheit auf den Character machen, den wir ietzo unter der Hand haben. Man erlaube denen ſtarken Geiſtern, ſich auf einen Augenblick mit der ſchmeichelhaften Meinung zu beluſtigen, die ſie von ihren Einſichten in Anſehung der Religion haben, damit wir doch ſehen können, ob man bey ihnen das Zeichen eines wahrhaftig erhabenen Verſtandes antreffen wird. Spüret man wohl bey denen, die unter ihnen im erſten Gliede des Anſehens ſtehen, diejenige Mannigfaltigkeit der Känntniß, mit welcher viele eifrige Beſchützer des Glaubens in vollem Licht glänzen? Sind ſie fähig geweſen, ſich dasjenige recht eigen zu machen, was den Verſtand ordnen, erheben, aufklären und zieren kan? Was ſoll ich viel ſagen. Wer iſt unter ihnen wohl anzutreffen, deſſen übertriebene Geſchicklichkeit auf etwas anders beruhet, als die Zweifel einer unbeſonnenen Frechheit kunſtliſtig auszuputzen? Findet man unter ihnen wohl eine Anzahl ſolcher Leute, die ſich nur in einer einzigen Wiſſenſchaft mit Ruhm hervor gethan haben, worinnen ſich Schönheit und Stärke der Vernunft zu Tage leget? Man zeige uns doch etliche von ihnen, welche die erſten Grundſätze des Rechts der menſchlichen Geſellſchaft entwickelt haben? Wenn es doch denenjenigen unter ihnen

beliebte hervor zu treten, welche die Naturlehre mit neuen Entdeckungen bereichert haben. Sind wohl die Tiefen der Feldmeßkunst, oder der Algebra von einigen durchforschet worden? Hat man denn etwan ihren Einsichten die so richtigen als wunderwürdigen Begriffe, der unter sich in Verbindung stehenden Bewegung zu danken, die man in den Weltkugeln bemerket, welche über unserm Haupte sich herum drehen? Gewißlich, wenn sie die grossen Gedanken, die sie uns von ihrem erhabenen Verstand zu geben vermeinen, mit Nachdruck unterstützen wolten, so möchten sie sich doch billig belieben lassen, iezuweilen einen Tritt aus der Sphäre ihrer Munterkeit zu thun. Sie müssen uns in allen Wissenschaften neue Wege bahnen, welche das ganze menschliche Geschlecht für höchst wichtig ansiehet. Allein, diese Art und Weise, sich vor andern hervor zu thun, würde ihnen viel zu theuer zu stehen kommen, wenn sie auch gleich alle Fähigkeit dazu besässen. Weit gemächlicher und hurtiger läßt sich eine hohe Reputation durch eine überraschelnde Bewunderung erhaschen, dabey man der Mühe überhoben seyn kan, seiner Trägheit den geringsten Zwang anzuthun.

§. 33. Ob diese Herren in den Materien, die sie sonderlich lieben, eine vorzügliche Geschicklichkeit besitzen?

Nun könnte man allerdings die Frage aufwerfen: Ob denn diese geschickten Leute erster Grösse in den Materien, die sie vor allen andern vorzüglich lieben, einen wesentlichen Vorrang der Geschicklichkeit besitzen? Entdecket sich wohl in ihren wider die Religion mit mächtig eingebildeter Stärke ausgelassenen Schriften, eine richtige und sichere Vernunftlehre? Spüret man

in denſelben eine beſondere Geſchicklichkeit, den Punct richtig zu beſtimmen, auf dem der Streit beruhet; einen Grundſatz deutlich aus einander zu wickeln und zu beſtärken; einen Beweis ins volle Licht zu ſetzen, deſſen ganze Stärke heraus zu winden, und denſelben durch einen klaren und netten Zuſammenhang empfindend zu machen? Mir kommt es gar nicht alſo vor. Ich glaube, daß ich ohne Partheylichkeit ſagen kan: Ihre Meiſterſtücke wären wenigſtens ſo mitleidens- als verachtungswürdig. Ich getraue mir noch darzu, mit einer ſichern Stärke zu beweiſen, daß ihre Stücke faſt an allen zu einem guten Werk erforderlichen Eigenſchaften groſſen Mangel haben; ja, daß es ſehr leicht ſey, vermittelſt einer mittelmäßigen Fähigkeit zu ſchlieſſen, den Beweiſen weit mehr Stärke zu geben, die ſie uns, mit einer triumphirenden Mine vorzulegen vermeinet haben.

§. 34. Warum widerlegen doch die ſtarken Geiſter die vornehmſten Stellen aus ihrer Gegner Schriften, nicht Schritt vor Schritt?

Mich hat allezeit ein gewiſſer Umſtand ſtutzig gemacht, den man in der Aufführung dieſer Herren bemerket, und der, wie mich dünket, die hohen Gedanken, die ſie von ihren tiefen Einſichten hegen, überaus ſehr erniedriget. Sie wiſſen, daß ſehr geſchickte Leute eine Menge groſſer Bände geſchrieben, und darinne, daß ein allerhöchſtes Weſen, mithin die Religion etwas in der Wirklichkeit gegründetes ſey, zu erweiſen vorgegeben haben. Ihnen iſt ebenfalls nicht unbekannt, daß Philoſophen vom erſten Rang bemühet geweſen ſind, die Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion auf weit gewiſſere und auf alle Art unwiederſprechliche Geſchichte zu gründen, als

nur alle Vorfälle seyn können, die wir mit unsern eignen Sinnen zu betrachten verhindert werden. Woher kommt es demnach, daß unsere grosse Geister, diese vortrefliche Leute, sich nicht die Mühe nehmen wollen, die stärksten Stellen dieser Werke Fuß vor Fuß zu widerlegen, und die Schwäche eines ieden Beweises darinnen ins Licht zu stellen? Dieses, ja eben dieses würde das rechte Mittel seyn, die Religion auf einmahl mit Strumpf und Stiel auszurotten. Durch diesen Weg würden diese vermeinte Erretter der menschlichen Vernunft, diese Schutzengel der Freyheit zu denken, das Joch in Stücken brechen, welches dem nicht gar vernunftmäßig denkenden allgemeinen Haufen allzu unerträglich vorkommt. Dieses würde die richtigste Lehrart seyn, deren man sich bedienen könnte, die Menschen von einem leeren Schrecken zu erlösen, und sich den ruhmwürdigsten Ehrentitel eines erhabenen Geistes zu erwerben. Wenn sich aber diese Herren entschliessen wolten, diesen Weg zu gehen, so würden sie belieben müssen, sich zu erinnern, daß es zum Triumph noch nicht genug sey, hier oder da einen Beweis über den Haufen zu werfen, daß sie sich auch keinen Sieg versprechen dürfen, so lange als nur ihren Feinden ein Bollwerk von einem einzigen Beweis übrig bleibet, das sie bedecken kan.

§. 35. Eine Grundregel, wornach man sich in Streitschriften genau achten müsse, worwider aber die meisten Polemiker verstossen.

Ein einziger klarer, deutlicher und richtig aus einander gesetzter Beweis muß die Uiberzeugung nach sich ziehen, und zwar mit eben derjenigen Gewißheit, als es eine grosse Anzahl eben so deutlicher Gründe zu

thun

thun vermögen. Eben dieſes iſt eine Grundregel, die man niemahls aus dem Geſicht laſſen muß, wenn man mit Streitigkeiten beſchäftiget iſt, dabey aber die edle Abſicht der Unterſuchung der Wahrheit, und keinesweges das niederträchtige Verlangen zur eiteln Ehre zum Grund ſetzet. Es geſchiehet leider, daß die meiſten Streitſchriftſteller dieſe nützliche Wahrheit aus ihrem Gemüth entfernen, dadurch ſich ein wenig nachdenkender und aufmerkſamer Leſer nicht leicht verführen laſſen wird. Man macht ſich über eine oder die andere ſchwache Stelle eines Werks her, welches man im Mißcredit zu ſetzen ſich vorgenommen hat. Man entdecket den ſchlechten Zuſammenhang einiger Folgerungen; man ziehet etwan eine Ungewißheit etlicher Grundſätze ans Licht, die als erwieſen angegeben worden ſind. Uiber einem ſolchen glücklich gelungenen Fortgang wird man hochmüthig, man triumphiret, man nimmt eine verächtlich-ſpöttiſche Mine an, ohngeachtet doch durch alle dieſe Angriffe das Lehrgebäude nicht einmahl eine leichte Erſchütterung empfunden hat, welches man bis aus dem Grund niedergeriſſen zu haben ſich einbildet. Dergleichen anſcheinender Sieg würde vielleicht die Augen der Leute gar nicht blenden, wenn der Hochmuth desjenigen, der ſich ſchon überwunden zu ſeyn fürchtet, die Leſer in der Meinung nicht noch darzu beſtärkte, daß er unten liege. Hier iſt kein beſſerer Rath, die Leute aus allem Argwohn zu bringen, als daß man ſeinen Gegner auf dem eroberten kleinen Platz ſich nach Gefallen herum tummeln laſſe, und ſich ſelbſt indeſſen in die weſentliche Stärke ſeines wohlgegründeten Lehrgebäudes einſchlieſſe; allein man läſſt ſeine Meinung aus den Augen. Die Ehre muß vertheidiget ſeyn. Man kan nicht zugeben, daß man vor einen Mann gehalten

werde, der nicht durch und durch gleich bündig schlieſſen solte. Man will nichts verlieren. Alle unsere Beweise sollen und müssen gleich stark seyn. Man vertheidiget sie oftmahls durch handgreifliche abgeschmackte Gründe. Und ob man in der That gleich sieget, so richtet man doch auf diese Weise, in den Gedanken des gemeinen Haufens, seinem wirklich schwachen Gegner die Triumphzeichen selbst auf.

§. 36. Die Art und Weise, wie die starken Geister angreifen und fechten.

Ich habe hier die allgemeine Art und Weise entworfen, ein System anzugreifen, welche bloß durch die verkehrte Art dasselbe zu vertheidigen, ein Ansehen erhält. Uberhaupt ist diese Art des Angrifs bey den Ungläubigen die liebste und angenehmste. Man wird nicht sehen, daß sie sich grosse Mühe geben, den Grund eines systematischen Werks anzufassen, um selbiges aus der Tiefe seiner eignen Stärke herauszuheben und über den Haufen zu stürzen. Sie lassen sich begnügen, sich einiger leichten Aussenwerke zu bemeistern, daran nicht viel gelegen ist, über dergleichen geringe Eroberung blehen sie sich auf und machen sich unter ihren Leuten so breit, als ob sie den Sieg erhalten hätten. Ausser diesem gehen sie insgemein bey der Art ihres Angrifs nicht gerade zu. Sie wissen ihre Unternehmungen meisterlich zu verdecken. Man solte nicht denken, daß sie die Religion anzugreifen im Sinn hätten. Oftmals greifen sie dieselbe gar unter dem Vorwand an, sie zu vertheidigen. Sie entkräften unsere Beweise, indem sie selbige durch gewisse Ausdruckungen verstellen, und mit ihren Auslegungen in einer gebrechlichen und schwachen Gestalt zeigen. Sie begnügen sich, selbige durch allerhand boshaftes Einschmei-

ſchmeicheln verdächtig zu machen. Bey allem dieſem Verfahren ſind ſie doch ſelbſt von der Gerechtigkeit ihrer Sache nicht völlig ſicher. Aus ihren Wendungen und Drehungen muß ein nur wenig einſehender gewiß glauben, daß ſie mehr zu betrügen, als zu überwinden im Sinn haben. Kan man wohl weiter zweifeln, daß ſie ſich dieſen Endzweck vorgeſetzet haben müſſen, wenn man ſiehet, daß ſie handgreiflich falſche Geſchichte mit der zuverſichtlichſten Frechheit anbringen, als ob es Dinge von ausgemachter Gewißheit wären? Dieſes iſt ein nichtswürdiger Grif derjenigen unter ihnen, welche von ihren blödſinnigen Schülern am höchſten bewundert werden. Ich könnte dieſes ſo wohl durch viele, als auch in die Augen fallende Beyſpiele erweiſen. Ich will nur einige davon anführen, welche, wie mich dünkt, fähig genug ſind, einen lebhaften Unwillen allen denjenigen einzuprägen, die unter Laſter und Tugend einen weſentlichen Unterſchied ſetzen. Wenn dieſe Exempel nicht erweiſen, daß ſolche Herren Betrüger ſind, ſo werden ſie doch zum wenigſten darthun, daß ſie unter den vollkommenſten Ignoranten und unter dummen Perſonen den höchſten Rang behaupten.

§. 37. Die Schrift von der Freyheit zu denken iſt ein Schild, der in der Rüſtung der ſtarken Geiſter ein wichtiges Stück ausmacht.

Die Schrift von der Freyheit zu denken wird von allen Freygeiſtern als ein Meiſterſtück der menſchlichen Vernunft ausgerufen; und die ungläubigen Lehrlinge verſtecken ſich hinter dieſes ſchreckliche Buch, als ob es der Schild der Minerva wäre. Indeſſen wimmelt doch dieſes Werk, welches glücklich genug war, unter vielen frommen chriſtlichen Seelen ein Schrecken

anzurichten, von dergleichen betrüglichen Pfeilen, welche wider die Religion mit einer eben so lächerlichen, als schändlichen Frechheit seuchtlos abgedruckt worden sind. In diesem Tractat siehet man augenscheinlich, daß die Worte: Freyheit zu denken, zwo unterschiedene Bedeutungen haben, eine allgemeine nemlich, und eine umschränkte. In der erstern bedeuten sie diejenige großmüthige Stärke des Verstandes, welche unsern Beyfall einzig und allein an eine Deutlichkeit bindet. In der andern drücken sie die Wirkung aus, welche man, dieser Herren Meinung nach, von einer genauen freyen Erforschung erwarten soll, darunter ich den Unglauben verstehe. Ob ich nun wohl versichert bin, daß diese zwo unter einerley Ausdruck versteckten Bedeutungen einem aufmerksamen Leser nicht entgehen werden; so gestehe ich doch, daß ich nicht deutlich darthun kan, ob sie der Verfasser gebraucht hat, sich vor unserm Angrif sicher zu stellen, indem er sich bald der einen bald der andern Bedeutung bedienet hat. Dergleichen Dinge mögen so scheinbar seyn, als sie wollen, so werden sie sich doch nicht erweisen lassen. Allein dieses getraue ich mir zu beweisen, daß unter dieser Zweydeutigkeit eine gottlose Spitzfindigkeit oder eine jämmerliche Ausschweifung enthalten sey. Wir wollen, aller Wahrscheinlichkeit zuwider, setzen, daß der Endzweck des Verfassers gewesen sey, diese Worte in ihrer allgemeinen Bedeutung zu nehmen, und wollen sehen, ob dieses, was wir voraus gesetzt haben, seinen Schlüssen vortheilhaft sey.

§. 38. In dieser Schrift wird eine Liste alter berühmter Freydenker angebracht.

Damit er seiner Secte ein Ansehen mache, leget er uns eine lange betrügerische Liste grosser Männer unter

unter den Alten vor, welche alle, nach ſeiner Meinung, ſich durch die Freyheit zu denken berühmt gemacht haben ſollen: Socrates, Plato, Epicur, Cicero, Virgil u. a. m. Was ſind dieſes nicht vor verführeriſche Nahmen für ſolche Leute, die ihre Vernunft unter die Knechtſchaft des Anſehens und der Autorität zwingen! Dergleichen Autorität ſchickt ſich aber zu einem philoſophiſchen Plan, der uns frey zu denken anweiſen ſoll, ſehr übel.

§. 39. Man will es aus Stellen ihrer Schriften beweiſen, und ſetzt voraus, was noch zu beweiſen iſt.

Um aber auch zu zeigen, daß dieſe berühmten Alten frey gedacht haben, ſo ſchleppet er einige Stellen aus ihren Schriften herbey, worinne ſie ſich, wie er vorgiebt, über die gemeinen Meinungen von einem zukünftigen Leben, erheben. Dieſes heißt nun vorausſetzen, daß eine freye Unterſuchung der Wahrheit nothwendig zum Unglauben führe, und folglich iſt dasjenige voraus geſetzt, was erſtlich erwieſen werden muß. Uberdiß, iſt denn dieſes ein recht unterſcheidender Character einer Vernunft, die alles klar und deutlich begreifen muß, wenn man von den allgemein angenommenen Meinungen abgehet? Ich habe vorher ſchon gewieſen, daß Faulheit und blinde Hochachtung gegen die Autorität nicht die einzigen Hinderniſſe des menſchlichen Verſtandes ſind. Die Verderbniß des menſchlichen Herzens, eitle Ehre, die hochmüthige Begierde ſich, als ein Haupt einer Parthie aufzuwerfen, üben allzuoft eine tyranniſche Macht über unſer Gemüth aus, daß ſie es mit gröſſer Gewalt von der reinen Liebe zur Wahrheit ableiten.

§. 40. Einwurf gegen die vorgegebene Freydenker des Verfassers angezogner Schrift.

Will man vollkommen überzeugt seyn, daß diese grosse Männer des Alterthums in ihren Untersuchungen völlig frey gewesen, so muß man in die tiefsten Geheimnisse und Bewegungen ihres Herzeys eingedrungen seyn, davon uns ihre Werke unmöglich eine zureichende Nachricht ertheilen können. Ist der Verfasser einer so unbegreiflichen Stärke der Einsicht fähig, so muß ich bekennen, daß er eine ungemeine Geschicklichkeit besitze: Ist er es aber nicht, so liegt am Tage, daß er durch einen handgreiflich falschen Schluß, da er dasjenige augenscheinlich voraus setzet, worüber noch gestritten wird, uns verleiten will, solche Weisheitsprätendenten, als vortrefliche Muster zu verehren, deren Innerstes ihm, wie allen andern Sterblichen ganz unbekannt ist. Hat doch ein Philosophe, der sich mit der allergenauesten und unabläßigen Aufmerksamkeit untersuchet, Mühe und Noth, selbst zu wissen, ob er frey denket, und ob die Wahrheit und deren einziger Nutzen die eigentliche unabhangende Triebursache seiner angestellter Untersuchungen sey. Folglich ist es eine ausschweifende Kühnheit, vorzugeben, daß man die Wege ausgespüret habe, auf welchen die alten Weltweisen ihre Meinungen gefunden hätten. Unsere vermeinten starken Geister glauben steif und fest, daß wir in diesen Meinungen ihre eignen Gedanken finden sollen. Das kan ich geschehen lassen, und verschlägt nur nichts. Diese Alte aber haben eben so gedacht wie wir, mithin haben sie frey gedacht. Die Stärke dieses Beweises fällt nicht in die Augen. Es würde uns lieb seyn, zu vernehmen, was sich die starken Geister für eine Lehrart zu bedienen beliebten, wenn sie uns erweisen wollen, daß sie selbst frey denken.

§. 41.

§. 41. Man macht auch gar die heiligen Schriftſteller zu Freydenkern, nach der ſtarken Geiſter Art.

Der Verfaſſer des bereits gedachten Buchs begnüget ſich noch nicht, uns einige der berühmteſten Weiſen des Heidenthums, als Muſter der Freyheit zu denken, vorzuſtellen. Er legt uns auch noch ſolche Schriftſteller vor Augen, die aus göttlicher Eingebung geſchrieben, und die wir bis hieher allezeit vor orthodox gehalten haben, ohneracht wir gewiß verſichert ſind, daß ſie frey gedacht haben. Indeſſen will er beweiſen, daß ſie frey gedacht haben müſſen, weil ſie die herrſchende Religion verworfen hätten. Ich habe dieſe Folgerung bereits widerleget. Jedoch verlohnt ſichs wohl der Mühe, die Art und Weiſe zu unterſuchen, mit welcher er uns zu überreden vermeinet, daß die Meinungen dieſer heiligen Männer etwas ſonderliches gehabt haben.

§. 42. Deſſen Beweis wird unterſuchet.

Ich werde mich nur an einem einzigen Beweis halten, mit welchem er eine ſo auſſerordentliche und unglaubliche Meinung zu behaupten gedenket. Die Propheten haben wider die Opfer des iſraelitiſchen Volks mit Schelten geeifert: Mithin ſind die Propheten Gönner und Schutzherren der Freyheit zu denken geweſen. Ich bin mit ihnen ganz einig, daß in den Büchern der Propheten höchſtnachdrücklich bewegliche Stellen zu finden ſind, in welcher ſie wider den äuſſerlichen Gottesdienſt losziehen, den Juden auch ihren übertriebenen Eifer vor die Ceremonien des Geſetzes verweiſen. Allein ſolte wohl auf der Welt ein Menſch ſo dumm ſeyn, der nicht den wahren Sinn dieſer Verweiſe begreifen würde? Man

müſte

müſte nicht den geringſten Begrif von der jüdiſchen Religion, oder nur einige Stellen hier und da, aus dem alten Teſtament, Stückweis und von ohngefähr geleſen haben, wenn man ſich darinne irren oder betrügen laſſen wolte. Haben ſich wohl iemals die Juden, welche dieſe Schriftſteller vor erleuchtete Männer gehalten, in Sinn kommen laſſen, daß dieſe Stellen auf den Umſturz des levitiſchen Gottesdienſts abzielen ſolten? Haben ſie dieſe Vorwürfe und Verweiſe wohl auf ſolche Art, wie man vorgiebt, auslegen und glauben können, daß dieſe heiligen Männer das Volk von den Opfern, auf Befehl eben desjenigen GOttes abhalten wolten, welcher dieſelben auf ſo feyerliche Weiſe eingeſetzet und durch den Dienſt Moſes anbefohlen hatte? Nein, wahrhaftig nicht. Hätte das iſraelitiſche Volk nur einigermaſſen den Verdacht gefaſſet, daß dieſe Propheten das Ceremonialgeſetz verächtlich gehalten, ſie würden ſie gewiß, als der beleidigten göttlichen Majeſtät Schuldige angeſehen, und nichts würde ſie der grauſamſten Strafe entlediget haben. Die Iſraeliten muſten alſo dieſen donnernden Stellen eine ganz andere Auslegung gegeben haben, und es kommt ſehr kindiſch heraus, daß man denen Leuten davon etwas anders weiß machen will, die nicht bis über die Ohren in der Dummheit und Unwiſſenheit verſunken ſind. Wer ſolte denn nicht wiſſen, daß die Juden auſſer dem Geſetz, welches den äuſſerlichen Gottesdienſt angieng, nicht auch noch ein Sittengeſetz hatten, welches ihre ganze Aufführung einrichtete? Wer weiß nicht, daß Gott von ihnen Frömmigkeit und alle Tugenden forderte, welche die Bande der menſchlichen Geſellſchaft ſind? Dieſes alles war dieſem Volk ſehr wohl bekannt, allein es wolte nach aller Völker Weiſe in der Welt mit dem Himmel einen

Ver-

Vergleich treffen, und indem es die Ceremonien des Geſetzes in hohen Anſchlag brachte, ihre liebſten Schooßneigungen von dem Joch des Sittengeſetzes los und ledig machen. Wider dieſe ſchändliche Aufführung eiferten die Propheten eben ſo, wie die Prieſter des Evangelii, welche den äuſſerlichen Gottesdienſt ohne die wahre Bekehrung des Herzens vor nichtig und vergeblich ausrufen. Was die Propheten in dieſen Stellen zu verſtehen geben wollen, iſt eben dasjenige, was David im 51ten Pſalm ausdrücket. Er meinet daſelbſt, daß durch Buſſe die Vergebung der Sünde erhalten werde, nicht aber durch das Opfer. Doch ſpricht er, daß die Opfer GOtt gefallen, wenn er vorher mit dem bußfertigen Sünder verſöhnt ſey.

§. 43. Des Verfaſſers obangezogener Schrift wahrſcheinliche Abſichten.

Iſt iemahls in einem Buch etwas klar und deutlich, ſo iſt es der Sinn dieſer Stellen, der nicht der geringſten Schwierigkeit unterworfen, oder demjenigen einen Anſtoß machen kan, der eines Schriftſtellers Meinung zu folgen fähig iſt. Woher kommt es denn alſo, daß man uns mit einer recht ernſthaften Mine weiß zu machen ſich erkühnet, als ob die Propheten, vermöge des Rechts der Freydenkerey, von der Religion ihrer Väter und von den Meinungen des ganzen Volkes abgegangen wären? Solte es denn wohl möglich ſeyn, daß der Schriftſteller, von dem die Rede iſt, ſo gar blödſinnig und unerhört unwiſſend ſey, daß er im rechten Ernſt glaubte, dieſe heiligen Leute hätten das iſraelitiſche Volk von dem levitiſchen Gottesdienſt ableiten wollen? Ich bekenne, daß ich von dem Verfaſſer allzu gute Meinung hege, als daß ich ihm ſo wenig Einſicht in die Eigenſchaft

und

und den wahren Sinn der jüdischen Religion zutrauen solte. Da ich aber seinen Verstand und seine Einsichten zu retten gedenke, was soll ich vor ein Vertrauen zu seinem Herz haben? Weiß er selbst, daß er uns allhier nichts anders, als Falschheiten und handgreifliche Unwahrheiten vorsaget, wie kan man wohl seine Betrügerey ohne Erstaunen betrachten? Hier stehet er, auf die unglückseligste Art, zwischen Thür und Angel! Entweder er ist der dümmeste und unwissenste Idiot von der Welt, oder der allerfrechste Betrüger. Unter diesen beyden Characteren kan er wählen welchen er beliebet.

§. 44. Liebhaber dieser Schrift.

Allein man wird sagen, worzu dienet ihm dergleichen künstliche und unbehutsam angebrachte Schlinge? Da sie bereits durch die gründlichste Wissenschaft der Gottesgelahrheit aufgedeckt worden, und sich niemand, als die dümmsten Unwissenden von der niedrigsten Classe, darinne fangen lassen werden? Wahr ist es, und allem Ansehen nach, mag er sie allerdings wohl nur für dergleichen Leute geleget und aufgestellet haben. Ein kleiner Herr, dessen Herz von lasterhaften Neigungen wallet, und dessen Verstand so wüste und leer am Nachdenken ist, als die Welt vor der Schöpfung gewesen, denkt nicht einmahl an die Untersuchung der Religion. Allein so bald ein neues Buch nur die geringsten Pfeile wider die allgemeinen angenommenen Meinungen losdrücket, so suchet er die Schrift mit heftiger Begierde auf, er liest sie mit aller seiner möglichsten zusammen gestoppelten Aufmerksamkeit, seine Unwissenheit nimmt sie mit einer sicher trauenden Leichtgläubigkeit an, der ganze Vortrag ist bey ihm schon eine richtig ausgemachte Sache.

Wird

Wird darauf geantwortet, und die Falſchheit dieſer Dinge mit unwiederſtreiblichen Gründen dargethan; So würdiget er ſelbige nicht einmahl des Anſchauens, er iſt bereits ſicher überzeugt, daß man auf die unüberwindlichen Beweiſe dieſes Lehrers der Freydenkerey nichts tüchtiges aufbringen kan. Dieſes iſt der Weg, auf dem die Schulmeiſter der Freyheit zu denken, zu ihrem Zweck gelangen, und ſolchergeſtalt kan die giftige Seuche, mit welcher blöde und ſchwache Gemüther angeſteckt worden ſind, durch den allerheilſamſten und beſten Gegengift nimmermehr ausgerottet werden.

§. 45. Seltſame Ehrbegierde der ſtarken Geiſter, in der Wahl ihrer Schüler.

Es kan auch hierbey nichts abgeſchmackter, nichts unbegreiflicher, als dergleichen Aufführung ſeyn, von der man die Grundurſachen nicht einmahl ausfindig zu machen vermag. Was für eine Ehre, was für ein Vergnügen kan doch wohl ein Herz, welches nur ein wenig ehrliebend iſt, darinne finden, daß es durch die nichtswürdigſten Betrügereyen Leute zu Anhängern ſeiner Meinungen zu werben ſuchet, die nicht das geringſte Anſehen in der Welt haben, und deren Stimmen ihres Beyfalls eine Secte in die höchſte Verachtung bringen können?

§. 46. Welche mit dem Verfahren rechtſchaffener Lehrer in Vergleich zu ſtellen iſt.

Ich begreife ſehr wohl, daß ein ehrlicher rechtſchaffener Mann ſich ein Vergnügen zu machen fähig iſt, wenn er einem Haufen unwiſſender Leute ſeine Meinungen vorträget, welche wahrhaftig und heilſam ſind. Er wird aber, um ihren Unterricht zu erleich-

tern, nicht mit finstern Nebeln der Undeutlichkeit umziehen, vielmehr wird er beflissen seyn, sie aufzuklären, und zu richtigen Vernunftschlüssen anzuführen. Einen Verstand wird er auf einige Art nach dem Begrif seiner Schüler herunter lassen. Er wird mit ihnen stammeln, und ihnen seine Beweise durch eine einfältige klare und leichte Auslegung verständlich machen, daß sie alle diejenigen leicht begreifen, deren vernünftiger Sinn nicht mit schwarzen dicken Wolken der Vorurtheile so umgeben sind, daß gar nichts durchdringen kan. Unmöglich wird ihn die Eitelkeit antreiben können, daß er zu den Anhängern seiner Meinungen solche verächtliche Leute suchen würde. Er liebt die Menschen, er will ihnen wohlthun, indem er ihre Seelen erhebet, sie mit klaren, richtigen Gedanken und Begriffen bereichert, die sie edler, weiser, verständiger und glückseliger machen sollen.

Dergleichen Bewegungsgrund aber kan keine stat bey einem Weltweisen von solcher Art finden, welcher die Blödsinnigkeit seiner Schüler durch falsche Vernunftschlüsse betrügen will, die er selbst vor falsch hält, und zu ihrer Glückseligkeit nicht das geringste beyzutragen gedenket, wie ich anderwerts zeigen werde.

§. 47. Der richtige Grund, warum die Lehrer des Unglaubens so gebrechliche Leute am Verstand zu Anhängern suchen.

Man muß nothwendig daher einen andern Bewegungsgrund eines so unvernünftigen Verfahrens suchen. Ich vermeine denselben in der Ungewißheit selbst zu finden, worinnen die Lehrer des Unglaubens in Ansehung ihrer eignen Meinungen stehen. Ich glaube auch, daß ich diesen Grund in vielen andern Neben-

Nebenbetrachtungen ihrer Aufführung gefunden habe. Dieſe Herren bilden ſich ein, ſie beſäſſen Einſicht genug, die Beweisthümer wankend zu machen, mit welchen wir das wahrhafte Weſen der Religion unterſtützen. Niemahls haben ſie gleichwohl noch ſo viel Stärke zum Vorſchein bringen können, daß ſie ſich im Stand befunden, darzuthun, die Religion ſey ein Werk der Einbildung. Sie thun zwar, als ob ſie davon ganz ſicher wären, alle ihre Handlungen legen einen Schein dieſer Gewißheit an den Tag, allein in ihren Gedanken und Begriffen iſt ſie gar nicht anzutreffen. Dieſer Zuſtand muß um ſo viel ängſtlicher ſeyn, ie mehr er mit erſchrecklichem Zwang angefüllet iſt.

§. 48. Der Zuſtand beym Zweifel.

Zweifeln, ob ein erſtes Weſen ſey, und ſo handeln, als ob wirklich keins vorhanden ſey, heißt in der That nichts anders, als ſich betrügen, ſich in unruhiger Ungewißheit verſenken. Man muß ſich dumm machen, wenn man ſich aus ſolchen verdrießlichen Umſtänden heraus winden will, indem man ſich ſelbſt durch ſeine eigne falſche Schlüſſe bey der Naſe herum führet, und ſich vorſetzlicher Weiſe in eine vorgefaßte Meinung ſtürzet, die man an andern lächerlich zu machen, ſeine Luſt findet. Die Einſamkeit erſchreckt uns, man will ſich durch den Beyfall eines Haufens tröſten und aufhelfen; man verſuchet alles, auch die elendeſten und nichtswürdigſten Streiche, denſelben ſich geneigt zu machen. Iſt uns dieſes gelungen, ſo vergißt man die Art und Weiſe, deren man ſich hierzu bedienet, und begnüget ſich einzig und allein nur mit der Wirkung, die ſie uns zuwege gebracht hat; man gedenket nicht mehr daran, daß man dummes unwiſſendes Volk

betrogen hat, deſſen erinnert man ſich wohl, daß viele dieſer Meinung, davon die Rede iſt, beyfallen, und ſchließt endlich daraus, daß ſie doch ſehr wahrſcheinlich ſeyn müſſe, wenn ſie auch nicht augenſcheinlich gewiß wäre.

§. 49. Er hat nichts für das menſchliche Herz ſo gar ſeltſames.

So grob auch dergleichen Sophiſterey ſeyn mag, ſo hat ſie doch für das menſchliche Herz nichts ſo gar befremdliches. Ich halte davor, es werden wenig Leute zu finden ſeyn, ſie mögen auch ſo vernünftig ſeyn, als ſie wollen, welche nicht iezuweilen auf dergleichen Irrweg gerathen ſind. Alle Menſchen ſuchen anderer Leute Hochachtung zu haben, damit ſie das Vergnügen empfinden, ſich ſelbſt immer höher zu ſchätzen, und faſt alle Menſchen wollen höher geſchätzt ſeyn, als ſie wirklich verdienen. Sie paradiren mit ihren Gaben, mit ihren Einſichten, mit ihren Eigenſchaften, die ſie nicht beſitzen, oder die ſie doch in derjenigen Vollkommenheit nicht haben, wie ſie es gerne den Leuten weiß machen wolten. Deſtoo gelingt ihnen der Betrug. Sie wiſſen mehr als zu wohl, daß ſie Wind gemacht haben, allein ſie vergeſſen dieſe Wahrheit geſchwind wieder, ſie verjagen ſie aus ihrer Einbildung, und halten ſich ungeſcheut ſelbſt vor etwas rechts, nach dem Maaß der Verdienſte, welche diejenigen an ihnen finden, die von ihnen betrogen worden ſind.

§ 50. Die unruhige Ungewißheit treibt die ſtarken Geiſter zur frechen Spötterey der Religion an.

Der Fall hat, wie man ſiehet, ſeine gute Gleichheit, und ich bilde mir ein, daß es wenig Leute geben wird

wird, welche, wenn ſie nur ihr Herz recht genau durchſuchen wollen, leicht erkennen werden, daß dieſer Fall nicht eine bloſſe Einbildung ſey. Dergleichen unruhige Ungewißheit treibt die ſtarken Geiſter, inſonderheit aber die vom erſten Rang an, ſich durch eine andere Sophiſterey aufzurichten, welche einem ſcharfſinnigen Verſtand, und einem tugendhaften Gemüth eben ſo unanſtändig als niederträchtig iſt. Ohnmöglich können die gotteslaſterlichen Spöttereyen aus einem vernünftigen Bewegungsgrunde ihren Urſprung ziehen, mit welchen dieſe Herren ein erſtes höchſtes Weſen und eine Religion ohne die geringſte Nothwendigkeit überhäufen, da ihnen doch dieſelben, in den Umſtänden, darinnen ſie ſich noch wirklich befinden, zum wenigſten nur möglich ſcheinen ſolten.

§. 51. Wie bey dieſen Läſterungen ihr Herz beſchaffen ſeyn müſſe.

Was für ein Vergnügen, was für Nutzen ſuchen ſie doch darinne, wenn ſie ſolche Gegenſtände mit einer Frechheit angreifen, die, ob ſie gleich ihrer Meinung nach, nur möglich ſind, von ihnen dennoch mit der tiefſten Ehrerbietung angeſehen zu werden verdienen. Der einzige Vortheil, den ſie davon erwarten, iſt dieſer, daß ſie ſich bey ihrem Zweifel mit einer Dummheit betäuben wollen, und ſich zum wenigſten feſt einbilden, daß ſie nicht zweifeln. Ich habe iezuweilen wahrgenommen, daß ſie ſich ſehr weitgeſuchter Gelegenheiten bedienet haben, über die allerheiligſten Dinge ihren gotteslaſterlichen Geifer herzuſpeyen, der ein frommes Gemüth in Schrecken zu ſetzen vermögend geweſen, und nachher ihr ganzes Geſicht mit einer boshaften Freude über und über erfüllet hat. Ich weiß nicht, ob ich geirret habe, allein es kommt mir

vor, als ob ich damahls bey den geheimen Wirkungen ihrer Seele gegenwärtig gewesen wär, ich glaubte, als ob ich sie also bey sich selbst reden hörte. Woferne ich von dem wirklichen Daseyn eines ersten Wesens in ungewissem Zweifel stünde, so wäre es ganz nicht natürlich, daß ich selbiges durch so äusserst freche Lästerungen angriffe: Da ich solches aber mit gröster Unerschrockenheit antaste; so muß ich doch fest überzeugt seyn, daß dergleichen Wesen gar nicht vorhanden sey, und daß ich folglich von seiner Gerechtigkeit nichts zu befürchten habe. Diese Sophisterey glaube ich in dergleichen abgeschmackten Aufführung gewisser Ungläubigen entdeckt zu haben. Ich will diese Entdeckung zwar nicht durchaus vor gewiß ausgeben; allein ich habe doch wenigstens das Recht, diese Herren zu ersuchen, daß sie mir einen wahrscheinlichern Grundsatz angeben mögen, aus welchem so viel gottlose Spöttereyen und erschreckliche Gotteslästerungen hervor quellen können.

§. 52. Warum sie die Religion nicht allezeit geradezu, sondern von der Seite hämisch angreifen?

Ich weiß mehr als zu wohl, daß es denen Lehrern der Ungläubigkeit an Vorwand nicht fehlet, ihre krummen Seiten-Angriffe der Religion zu bemänteln, und blöden Geistern weiß zu machen, daß es gar nicht aus Mangel der scharfen Einsicht ihres Verstandes geschehe, mit einer natürlichern Lehrart geradezu zu gehen. Ich würde mich der gröbsten Thorheit schuldig machen, möchte einer dieser Lehrer sagen, wenn ich die gemeine Meinung des Pöbels mit offenem Helm angreifen wolte. Würde ich mir nicht dadurch den unversöhnlichen Haß der mächtigen

tigen Geiſtlichkeit auf den Hals ziehen, welche gar öfters den weltlichen Arm in ihrer Gewalt hat, bey dem ſie ihre äuſſerſten und kräftigſten Beweiſe findet. Wenn ich auch dieſer Gefahr aus dem Wege gieng, wie ſolte ich meine Ruhe wider die Wut des blinden Pöbels retten, welcher gemeiniglich ſeinen Eifer nach ſeiner Unwiſſenheit abmiſſet, und dasjenige mit der grimmigſten Wut vertheidiget, was er am wenigſten verſtehet?

§. 53. Der falſche Vorwand wird entdecket.

Dieſe Gründe geben ſogleich dem Verſtand betrügliches genug zu merken. Man darf aber nur ein wenig näher daran treten, ſo wird man das Falſche ſo gleich aufgedeckt finden. Wenn einer die Religion offenbarlich, und auf eine natürliche Art und Weiſe angriffe, ſo könnte man ihn für einen Feind der Religion anſehen; man würde ihn aber auch als einen groſsmüthigen und edlen Feind betrachten müſſen, der ſeinen Gegnern Gelegenheit gebe, ſich auf rechtmäſsige Art zu vertheidigen, wenn er ihnen nicht mit trotziger Verachtung begegnete. Auf ſolche Weiſe würde er ſo wohl unter den vernünftigſten und billigſten der Geiſtlichkeit, als auch unter den verſtändigſten des Pöbels allen Haſs vermeiden. Jedoch dieſe Herren ſtellen ſich der Verachtung aller Menſchen aus, indem ſie die Religion und derſelben Freunde mit verächtlichen Spöttereyen überhäufen, und die Armſeligſten berücken, damit ſie dem höchſten Weſen die einfältigſten und unwiſſendſten ſeiner Anbeter rauben und abtrünnig machen mögen.

§. 54. Sie suchen allerhand Schlupfwinkel, darein sie sich wider die Gesetze verkriechen mögen.

So viel ist gewiß, daß sie bey dem verdeckten Angrif unserer allerheiligsten Meinungen, sich solche Schlupfwinkel zu bereiten suchen, darein sie sich wider die Schärfe der Gesetze verkriechen können, welche verschiedene hohe Häupter geordnet haben, um denen Winkelschulmeistern der Ungläubigkeit ein Gebiß ins Maul zu legen. Es giebt aber auch noch andere Griffe, dergleichen Befehlen auszuweichen. Man kan sich wider den Zugrif der Justiz in die Abhandlungen ohne Namen verbergen, davon man die Verfasser öfters nicht eher, als durch ihre eigne Unbehutsamkeit entdecken kan, welche aber meistentheils eine Wirkung ihrer Eitelkeit zu seyn pfleget. Dieses ist die Lehrart, deren diese Herren sich am liebsten gebrauchen. Das Publicum hat sie wohl im Verdacht, allein Argwohn und Verdacht sind noch kein Beweis.

§. 55. Vernünftiger Vortrag der Zweifel.

Es giebt noch eine andere Lehrart, der man folgen kan, welche allein die vernünftigste vor einen rechtschaffenen Mann ist, der gegen die Grundsätze der Religion aus ehrlichem und aufrichtigem Herzen Zweifel findet. Sie ist aber auch die einzige, welche keinem Menschen von gesunder Vernunft anstößig seyn kan. Ich halte davor, daß niemand, er sey auch, wer er wolle, den Zweifel für einen angenehmen und vergnügten Zustand des Gemüths ansehen kan. Ich habe also im Gegentheil Ungläubige angetroffen, welche weit vernünftiger, als die andern und von ihren Zweifeln sehr geängstiget sind, ja sie versichern, daß es ihnen sehr lieb seyn würde, wenn sie mit dem gemeinen Haufen glauben könnten. Natürlich ist es, daß ein solcher

Mann

Mann Mittel und Wege ſuchet, aus einem dergleichen Zuſtand ſich heraus zu reiſſen. Wie ſoll ers aber anfangen? Er muß ſeine Schwierigkeiten mit einer ſittſamen und beſcheidenen Art vortragen. Alle hochmüthige Verachtung muß von ihm entfernet ſeyn. Er muß gegen die zu allen Zeiten von dem ganzen menſchlichen Geſchlecht angenommenen Meinungen Ehrerbietung bezeugen. Er muß ſich redlich und gelehrig finden laſſen. In ſeinen Werken muß man allenthalben den Character eines aufrichtigen ehr- und tugendliebenden Mannes entdecken, den nur allein die Liebe zur Wahrheit belebet, und dieſelbe anzunehmen willig und bereit iſt, ſo bald er dieſelbe findet.

§. 56. Welche Art von Ungläubigen Hochachtung verdienet?

Solte wohl ein Sterblicher von guter Vernunft und Leutſeligkeit angetroffen werden können, der einen Mann haſſen würde, welcher ſich eher für einen Schüler, als für einen Feind der Religion erklärete? Wo iſt der Lehrer des Evangelii, welcher, an ſtat denſelben zu verfolgen, nicht weit mehr vergnügt ſeyn würde, ſo gute Gelegenheit zu finden, das Licht der Religion in einem ſo wohl zubereiteten Verſtand anzuzünden? Ein Ungläubiger von dieſem Schrot und Korn verdiente die gröſte Hochachtung aller rechtſchaffenen Leute, und die Stärke ſeiner Schwierigkeiten machten ihn noch verehrungswürdiger, weil ſie einen guten und ſtark erhabenen Verſtand anzeigten, der allerdings würdig wäre, ihn auf den Weg zur Wahrheit zu leiten.

§. 57. So lange die ſtarken Geiſter nicht auf eine ſo edle Art ſich betragen, müſſen ſie ſich alle Verachtung gefallen laſſen.

Wenn nun die meiſten Lehrer der Ungläubigkeit dieſen ſchönen und edlen Character nicht beſitzen, der

doch aller wahrhaftig vernünftigen Religionszweifler Haupteigenschaft seyn solte; wer hindert sie denn, diese schöne Larve zu gebrauchen, und unter dieser Rüstung eine Religion, ohne alle Gefahr anzugreifen, an der sie doch keinen Zweifel finden, als weil sie ihnen recht von Herzen mißfällt? Wenn sie sich nun, diesen Weg zu betreten, so heftig streuben, werden sie uns wohl zu erlauben genöthiget seyn, daß wir uns aus der Erhabenheit ihres Verstandes, die sie sich mit so grosser Frechheit beylegen, und die ihre Bewunderer mit so blödsinnigem Vertrauen an ihnen erkennen, sehr wenig machen.

§. 58. Die Untersuchung des Herzens der starken Geister.

Nach beschehener Untersuchung, ob sich die starken Geister mit Recht die Ehre eines erhabenen Verstandes zueignen können, müssen wir doch auch beleuchten, ob sie so gar tugendhafte Leute sind. Ich weiß wohl, daß es viel unter ihnen giebt, die davor gehalten seyn wollen, und in deren äusserlichen Aufführung man eben nicht viel zu tadeln findet. Man sieht einige, welche mit zärtlicher Liebe für das menschliche Geschlecht, mit aufrichtigem Eifer für die Wahrheit, mit ihrer reinesten und uneigennützigen Neigung zur Tugend keinen kleinen Staat machen. Gleichwohl ist es gewiß, daß die meisten dieser Herren sich ihren lasterhaften Neigungen mit einer ungezäumten Frechheit überlassen, so weit sich nur der strenge Ernst der Gesetze dehnen lassen will. Die Unordnung in ihrem ganzen Betragen fällt so sehr in aller Welt Augen, daß man gemeiniglich zu glauben genöthiget wird, der meiste Theil dieser Secte habe das Joch der Religion aus keiner andern Ursache abgeschüttelt, als nur damit

er

er deſto gemächlicher auf der Straſſe zum Eigennutz und zur Wolluſt fort traben möchte. Wenigſtens iſt dieſes das ſichere allgemeine Kennzeichen gewiſſer unbeſonnener kleiner Herren, welche ſich ohne Verſtand und Unterſuchung, darzu ſie auch nicht einmahl die geringſte Fähigkeit beſitzen, in die Ungläubigkeit ſtürzen.

§. 59. Nach den Grundſätzen der ſtarken Geiſter müſſen ſie die Tugend verachten.

Es ſcheinet, daß die Verachtung desjenigen, was man Tugend nennet, in der Aufführung der verſtändigſten unter den Ungläubigen ſelbſt ganz natürlicher Weiſe herrſchen müſſe, wenn ſie anders nach ihren Grundſätzen richtig urtheilen, und woferne ihre Urtheile allein die Richtſchnur ihrer Meinungen und Handlungen ſeyn ſollen. Iſt kein Geſetzgeber, ſo iſt auch kein Geſetz, wo kein Geſetz iſt, da iſt auch kein weſentlicher Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter. Hieraus muß nothwendig flieſſen, daß alle Thaten und Handlungen vollkommen gleichgültig ſind. Ja ich fordere den geſchickteſten unter allen dieſen Herren auf, nur eine ſcheinbare Urſache vorzubringen, warum man lieber gegen ſeinen Wohlthäter eine zärtliche Gewogenheit bezeugen, als ihm den Dolch ins Herz ſtoſſen müſſe. Wenn kein GOtt iſt, ſo muß die allergröbſte Eigenliebe der allgemeine Bewegungsgrund unſerer ganzen Aufführung ſeyn, und die geringſte Bemühung, weiſe und tugendhaft zu ſeyn, iſt ſodann nur eine närriſche Ausſchweifung.

§. 60. Sie nehmen einen andern Grundſatz an, der zur Tugend leiten ſoll, nemlich die Geſelligkeit.

Ich weiß mehr als zu wohl, daß die Ungläubigkeitslehrer nicht beyſtimmen, daß ſich der einzige und

mögliche Ursprung der Tugend in dem Willen eines GOttes, eines vollkommen mächtigen HErrn der Menschen, so ferne er ihr Schöpfer ist, finden ließ. Ihrer Meinung nach, ist noch ein anderer Grundsatz vorhanden, der uns vernünftiger Weise zur Tugend führet: Dieser nun ist die Geselligkeit, welche durch die Tugend unterstützet, von dem Laster aber nothwendig niedergerissen wird. Ist man billig, gerecht, bescheiden, so thut man den gehörigen Beytrag zur Ruhe und zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts. Wenn hingegen die Menschen einander berauben, wenn sie ihre Wohlthäter erwürgen, so kan die Gesellschaft nicht bestehen; die ganze Welt würde ein erschrecklicher Abgrund der grösten Unordnungen und alles Unglücks seyn.

§. 61. Die Regel aller Pflichten beruhet, nach der wahren Meinung der starken Geister, auf der Selbstliebe.

Was liegt euch daran, meine Herren, ob die Gesellschaft bestehe, oder in sich selbst zu Grunde gehet? Ihr gebt doch eine allgemeine Regel aller Pflichten an. Diese ist, daß man der Gesellschaft zum besten arbeiten muß. Allein auf welchem Grunde beruhet denn diese Regel? Aus welcher Quelle ziehet sie ihren Ursprung? Sie soll nicht von der Liebe herkommen, die ein allmächtiger Verstand für vernünftige Wesen träget, deren Ruhe und Glückseligkeit er verlanget. Ihr lacht ja über das Daseyn eines höchsten Wesens. So kan demnach dieser allgemeine Grundsatz der Tugend sich nirgends anderswo, als in der natürlichen und unüberwindlichen Liebe finden, die wir gegen uns selbst tragen, deren Glückseligkeit mit dem Wohlseyn des ganzen menschlichen Geschlechts, noch genauer aber

mit

mit dem Wohlſtand der beſondern Geſellſchaft, darinne wir leben, verbunden iſt.

§. 62. Seltſame Folgerungen.

Aus dieſem Grundſatz flieſſet alſo unumſtößlich, daß der einzige vernünftige Grund der Tugend die Liebe ſeyn müſſe, welche ieder Menſch zu ſeinem Theil beſonders, für ſeine Ruhe und Glückſeligkeit heget. Noch mehr folget daher, daß Stehlen, Rauben, Ehebrechen, ſeine Wohlthäter tödten, oder ſeine Eltern mit Eiſen oder Gift umbringen, auch die ganze Geſellſchaft über den Haufen werfen, vollkommen gleichgültige Thaten ſeyn müſſen. Noch mehr folget daraus, daß dieſelben tugendhaft wären, wenn ſie nur das geringſte beytragen, unſere Glückſeligkeit zu befeſtigen, oder ſelbige zu erweitern.

§. 63. Einwendung dagegen.

Es wird doch wohl einer von dieſen Herren zugeben, wie ich glaube, daß hier eine Demonſtration ſey. Er würde aber ſprechen: Dieſer Beweis iſt unnützlich, denn er beruhet auf einem vorausgeſetzten unmöglichen Grundſatz: Unſere Glückſeligkeit kan von der Wohlfahrt der Geſellſchaft nicht getrennet werden. Wenn dieſe zerrüttet wird, wenn ſie Unglück betrift, ſo müſſen nothwendig die beſondern Glieder unglücklich werden, oder wenigſtens ſtehen ſie deshalb in Gefahr. Wenn auf der andern Seite die Glieder der Geſellſchaft den Grund derſelben untergraben, ſo muß ſie nothwendig getrennet werden, und die Urheber dieſes Unglücks zugleich mit ſich in den Grund ſtürzen.

§. 64. Beantwortung dieser Einwendung.

Wer dergleichen Antwort geben wolte, der müßte nicht wissen, wie die Gesellschaft bestünde. Sie würde vollkommen glücklich seyn, wenn alle Menschen ihre Pflichten im höchsten Grad der Vollkommenheit ausübten. Vollkommen unglücklich würde sie seyn, wenn alle Menschen, oder wenigstens der meiste Theil derselben einen allgemeinen Abscheu für alles dasjenige bezeugten, was man Pflicht und Tugend nennete. Allein keiner von beyden Fällen trägt sich zu. Eine herrschende Tugend macht, daß gewisse besondere Gesellschaften im Flor stehen. Andere gehen unter durch überhandnehmende Unordnungen. Die allgemeine Gesellschaft bleibet allezeit, wenn sie sich gleich, so zu reden, durch einen verwirrten Haufen unvollkommener Tugenden und furchtsamer Laster drängen muß, die sich nicht unterstehen dürfen, in verderbliche Ausschweifungen auszubrechen. Eine besondere Gesellschaft, ein ganzes Volk, befindet sich bezuweilen in einem schwachen und matten Zustand, obschon die lasterhaften Missethäter selbst, deren Laster an dieser Schwachheit schuld sind, ein ganz ruhiges zufriedenes und wollüstiges Leben führen. Jezuweilen stehet ein Staat in gutem Flor, ohneracht er in seinem Schooß eine grosse Menge ehrvergessener Leute einschließt. Eine gewisse Anzahl von Räubereyen, Diebstählen, Ehebrüchen, Schand- und Mordthaten stürzen keine Gesellschaft über den Haufen. Nur überhandgenommene allgemeine Schandthaten, oder auch gewisse ausserordentliche mächtige Laster sind es, welche dergleichen Wirkung thun, und die Unschuldigen mit den Schuldigen eines ganzen Volks zugleich mit in den Untergang ziehen. Daferne aber unter einem Volk eine hinlängliche Anzahl rechtschaffener

oder

oder nur halb guter Leute ſich befindet, und die beſondern Glieder keine verderbliche Verräthereyen wider die ganze Verfaſſung ihrer Mitbürger ſchmieden; ſo kan gar leicht eine kleine Anzahl von Leuten viele Laſterthaten in einem gewiſſen Grad verüben, ohne in Gefahr zu gerathen, daß ſie ein allgemeines Unglück anrichten, und in dem Einſturz ihres Vaterlandes verſchüttet werden möchten. Nach dem Grundſatz der liederlichen Freygeiſter wird ſodann dieſe ſchändliche Bosheit zu einer Gleichgültigkeit, ja ſie wird gar zur Tugend, wofern ſie nur etwas zu der Glückſeligkeit derjenigen beyträgt, die ſich ihrer ſchuldig machen.

§. 65. Nach den Grundſätzen der ſtarken Geiſter werden die Laſter zu tugendhaften Handlungen.

Aus den Grundſätzen der ſtarken Geiſter iſt demnach offenbar, weil doch alle Tugend in Anſehung ieles einzelnen Menſchen in dem Vortheil und Nutzen deſſelben beſtehet, daß alle Laſter, wenn ſie nur dem, der ſie begehet, nicht gefährlich werden, den Namen der Laſter nicht verdienen, und noch darzu tugendhafte Handlungen ſeyn können. Folglich beſtehet die einzige Vorſicht, welche ein ſtarker Geiſt beobachten muß, der ſeinen Grundſätzen nachlebet, nur darinne, daß er ſolche Thaten nicht ausbrechen läßt, die ihm ſein beſonders Unglück in dem allgemeinen Unglück eines Staats zuziehen, oder ihn der ſtrengen Strafe der Geſetze, und anderer Arten von Widerwärtigkeiten ausſtellen möchten.

§. 66. In Anſehung der Wolluſt.

Ziehet die Neigung einen ſtarken Geiſt zur Wolluſt, was wird ihn wohl für ein Bewegungsgrund zu-

rück

rück halten, die Tochter, oder die Frau seines Nächsten zu schänden, und ganze Geschlechter in einen Zustand zu versetzen, in welchem sie die Augenblicke eines elenden Lebens mit Schimpf und Betrübniß hinbringen müssen? Könnte es wohl wahrscheinlich seyn, daß ihm in einem so wohlgesitteten und artigen Zeitlauf, als der unsrige ist, von Seiten einer Obrigkeit deswegen viel Verdruß möchte zugezogen werden? Steht er etwan in Gefahr, daß er die Hochachtung derjenigen dadurch verlieren werde, welche zu leben wissen? Wird man ihm den Titel eines erbarn Mannes streitig machen? Ich solt es nicht meinen. Es ist nichts mehr, als eine Galanterie, die ihm das Ansehen eines liebenswürdigen Mannes giebt, der die Geschicklichkeit besitzet, das Herz eines Frauenzimmers zu rühren. Unmöglich ist es auch nicht, daß sein Laster ihm bey dem schönen Geschlecht ein Vertrauen erwecket, und in guten Ruf bringet, wodurch ihm die Bahne zu weitern gutem Glück gebrochen werde.

§. 67. In Betrachtung des Geldgeizes.

Hat einen starken Geist der Geiz besessen, warum solte er nicht seiner Liebe zu Gold und Schätzen alles dasjenige aufopfern, was in der gemeinen Sprache, Redlichkeit, Aufrichtigkeit, Billigkeit und Gerechtigkeit genennet wird? Was könnte man sich für eine Ursache vorstellen, die ihn von der Bewahrung einer Beylage ableiten, welche man ihm ohne Zeugen anvertrauet hat? Warum würde er seine Schulden bezahlen, wenn er den Ansprüchen seiner Gläubiger aus dem Wege gehen kan, die ihm zu viel Gutes zugetrauet, und sich wider seine Leichtfertigkeit nicht mit dem Schild der Rechtsformalitäten bewafnet haben? Was würde ihn hindern, alle Griffe der verderblichsten

ſten Zungendreſcherey anzuwenden, daß er ſich von dem Blut der Wittwen und Wayſen mäſten möge? Wie wenig könnten ihm alle Eidesfeyerlichkeiten koſten, wenn die Geſetze den Gewinn eines Rechtshandels daran gebunden haben? Was würde ihm im Wege ſtehen, ſein Gemüth zu der tiefſten und durchtriebenſten Verſtellung zu gewöhnen? Würde er nicht klug und vernünftig handeln, wenn er mit Behutſamkeit in einer Menge Geſchäfte von geringer Erheblichkeit ſich die Ehre eines ehrlichen Mannes zuwege brächte, bis er dadurch fähig würde, auf einem Zug, ſo reden, groſſen Reichthum zu erwiſchen? Der Bankerot iſt ein ſo bequemer, als gerader Weg zum Glücke für einen Menſchen, der das Talent beſitzt einen ehrlichen Mann vorzuſtellen; warum ſolte nicht ein geiziger Freygeiſt auf dieſer Bahne langſam und ſicher fortgehen können, damit er endlich abtrete, wenn er ein ruhiger Beſitzer der Schätze von zwanzig verdorbenen Familien geworden wäre?

§. 68. Die Beantwortung eines darwider gemachten Einwurfs.

Jedoch möchte man hierauf antworten: Wenn er die Früchte einer ſolchen ſchändlichen Leichtfertigkeit vor den Augen des gemeinen Weſens genöſſe, ſo würde er natürlicher Weiſe die Hochachtung der Leute verlieren, welches doch ein recht weſentlicher und mit vielen Annehmlichkeiten verknüpfter Vortheil wäre. Das muß ich zugeſtehen. Allein Reichthum iſt doch noch ein weit weſentlicherer Nutzen, und eine Qvelle, die an Annehmlichkeiten viel fruchtbarer iſt. Seyd ihr reich, was iſt daran gelegen, auf welche Art und Weiſe ihr die Kunſt gefunden haben möget, ſolches zu werden. Vielleicht ſtehet ihr in keiner Hochachtung. So ſeyd

ihr doch beträchtlich, und man erweiſet euch von allen Seiten Reſpect und Ehrerbietung. Was habt ihr für Nutzen von einer wahrhaften und innerlichen Hochachtung, welche die Vernunft der Menſchen eben derjenigen Eigenſchaft beylegen kan, die ſie an euch, als ein ſonderbar Verdienſt anſiehet? Der groſſe Haufen wird gegen euch alle äuſſerliche Kennzeichen einer wirklichen Hochachtung verſchwenden, iſt das noch nicht genug zur Annehmlichkeit des Lebens? Es kan ſich noch darzu leicht fügen, daß wenn ihr euch bey dem Gebrauch eurer übel erworbenen Schätze ein wenig groſsmüthig bezeiget, euch der Pöbel, inſonderheit diejenigen, mit denen ihr die Einkünfte eurer Spitzbübereyen theilet, alle dergleichen Vortheile zuwendet. Gewiß iſt es freylich, daß eine nicht allzuzahlreiche Claſſe von Leuten, deren Tugend und Einſicht ſie von dem Pöbel abziehet, gegen euch eine Verachtung bezeugen würde, deren ihr vollkommen würdig wäret. Allein, wenn ihr nur euren Grundſätzen auf eine edle Art nachgehet, ſo wird der Begrif, dem ſie ſich von eurem Character machen, weder eure Ruhe, noch euer Vergnügen ſtören können. Es ſind doch nur kleine Geiſter, die bey euch und dem groſſen Haufen wenig Aufmerkſamkeit verdienen. Ihr ſeyd Herr davon, ihren Umgang eben ſo wohl zu meiden, als ſie den eurigen verabſcheuen.

§. 69. Voraeben der ſtarken Geiſter, daß ſie die Tugend ihrer eignen Schönheit wegen lieben.

Mir iſt ſehr wohl bekannt, daß viele dieſer Herren, uns weiß machen wollen, ſie liebten die Tugend, weil ſie eine recht weſentliche Schönheit habe, welche ſie der Liebe aller derjenigen würdig machte, die genugſame Einſicht beſäſſen, ſie zu erkennen. Ich weiß auch ſolche,

che, die ſich rühmen, daß ſie weit groſsmüthigere Liebhaber der Tugend, als wir wären, daß ihre Ergebenheit gegen dieſelbe ſich auf keine Hofnung einer Belohnung gründete. Es iſt wunderlich genug, daß, kurz zu ſagen, Leute, die die Gottloſigkeit und Unglauben aufs höchſte treiben, in ihren Anforderungen an die Liebe zur Tugend, ſo einſtimmig ſind. Jedoch, was heißt denn in dem Munde eines Freygeiſts: Daß die Tugend eine weſentliche Schönheit beſitze: Iſt es nicht ein leerer und nichts bedeutender Ausdruck? Wie wollen ſie doch erweiſen, daß die Tugend ſchön ſey? Und daß, geſetzt auch, ſie beſitze eine weſentliche Schönheit, man ſie lieben müſſe, ob ſie uns gleich zu nichts nütze ſey, auch keinen Einfluß in unſere Glückſeligkeit habe?

§. 70. Dieſes Vorgeben wird unterſucht.

Woher kommts doch, daß Leute, welche von nichts, als von Klarheit, von Deutlichkeit, von Erweis reden, ſolche wüſte, unbeſtimmte und unerwieſene Sätze für ausgemachte annehmen? Iſt die Tugend etwas recht weſentlich ſchönes, ſo iſt ſie es anders nicht, als weil ſie Ordnung und Wohlſeyn in der menſchlichen Geſellſchaft herſtellet. Die Tugend kan folglich niemanden ſchön vorkommen, als denenjenigen, die kraft eines gewiſſen Grundſatzes der Religion ſich unvermeidlich verbunden erachten, andere Menſchen zu lieben, nicht aber ſolchen Leuten, die vernünftiger Weiſe kein anders natürliches Geſetz, als nur ihre ungezogene Eigenliebe erkennen wollen. In dieſer einzigen Abſicht kan die Tugend für einen Ungläubigen eine weſentliche Schönheit haben, wenn ſie nemlich von andern Menſchen beſeſſen und ausgeübet wird, und dadurch denen Laſtern eines Freygeiſts, ſo zu re-

den, zur Freystadt dienet. Solchergestalt solten die Ungläubigen, wenn sie sich recht deutlich ausdrücken wolten, nur kühnlich zu erhärten sich bemühen, daß die Tugend iedem Menschen ins besondere weit nützlicher und geschickter sey, als das Laster, uns mit der angenehmsten bequemsten Art auf den Weg der Richtigkeit zu führen. Diesen Grundsatz dürfte man auch den starken Geistern nicht eben sehr streitig machen.

§. 71. Die Begriffe von der Tugend.

Die Liebe, welche rechtschaffene Leute gegen die Tugend, als den Grund aller ihrer Hofnung tragen, präget ihnen eine gewisse Neigung ein, alles dasjenige in sie zusammen zu häufen, was sie nur grosses und erhabenes denken können. Ansehende Theologen geben gar selten rechte deutliche Begriffe von den Vortheilen, welche aus der innersten Beschaffenheit der Tugend entspringen, wenn man sie an und für sich selbst betrachtet. Sie pflegen ihre Begriffe nach der Materie, die sie unter den Händen haben, gar zu sehr zu verändern. Kömmt es darauf an, daß man zeigen soll, wie fromme Leute die unglücklichsten Menschen seyn würden, wenn keine Hofnung eines künftigen Lebens vorhanden wär: So verlieret die Tugend alle ihre Hoheit, alle ihre eigenthümlichen Vortheile. Ist die Rede von einer Stelle in den heiligen Schriften, welche ein Lob der Tugend in sich enthält, so lassen sie die erstern Begriffe wieder aus der Acht: Die Tugend erhält das Recht, uns durch ihre eigenthümliche Stärke glückselig zu machen: Sie wird sich selbst ihr Lohn: Sie kan uns ohne Verbindlichkeit gegen ein höchstes Wesen und einer glückseligen Unsterblichkeit weit erhabenere Vergnügungen und grössere Vortheile verschaffen, als nimmermehr das Laster gegen uns

zu

zu verſchwenden fähig ſeyn könnte. Allein dergleichen Vorträge bemerken einen blöden und ſchwachen Verſtand, welcher ſich durch verſchiedene Vorſtellungen verführen läßt, und erregen in den Gemüthern des Pöbels nichts als verwirrte und zerſtreute Begriffe von den allgemeinen Grundſätzen der Tugend.

§. 72. Genaue Unterſuchung der Tugend inſonderheit nach der Religion.

Bey einer genauen Unterſuchung der weſentlichen Eigenſchaft der Tugend, wird man meinem Bedünken nach, befinden, daß ſie weder ſchön, noch nützlich ſey, als nur in ſo weit ſie mit dem Begrif eines Gottes verbunden wird, der ſie liebet, der ſie zu belohnen verſprochen hat, und der da will, daß wir vermittelſt ihrer Ausübung die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts befördern ſollen. In dieſer gegenſeitigen Verhältniß kan man mit Recht ſagen, daß die Tugend, aufs höchſte in dieſem Leben, geſchickter als das Laſter ſey, unſere Glückſeligkeit zu befördern. In dieſer Verhältniß iſt ſie auch an angenehmen Empfindungen fruchtbar, der Menſch mag ſich in einem Stande befinden, in welchem es ſeyn mag. Sie iſt ſo dann die kräftigſte Hülfe in aller Widerwärtigkeit und in allem Elend. Sie iſt die allerſicherſte Stütze des Wohlergehens. Kan wohl etwas fähiger ſeyn, unſere Seele aufs annehmlichſte zu ſättigen, als die gewiſſe Verſicherung, daß wir an dem Schöpfer der ganzen Welt einen Schutzherrn finden, der ſein Auge niemahls von uns wendet, einen unendlich weiſen, mächtigen, guten Vater, der über uns wachet, und der da will, daß alle Dinge, ja die Widerwärtigkeit ſelbſt an der Beförderung unſerer Glückſeligkeit arbeiten müſſen? Befindet ſich ein rechtſchaffener Menſch

in einer Verfaſſung, darinne er der Tugend ſeine liebſten Neigungen, ſeine herrſchenden Leidenſchaften, ſein ganzes Glück, ſeinen guten Nahmen ſelbſt aufopfern muß; ſo empfindet er allerdings, daß er wahrhafte Vergnügungen und weſentliche Vortheile verlieret. Alleine er findet ſich auch in dem Augenblick wieder ſchadlos gehalten. Er weiß, daß er durch dieſe edle Stärke ſeines Geiſtes ſeinem Geſetzgeber Einige thut, daß er ſeinem Vater gefällt, und daß er ſich das gnädige Wohlwollen desjenigen erwirbt, der ihm das Weſen, Leben, und die Bewegung ertheilet hat. Er befeſtiget ſich in der Hofnung einer glückſeligen Unſterblichkeit. Die Gewißheit, daß er einen unendlichen und dauerhaften Vortheil einem geringen und vergänglichen Nutzen vernünftiger Weiſe vorgezogen hat, breitet in ſeinem Gemüth eine ruhige Zufriedenheit aus, und erfüllet ihn mit einer reinen Freude, welche alle annehmlichſte Empfindungen weit übertrift, die er von ſeinem Glück, von ſeiner Ehre, und von der Befriedigung ſeiner lebhafteſten Begierden würde haben erhalten können.

§. 73. Die von der Religion getrennte Tugend verlieret ihren Nutzen.

Hieraus wird man ohne Schwierigkeit erkennen, daß die Tugend, ſobald ſie von der Religion getrennet wird, den allerwichtigſten Theil ihres Nutzens verliere. Es iſt alſo die Frage: Ob ihr ſo viel übrig bleiben könne, welches verdiente, ſie dem Laſter vorzuziehen? Ich glaube, man muß hier mit Unterſchied ſprechen. Wenn iemahls die Tugend dem Laſter vorzuziehen iſt, ſo geſchiehet es alsdenn, wenn die Weisheit in einem Gemüth die Herrſchaft bereits behauptet, wenn die Begierden ſchon in die Grenzen geſtellet

ſind,

ſind, welche ihnen die Vernunft geſetzet hat; wenn ſich ein Gemüth bereits zu den gehörigen Pflichten gewöhnt hat, da man in deren Ausübung ſich keinen groſſen Zwang mehr anzuthun, nöthig findet, ſondern die Tugend ohne alle Schwierigkeit vorziehet, und ſo zu reden, einen Geſchmack an ihr findet.

§. 74. Unterſchied der ruhigen und kämpfenden Tugend.

Jedoch, was trift man nicht für einen groſſen Unterſchied an, zwiſchen einer ruhigen Weisheit, welche ihre gründliche Sicherheit und Stärke in ſich ſelbſt beſitzet, und zwiſchen einer aufkeimenden Tugend, die erſt eine Geſtalt zu gewinnen bemühet iſt, die mit den auffloſſenden Schwierigkeiten kämpfen und ringen, die faſt bey iedem Schritt Halte machen muß; welche durch eine unbändige Leibesbeſchaffenheit oder wütende Leidenſchaften geſtöret wird; kurz eine Tugend, welche tauſend verführeriſche Gegenſtände in ihrer Aufmerkſamkeit wankend machen, und bald als Uiberwinderin, bald als Uiberwundene, ſo wohl in ihren Niederlagen, als in ihren Siegen nichts anders, als neue Qvellen des Krieges antrift, davon ſie kein Ende ſehen kan.

Ein ſolcher Zuſtand iſt nicht nur betrüblich und kümmerlich, ſondern er kommt mir auch unerträglich vor, wenn er wenigſtens nicht durch Bewegungsgründe von äuſſerſter Stärke unterſtützet wird: ja durch ſo feſte Gründe, als welche nur die Religion an die Hand geben kan.

§. 75. Ein Ungläubiger kan faſt unmöglich zur Tugend gelangen.

Wenn es folglich wahr iſt, daß die Tugend, welche die Früchte ihres Streits in zufriedener Ruhe genieſſet,

ſet, weit liebenswürdiger und nützlicher, als das Laſter befunden wird, ſo iſt es faſt nicht möglich, daß ein Ungläubiger darzu gelangen kan. Man ſtelle ſich doch einen ſolchen Menſchen in demjenigen Alter vor, in welchem ordentlicher Weiſe das Herz ſeine Entſchlieſſung faſſet und anfängt ſeinen Character zu bilden. Man theile ihm, wie einem andern Menſchen, eine Leibesbeſchaffenheit, Leidenſchaften und Begierden, einen gewiſſen Grad des Verſtandes und der Einſicht mit.

§. 76. Beſchaffenheit des Gemüths, eines zwiſchen Tugend und Laſter vernünftig Ringenden.

Uiberlegt er nun bey ſich ſelbſt, ob er ſich dem Laſter überlaſſen, oder an die Tugend halten ſoll? So muß er, wie mich dünket, bey nahe auf folgende Art mit ſich ſprechen:

„Ich habe einen verwirrten Begrif davon, daß der ru„hige und zufriedene Beſitz der Tugend den Annehm„lichkeiten des Laſters wohl vorgezogen werden könnte. „Gleichwohl empfinde ich auch, daß das Laſter an„nehmlich, nützlich und an reizenden Beluſtigungen „fruchtbar iſt: Jedoch ſehe ich wohl, daß es auch in „vielen Gelegenheiten ſehr verdrießlichen Widerwär„tigkeiten ausgeſtellet iſt. Allein, die Tugend ſcheinet „mir in tauſend Umſtänden nichts deſtoweniger eben „ſo erſchrecklichen Ungelegenheiten unterworfen. An„derer Seits begreife ich vollkommen wohl, daß die „Bahn der Tugend ſehr unwegſam, und man darauf „nicht anders als durch Drang und Zwang fortſchrei„ten kan. Es müſſen ganze Jahre verſtreichen, ehe „ich den ebenen Weg unter meinen Schritten ſpüren, „und die Wirkungen einer ſo beſchwerlichen Bemühung „genieſſen kan. Meine beſte Jugend, dieſes Alter, „darin-

„darinne man alle Arten des Vergnügens mit der „gröſten Luſt und Lebhaftigkeit ſchmecket, würde zu „nichts anders, als zu eben ſo ſtrengen, als unauf„hörlichen Bemühungen angewendet werden müſſen.

„Welches iſt aber doch der groſſe Bewegungs„grund, der mich zu einer ſolchen Beläſtigung und zu „ſo grauſamen Verwirrungen antreiben ſolte? Sind „es etwan die Annehmlichkeiten, welche aus dem in„nerſten Grund der Tugend herkommen ſollen? Von „dieſen Süßigkeiten habe ich einen ſehr ſchwachen Be„griff. Ich kenne ſie nur daher, weil mir Leute da„von geſagt haben, von denen ich auch wohl getäu„ſchet worden bin.

„Auſſer dieſen habe ich noch darzu eine Art von ei„nem entlehnten oder geborgten Weſen. Wenn ich „mir die mit der Tugend verbundene Glückſeligkeit, „etliche oder viele Jahrhunderte durch zu genieſſen, „verſprechen könnte, ſo würde ſichs noch der Mü„he verlohnen, alle Kräfte meines Gemüths anzu„ſtrengen, eine ſolche Glückſeligkeit zu erlangen, die „meiner Bemühung würdig wäre. Allein, ſo bin ich „meines Weſens nicht einen Augenblick geſichert, „vielleicht werde ich bey dem erſten Schritt, den ich „auf den Weg der Tugend thue, ins Grab geſtürzet. „Dem ſey nun wie ihm wolle, die Nichtigkeit erwar„tet mich in einem Ablauf von wenig Jahren. Viel„leicht nimmt mich der Tod hin, ehe ich noch an„fange, die Annehmlichkeiten der Tugend zu koſten, „indeſſen aber rauſchet mein Leben unter Arbeit und „Mühſeligkeit vorbey. Würde es nicht lächerlich ſeyn, „wenn ich einer vielleicht eingebildeten Glückſeligkeit „zu gefallen, und die, wenn ſie auch etwas wirkliches „hat, doch für mich vielleicht nimmermehr ſeyn wird,

„denen gegenwärtigen Vergnügungen absagen solte, „dahin mich meine Begierden reissen, und welche noch „darzu so leicht zu befriedigen sind, daß ich alle Kräfte „meiner Vernunft anwenden muß, wenn ich mich ih„rer enthalten solte? Das werde ich wohl bleiben las„sen. Der Augenblick meines wirklichen Daseyns „ist das einzige, was mir gewiß ist. Es wird also ge„scheuter gehandelt seyn, daß ich alle Annehmlichkei„ten mitnehme, deren ich nur habhaft werden kan: „Laßt uns essen, trinken und lustig seyn, denn „morgen sind wir todt.„

§. 77. Beantwortung eines dagegen zu machenden Einwurfs.

Man wird, meines Davorhaltens, in dieser vernünftigen Uiberlegung eines jungen starken Geistes, an der Klugheit und Richtigkeit der Gedanken schwerlich einen Fehler oder Mangel finden. Er bekennet, daß er nur einen schwachen Begrif von den Vortheilen habe, welche eine bereits gründlich gepflanzte Tugend über das Laster erhebet: Und diese Meinung, so ich ihm mit allem Recht beygeleget zu haben glaube, muß einer von den stärksten Bewegungsgründen seyn, welcher ihn von der beschwerlichen Bemühung abschrecket, so die Tugend von den meisten Leibesbeschaffenheiten erfordert. Solte es aber nicht etwan wider Einsicht und Erfahrung streiten, daß ein angehender Unaläubiger eine so sehr geringe Meinung von dem Nutzen einer siegenden Tugend über die Leidenschaften haben könnte? Ich zweifle sehr, und glaube, man könnte nicht ohne Grund dafür halten, daß das ungezäumteste Laster selbst der Glückseligkeit kaum so sehr entgegen stehen möchte, als die allerstrengste Tugend, welcher man den Begrif von einer unend-

unendlichen Belohnung rauben wolte. Dieſes zu beweiſen, muß man nur eine weitläuftige Liſte der Vortheile und der Widerwärtigkeiten beybringen, welche dem einen ſo wohl, als dem andern anhangen, und es ſcheinet mir eben zu meiner Abſicht nicht unumgänglich nöthig zu ſeyn, ſolche ausführlich zu erzehlen. Es iſt gnug, wenn ich zeige, daß ein mit Behutſamkeit und wenig Klugheit verübtes Laſter ſich unendlich weit über eine genaue Tugend empor heben wird, wenn dieſe nicht mit dem troſtvollen Begrif eines höchſten Weſens unterſtützet iſt.

§. 78. Wie ein ſtarker Geiſt mit der Tugend und mit dem Laſter zu wirthſchaften pfleget.

Ein ſtarker Geiſt, der mit dem Laſter ſehr weislich zu wirthſchaften weiß, kan, meiner Meinung nach, alle Vortheile in der an und für ſich ſelbſt betrachteten Tugend genieſſen, die man darinne ſchöpfen kan, und zu gleicher Zeit alle Ungelegenheiten vermeiden, welche mit einem unbedachtſamen Laſter, und mit einer allzuſtrengen Tugend verbunden ſind. Als ein vorſichtiger Epicurer, wird er ſeinen Begierden gewiß nichts verſagen, ſie mögen verlangen, was ſie nur wollen; wenn er ihnen nur, ohne ſich einer wahrſcheinlichen Gefahr auszuſtellen, Genüge thun kan. Iſt er ein Liebhaber von Schmauſen; Seine gefräßige Lüſternheit wird er gewiß vergnügen, ſo weit ihm nur ſein Glück und ſeine Geſundheit den Zügel laſſen, er wird fleißig darauf ſtudiren, daß er ſich allezeit in dem Stand erhalten möge, dieſe Vergnügungen mit gleicher Behutſamkeit zu genieſſen. Reizet ihn die lebhafte Frölichkeit, mit welcher der Wein das Gemüthe erfüllet; So wird er die Kräfte ſeiner Leibesbeſchaffenheit aufs genaueſte prüfen und bemerken, bis auf welchen

chen Grad er die lieblichen Dünſte eines angehenden Rauſches aushalten kan. Mit einem Wort, ſo viel Trank und Tafel betrift, wird er ein nettes Lehrgebäude der wollüſtigſten Mäſſigkeit aufzuführen wiſſen, welches das ununterbrochene Vergnügen auf alle Tage ſeines Lebens in ſich faſſet. Ziehet ihn ſeine Schooßneigung nach den Annehmlichkeiten der Liebe; wird er eine gleichmäßige Haushaltung anſtellen, und eine Gleichheit zwiſchen Luſt und Geſundheit zu beobachten befliſſen ſeyn.

§. 79. Was ihn wegen ſeiner Bemühung ſchadlos hält.

Es iſt freylich wahr, daß ihm ſeine Bemühungen beſchwerlich vorkommen werden, dem Strom ſeiner Begierden zu widerſtehen, und dieſelben in die Grenzen ſeines Vortheils zu ſetzen: Jedennoch wird ihm dieſe Beſchwerlichkeit dadurch wieder gut gethan, daß er ſelbige durch Gerechtigkeit und Billigkeit zu zwingen überhoben iſt. Warum ſolte er beſorgt ſeyn, ſeine Luſte in den Buſen einer rechtmäßigen Ehe in Sicherheit zu bringen? Der Eckel möchte die Lebhaftigkeit gar zu bald niederdrücken, welche nur die einzige Annehmlichkeit, ſo man in neuen Dingen antrift, in beſtändiger Kraft erhalten kan. Uiberdiß, worzu dienet es, daß man ſich in den kümmerlichen Verdruß einer Haushaltung ſtecken und allen betrüblichen Folgerungen einer ſolchen oft ſehr unglücklichen Verbindung ausſtellen ſolte? Was ſoll ihn bewegen, ſeine Begierden nach einer öffentlichen leichtfertigen Weibsperſon abzuleiten, die er auf ein unſchuldiges erbares Kind gelenket hat, deren ſchwache Vorſicht und Leichtgläubigkeit ihm eine leichte Eroberung verſprechen? Nichts anders kan ihn zu dieſer Art der Weisheit

bringen.

bringen, als die furchtſame Beſorgniß einer allzuſtarken Familie, welche ihm die Annehmlichkeit von kurzer Dauer allzuhoch im Preis ſetzen würde. Aus was für Urſachen, auſſer allen dieſen, ſolte er gegen das heilige Band der Ehe groſſe Hochachtung bezeugen? Würde er ſich wohl einen lächerlichen Scrupel in Sinn kommen laſſen, wenn er einem Ehemann das Herz ſeiner Frau contreband machte, wovon ihm doch ein durch die Geſetze beſtärkter Vertrag einzig und allein den Beſitz verliehen hat? Im geringſten nicht: Sein Nutzen erfordert es, daß er ſich nach dem Geſetz der Mode richtet und indem er den Vortheil von den Annehmlichkeiten des Eheſtands ziehet, dem unglücklichen Mann die Laſt deſſelben auf den Hals ſchiebet. Was hat er dabey zu beſorgen? Werden denn etwan heut zu Tage die Ehebrüche durch die Juſtiz beſtraft? Iſt es nicht noch darzu ordentlicher Weiſe, eine Sache von äuſſerſter Schwierigkeit, das Weſentliche in dergleichen Schandthaten zu beweiſen? Die allerüberzeugendſten Beweiſe machen allhier nichts weiter aus, als ſtarke Vermuthungen.

§. 8. Ein ſtarker Geiſt kan alle Vergnügungen mit leichten Koſten genieſſen.

Bey allen andern Arten der Aufführung eines ſtarken Geiſtes iſt eine geringe geübte Klugheit hinreichend ihm alles Vergnügen zu ſchaffen, ohne einige Widerwärtigkeiten zu beſorgen, indem er Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit und Billigkeit, Großmuth, Leutſeligkeit, Erkänntlichkeit, und alles was man unter dem Begrif der Tugend für ehrwürdig hält, ganz zu rechter Zeit beyſeite ſetzet. Mit dieſen in einer beſtändigen Reihe zuſammengekettelten Bequemlichkeiten und Vergnügungen, davon das mit guter Vorſichtigkeit hand-

handthierte Laster eine unerschöpfliche Quelle ist, setzet man alle Vortheile in eine Gleichheit, welche eine mit möglichster Klugheit begleitete und nur auf die Hofnung des gegenwärtigen Lebens abgezielte Tugend versprechen kan. Es ist wahr, diese Tugend hat allerdings mit dem Laster, wie ich solches abgeschildert habe, den klüglichen Genuß der sinnlichen Vergnügungen, in gewisser Masse gemeinschaftlich; allein wie viele Quellen von Annehmlichkeiten muß sie nicht verstopfen? Wie viel schöne Gelegenheiten solche zu kosten, wird sie nicht genöthiget, vorbeystreichen zu lassen, und aus dem Wege abzuleiten? Befindet sie sich in Wohlseyn und Uiberfluß, so muß ich gestehen, daß sie Gemächlichkeit genug haben kan: Gleichwohl ist es auch gewiß, daß ein recht geschickt verübtes Laster noch unendlich mehr Bequemlichkeiten mit sich führen könne. Fehlen im Gegentheil der Tugend alle Stützen der Glücksgüter, so ist es auch gewiß die Weisheit im traurigsten Aufzug.

§. 81. Abschilderung eines jungen Menschens, der sich einer Tugend ohne Religion widmet.

Man richte seine Augen auf einen jungen Menschen, der in der Blüte seines Alters stehet. Er ist eben den Neigungen aller andern Menschen unterworfen. Das schöne Geschlecht machet den stärksten Eindruck in ihm. Kaum ist er im Stande so viel zu erwerben, daß er allein vor sich ein wenig gemächlich leben kan; die Betrachtung seines schlechten Verdiensts untersaget ihm fast gänzlich alle Hofnung, eine Frau zu erhalten, deren Eigenschaften und Vermögen ihm eine doppelte Glückseligkeit zuwege bringen würden. Man setze zugleich, daß dieser Jüngling sich einer Tugend gewidmet habe, welche nicht durch die Religion

unterſtützet würde. Solte er die Begriffe des Wohlſeyns und Glücks verwirren, und ſeine Begierden in die Runzeln einer abgelebten Frau verſcharren? Gar nicht: Er wird ſich wohl hüten, ſich eine Quelle alles Eckels über den Hals zu ziehen, und einer Perſon ſeine zärtlichſte Treue zu verſprechen, deren Geſtalt ihm den größten Abſcheu machet. Der Ehebruch kommt ihm ſchändlich vor; die Haut ſchauert ihm für den Gedanken eines mit Bedacht ausgearbeiteten Entwurfs der ſchändlichſten Streiche, eine ehrbare Jungfer um ihre Ehre zu bringen, oder ſie vielleicht in den elenden Zuſtand zu ſetzen, Schandthaten auf Schandthaten, durch ihre ganze Lebenszeit zu häufen. Wird er den Entſchluß faſſen, mit Gefahr ſeiner Geſundheit, oder ſeines Lebens ſelbſt, ſich zu einer viehiſchen Frechheit zu zwingen, und den Auswurf der öffentlichen Uippigkeit ſuchen? Ein tugendhafter Ungläubiger kan hierinne keine Schandthat finden. Wird er ſich aber wohl eine ſo gefährliche Unvorſichtigkeit zu gute halten? Wird er wohl einen ſo allgemein anſtößigen Gedanken ſolcher ſchändlichen und gehäßigen Gegenſtände in ſich aufkommen laſſen? Keinesweges. Die einzige Hülfe bleibt ihm alſo übrig: Entweder unaufhörlich wider ſolche Begierden zu kämpfen, welche eben ſo ſchwer zu überwinden, als ſie ihrer Natur nach, gut, zuträglich und nützlich ſind; Oder die Gefahr elend zu werden, der Entſagung ſeiner Weisheit vorzuziehen; ſich mit einer Perſon ohne Vermögen zu verbinden, es zu wagen, Kinder zu zeugen, ſo von gleichem Elend bedrohet werden, und ihrem unglückſeligen Vater das Leben gallenbitter machen.

§. 82.

§. 82. Die Liebe zur Tugend eines ſtarken Geiſtes und deren Beſchaffenheit.

In tauſend andern Vorfällen muß die Tugend eines ſtarken Geiſtes unſtreitig den verdrießlichſten Widerwärtigkeiten unterworfen ſeyn, und ihm unzählige recht weſentliche liebenswürdige Vortheile aus der Hand ziehen. Man muß bekennen, daß eine ordentliche und tugendhafte Aufführung ein gnugſam ſicheres Mittel ſeyn würde, vergnügt und angenehm zu leben, wenn nur der allgemeine Hauſe der Menſchen recht einſehend und der Weisheit ergeben wäre: Allein es bleibt gewiß, daß Laſter und Unwiſſenheit in der menſchlichen Geſellſchaft über alle Einſichten und Weisheit herrſchen und triumphiren. Dieſes iſt es, was rechtſchaffenen Leuten den Weg zum Glücke verriegelt, ihn aber einer Art laſterhafter Weiſen eröfnet, weit und eben machet. Ein ſtarker Geiſt fühlet eine abgeſchmackte Liebe zur Tugend, er liebt ſie aber dennoch. Niedrigkeit, Armuth, Verachtung kommen ihm als wahrhafte Uibel vor; Hochachtung, Anſehen, Reichthum ſtellen ſich ſeinen Begierden hingegen, als ſolche Güter dar, die der Bemühung ſeiner Suchens wohl würdig ſind. Wenn er vor ein mäßiges Schutzgeld ſich unter den Schirm eines groſſen Herrns verſteckt, kan er gar leicht wider das Verbot der Geſetze, ein Amt erhalten, welches ihm in der Welt einen anſehnlichen Rang, gutes Leben und reichlichen Unterhalt ſeiner Familie verſchaffet. Wird er ſich aber wohl entſchlieſſen können, ein ſo ſtrafbares Mittel zu ergreifen, wodurch er ein ſcheinbares und bequemes Schickſal verſichert iſt? Nein, er findet ſich genöthiget, dergleichen beträchtlichen Vortheil fahren zu laſſen, welchen ein Mann mit heftiger Begierde an ſich reiſſet, der die Religion von der Tugend trennet, oder der

nach

nach Grundſätzen handelt, zugleich aber das Joch der Religion vom Halſe ſchüttelt.

Ein Fürſt, ein Staatsminiſter ſtolzieret mit Verdienſten, die er nicht beſitzet, man kan ſeinen ſtörrigen Sinn nicht überwältigen, man muß denn mit ſeinem Hochmuth in einen Bund treten; gleichwohl iſt doch ſeine gnädige Gewogenheit eine fruchtbare Quelle von Aemtern und Gütern: Man wird durch eine witzige und ein wenig ſinnreiche Schmeicheley ſich leicht hier in Beſitz bringen können. Dieſen ſchwachen Geiſt zu gewinnen, möchte unſer tugendhafter Ungläubiger vielleicht ſich zu einigen höflichen Gefälligkeiten, welche nicht bis zur Schelmerey ausſchweifen, wohl noch verſtehen. Wird ſich aber auch ſein Stolz bis zur Niederträchtigkeit einer nichtswürdigen Schmeicheley ſchmiegen? Ey was, wird er ſagen, ich ſolte einen ſo wichtigen Theil der allgemeinen Glückſeligkeit meinen beſondern Abſichten aufopfern? Würde ich die Laſter dieſes groſſen Herrns nur noch verſtärken, wenn ich ſie für ſeinen Augen verdeckte? Meine Lobeserhebungen werden in ſeinem Gemüth einen Hochmuth vermehren, dadurch ein ganzes Volk gequälet würde. Wenn ich ſeine Einbildung von dem Begrif, den er ſich von ſeinen Einſichten und Verdienſten machet, noch mehr anfeuren wolte, würde ich machen, daß er den nützlichſten Unterricht von ſich ſtieß, und hierdurch thäte ich Beytrag, daß er durch ſeinen ſchädlichen Hochmuth ſolche Dinge unternähm, die den ganzen Staat mit unglückſeligen Leuten überſchwemmen würde. Ich kan mich nicht entſchlieſſen, auf dergleichen Unkoſten reich und anſehnlich zu werden. Weit weg von mir mit einem Glück, das auf einem ſolchen vermaledeyten Grund gebauet iſt!

§. 83. Der Bewegungsgrund zur tugendhaften Aufführung eines Ungläubigen.

Ich will kein weitläuftiges Verzeichniß von solchen Verfällen beybringen, in welchen die Tugend verbunden ist, reelle wesentliche Güter und Vortheile abzulehnen, welche sich ein geschickt abgerichtetes Laster ohne Schaden und Gefahr zueignet. Allein ich will, mit Erlaubniß, einen tugendhaften Ungläubigen fragen, was ihn für Bewegungsgründe zu dergleichen beträchtlichen Aufopferung antreiben? Was hat wohl die Eigenschaft seiner Tugend in und an sich, wodurch sie ihn gegen einen so beträchtlichen Verlust sicher und schadlos stellen kan? Treibt ihn etwas beständig Gewisses zu seiner Schuldigkeit an? Ich meine, erwiesen zu haben, daß seine Pflicht in nichts anders bestehe, als seine wahren Vortheile nur durch eine kurze Lebenszeit wohl anzuwenden. Ich habe aber auch gezeiget, daß ihn die Tugend, eigentlich zu reden, an seiner wirklichen Pflicht verhindere. Solchergestalt dienet er gewißlich, einer armseligen und unerkenntlichen Gebieterin, welche ihre höchstbeschwerlichen Dienste mit keinem wahren Nutzen belohnet, und ihm noch darzu an stat der Erkenntlichkeit für die allervollkommenste Ergebenheit, die schmeichelhaftesten Gelegenheiten entziehet, die angenehmsten und lebhaftesten Belustigungen lebenslang zu geniessen.

§. 84. Vielleicht ist es die Ehre und Reputation, welche der Tugend als ein Schatten folgen.

Vielleicht wird er mir hierauf entgegen setzen, daß die Vergeltung desjenigen, was er als schuldige Pflicht aufopfert, nicht in der Eigenschaft der Tugend, sondern in dem prächtigen Schatten derselben, nemlich in der Ehre und Reputation zu finden sey.

Ich

Ich will mich hier mit der Unterſuchung nicht aufhalten, in wieweit die Liebe zur öffentlichen Hochachtung vernünftig und einem Menſchen anſtändig ſey, der ſeine Zuneigung nach dem wahren Werth einrichtet, welchen ſeine Vernunft in den Gegenſtänden antrift. Ich muß bekennen, daß in verſchiedener Betrachtung die Reputation ein wirkliches Gut ſey, und die unüberwindliche Zärtlichkeit, die wir gegen uns ſelbſt tragen, alle Menſchen ganz natürlicher Weiſe anreize, die Hochachtung ſeines Gleichen zu ſuchen.

§. 85. Die unſchuldige Liebe zur Reputation eines religiöſen Tugendhaften.

Die vortheilhaften Begriffe, ſo andere Leute von uns haben, müſſen die Eitelkeit allerdings aufs angenehmſte kützeln, welche, wenn ſie nur in gewiſſen Schranken bleibet in uns eine reine und rechtmäßige Quelle der ſchönſten Neigungen ſeyn kan. Die Liebe zum guten Ruf, wenn ſelbige der Tugend unterworfen bleibt, iſt überdieſes denen Menſchen eigen und natürlich, welche eine Religion und ein höchſtes Weſen erkennen, ſo ſie zur Liebe ihres Nächſten und zur Beförderung ihrer Glückſeligkeit antreibet. Es iſt auch faſt unmöglich einen Menſchen zu lieben und hoch zu ſchätzen, ohne ſich dabey wenig um ſeine zärtliche Gegenachtung zu bekümmern. Auſſerdem muß ein Menſch in der Reputation ein ſicheres Mittel finden, alle ſeine Bemühungen der Güte und Leutſeligkeit zu befördern und zu erleichtern, welcher aus dem Grundſatz der Liebe gegen die Gottheit, ſich ſo viel ihm möglich iſt, verbunden erachtet, ein Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts zu werden. Niemand wird auch dran zweifeln, daß die Liebe zur Reputation einem Menſchen nützlich ſey, der ſeinen Begrif der Tugend von

dem Begrif eines höchsten Wesens herleitet. Sie ist eine Grundhülfe, welche die Bemühung seiner Vernunft ermuntert, unterstützet, und ihm Beystand verleihet, die Schwierigkeiten zu übersteigen, so ihm den Weg zur wahren Weisheit versperren.

§. 86. Vortheil der Reputation eines tugendhaften Ungläubigen.

Die Reputation ist daher ebenfalls ein Vortheil für einen tugendhaften Ungläubigen, und man muß billig bekennen, daß seine Liebe gegen dieselbe gar nicht unvernünftig sey. Gleichwohl zieht er wenig Nutzen von ihr, wenn sie die einzige Belohnung seyn soll, welche er von seiner unfruchtbaren Tugend erwartet. Ausser den Vergnügungen, welche die Eitelkeit von der Reputation erhält, kan ein starker Geist keinen grössern Nutzen hoffen, als der sich nur bis zur Freundschaft, zu Liebesbezeugungen und bis auf die Dienste derjenigen erstrecket, die sich von seinen Verdiensten einen vortheilhaften Begrif in die Köpfe gesetzt haben. Jedoch hat er sich in Acht zu nehmen, daß er sich nicht betrüge; diese Vergnügungen des Lebens treffen keine volle und überflüßige Quelle in der Reputation an, die man sich durch die Ausübung einer genauen Tugend erwirbt. In der Welt, wie sie ietzo beschaffen ist, gesellet sich die prächtigste, weitläuftigste und nutzbarste Reputation nicht so leicht zur wahren Weisheit, als vielmehr zu grossen Eigenschaften, zu einem erhabenen Verstand und zu einer tiefen Gelehrsamkeit. Was soll ich sagen? Wird sich ein rechtschaffener Mann eine so grosse und vortheilhafte Hochachtung zuwege bringen können, als ein artiger, gefälliger Lustigmacher, der wohl zu leben weiß, als ein feiner

Spott-

Spottvogel, ein liebenswürdiger Schwelger, und angenehmer Trunkenbold?

§. 87. Wie die Tugend insgemein betrachtet wird.

Es iſt wahr, daß faſt alle Menſchen vorgeben, die Tugend ſey der verehrungswürdigſte Gegenſtand, und allen andern Dingen vorzuziehen. Ich will eben nicht glauben, daß ſie ihr dieſen prächtigen Lobſpruch deswegen beylegen, damit ſie ihre groſſe Ergebenheit für dieſelbe zu erkennen geben wollen. Ich bilde mir nur ein, daß ſie es ganz aufrichtig meinen: Allein ſie haben dieſen groſſen Begrif von ihr nicht anders, als weil ſie dieſelbe auf eine metaphyſiſche Art, und als ein in Gedanken abgeſondertes Ding betrachten. Sie ſehen ſie von einem ganz andern Geſichtspunct an, wenn ſie dieſelbe in einen Menſchen pflanzen, und andern Eigenſchaften entgegen ſtellen, die in die Augen fallen, ihre Einbildungen blenden, und ihren Verſtand betäuben. Tauſend handgreifliche Beyſpiele beſtärken täglich dieſe Wahrheit. Was ziehet ſich wohl die vollkommenſte Tugend für eine nützliche Reputation zu, wenn ſie Armuth und Niedrigkeit zu Gefährten hat? Bricht ſie auch gleich, auf eine Art eines Wunderwerks, durch die ſie umhüllten Finſterniſſe heraus, wird denn wohl ihr Glanz in die Augen des gemeinen Haufens leuchten? Erhitzet ſie wohl die Herzen der Menſchen, und ziehet ſelbige nach einem Verdienſt, welches verwunderungswürdig iſt? Im geringſten nicht. Dieſer arme Mann iſt redlich und tugendhaft; man begnüget ſich, daß man ihm dieſe Gerechtigkeit in wenig Worten widerfahren, im übrigen aber ſeine armſeligen Vortheile ohne allen Neid genieſſen läßt, die er von ſeinen trockenen und unfruchtbaren Verdienſten ziehen mag. Wahr iſt es, daß diejenigen, ſo

ein wenig nach der Tugend riechen, einen solchen Mann wider den äusserſten Mangel verwahren, und ihn etwan mit sehr mäßigen Wohlthaten unterhalten möchten. Werden ſie ihm aber wohl offenbare Zeichen der Hochachtung erweiſen? Werden ſie ſich durch Bande der Freundſchaft mit ihm verknüpfen, welche die Tugend an reinen und gründlichen Vergnügen fruchtbar zu machen fähig iſt? Werden ſie ihm der Tafel und des Umgangs würdigen? Iſt dieſe Tugend durch Einſicht und Eigenſchaften unterſtützet, werden ſie ſich bemühen, dieſelbe aus dem Staub zu ziehen, und ſie in einen Stand zu ſetzen, wo ſie einen Einfluß ins allgemeine Beſte haben kan? Dieſes alles ſind Luftzeichen, die unſere Augen wenig rühren: Virtus laudatur & alget; man theilet der Tugend einige kaltſinnige Lobſprüche mit, im übrigen aber läßt man ſie in ihren elenden Umſtänden umkommen. Will ſie demnach in dieſem von allen Seiten in ſie dringenden Kummer in ihrem eigenen Buſen Hülfe und Beyſtand ſuchen, ſo muß ſie ſich durch unauflösliche Bande an die Religion verknüpfen, dieſe kan ihr eine unerſchöpfliche Quelle des empfindlichſten und reineſten Vergnügens zu eröfnen einzig und allein fähig ſeyn.

§. 88. Sind denn die Begriffe von der Tugend bey allen Tugendliebenden richtig und deutlich?

Ich gehe aber noch weiter, und will ſetzen, daß es Leute gebe, die weiſe gnug wären, die allernützlichſte Hochachtung für dasjenige zu haben, was ſich ihrem Verſtand unter dem Begrif der Tugend vorſtellet. Wird aber auch dieſer Begrif bey den meiſten richtig und deutlich ſeyn? Das Gegentheil iſt leider, mehr als zu gewiß. Die groſſe Anzahl derjenigen, auf deren Urtheleſpruch die Reputation beruhet, ſiehet die Gegenſtän-

genſtände nur durch die Brille ihrer Vorurtheile und Leidenſchaften an. Tauſend mahl maſſet ſich das Laſter die Rechte der Tugend an. Tauſend mahl erhält die allerreineſte Tugend, die ſich ihrem Gemüth im falſchen Licht der Vorurtheile darſtellet, eine heßliche und unangenehme Geſtalt. Wie oft wird die Redlichkeit nicht durch die Stimmen des Volks als Frechheit, eine liebreiche Freundlichkeit; als weichliche Zaghaftigkeit; Beſtändigkeit, als hartnäckiger Eigenſinn; Gerechtigkeit, als Grauſamkeit; eine edle und billige Ernſthaftigkeit, als lächerlicher und verächtlicher Hochmuth, verdammt und ausgeſchrien? Wie oft ſprechen nicht eben dieſe Stimmen den Titel der artigen Höflichkeit, der unwürdigſten Schmeicheley; den Ehrennamen der Gnade, der niederträchtigen Uiberſehung der Laſter; den Character der Demuth und Beſcheidenheit einer ihren Endzweck zu erhaſchenden verſtellten Eitelkeit, den Titel der Klugheit einer gottloſen Verſtellung, und den Namen des Eifers einem raſenden Zorn durchs Urtheil zu? Ein Theil des Haufens läßt ſich durch den erſten Anſchein einer vorkommenden Sache verführen, und macht ſich keine Sorge, bey dieſem dunklen Schein, verkehrt zu urtheilen. Eine andere Parten nimmt die erſten die beſten Sätze der Wahrheit ſolcher Meinungen an, die gänge und gebe oder im Beruf ſind: ſie kommen ihnen nicht eher verdächtig vor, als bis die Mode andere Grundſätze in Credit zu ſetzen anfängt. Mit einem Wort ein groſſer Theil des Haufens, den man das Publicum nennet, welcher die Ausſpendung der Reputation in Beſchlag genommen, urtheilt mehr nach ſeinem freyen Belieben, als aus bedachtſamer Uiberlegung. Die Vorwürfe ſtellen ſich ſeinem Gemüth nicht vor, wie ſie ihrer natürlichen Eigenſchaft nach wirklich ſind,

ſondern ſo, wie er ſich wünſcht, daß ſie ſeyn möchten. Zum öftern verblenden auch ſo gar dieſe dreyerley verſchiedene Augenbinden die Vernunft ſelbſt.

Die Betrachtung dieſer gemeinen Art zu denken, wird, wie ich meine, leichte und deutliche Beweiſe gnug geben, zu beſtärken, daß die vollkommenſte Tugend ſo geſchickt nicht, als das witzige und liſtige Laſter ſeyn könne, die Reputation, die ihr doch allein gebühret, an ſich zu ziehen.

§. 89. Wahre Tugend.

Wahre Tugend iſt in ſehr enge Grenzen verſchloſſen. Alle Regeln, welche ihr die Vernunft vorſchreibt, ſind feſt beſtimmt. Auf ihrem ſchmalen und engen Pfade findet ſich das Laſter zur Rechten und zur Linken. Dadurch wird ſie genöthiget, tauſend Mittel auszuſchlagen, wodurch ſie ſich einen Glanz zuwege bringen und gefällig machen könnte, und muß öfters widerwärtig und verächtlich ſcheinen. Unter ihre Pflichten rechnet ſie die Freundlichkeit, Höflichkeit, Gefälligkeit: Dieſe liebenswürdige Mittel, die Herzen der Menſchen zu gewinnen, ſind aber auf die Gerechtigkeit gegründet. Sie werden laſterhaft, ſobald ſie ſich der Beherrſchung dieſer gebietenden Tugend entziehen, welche allein das Recht beſitzet, unſern Handlungen und allen unſern Meinungen das Siegel der Tugend aufzudrücken.

§. 90. Die falſche Tugend.

Eine ganz andere Bewandniß hat es mit einer falſchen Tugend, welche von dem ſinnreichen Laſter ausdrücklich nur zur Pracht gemacht iſt, und ihren Vortheil findet, wenn ſie ſich mit dieſem betrüglichen Schleyer

Schleyer verdecket. Sie kan ſich eine unendlich weitere Freyheit heraus nehmen. Keine unverletzliche Regel und Richtſchnur bindet ſie. Sie iſt völlig Meiſter, ihre Grundſätze und Aufführung nach ihrem Nutzen zu verändern, und ihre Hände ohne den geringſten Zwang, nach der Belohnung auszuſtrecken, welche ihr die Ehre vorhält. Darauf kommts ihr nicht an, die Reputation zu verdienen, ſondern darauf, wie ſie dieſelbe auf alle mögliche Art und Weiſe erlangen möge. Nichts hält ſie zurück, ſich aller Schwachheiten des menſchlichen Verſtandes preis zu geben. Alles iſt für ſie gut und vollkommen, wenn es nur zu ihren Abſichten dienlich ſeyn kan. Erfordert es die Nothwendigkeit dieſen Zweck zu erlangen, daß man die Irrthümer des Pöbels verehre, ſeine Vernunft unter die angenehmen Meinungen einer herrſchenden Mode ſchmiege und biege, die Parthey mit ihr verändere, ſich in die Umſtände und in die Vorurtheile des groſſen Haufens ſchicke; ſo koſten ihr alle dieſe Bemühungen wenig oder gar nichts: Sie will bewundert werden, und wenn ſie darzu gelangen kan, ſo ſind ihr alle Mittel gleichgültig.

§. 91. Noch andere Eigenſchaften der wahren Tugend.

Wir müſſen hierbey noch anmerken, daß die wahre Tugend überhaupt ganz einfältig, ſchlecht und recht ſey. Für ſie ereignen ſich die Gelegenheiten ſehr ſelten, ihre ganze Stärke und Schönheit auf eine prächtige und verwunderungswürdige Art an den hellen Tag zu legen. Bey allen andern Vorfällen beſtehet ihre Stärke und Gröſſe nur allein darinne, daß ſie ſich in die Schranken vollkommener natürlicher Eigenſchaften verſchlieſſet, welche weder Bewunderung noch Er-

ſtaunen erwecken. Dieſe vernünftige Einfalt aber iſt es eben, die ſie verächtlich machet, daß ſie den Augen des gemeinen Haufens klein und gemein ſcheinet und vorkommt.

§. 92. Alter Irrthum, daß die Menſchen lieber in ein ſinnliches Erſtaunen geſetzt ſeyn wollen, als eine vernünftige Bewunderung hegen.

Ein uralter Irrthum, welcher ſeinen Urſprung von der menſchlichen Schwachheit genommen, hat alle Völker zu allen Zeiten verleitet, daß ſie ſich weit lieber von einer mechaniſch ſinnlichen Erſtaunung einnehmen laſſen, als der wahren weſentlichen Schönheit eine überlegte und bedächtige Bewunderung gönnen ſolten. „Die Natur in Ordnung halten, ſolche verbeſ„ſern, dieſes iſt ein Werk kleiner und gemeiner „Bemühung, die ganze Fähigkeit, dieſes zu lei„ſten, beſtehet nur im Wollen. Zu dem wahr„haftig Groſſen und Bewunderungswürdigen aber „wird erfordert, daß man ſich durch eine edle „Stärke über die Natur erhebe, nach nichts an„ders, als nach auſſerordentlichen Wunderdin„gen ſtrebe; viel weitere Schritte mache, als es „die gemeine Pflichten erfordern, welchen öfters „eine genaue aufmerkſame Vernunft allen Glanz „und Schimmer benimmt; Kurz, daß man ſich „einer Art des Schönen-Glänzenden völlig „überläßt, dem das Gute den Grund verſagt hat.

§. 93. Der falſche Begrif vom Wunderbaren, iſt auch den Weltweiſen gemein, nur die chriſtliche Religion hat dieſe Begriffe geläutert, wiewohl ſie den menſchlichen Ausſchweifungen nicht hat völlig widerſtehen können.

Dieſer falſche Begrif iſt eben nicht allein ein Irrthum des Pöbels, er hat vielmehr zu allen Zeiten in den

den unterſchiedenen Secten der Religion, und in allen Schulen der vermeinten Weltweiſen geherrſchet. Nur die einzige Lehre Jeſu Chriſti und ſeiner Jünger hat den betrüglichen Firniß weggeſtrichen. Sie iſt es, welche die Weisheit nach der Natur abgepaſſet hat, und ihr groſſer Endzweck iſt geweſen, die nützlichen Neigungen, welche dem Menſchen angebohren ſind, in eine rechte Ordnung zu bringen. Dieſe göttliche Weltweisheit konnte iedennoch der ausſchweifenden Liebe nicht widerſtehen, welche die menſchliche Einbildung zu dem Auſſerordentlichen anreizte. Man wolte den Menſchen zernichtigen, um ihn tugendhaft zu machen. Die Ausſchweifungen einer glänzenden Scheinheiligkeit erhob ſich über den Schutt der umgeſtürzten natürlich einfältigen Weisheit, deren wohlgeordnete Zweige in richtig abgepaßter Gleichheit ſich nach dem allgemeinen Beſten der Geſellſchaft ſtrecken. Insgemein pflegt man die der Tugend gewidmete Bewunderung nach dieſem falſchen und ſchädlichen Maaßſtab unächter Regeln abzumeſſen.

§. 94. Ungekünſtelte Tugend wird nicht geacht.

Wer wird wohl die ungekünſtelten und geſelligen Tugenden eines Mannes der Bewunderung würdig achten, welcher ſich nach den heilſamen Vorſchriften einer gereinigten Natur richtet, in dem Schooß ſeines Hausweſens, als ein zärtlich getreuer Ehemann, als ein ſorgfältiger Vater, der mit unabläßiger Bemühung ſeine Kinder zu nützlichen Bürgern ausarbeitet, als ein gütiger Herr, als ein bequemer Nachbar ruhig und friedlich lebet? Das ſind kleine verdüſterte, bürgerliche Sitten, die kaum die Mühe belohnen, daß man ſie bemerken ſolte.

§. 95.

§. 95. Geschmückte Tugend erweckt Bewunderung.

Beliebts euch im Gegentheil eure Tugend mit Pracht und Herrlichkeit darzustellen? Wohlan, so begebet euch in öffentliche Versammlungen mit einem ernsthaften, umwölkten Angesicht. Eine düstere Mine verkündige zum voraus, als ein Herold, die tiefen und ernstlichen Betrachtungen eurer Gedanken: Ein heiliges Gewicht drücke den Ton einer Stimme, und alle Bewegungen eures Leibes darnieder: Entziehet euch der eitlen Gesellschaft derjenigen, welche sich die Frechheit eines Gelächters, oder einer lustigen Unterredung nicht versagen können: Verscharret, tretet eure natürlichen unschuldigsten Neigungen unter die Füsse: Bey dem Ausdruck des einzigen Worts: Lust, lasset sogleich die Runzeln eurer Stirne sich zusammen ziehen. Mit eurer Sittenlehre muß sich die Vernunft gar nicht gemein machen, vielmehr messet nach jener die Höhe alles dessen ab, was sie nur strenges, ängstliches, peinliches, und den natürlichen Begierden des menschlichen Herzens widerwärtiges hat. Suchet Feinde auf, mit denen ihr kämpfen könnet. Lasset euch von Hunger, Durst und Wachen bis aufs Mark unaufhörlich ausmergeln, und in eure Leibesbeschaffenheit eine philosophische Traurigkeit mit einer ehrwürdigen groben Eigensinnigkeit einpflanzen. So wird aus euch ein Wunderding der Tugend werden. Eine nachläßige Beobachtung ganz geringer Pflichten des bürgerlichen Lebens wird man euch gerne und willig zu gut halten. Dergleichen erhabenen und über die Natur erhöheten Verdiensten ist es nicht zuzumuthen, daß sie sich bis zu nichtswürdigen Kleinigkeiten erniedrigen solten.

§. 96. Ein wohl abgerichtetes Laſter wird, der Reputation zu gefallen, eine unmenſchliche ſchwere Tugend leicht ausüben.

Ich weiß wohl, daß ein künſtlich abgerichtetes Laſter ſich mit einer ſo unmenſchlichen Tugend nicht wohl vertragen möchte. Allein wenn eine weitläuftige und prächtige Reputation ihrem Nutzen und Vortheil zu ſtatten kommt, warum ſolte ſie ſich nicht mit dem Anſehen eines ſo erſtaunlichen Verdienſtes aufputzen? Warum ſolte ſie nicht den Augen der Welt damit ein prächtiges Schauſpiel aufführen, da ſie ſich im Winkel und auſſer den Augen des allgemeinen Haufens ohne allen Zwang ſchadlos zu ſtellen weiß? Warum ſolte ſie nicht den Schauſpielern nachahmen, welche von der Schaubühne abtreten, damit ſie die Einkünfte verſchmauſen können, die ihnen die heroiſchen Meinungen zuwege gebracht haben, mit denen ſie das Parterre ergötzet haben?

§. 97. Alle bisher angebrachte Gründe wider die Tugend der ſtarken Geiſter ſind deutlich.

Ich halte davor, alle dieſe von mir angebrachten Gründe, mit welchen ich zu erweiſen mir vorgenommen habe, daß ein ſtarker Geiſt nicht durch Grundſätze tugendhaft werden könne, ſind ſo klar und deutlich ausgeführet worden, daß man ſie leicht für einen gründlich erörterten Beweis wird halten müſſen. Mir kommen ſie ſo handgreiflich vor, daß wenn ein Ungläubiger, der nur ein wenig nachzudenken geſchicket iſt, vertheidigen will, ſeine Grundſätze wären hinlänglich genug, ihn zur Tugend geſchickt zu machen, ſo müſſe er wahrſcheinlicher Weiſe durch das Wort Tugend nur die Mäßigkeit und Stärke des Gemüths

gewiſſe

gewiſſe ſchädliche Ausſchweifungen zu vermeiden, ausdrücken wollen.

§. 98. Letzter Angrif der falſchen Tugend der ſtarken Geiſter in ihrer innerſten Verſchanzung.

Es kommt noch darauf an, unſere Gegner in ihrer innerſten Verſchanzung anzugreifen, worinne ſie eine unglückſelige Aufführung des gemeinen Haufens, der eine Religion erkennet, wider allen Angrif ſicher zu ſtellen ſcheinet. Ein Weltweiſer von dieſer Secte gründet ſeine Anſprüche an die Tugend öfters auf folgende Beweisrede.

§. 99. Schlußrede eines ſtarken Geiſtes.

„Ich will euch zugeben, könnte er ſagen, daß ein „Menſch, welcher weder eine oberſte Urſache noch „eine Religion annimmt, keinen Grundſatz in ſich fin„den möchte, der ihn darzu antriebe, was man Tu„gend nennet. Wenn nun auch dieſes, was wir hier „vorausſetzen, eine ganz richtig bewieſene Wahrheit „wäre, was würdet ihr wohl dadurch gewinnen? Le„ben denn die Menſchen nach ihren Grundſätzen? „Würde man nicht, wenn man dieſes vorgeben wol„te, blindlings in einen Irrthum gerathen, den man „bey der geringſten Aufmerkſamkeit auf die Handlun„gen des menſchlichen Geſchlechts wahrnehmen kön„te? Räumet wohl dieſer Haufen von Menſchen, „welche den Geſetzen Jeſu Chriſti zu gehorchen vor„geben, und einen brennenden Eifer gegen ihre Mei„nungen ſehen laſſen, in ſeiner Aufführung der Tu„gend einigen höhern Vorzug vor dem Laſter ein? „Scheinet es wohl, als ob ihre Meinung, darinne ſie „ſtehen, daß nehmlich ihr ewiges Wohl und Wehe „von ihren Thaten abhänge, einigen Einfluß in der „Be-

„Beſtimmung ihres Willens haben ſolte? Hält wohl „ein ſo harter Zaum den Koller ihrer Begierden auf, „und lenket ſie von dem Abſturz, der ſie, wie ſie ſelbſt „geſtehen, in einem Abgrund der Schande und des „Schmerzens verſenket? Gar nicht. Man ſolte „vielmehr ſagen, daß dieſes Gebiß ihre Brunſt zum „Laſter nur noch wütender mache, und die Schwierig„keiten, ſo ihre Meinungen den Begierden in den „Weg legen, ſie noch mehr reizen und ihnen neue „Kraft geben.“ Kan man aus einer ſo augenſcheinli„chen Wahrheit etwas anders ſchlieſſen, als daß die „Grundſätze des Verſtandes die Empfindungen des „Herzens nicht in einer vollkommenen ungebundenen „Freyheit laſſen: Und daß der einzige Grund, welcher „der mannigfaltigen Aufführung der Menſchen die „Geſtalt giebt, in dem verſchiedenen Grad der glück„lichen oder unglücklichen Leibesbeſchaffenheit zu finden „ſey, die uns angebohren und eine natürliche Wirkung „der Einrichtung des Cörpers iſt? Wenn demnach „dieſer durch die Erfahrung beſtätigten Wahrheit zu „Folge, Leute gefunden werden, denen die Liebe zur „Ordnung und Reinlichkeit angebohren iſt, andere „hingegen, die unordentlich und nachläßig ſind; So „giebts auch ſolche, die mit einer Neigung zur Billig„keit und Gerechtigkeit auf die Welt kommen, da an„dere mit Härtigkeit, Bosheit und Schelmerey in „die menſchliche Geſellſchaft eintreten. Uiberdieſes „werden faſt alle Menſchen mit mehr oder weniger „Hochachtung gegen die Tugenden gebohren, welche „die Geſellſchaft verbinden. Dieſe nützliche Einrich„tung des menſchlichen Herzens mag nun herkommen, „woher ſie nur wolle, hieran iſt nichts gelegen: Gnug, „daß ſie ihm weſentlich iſt. Ein gewiſſer Grad der Lie„be gegen andere Menſchen iſt uns eben ſo natürlich,

„als

„als die unumschränkte allgemeine Liebe, die ein ieder „gegen sich selbst trägt. Daher kommts, daß es fast „eben so seltsam ist, wenn man die Lasterthaten bis „zur äussersten Ausschweifung treiben siehet, als eine „erhabene Tugend auf den höchsten Gipfel der Voll„kommenheit erblicket. Es giebt Leute, welche in „dem Laster ganz ruhig und ohne heftige Bemühung, „bis zu einem gewissen Punct, fortschreiten, nachher „aber, ob sie gleich in solchen Umständen stehen, dar„inne ihr Nutzen erfordert fort zu fahren, dennoch in „dem Grund ihrer Natur etwas antreffen, worüber „sie erschrecken, welches sie zurück hält, und alle ihre „schädliche Unternehmungen vernichtiget.„

§. 100. Beantwortung dieser Schlußrede überhaupt.

Wolte man den starken Geistern das Feld Schritt vor Schritt streitig machen, so dürfte man nur gleich platterdings leugnen, daß ihre Grundsätze sie zu glauben berechtigten, als ob der Saame der Tugend in dem Grunde der menschlichen Natur liege. Wenn wir ihnen entgegen stellen, daß der Begrif von einem Gott und von einer Religion, ein Begrif, der allen Völkern zu allen Zeiten allgemein ist, in dem menschlichen Gemüth eine natürliche Einrichtung, diese Meinung anzunehmen, zu erkennen gebe; sobald suchen sie sich diesen (ich will nicht sagen) kräftigen Beweis, sondern nur dieser starken Wahrscheinlichkeit zu entziehen, indem sie an stat der Natur, die fast unüberwindlichen Vorurtheile der Auferziehung herpflanzen. Warum urtheilen sie doch nicht auf eben diese Art bey der Tugend, und warum schreiben sie doch diese Grundsätze der Geselligkeit nicht den erstern Eindrückungen einer Autorität über das gelehrige und biegsame Gemüth der Kindheit zu? Wenn einer von diesen angenomme-

nommenen Sätzen eben ſo wenig, als der andere abſurd iſt, warum könnte eine gleiche Stärke des Geiſtes, die ſich das Joch der Religion vom Halſe ſchüttet, nicht eben ſowohl die Ketten einer eingebildeten Tugend zerbrechen? Wenn ſie anderer Seits glauben, überzeugenden Beweis zu haben, daß ſie in der Leibesbeſchaffenheit des Menſchen einige Grundſätze der Tugend finden; ſolten ſie denn nicht wenigſtens einen Verdacht ſchöpfen, daß die Mittel, welche ſo ſicher nach dem beſtimmten Zweck der Geſellſchaftserhaltung führen, weder in den von ohngefehr zuſammen ſtoſſenden Stäublein, noch auch in einer gewiſſen Fatalität ihren Urſprung fänden, welcher Ausdruck ohnedis erfunden worden iſt, wenn man etwas ſagen will, das überall nichts bedeuten ſoll? Geben dieſe Mittel nicht eine weit natürlichere Anzeige von der weiſeſten Regierung eines verſtändigen Weſens, welches die Menſchen liebet; das aber in dem unbegreiflichen Umfang aller ſeiner Eigenſchaften Urſache findet, warum es den Menſchen in dieſer Welt keine höhere Glückſeligkeit auf der Erden zutheilet, und haben will, daß dieſes Leben denenſelben zu einer ſtrengen und unangenehmen Lehrzeit dienen ſoll?

§. 101. Beſondere Auflöſung der eingeworfenen Schwierigkeiten.

Jedoch man laſſe uns dem Knoten der Schwierigkeit näher treten, der uns einen blendenden Anblick der abſcheulichſten Unordnungen vorſtellet, welche die Geſellſchaft, aller Furcht und Hofnung zuwider, womit die Vernunft unſere laſterhafte Neigungen zu verſüſſern ſcheinet, jämmerlich zerrüttet und verwüſtet. Ich muß es ohne Umſchweif als eine handgreifliche Wahrheit bekennen, daß die menſchliche Leibesbeſchaf-

senheit eine fruchtbare Qvelle aller Ursachen derselben sey, und einen starken Einfluß in die Aufführung des Menschen habe. Allein, giebt denn diese Leibesbeschaffenheit unserm Character die Gestalt einzig und allein, bestimmt es denn alle Handlungen unsers Willens? Sind wir starr und steif, daß wir uns durch keine äusserlichen Gründe beugen und bewegen lassen? Haben unsere wahren oder falschen Meinungen, unsere Absichten auf einen wesentlichen oder scheinbaren Nutzen, keine Kraft, unsere natürlichen Neigungen und Begierden zu lenken und zu winden? Nichts auf der Welt kan mehr falsch als dieses seyn, und wer es leugnen will, der muß noch niemahls die Triebfedern seiner eigenen Aufführung gefühlet oder bedacht haben. Wir empfinden tag-täglich, daß uns die Betrachtung eines wichtigen Vortheils antreibet, allen Bewegungsgründen unsers Naturells schnurstracks entgegen zu handeln. Alle Tage lehren uns, daß der Wink eines nur wahrscheinlichen Gewinnsts einen, nach seiner Leibesbeschaffenheit faulen und zur Wollust geneigten Menschen aufmerksam, munter und geschäftig machen kan. Eine weise Auferziehung thut zwar nicht allezeit die gehofte Wirkung, es geschiehet aber selten, daß sie ganz und gar unfruchtbar und vergebens angewandt seyn solte. Man stelle sich zwo Personen von einer gewissen Leibesbeschaffenheit in gleichem Grad vor, wird man wohl versichert seyn, daß sich in ihrer Aufführung einerley Character zu Tage legen werde? Den einen hat man gelassen, wie er gemacht worden ist. Von seiner Kindheit an hat er keinen andern Führer als seine natürliche Fähigkeit gehabt, sein träges und unbeschäftigtes Gemüth hat niemahls die geringste Betrachtung der Heftigkeit seiner Neigungen entgegen gestellet; alle aus seiner Leibes-

beſchaffenheit hervor quellende laſterhafte Gewohnheiten haben ſich in ihm ganz gemächlich bilden, und ſeine Vernunft unter ihre Bothmäßigkeit beſtändig erhalten können. Der andere hingegen iſt von ſeinen erſten Jahren angewieſen worden, ſeine gute Gemüthsbeſchaffenheit auszuarbeiten, man hat ihm die Grundſätze der Tugend und Ehre geläufig gemacht, ſein Gemüth hat man in der Empfindlichkeit gegen ſeinen Nächſten geſtärket, davon der Saame bereits durch die Natur in ihn gelegt war: Man hat ihn zur Bedachtſamkeit in ſeiner Aufführung angehalten, und ihn zur Stärke angewöhnt, ſeinen unbändigſten Begierden Widerſtand zu thun. Solten wohl dieſe beyde Perſonen einerley ſeyn? Würde ſich der Verſtand eines Menſchen dieſen Begrif machen können, wenn er nicht mit dem gemeinen natürlichen Verſtand in ſtarke Zwiſtigkeit gerathen iſt?

§. 102. Wie weit es wahr ſey, daß die Menſchen nicht nach ihren Grundſätzen handeln?

Die Menſchen handeln niemahls nach ihren Grundſätzen, iſt eine Redensart, die man noch hingehen laſſen kan, wenn man ſie nicht anders braucht, als eine nachläßige Aufmerkſamkeit auszudrücken, welche die Menſchen auf ihre Einſichten wenden. Wenn man aber daraus einen unwiderſprechlichen und richtig ausgedrückten Satz machen will, ſo iſt dergleichen Redensart nichts weniger, als eine unſtreitige Regel. Es iſt allerdings wahr, daß eine groſſe Anzahl Menſchen ihre Aufführung der rechtmäßigen Herrſchaft ihrer Grundſätze gar zu oft entziehen, damit ſie ſelbige der Tyranney ihrer Leidenſchaften überlaſſen mögen. Allein eben dieſe Menſchen beobachten nicht in allen Gelegenheiten einerley dergleichen dum-

me Aufführung. Ihre Leibesbeschaffenheit bleibet nicht immerfort einerley heftigen Anfällen unterworfen. Wenn ein gewisser Grad ihrer Leidenschaft ihre Aufmerksamkeit von den Einsichten ihrer Grundsätze ableitet, so kan diese gemäßigte und nicht so gar heftige Leidenschaft der Stärke der Betrachtung wohl weichen, wenn sie dem Gemüth einen grössern Vortheil von allerley Art darbietet, als derjenige ist, den uns unsere Neigungen versprechen. Es bleibt ausgemacht, daß sich der Wille niemahls anders wohin, als nach der Seite lenket, welche ihm bey dem Punct seines Entschlusses durchaus die beste zu seyn scheinet. Glauben wir, daß wir in demselben Puncte eine grössere Zufriedenheit finden, wenn wir unsern Begierden Raum geben; zeiget sich hingegen die höhere Zufriedenheit von Seiten unserer Grundsätze, so werden wir uns denselben eben so nothwendig unterwerfen. Unsere Leibesbeschaffenheit hat seine Stärke sowohl als unsere Grundsätze ebenfalls die ihrige haben. Unsere Aufführung verändert sich, nachdem die Stärke von der einen oder der andern Seite grösser oder geringer ist. Ein Mensch, welcher seinen Neigungen keine Grundsätze entgegen zu stellen hat, wird unstreitig allezeit seinen natürlichen Begierden folgen. Ein anderer aber, dessen Leibesbeschaffenheit durch falsche oder richtige Einsichten bestritten wird, muß oftmahls im Stand seyn, zu der Partey seiner Gedanken wider die Vortheile seiner Neigungen überzutreten.

§. 103. Wie die Begriffe des Verstandes ihren Einfluß in den Willen haben.

Die Aufführung der starken Geister beweiset selbst, daß sie empfinden, wie die Begriffe des Verstandes ihren gewaltigen Einfluß in die Entschliessungen des Wil-

Willens haben. Worauf gründet ſich ihr Endzweck, wenn ſie wider Verfolgung, wider unterlaſſene Duldung, wider die frommen Betrügereyen der Geiſtlichkeit und wider den unbeſcheidenen Eifer, zu welcher ſie den dummen Pöbel anreizet, rufen und ſchreyen? Suchen ſie nicht dadurch die Gemüther zu gewinnen, und ihnen richtigere und vernünftigere Gedanken beyzubringen? Und worzu würde ihnen doch wohl eine ſolche Aufklärung der Vernunft dienlich ſeyn, wenn dieſe nicht den geringſten Einfluß ins Herz und in die Aufführung hätte? Würde wohl ein Ungläubiger alle Vernunft und Schaam ſo völlig verlohren haben, daß er die krummen Verdrehungen ſo weit treiben, und vorgeben wolte, als ob alle andere Bewegungsgründe, nur diejenigen allein ausgenommen, welche ihre Grundſätze in der Religion haben, eine gewiſſe Kraft über die natürliche Leibesbeſchaffenheit beſäſſen? Abgeſchmackter könnte nichts erdacht werden. Die Stärke aller Bewegungsgründe beſtehet in dem Nutzen und Vortheil, die ſich in unſerm Verſtand zeigen; und es kan gewiß kein Nutzen gröſſer und allgemeiner ſeyn, als derjenige, welchen die Religion der Liebe vorſtellet, die ein Menſch gegen ſich ſelbſt empfindet.

§. 104. Unterſuchung der Verwirrung ſolcher Geſellſchaften, die eine Religion annehmen.

Wie will man aber eine geſchickte Auslegung der allgemeinen Verwirrung finden, welche die Geſellſchaften verwüſtet und verunehret, die doch eine Religion annehmen und bekennen? Hier finde ich mich eben genöthiget, eine betrübliche Abhandlung vor die Hand zu nehmen, welche iedoch, wie ich hoffe, nicht unnützlich, wohl aber beträchtlich ſeyn möchte.

Da die Religion ein Bewegungsgrund seyn soll, der die Menschen zur Tugend leitet, so muß man auch derselben auf eine solche Art glauben, die einen Menschen antreibet, seine Pflichten allezeit den heftigen Bewegungen seiner Leibesbeschaffenheit vorzuziehen. Zum Unglück giebt es wenig Leute unter denjenigen, so sich mit dem Titel der Christen schmücken, die ihrer Religion einen rechten wesentlichen Glauben beylegen, und man wird eine noch weit kleinere Anzahl derer finden, die ihr auf eine solche Art glauben, welche in ihre Aufführung einen kräftigen Einfluß hätte.

§. 105. Zu den Atheisten ohne Aufmerksamkeit gehören die Uibelthäter.

Wenn es Gottes-Verleugner von Nachdenken und Bedachtsamkeit giebt, so findet man auch eine grosse Anzahl, die, so zu reden, Atheisten ohne Aufmerksamkeit heissen können. Wie viel unvernünftiges Vieh trift man nicht unter dem Pöbel aller Völkerschaften an. Was für eine Menge Volks, deren Herz und Sinn in der Unempfindlichkeit versenkt ist, wird träge und ganz unfähig, auf etwas anders als nur auf den Lebens-Unterhalt, welcher ihre Sinnen mittel- und unmittelbarer Weise rühret, nachzudenken. Aus diesem Haufen der Menschen, welche den Nahmen zu führen unwürdig sind, steiget hauptsächlich die unglückselige Bande der Missethäter heraus, die ihre Ehre in der schändlichsten Unehre suchen; die denenjenigen selbst ein Greuel und Abscheu sind, welche die Laster nur mit Behutsamkeit ausüben. Aus den Missethaten machen sie eine Profeßion. Das ganze menschliche Geschlecht ist ihr offenbarer Feind. Ihrentwegen hat man in der Welt Räder, Galgen, Henker und Scharfrichter eingeführet. Sie sind eine Art von Ungeheuern und so tief unter die unvernünf-

nünftigen Thiere, wegen des Mißbrauchs ihrer Vernunft, erniedriget, als ſie die Natur über dieſelben zu erhöhen in willens gehabt hat.

§. 106. Eine Anzahl der Groſſen in der Welt.

Mit dieſen Ungeheueren aller Uibelthaten könnte man füglich eine beträchtliche Anzahl der Groſſen der Welt ins Gleiche ſtellen, welche in ihrem Uiberfluß und in ihrer Hoheit ihren Untergang finden. Sie machen ſich ſelbſt zum Gegenſtand einer Art von Abgötterey; weil ſie von den Liebkoſungen und Schmeicheleyen ihrer unterthänigſten Knechte und Diener trunken gemacht; von ihrem koſtbaren Rüſtgeräthe, Palläſten, prächtigen Hausrath verblendet; von ihren Beluſtigungen überhäuft und ausgemergelt; in den weitläuftigen Anſchlägen ihrer ſtolzen Ehrbegierde verwirrt und endlich nur zu ſolchen hohen Ehren vorbehalten ſind, welche nichts anders, als einen abgeſchmackten Modegebrauch zur Richtſchnur haben; ſo fehlet es ihnen an Zeit und gnugſamer Freyheit des Verſtandes, daß ſie nicht auf ihren Urſprung und auf ihr Ende gedenken können. Nach dem Ausdruck eines der ſchönſten Geiſter Frankreichs, würde man ihnen allzugroſſe Ehre anthun, wenn man ſich einbilden wolte, daß ſie keinen GOtt glaubten; denn dieſes kommt ihnen niemals in die Gedanken. Man wird mir ohne alle Mühe zugeſtehen, daß, woferne man aus der Aufführung dieſer nichtswürdigſten Art der Menſchen den Schluß machen wolte, daß die Religion zur Tugend unnützlich ſey, dieſes eben ſo richtig geſchloſſen heiſſen könnte, als wenn man vorgeben wolte, daß die Sonne ohne den geringſten Nutzen über den Geſichtszirkel aufgehe, weil ihr Schein nicht fähig ſey die blinden Leute zu führen.

§. 107. Leute so nur deswegen glauben, weil sie glauben wollen.

Es giebt noch eine andere weitläuftigere Classe von Menschen, welche sich steif und feste einbildet, daß sie ein höchstes Wesen und eine Religion glauben. Diese Leute haben von ihrer Kindheit an aus ihrer Väter und Lehrmeister Händen ein Lehrgebäude von Regeln und Vorschriften erhalten, welches durch unabläßige Wiederholung sich tief ins Gedächtniß gedrückt hat, und ihnen ganz eigenthümlich worden, auch so zu reden recht ins Geblüte geschlagen ist. Niemals aber sind sie zur Untersuchung angewiesen worden. Man hat ihnen vielmehr wider dieselbe eine Furcht eingejaget, und sie davon unter dem Vorwand abgehalten, als ob sie eine fruchtbare Quelle der gefährlichsten und verdammlichsten Irrthümer sey. Die Beweisgründe, mit welchen man ihre Meinung angreifet, mögen so unüberwindlich scheinen, als sie nur wollen, so werden sie doch nur diese Leute, an stat ihr Lehrgebäude wankend zu machen, vielmehr erbittern und sie darinne desto hartnäckiger verstärken. Nimmermehr werden sie einen Unterschied unter einem deutlichen Beweis und unter einer falschen Schlußschrauberey treffen können, indem sie gewehnt sind, nichts zu glauben, weil es klar und deutlich ist, sondern weil sie nur dieses und nichts anders glauben wollen. Will ein Lehrer der Religion ihren Beyfall und ihre Aufmerksamkeit erhalten, so mag er sich nur hüten, gewisse Grundsätze vorzutragen, daraus Schlüsse zu ziehen, und sie durch einen geraden Weg zu der einfältigsten an einander hangenden Wahrheit auf eine sichere Erkänntniß höherer und verdeckterer Wahrheiten zu führen; so werden sie ihn durchaus nicht hören: Sie wollen viel lieber im finstern herum wanken. Wer ihnen mit einer

leuch-

leuchtenden Fackel der Klarheit vortreten will, der iſt ihr Freund nicht, er beleidiget ſie. So bald ſie von der Beſchreibung einer Sache hören, ſind ſie ſchon verdrießlich, ſie mögen den philoſophiſchen Lehrer nicht ſehen, und wenn ſie auf ihre Sachen und Anſchläge denken, ſo ziehen ſie dasjenige, was zwiſchen dem Eingange und dem Ende einer Abhandlung geſagt werden ſoll, ins Kurze. Will man ſie zur Aufmerkſamkeit ſeiner Rede bringen und ſie überzeugen, daß ſie Nutzen davon haben, ſo muß man alle ihre Vorurtheile, als voraus erwieſene Wahrheiten annehmen, darauf eine leere Predigt gründen, ihr Gehirne mit einer Menge verſchiedener Bilder überhäufen, ihre Sinnen erſchrecken, betäuben und ihr Herz in Aufruhr und Verwirrung ſetzen. Durch dieſes Mittel gehen ſie zufrieden nach Hauſe, und ſind ganz verſichert, daß die Gründe der Uiberzeugung von ihrer rechtſchaffenen Ehrlichkeit in ihnen neue Kraft erhalten.

§. 108. In welchen Gemüthern die Religion wenig Eindruck findet.

Ich bin verſichert, daß dieſe Religion, ob ſie gleich mit einer nichtswürdigen Blindheit angenommen iſt, dennoch nicht ganz unkräftig und in den menſchlichen Verſtand unwirkſam ſeyn mag, woferne ſie nur eine geſunde Sittenlehre enthält. Ich halte auch davor, daß ſie öfters rechtſchaffene Leute aus ſolchen machen kan, die ohne dieſen heilſamen Gegenhalt durch eine heftige und ſich täglich ſtärkende Leibesbeſchaffenheit in eine laſterhafte Gewohnheit fallen würden. Allein dieſes kan ich mir nicht vorſtellen, daß ſie eben dergleichen Wirkung bey einem harten und ungelehrigen Naturell haben könne, als eine auf Grundſätzen gebaucte Religion, die ſich dem Gemüth beſtändig mit

ſolchen Gründen vorſtellet, darinne daſſelbe bey einer genauen und oft wiederholten Unterſuchung das richtige und benöthigte Gewicht finden könnte. Wer nur mit einer dunklen Wolke der Religion bewafnet wider eine Begierde ringen ſoll, die dem Gemüthe einen beträchtlichen Vortheil vor Augen ſtellet, bey dem hat dieſer Grundſatz wahrhaftig einen ſehr geringen Nachdruck, der Gewalt einer natürlichen Neigung zu widerſtehen, die noch darzu ein weſentliches Gut verſpricht. In dieſen Umſtänden findet man ſich überaus geneigt, zu wünſchen, daß dieſer Grundſatz falſch ſeyn möchte, und es iſt uns auch dran gelegen, daß er es wirklich wär. Wenn man ihn in dieſen Umſtänden genau anſiehet, ſo wird man ohne groſſe Schwierigkeit gewahr werden, daß wir dieſen Grundſatz blindlin auf Gerathewohl angenommen haben, und gehen wir nur ein einzigesmal davon ab, ſo geſchiehet es oft, daß ſich die Bezauberung des Vorurtheils zerſtreuet, und man ihm ſeinen völligen Abſchied ertheilet.

§. 109. Verſchiedene Begriffe von der Religion in Anſehen der Tugend.

Das Lehrgebäude einer Religion, welches man blindlings angenommen, iſt der Tugend noch weniger nützlich, und kan deſto ſchädlicher werden, wenn daſſelbe an ſich ſelbſt mangelhaft, und von einer Sittenlehre entblöſſet iſt, die ſich auf den Nutzen der Geſellſchaft beziehet. Die Ausſchweifungen des menſchlichen Verſtandes ſind in dieſem Stück unbegreiflich. Wie viel Menſchen finden ſich nicht, welche alle die Tugend von der Religion bald auf dieſe bald auf jene Weiſe abſondern? Einige bilden ſich ein, zum Chriſtenthum ſey nichts mehr nöthig, als daß man geſchwind und tapfer drauf los glaube, ſeine Meinung

ſteif

ſteif und feſt vertheidige, dieſelbe mit der Ehre GOttes feſt verknüpfe und vermenge, diejenigen aus Grund des Herzens haſſe, die nicht eben dieſes glauben, und nach dieſem Haß ſeine vermeinte Liebe gegen das höchſte Weſen abmeſſe. Sie ſie ſind nicht allein gar zu unachtſam, oder auch gar zu heftig, die Sachen zu unterſuchen, ſondern ſie machen aus der Unterſuchung gar ein Laſter und eine Unthat. Jemehr ſie ſich mit Vorſatz blind machen, iemehr ſie mit ihrem Glauben etwas zu verdienen vermeinen, ſie halten davor, daß ſie ſich die ewige Seligkeit gewiß verſprechen können, wenn ſie der Religion nicht etwan ihre natürlichen böſen Neigungen, ſondern ihre Einſichten aufopfern.

§. 110. Manche wollen mit dem Himmel einen Vergleich treffen.

Andere gedenken mit dem Himmel einen Vergleich zu treffen, und ihn an ſtat der Thaten, Handlungen und Meinungen, mit einer äuſſerlichen Andacht von Ceremonien und mechaniſchen Leibesſtellungen zu befriedigen. Dieſe abgeſchmackte Einbildung nun iſt gleichwohl das Triebwerk einer zahlreichen Secte, in welcher tauſend Mittel zur Seligkeit ohne Tugend zu finden und ſehr fähig ſind, ſich unter einander mit der gröſten Schelmerey zu vereinigen. In dieſer Secte beſtehet die Hülfe der Armen darinne, daß ſie ſich auf dem Wege zum Himmel nach dem Pfad der Heiligkeit, oder beſſer zu ſagen, dem Fuſſſteig der Andacht halten. Reichthum hat allhier die Verheiſſung dieſes und des zukünftigen Lebens. Und wenn man hierinne ſich nur mit dem Haufen der Prieſter dieſer Religion wohl verſteht, ſo iſts faſt nicht leicht möglich, daß ein wohlhabender Menſch, der nur ſo viel Liebe für ſeine

Seele

Seele trägt, daß er etwas auf sie wenden will, sich nicht eine unumschränkte Glückseligkeit verschaffen könne. Was könnte doch wohl natürlicher für solche Leute seyn, die Schwachheit gnug haben, den pöbelhaften Grundsätzen dieser Secte zu folgen, als daß sie nicht etwas von ihrem Vermögen, auch bey den allerruchlosesten Schandthaten, aufwenden solten, damit sie im Stande sind, die Vergebung solcher Bubenstücke zu erkaufen, und das Paradies mit Gewalt zu erbrechen, als wenn es der Thurm der Danae wäre?

§. 111. Eine mit wahrer Weisheit verbundene Religion kan das wildeste Naturell zwingen.

In einer Religion, welche mit der wahren Weisheit fest verbunden ist, findet sich eine ganz andere und wirksamere Kraft und Stärke, wenn sie durch eine aufmerksame und unabläßig wiederholte Untersuchung in die Seele gedrungen ist. Ich glaube auch, daß eine solche Religion, wenn sie sich der Vernunft, als klar, deutlich und gnugsam erwiesen vorstellet, das allerwildeste Naturell endlich brechen, und ihren glückseligen Neubekehrten zur Gewohnheit in der Tugend bringen kan.

Die Liebe, so der Mensch gegen sich selbst heget, zwinget ihn einem geringern Gut, dasjenige Gut vorzuziehen, welches ihm seine Vernunft als weit gröſſer und gewisser vorstellet. Wahr ist es, daß iezuweilen eine wütende Begierde seine Aufmerksamkeit von diesem höhern Gute abwendig machet, und in solcher Zeit der Bewegungsgrund alle seine Kraft verlieret; allein, wenn diese Begierde gesättiget ist, und der besondere leichte und vergängliche Vortheil nicht mehr

obhan-

obhanden, ſo ſteigt alsdenn der allgemeine und beſtändige Vortheil aus dem dicken Nebel, mit welchem ihn die Begierde umhüllet hatte, im hellern Licht und erneuerter Kraft wieder hervor. In einem ſolchen Zuſtande kan derjenige, welcher weiß, daß er ſeine Pflicht verlaſſen, einem nichtigen eiteln Nutzen den größten Vortheil, den ſich der menſchliche Verſtand nur vorſtellen kan, nachgeſetzet habe, ſeinen Fall nicht anders, als mit Empfindung des bitterſten Schmerzens betrachten. Die Religion legt ihm ihre Gewißheit, ihre Verheiſſungen und Drohungen vor, wird er nicht erzittern? Will er ſich in ſich ſelbſt wieder zufrieden ſtellen, ſo wird er nothwendig einen feſten Entſchluß faſſen müſſen, einen ſo grauſamen nagenden Verdruß zu vermeiden, ſeine Aufmerkſamkeit mit verdoppelten Kräften auf dasjenige Licht zu wenden, das ihn zu einer höchſten Glückſeligkeit leiten und führen ſoll. Meldet ſich eben dieſe Begierde, welche ihre Tyranney auf einige Zeit wider ihn ausgeübet hat, von neuen an, ſo muß ſie ihm auch natürlicher Weiſe das Andenken ſeines Vergehens und ihrer unglückſeligen Folgerungen wieder in den Sinn bringen. Läßt er ſich von ſeiner Pflicht wieder verführen, ſo geſchiehet es wenigſtens mit mehrerm Widerſtand. Die Ruhe, ſo auf dieſe neue Verwirrung folget, ſtreuet in ſeinem Gemüth noch mehr Bitterkeit, als vorher aus, und erwecket dadurch einen neuen Grad der Aufmerkſamkeit. Sein allgemeiner beſtändiger Bewegungsgrund ſtärket ſich alſo von Tage zu Tage, er gewinnet immer mehr Platz gegen ſein Naturell, und endlich kan er dieſen Feind ſeines Lichts zu ſeiner Tugend bequemen, und mit derſelben verbinden.

§. 112.

§. 112. Sie hat einen Einfluß in die Tugend, trotz allen wütenden Begierden.

Ich weiß wohl, daß die Herrschaft aller Begierden nicht von so kurzer Dauer ist. Es giebt einige, welche, wenn sie gleich anfangs übersehen werden, die Seele eine geraume Zeit gefangen halten, alle unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken, uns von unsern Grundsätzen abziehen, und aus einer Verwirrung in die andere stossen. Allein man wird mir auch zugestehen, daß, wenn die Heftigkeit der Leidenschaft vorbey, ihre Stärke und Dauer durch die Stärke und Dauer der Schaam und des Schmerzens ins gleiche gebracht werde, vermittelst welchen unser aus der dunkeln Gefangenschaft hervor tretendes Licht uns eine so unartige Aufführung, die unsern wichtigsten Vortheilen so sehr entgegen stehet, zu bedenken giebt. Dergleichen widerwärtiger Zustand einer vernünftigen von der Wirklichkeit einer Religion überzeugten Seele, treibet sie nothwendig, daß sie sich an ihre Grundsätze hält, unaufhörlich gegen die Schwachheiten des Temperaments auf der Hut stehet, alle Gelegenheit des Rückfalls zu vermeiden suchet, und das Licht ihrer Einsichten in seiner reinen Stärke beständig erhält. Von der mächtigen Beyhülfe, welche die Religion aus dem Beystand Gottes erhalten kan, will ich hier nichts gedenken. Ich bin allzusehr überzeugt, dieser Beystand sey nichts weniger, als eine Chimere oder Einbildung. Ich führe hier den Streit der Religion wider die Ungläubigen, welche alles für eingebildete Hirngespenster halten, was sie zu empfinden und zu begreifen nicht fähig sind. Ich begnüge mich den nützlichen Einfluß der Religion in die Tugend, durch die Betrachtung der Eigenschaft der Religion und der unveränderlichen Natur des Menschen darzuthun.

§. 113.

§. 113. Einwurf dagegen.

Man wird mir hier einen Einwurf machen und ſagen: Daß die durch Vernunftſchlüſſe gewirkte Uberzeugung einer Religion, welche auf die genaueſte Beobachtung der Tugend abzielet, wie ich zu erweiſen vermeinte, nur in Gedanken beſtünde. Wäre ſie etwas wirkliches, ſo würde ſie dem Gemüthe die Vortheile ſo groß, ſo allgemein, ſo erhöhet über allen andern Nutzen, eindrücken, daß ſie den Willen ganz ohne Widerſtand alſobald mit ſich fortziehen und ihn beſtändig vereinigt erhalten könnte. Sie würde ohne Anſtand über das Naturell triumphiren, und keiner erneuerten Kräfte benöthiget ſeyn, die Tugend ſo langſam und mit ſolcher Bemühung auf den Umſturz des Laſters zu gründen.

§. 114. Deſſen Beantwortung.

Dieſen Einwurf beantworte ich alſo: Die Religion erhält nach dem vorgeſtellten Begrif, alſobald, auf eine gewiſſe Weiſe, den Sieg. Sie flöſſet ſogleich dem Menſchen ein aufrichtiges und heftiges Verlangen, mit einem feſten Entſchluß ein, ſich an ſeinen gröſten und wichtigſten Nutzen zu halten und ihm alle andere Vortheile aufzuopfern. Kan er dieſe vernünftige und großmüthige Abſicht nicht auf einmal in ſich erwecken, ſo geſchiehet es, wie ich bereits gewieſen habe, weil er dieſen ſtarken Bewegungsgrund ſich nicht unaufhörlich im Gemüth vorſtellet. Die groſſe Schwierigkeit beſtehet darinne, daß man ſich von allen Arten der Zerſtreuung abziehet, und ſeine Aufmerkſamkeit ohne Unterlaß auf dieſen ſichern und hellen Grundſatz richtet, welcher der einzige Führer unſerer Handlungen ſeyn muß. Die Aufmerkſamkeit iſt es, welche einem Bewegungsgrund die rechte Stärke beylegen

legen kan. Und denenjenigen, welche die Triebfedern ihrer Aufführung aus einander zu setzen wissen, ist es nicht unbekannt, wie unstät die Aufmerksamkeit sey, wie leicht sie unsern Bemühungen entwische, wie vielmal erneuerte Ansätze man thun müsse, eine beständige Herrschaft über sie zu erhalten.

§. 115. Schwierigkeiten bey der Aufmerksamkeit in der Religion.

Dasjenige, was die Schwierigkeit bey dem Grundsatz, von dem wir reden, aufmerksam zu bleiben, um ein grosses vermehret, ist, daß der Vortheil, den er unserer Seele vorstellet, er mag so wichtig seyn, als er wolle, entfernt stehet, und nicht in unsere Gedanken fällt. Gewiß ists, daß ein vor den Augen stehendes Gut unsere Aufmerksamkeit kräftiger auf sich ziehet, als ein Gut, welches man nicht eher als nach Verlauf vieler Jahre erwartet. Anderer Seits sehen wir, daß uns die Religion, in einem andern Leben, ewige und vollkommene Herrlichkeit zubereitet, wir können uns aber von diesen glückseligen Vergnügungen keinen Begrif machen. Hätten wir von denselben richtige deutliche Begriffe, wüsten wir auf was für Art und Weise sie unsere Seele mit den annehmlichsten Empfindungen überschwemmen würde, so würde sie auch unsere Aufmerksamkeit heftiger an sich ziehen, und sie auf einige Art zum voraus schmecken lassen. Unsre Seele müste Mühe anwenden, sich derselben zu entschlagen. Es ist auch sehr scheinbar, daß, da diese Erkänntniß alle unsere Aufmerksamkeit auf sich zöge, sie uns zu den verschiedenen Beschäftigungen, welche das gegenwärtige Leben erfordert, fast ganz unmöglich machen würde.

§. 116. Der groſſe Bewegungsgrund bey der Religion bleibt beſtändig.

Sehet, das ſind die Urſachen, warum die Religion nicht ſogleich aufs erſte Treffen unſer Temperament erobert, und daß ſie immer neue Angriffe thun, und das Ende ihres Ruhms davon tragen muß, wenn ſie über einem ſo hartnäckigen Feind, der ſo groſſen Widerſtand thut, Platz erhalten ſoll. Dieſer Ruhm bleibt ihr auch ſicher und gewiß. Ich habe gezeiget, daß dieſer erleuchtete und ſtandhafte Grundſatz nothwendig immer mehr und mehr die Aufmerkſamkeit unſers Gemüths auf ſich ziehen müſſe. Dieſer ſo groſſe und allgemeine Bewegungsgrund vereiniget ſich ie mehr und mehr mit unſerer Seele. Durch die Bemühung an denſelben zu gedenken und ihn öfters zu betrachten, ziehet man auf eine gewiſſe Art die entfernten Güter als gegenwärtig an ſich, deren unſchätzbaren Beſitz ſie uns verheiſſet. Iſt uns die Eigenſchaft dieſes Gutes unbekannt, ſo gewöhnen wir uns doch ganz unvermerkt, daß wir mit ſeiner Gewißheit vergnügt ſind. Wir lernen unſere Seele mit der Erkänntniß aller Theile der himmliſchen Glückſeligkeit, durch dieſe Gedanken erfüllen, daß dieſer GOtt, der uns liebet, der uns glückſelig haben will, eben derſelbe GOtt ſey, der eine Quelle alles Vergnügens iſt, welches wir auf dieſer Erde ſchmecken können; daß er derjenige ſey, welcher die angenehme Uibereinſtimmung zwiſchen denen übrigen Creaturen und unſern Sinnen beſtimmet habe; daß er der Grundſatz alles desjenigen ſey, was uns gefällt, was uns vergnüget, und daß er folglich einen unendlichen Schatz der Mittel habe, wodurch er in uns die entzückendſten Reizungen der Sinne erregen könne.

Ich meine, daß ich eine hinlängliche Beantwortung des Einwurfs ertheilt habe, welchen die ſtarken Geiſter aus der vermeinten Herrſchaft ziehen, ſo das Temperament über die Aufführung des Menſchen verübet. Ich habe nicht geleugnet, daß dieſes Temperament einen groſſen Einfluß dabey habe. Ich gebe auch noch darüber zu, daß es nicht einmahl ganz und gar unmöglich ſey, es könne ein ſeltenes gutes Naturell einem ſtarken Geiſt zu einen ehrlichen Mann und nützlichen Bürger machen. Allein ich würde mich gewiß wohl in Acht nehmen, ihm zu trauen, wenn ich wüſte, daß ſein Naturell, welches eine ſo mechaniſche Neigung zur Tugend hätte, von einem etwas wichtigen Vortheil beſtritten würde.

§. 117. Einige Erinnerungen bey dem Endzweck die Tugend ohne Religion zu zernichtigen.

Endlich muß ich nur noch einige Erinnerungen über den Endzweck dieſer Abhandlung beyfügen. Das Abſehen der vorhergehenden fällt von ſelbſt in die Augen. Denn es iſt für die Religion nichts gefährlicher, als das Vorurtheil, denenjenigen, welche die Religion verwerfen, einen erhabenen Verſtand zuzutheilen. Folglich kan auch nichts nützlicher ſeyn, als dieſe falſche Einbildung zu vernichtigen, und zu zeigen, daß die Weisheit von oben herab, nichts weniger, als eine Freundin der Dunkelheit und eines ſchwachen oder blöden Gemüths ſey.

Allein aus welcher Abſicht, würde man ſagen, bemüht man ſich mit ſolcher Weitläuftigkeit zu beweiſen, daß die Tugend faſt ganz zernichtiget wird, ſobald man ſie von der Religion abſondert? Gedenket man die Sturmglocke über die ſtarken Geiſter, als über die

ganze

gemeinen Feinde der menſchlichen Geſellſchaft zu läu-
ten? Will man ſie vielleicht dem grimmigen Eifer des
Pöbels ausſtellen und die Obrigkeiten anfriſchen, Gal-
gen und Räder wider ſie aufzurichten?

§. 118. Die vorgebliche reine Liebe zur Tugend iſt eine Prahlerey.

Gewißlich keines von allen dieſen. Eine mit Ver-
nunft betrachtete Religion bringet zur Lindigkeit, eben
wie eine mechaniſche Religion zur Grauſamkeit leitet.
Mein vornehmſter Endzweck iſt geweſen, die Ungläu-
bigen zu verhindern, daß ſie die ſchwachen Gemüther
nicht durch die Prahlerey einer vorgegebenen reinen
Liebe zur Tugend betrügen ſollen: Eine Prahlerey, die
fähig iſt, den Unglauben für allem Abſcheu zu verber-
gen, den er doch billig verdienet. Ich habe aufs deut-
lichſte zeigen wollen, daß alle Grundſätze einer ſolchen
Tugend nur in der Einbildung beſtehen, und man ſich
durch deren Ausübung, der Blindheit und Thorheit
ſchuldig machet. Ich bin bemüht geweſen, den Be-
wegungsgründen ein Gegengewicht zu geben, welche die
Menſchen zur Religionsverachtung hinreiſſen. Wenn
ſie die Gemüther, durch die Verſicherung einer über
alle pöbelhafte Vorurtheile erhabenen Weisheit, und
einer über alle Furcht der zukünftigen triumphirenden
Zufriedenheit, an ſich locket; ſo habe ich ihnen die Re-
ligion, als vollkommen liebenswürdig, als den einzi-
gen feſten Grund der Tugend, und als die wichtigſte
Stütze der Ordnung und der Glückſeligkeit der menſch-
lichen Geſellſchaft vorſtellen wollen. Ich habe auch
noch vermeinet, wenn ich die Schlußdrehereyen ent-
larven würde, auf welche die Ungläubigen ihr ver-
meintes Recht an die Tugend ſtützen, ich würde dieſe
verderbliche Weltweiſen ſchüchtern machen, ihnen ge-

gen die öffentliche Verachtung eine Furcht einjagen, und sie zur Klugheit bringen, daß sie ihre prächtigen Einsichten für sich allein bewahren solten.

§. 119. Die wahre Religion hat ihre Stelle in der Vernunft und nicht in der Einbildung.

Ich habe mir ein Vergnügen gemachet, im Vorbeygehen mich der Gelegenheit zu bedienen, und die innerliche Eigenschaft dieser Religion aus einander zu setzen, welche als die fruchtbare und reineste Quelle aller Tugenden in Betrachtung gezogen zu werden verdienet. Ich habe gezeiget, daß, wenn sie die glücklichsten Wirkungen sicher hervor bringen soll, sie im Gemüth durch die genaueste Untersuchung müsse festgestellet werden, welche der Fackel der Deutlichkeit und Klarheit mit aller Vorsicht folgen müsse. Die Stelle dieser heilsamen Religion ist in der Vernunft, keinesweges aber in der Einbildung anzutreffen. In der Vernunft ist sie stille, rein, ordentlich, mit allen unsern Pflichten aufs genaueste vereiniget. In der Einbildung wird sie wild, verwirrt, von Begierden angesteckt, unbedachtsam, und aus einem Grundsatz der sonderbaren Ergebenheit gegen die Gottheit, der schändlichsten Laster fähig. Dieses ist eben die Religion des Vorurtheils, welche von je her der allerschändlichste Grundsatz der Intoleranz und der Verfolgung gewesen, die den starken Geistern einen scheinbaren Vorwand dargereichet hat, vorzugeben, daß die Religion dem menschlichen Geschlecht überhaupt viel gefährlicher, als die Gottesverleugnung selbst sey.

§. 120. Die Lehrer des Evangelii verdienen allen Ruhm, wenn ſie die Kinder durch eine gute natürliche Vernunftlehre auf den Weg des Lichts zur überzeugenden Verehrung des Schöpfers führen.

Was für Ruhm und Ehre verdienen demnach nicht gewiſſe Lehrer des Evangelii welche unſere Zeiten von den vergangenen Jahrhunderten durch einen ſo edlen Entwurf unterſcheiden, vermittelſt deſſen die Menſchen in Stand geſetzt werden, die Wahrheiten, nach denen ſie ihre Aufführung einzurichten haben, bey ſich ſelbſt zu beweiſen? Was für Nutzen wird nicht dem künftigen Geſchlecht daraus zuwachſen, wenn dieſer Entwurf durch die geſchickteſten Leute unterſtützet wird? Wenn ſie ſich alle mit zuſammen geſetzten Kräften bemühen möchten, die natürliche Vernunftlehre in den Kindern, von den erſten und zarteſten Jahren an, aufzumuntern, wenn ſie ihnen beybrächten, nichts zu glauben, als nach Maaßgebung ihres Begrifs, und wenn ſie dieſelben Schritt vor Schritt auf dem Wege des Lichts zu einer Religion führeten, die der Liebe eines vernünftigen Weſens würdig, und der Majeſtät des Urhebers und Gegenſtandes der Religion anſtändig ſeyn muß.

§. 121. Erweis, daß die ſtarken Geiſter verbunden ſind, nach ihren eignen Begriffen alle Pflichten auszuüben, die aus den Eigenſchaften eines GOttes und des Menſchen herflieſſen.

In meinen vorhergehenden Abhandlungen habe ich zu erweiſen mich bemühet, daß die Tugend von den ſtarken Geiſtern nicht anders, als eine leere Einbildung betrachtet werden müſſe, wenn ſie ſich die Mühe nehmen wollen, ihre Meinungen und Aufführung nach ihren Grundſätzen einzurichten. Anietzo gehet mein

Abſehen dahin, zu beweiſen, daß diejenigen, welche unter den ſtarken Geiſtern den gröſten Theil ausmachen, wenn ſie ihre Aufführung nach ihren Begriffen aufs allergenaueſte abmeſſen, verbunden ſeyn müſſen, alle Pflichten auszuüben, die, nach der Meinung derer, ſo eine Religion zulaſſen, aus den Eigenſchaften eines Gottes und des Menſchen herflieſſen. Beyde dieſe Sätze ſcheinen einander gerade entgegen zu ſtehen. Gleichwohl aber ſind ſie es gar nicht. Man wird hiervon leicht überzeugt werden, ſo bald ich ſie deutlicher aus einander ſetze.

§. 122. Wer das Daſeyn eines Gottes leugnet, muß auch die Tugend verwerfen. Ein ſtarker Geiſt hat keinen ſcheinbaren Grund, die Religion zu verwerfen, mithin kein Recht ſich aufzuführen, als ob die Nichtexiſtenz eines Gottes gewiß ſey.

Ich bin verſichert, erwieſen zu haben, daß die Tugend für ein bloſſes Hirngeſpinſt in dem Gemüth eines ieden Menſchen angeſehen werden müſſe, der ſich entſchloſſen hat zu glauben, es ſey kein GOtt. Allein gewiß iſt es auch, daß ein ieder, der dieſen ungeheuren Grundſatz annimmt, nach ſeinen Begriffen gar nicht durch richtige Folgen ſchlieſſet. Wenn er berechtiget iſt, ein erſtes und allerhöchſtes Weſen und eine Religion zu verwerfen, ſo hat er auch die Gewalt zu gleicher Zeit die Tugend zu verwerfen. Nun iſt es aber klar, wie ich davor halte, daß einen ſtarken Geiſt kein ſcheinbarer Grund bewegen kan, ausdrücklich vorzugeben, daß das Daſeyn eines Gottes nichts anders, als eine Staatsfinte weiſer Leute, oder durch die Furcht des ausſchweifenden und blöden Pöbels erfunden ſeyn ſolte. Folglich hat er kein Recht, ſich alſo aufzuführen, als ob er durch gewiß ausgemachte Gründe von

der

der Nichtexiſtenz einer erſtern Grundurſache überzeugt wäre. Worauf ſteifen die meiſten unter den ſtarken Geiſtern, die ihre Meinungen aus der klärſten Deutlichkeit zu ſchöpfen vorgeben, ihre Forderungen, daß ſie nemlich ihre Schlüſſe nicht weiter treiben, als ihre Begriffe zulangen?

Sie ſehen die Begriffe einer Gottheit und einer allenthalben und durch alle Jahrhunderte faſt bey allen Völkern, die ſich in dem Gebrauch ihrer Vernunft am meiſten geübet haben, eingeführten Religion. Dieſe Geſchichte kömmt dergleichen weiſen Leuten nicht als ein vollkommener Beweis vor. Sie verlangen zu wiſſen, ob auch dieſe allgemein angenommene Meinung auf klare und deutliche Gründe beruhe. Sehr geſchickte Leute unter denenjenigen, die ſelbige angenommen haben, halten davor, ſie hätten ſie auf unumſtößliche Beweiſe gegründet. Sie haben ſich bemühet, ſolche mit weitläuftigen Schriften in ihr volles Licht zu ſetzen, worinnen ſie alle Kräfte ihres Verſtandes und ihrer erworbenen Einſichten zuſammen genommen. Sie bieten den einſehendſten unter allen Ungläubigen Troz, ihre Schlüſſe umzuſtoſſen. Die Gegner haben einen Verſuch darwider gewaget; ob dieſes mit oder ohne guten Erfolg geſchehen iſt, davon wollen wir anietzo nicht reden: Genug, daß ſie ſprechen, dieſe Beweiſe hätten das erforderliche Gewicht nicht, und nachdem ſie ſelbige aufs genaueſte geprüfet, hätten ſie ſelbige nicht für überzeugend befunden. Müſſen ſie alſo wohl hieraus vernünftiger Weiſe ſchlieſſen, daß eine Gottheit und eine Religion leere Hirngeſpinſte ſind? Nimmermehr. Sie können aufs höchſte nichts mehr folgern, als daß die Sätze Es iſt ein GOtt, es iſt eine Religion, zweifelhaft

ſind, und folglich müſſen ſie zweifelhaft und ungewiß bleiben, bis man ihnen Beweiſe vorlegt, die ſie für demonſtrativ erkennen, oder ſie müſſen ſelbſt einige vorbringen, die deutlich und ungezweifelt erweiſen, daß kein GOtt, und daß keine Religion ſey. Ich weiß nicht, ob ſie ſich rühmen, dergleichen Art von Beweiſen bereit zu haben. Sie laſſen ſich nicht in die Gedanken kommen, eine ewige oder durch ohngefähren Zufall hervor gewachſene Welt geradezu zu beweiſen. Sie begnügen ſich nur einige Schwierigkeiten wider unſer Lehrgebäude vorzubringen, und bemühen ſich, in denſelben etwas abgeſchmacktes zu entdecken. Sie wollen uns durchaus nicht geſtatten, daß wir das Daſeyn eines Gottes glauben ſollen, wenn wir nicht zum wenigſten eben ſo tiefe Einſichten, als die Gottheit ſelbſt hat, beſitzen. Wenn GOtt unendlich gut iſt, warum handelt er denn alſo? Wenn GOtt eine unbegrenzte Weisheit hat, warum regieret er denn die Dinge nicht auf eine andere Art und Weiſe? Sie verlangen, daß man ihnen dergleichen Fragen aufs genaueſte beantworten ſoll. Indeſſen werden dieſelben einem vernünftigen Gemüth nicht die geringſte Verwirrung machen. GOtt weiß es ohne allen Zweifel. Was weiß ichs. Siehe, das iſt gnug geſagt, alle Schwierigkeiten von ſolcher Art unkräftig zu machen. Meine Uiberzeugung muß ſich auf diejenigen Begriffe gründen, die ich wirklich habe, keinesweges aber auf ſolche, die mir fehlen. Es kan auf der Welt nichts deutlicher, als dieſe Regel ſeyn. Wir wollen aber ſetzen, daß Schwierigkeiten von dieſer Art mühſam und beſchwerlich zu ſeyn ſcheinen müſſen: Iſt denn alles ſo richtig und zuſammenhängend in dem Lehrgebäude einer durch den ungefähren Zufall der allerkleinſten Atomen zuſammen gelaufenen, oder

ohne einigen Anfang exiſtirenden Welt; in einer ſolchen Welt, worinne man eine unendliche Folge von Wirkungen antrift, welche von keiner wahren Grundurſache herkommen? Dieſes hält der geſcheuteſte unter den ſtarken Geiſtern ſelbſt nicht davor. Folglich giebts, nach ihrem eignen Geſtändniß, Schwierigkeiten von einer, wie von der andern Seite; von allen Seiten Bewegungsgründe zum Zweifel, in Erwartung heiterer und weniger eingeſchränkter Einſichten.

Dieſemnach halte ich davor, daß ein vernünftiger Menſch in dergleichen Zuſtand ſeinen eignen Nutzen betrachten, und eine Gottheit, die moglich iſt, verehren, auch in ſeiner ganzen Aufführung alſo aufs genaueſte ſich zu betragen bemühet ſeyn müſſe, als ob er von dem Daſeyn eines erſten Weſens und eines allerhöchſten Geſetzgebers überzeugt wäre.

§. 123. Einwurf eines ſtarken Geiſtes.

Dieſe Folge kan ich nicht einſehen, wird mir vielleicht ein ſtarker Geiſt einwerfen, der unglücklich genug iſt, daß er in Anſehung der wichtigſten aller Wahrheiten im verwirrten Zweifel herum wanket. „Ich kan mir nicht einbilden, daß es vor ein Laſter „anzuſehen ſey, wenn man keine Gottheit glaubet, „und folglich ſehe ich auch nicht, daß der Zweifel „an dem Daſeyn einer Gottheit mich verbinden „könnte, in meinen Handlungen ſo zu verfahren, „als wenn dieſes Daſeyn vollkommen erwieſen „wäre: Wenn man nun ohne Laſterthat kan glauben, daß Gott nicht exiſtire, ſo kan auch darinne „nichts böſes ſtecken, wenn man ſich nicht alſo aufführet, als ob kein GOtt ſey.

§. 124. Anmerkung dabey.

Dieſer letztere Satz ſcheinet mir auſſer Streit zu ſeyn. Wenn die Gottheit, wie ich vollkommen überzeugt bin, etwas weſentliches iſt, ſo iſt ſie gewiß auch gut, gerecht, und folglich unfähig, mich in einem künftigen Leben unglückſelig zu machen, wenn ich unmögliche Dinge nicht habe verrichten können. Es ſtehet nicht bey unſerm Willen, unſere Meinungen zu ordnen. Unſere Seele nimmt dieſelben auf eine Art an, dabey ſie ſich leidend verhält, nach einer wahrhaften oder ſcheinbaren Deutlichkeit. Ich begehe auch kein Laſter, wenn ich etwas nicht vor wahr halte, was andere vor wahr halten, eben ſo wenig, als ein Menſch, der wegen ſeines kurzen Geſichts die Gegenſtände nicht zu ſehen fähig iſt, die andere ganz leichtlich zu unterſcheiden geſchickt ſind. Ich glaube, daß man bey der Unmöglichkeit eine Gottheit zu glauben, nicht ſo unglückſelig iſt, als wenn man einen GOtt annimmt, und denſelben, als das eigenſinnigſte und allertyranniſchte unter allen Weſen betrachtet, das fähig ſey, vernünftigen Creaturen eine Aufführung vorzuſchreiben, welche ſeinem eignen Verfahren ſchnurſtracks entgegen ſtehe.

§ 125. Unterſchied des Abſcheues frommer Leute für die Ungläubigen.

Ich wills aufrichtig bekennen, daß dieſes gänzlich meine eigene Begriffe ſind, daß ich ſie auch für ſehr vernünftig und der göttlichen Natur allzuwürdig halte, als daß man ſie blöden und ſchwachen Gemüthern verheimlichen ſolte, die ſie nicht anders, als mit Schrecken betrachten können. Es giebt tugendhafte und weiſe Perſonen, denen der Begrif von einem Menſchen, welcher an dem Daſeyn eines GOttes

tes zu zweifeln ſich unterſtehet, mehr Abſcheu und Schauer verurſachet, als der Begrif von einem laſterhaften, der mit den ſchändlichſten und vorſetzlichſten Laſterthaten Gemeinſchaft hat. Ihr Abſcheu gegen dieſen Zweifel ſcheinet mir ſehr weiſe und vernünftig zu ſeyn, wenn ſie überzeugt ſind, daß die Verderbniß des Herzens, oder eine ſchändliche Achtloſigkeit die Vernunft eines ſtarken Geiſtes unfähig gemacht hat, die Stärke einer unendlichen Anzahl handgreiflicher Beweiſe zu empfinden. Allein ihr Abſcheu giebt mir Anzeichen eines Gemüths, welches ſich nicht getrauet, die Wahrheit ſo, wie ſie wirklich iſt, einzuſehen, wenn ſie dieſen Abſcheu auf alle Unglückſelige erſtrecken, deren Vernunft, durch unüberwindliche Schwierigkeiten, ohne ihre Schuld, von den wichtigſten Wahrheiten entfernt iſt.

§. 126. Nützlicher Unterricht für blöde und ſchwache Gemüther.

Ich weiß wohl, daß man vorgiebt, dieſer Fall wäre unmöglich. Allein man beweiſet dieſe Unmöglichkeit nicht, und ich zweifle gar ſehr, daß es möglich ſey, ſelbige zu beweiſen. Folglich iſt es nützlich und wohlgeſchickt, den Gaben dieſer Leute aufzuhelfen, und ihre Verdienſte vollkommener zu machen, welche in Unterſuchung der Wahrheit zu furchtſam, ſonſt aber aller Hochachtung würdig ſind, daß man ſie zu richtigen Urtheilen über den Charakter ſolcher Perſonen anweiſe, welche in unüberwindlichen und die allerwichtigſten Materien betreffenden Irrthümern verſenkt liegen. Es iſt von groſſem Nutzen, ſolche tugendhafte, obſchon ſchwache Perſonen, in den Stand zu ſetzen, daß ſie aus mehr aufgeklärten Einſichten eine ſtärkere und nicht ſo ſehr eingeſchränkte mitleidige Liebe ſchöpfen,

ſen, wenn man ihnen diejenigen, welche ihnen ſo abſcheulich vorkommen, als mitleidenswürdigſte Perſonen zu betrachten giebt.

§. 127. Im Irrthum an ſich ſelbſt iſt kein ſittliches Uibel.

Es mag ſich der menſchliche Verſtand in einer Sache verlieren, wie er nur will, ſo iſt und bleibt es ſicher und gewiß, daß in dem Irrthum an ſich ſelbſt kein ſittliches Uibel anzutreffen ſey. Ich weiß, daß die größten Vollkommenheiten der Seele in dem Beſitz reiner und richtiger Begriffe beſtehen, und daß dieſe Vollkommenheit nach dem Maaß der Anzahl und der Wichtigkeit der Gegenſtände groß ſeyn könne. Dieſes iſt der Reichthum der Vernunft. Unwiſſenheit und Irrthum muß man als ihr Elend und ihre Armuth anſehen. Wenn man aber in dieſen unglücklichen Zuſtand durch laſterhafte Leidenſchaften, durch Unbedachtſamkeit, und durch eine verſchuldete Unachtſamkeit geſtürzt worden iſt, ſo iſt man zwar unglückſelig, keinesweges aber laſterhaft, und man kan keinen Verweis und Vorwurf auf ſich laden, als nur von ſolchen Leuten, die grauſam und unmenſchlich, wenigſtens die verkehrt urtheilen, und ſelbſt in Irrthum verſenkt ſind.

§. 128. Unvermeidliche Hinderniſſe zur Erkänntniß der Wahrheit.

Wie! ſolte ein Menſch verdammt werden, bloß aus dieſer Urſache, weil er zu Peking, zu Conſtantinopel, zu Rom oder zu London das Licht der Welt erblickt hätte? Gleichwohl machet doch dieſes bey unſern Religionsmeinungen ſehr öfters einige Entſcheidung. Dieſes ſind Begriffe, die unter dem Volke, unter dem

dem wir gebohren ſind, im Schwange gehen. Wahr, und nicht gänzlich unmöglich iſt es, daß ein Verſtand von beſonderer Stärke, und von einem nicht gemeinen Muth, ſich von denen Meinungen losreiſſe, welche Auferziehung und Gewohnheit ſeiner Seele faſt weſentlich einverleibet hat.

Was ſoll man aber von einem armſeligen türkiſchen Arbeitsmann ſagen, den ein tyranniſches Regiment dumm gemacht, der durch ſeinen kümmerlichen Zuſtand zu den beſchwerlichſten Arbeiten und folglich zu der gröbſten Unwiſſenheit verdammt worden iſt; kaum hat er einige Augenblicke Zeit übrig, einige flüchtige Betrachtungen auf ſeine eigne Natur zu wenden. Alle Mittel zum Unterricht ſind ihm ſchlechterdings unterſagt. Thut ein ſolches armſeliges Menſchenvieh wohl Unrecht, der mahometaniſchen Religion anzuhangen, die man ihm als den einzigen Weg zu einem glückſeligern Leben vorgeſtellet hat? Muß man nicht vielmehr ſprechen, daß er wohlthue, und in ſeiner Aufführung die Regeln der Klugheit und Beſcheidenheit ausübe. Das einzige, was ihm bekannt iſt, iſt dieſes, daß er nichts weiß. Hat er nicht Urſache ſich durch Leute führen zu laſſen, von denen er zu glauben verbunden iſt, daß ſie weit mehr erleuchtet ſind, als er iſt, die ihn hoch und theuer verſichern, daß alle andere Wege zum ewigen Verderben führen? Wolte man wohl verlangen, daß dieſer Menſch ein Chriſt werden ſolte, da er zeitlebens von der chriſtlichen Religion nicht ein Wort gehöret hat? Wolte man noch, daß er dergleichen Entſchluß faſſen ſolte, wenn er von ohngefehr einen flüchtigen Begrif von einem Chriſten und von ſeiner Lehre erſchnapzt hat? Sein Betragen würde gewiß vermeſſen, unbeſonnen,

eigen-

eigensinnig und ausschweifend seyn. Er würde den allerunerheblichsten Bewegungsgrund denen Gründen vorziehen, die seinen Begriffen nach weit stärker wären, und wenn er nicht zum wenigsten eher der geübten Vernunft einer erstaunenden Anzahl Lehrer anhieng, als seinem unausgearbeiteten und verwilderten Verstand folgen wolte, so würde er sich des lächerlichsten Uibermuths schuldig machen.

§. 129. Dumme und durch übel angewendete Studien verderbte Leute haben keine Begriffe von der Deutlichkeit; ob man sagen kan, daß sie übel handeln?

Wie soll man aber noch einen Menschen betrachten, der dumm gebohren ist, oder einen solchen, dessen Vernunft auf seine ganze Lebenszeit, durch übel angewendete Studien verderbet worden ist? Dergleichen Mensch hat gar keine Begriffe von der Deutlichkeit. Er empfindet die Stärke eines ausgeführten Beweises nicht. Seine Aufmerksamkeit erstrecket sich nicht dahin, den Sinn eines einzigen Satzes zu begreifen, oder er wendet sich selbst durch eine falsche Spitzfindigkeit seines Verstandes von dem Sinn ab, der sich ihm von selbst darbietet, um einen falschen und entfernten Sinn zu erschnappen. Er weiß nicht den Unterschied zwischen einem Beweis und der geringsten Wahrscheinlichkeit zu machen. Ein lächerlicher Einfall, der mit einiger Geschicklichkeit bey der vernünftigsten Meinung angebracht wird, macht bey ihm einen stärkern Eindruck, als der gründlichste Vernunftschluß. Eine Schwierigkeit kommt ihm von eben der Stärke vor, als der allerfesteste Grund, darauf man ein ganzes Lehrgebäude setzen kan. Endlich wendet sich dieser dumme oder falsche Verstand ganz unzeitig

zeitig zur Parthey, wo die wenigſte Vernunft iſt, da er aber doch die ſtärkſte Gewißheit zu finden glaubet. Kan man wohl ſagen, daß er übel handele? Keinesweges, er kan nicht anders. Man muß faſt davor halten, er würde ſeiner Pflicht Eintrag thun, wenn er Meinungen annähme, die ſich ſeinem Verſtand als wahr, oder doch höchſt wahrſcheinlich vorſtelleten. Kan man verlangen, daß er ſolchen betreten ſolte, die ihm falſch oder weniger wahrſcheinlich ſcheinen? Dergleichen Forderung wäre noch weit thörichter, als die abentheuerlichſten Irrthümer.

Wenn ein Menſch von ſolcher Art des Verſtandes, der durch widerwärtige Gründe, ſo zu reden, hin und her geprellt wird, weder dem einen noch den andern weichet, und ſich alſo zum Zweifel wendet, indem er wartet, bis ihn ein höheres Licht beſſer erleuchtet, ſo wird in ſeiner Unentſchloſſenheit kein ſittliches Uibel gefunden werden. Sein Zweifel entſteht aus einem Irrthum, er betrügt ſich wegen der Stärke der Beweisgründe. Er nimmt dasjenige, was erwieſen iſt, für falſch oder nur ſchlechthin für wahrſcheinlich an. In dieſem Zuſtand aber würde ſeine Furcht vor den Irrthum eine Art des ſittlichen Guten, wenn er eine ſcheinbare Deutlichkeit zur Führerin erwehlte. Dieſes hieß Klugheit, Vorſichtigkeit und eine weiſſe Ehrerbietung gegen die Wahrheit bezeugen.

§. 130. Was man den ſtarken Geiſtern ohne Gefahr einräumen kan.

Ich halte davor, indem ich mich auf dieſe Schlüſſe gründe, man könnte denen ſtarken Geiſtern einräumen, daß man ohne Gefahr in dem Irrthum, wegen des Daſeyns eines GOttes, ſeyn könnte, woferne

man

man daran keine Schuld, sondern die Wahrheit mit aller Aufmerksamkeit und mit aller Bemühung, deren man fähig ist, gesuchet habe. Allein ich glaube nicht, daß der geringste Zusammenhang in diesen beyden Sätzen sey: Man kan ohne Gefahr an dem Daseyn eines ersten Wesens zweifeln. Also kan man sich auch ohne Gefahr nicht so aufführen, als ob dieses Wesen wirklich existirete. Unter diesen beyden Sätzen ist nur eine anscheinende Verbindung, und ich darf hoffen, daß ich selbige aufs deutlichste zeigen werde. Es kommt mir vor, daß ein im Zweifel begriffener starker Geist, der sonst Betrachtungen anzustellen, ganz fähig ist, über seinem Zustand folgendermassen denken müsse.

§. 131. Betrachtung, die ein starker Geist machen kan.

„Es ist eine allgemein angenommene Meinung in „der Welt, daß ein höchstes Wesen, ein über alles „herrschender Gesetzgeber der Menschen sey. Diese „Meinung ist von den grösten Geistern angenommen „worden, welche nichts verabsäumet haben, ihre „Schlüsse in Ordnung zu bringen und zu erweitern. „Sie geben vor, solche mit tausend deutlichen Gründen zu erweisen. Ich habe ihre Beweisgründe mit „aller Aufmerksamkeit und aller Gemüth-freyheit, deren ich nur fähig bin, untersuchet. Indessen entdecke ich, es sey nun aus Mangel der Einsicht, oder „aus erhabenem tiefen Eindringen des Geistes, dennoch in ihren Vernunftschlüssen keine überzeugende „Gründlichkeit. Hiernächst scheinet mir ihr Lehrgebäude sehr vielen aufhaltenden Schwierigkeiten unterworfen zu seyn, die mir die Wahrheit verdächtig „machen. Anderer Seits bekenne ich, daß ich mich

nicht

„nicht im Stand finde, weder die Falſchheit ihrer „Meinung, noch die Wahrheit derer entgegen geſtell„ten Lehrgebäude förmlich zu beweiſen. Bis hierher „habe ich ohne Widerrede für mich den weiſeſten Theil „zu ergreifen, daß ich nemlich mein Urtheil aufſchiebe. „Gleichwohl erkenne ich die Wichtigkeit des Gegen„ſtandes vollkommen wohl, und glaube, daß ich ver„nünftig handle, wenn ich alle meine Kräfte zuſam„men nehme, mir tiefere Einleuchtung zu verſchaffen, „und mich in Stand zu ſetzen, einen deutlichern und „ſicherern Begrif davon zu ſchaffen. Wie ſoll ich „aber währender Zeit, da ich dieſes erwarte, meine „Aufführung einrichten? Wenn ich von dem Unweſen „und Nichtſeyn eines allerhöchſten Geſetzgebers voll„kommen richtig überzeugt wäre, wenn mich ein förm„licher Beweis unwiderſprechlich beruhigte, daß die„ſes Leben, zu welchem ich, auf was für Art, weiß ich „nicht, gekommen bin, mich zu einer Vernichtigung „brächte, ſo würde ich bald wiſſen, was zu thun wä„re. Ich wolte das betrübte Ende meines Laufs mir „geſchwind aus den Gedanken jagen, und meine Lauf„bahne mit Blumen aufs annehmlichſte beſtreuen. „Ohne mich viel mit Ordnung und Regeln zu bemü„hen, wolte ich nach allen möglichſten Vergnügungen „greifen, deren ich nur habhaft werden könnte. Mei„ne Begierden ſolte nichts, als die Furcht für ein ge„genwärtiges Uibel, zu zäumen vermögend ſeyn. „Dieſer herrſchende Richter der Menſchen möchte „aber vielleicht doch wohl vorhanden ſeyn. Wenn „dieſes wahr wäre, ſo würde mein Vermögen zu über„legen, eben ſowohl, als die unüberwindliche Liebe, die „ich gegen mich ſelbſt empfinde, das Werk ſeiner „Hände ſeyn. Dieſe Vernunft und dieſe damit ver„einigte Neigung geben mir auf das allerdeutlichſte zu

„erkennen, daß ich meinen Nutzen nicht verabsäumen „soll, daß ich unvermeidlich verbunden sey, einen gröss„sern Vortheil dem geringern vorzuziehen, und mich „an die sicherste Partey standhaft zu halten. Wür„de aber dieses für mich die sicherste Partey seyn, „wenn ich die Vorschriften der Pflichten freventlich „beleidigte, von denen man meinet, daß sie von der „Gottheit herkämen? Es ist wahr, daß ich, wenn „ichs thäte, mir dadurch eine Qvelle vieler Vergnü„gungen öfnete, die denenjenigen verschlossen, welche „eine Religion erkennen. Allein woher weiß ich, „daß mich dieser Frevel, der mir unvollkommene und „nicht gar zu lange daurende Vergnügungen schaffen „würde, nicht in das erschrecklichste Elend stürzen „möchte? Was für unermeßliches Elend solte ich „aber auch im Gegentheil zu fürchten haben, wenn „ich alle Kräfte meines Verstandes anwendete, dem„jenigen zu folgen, was man die Pflichten der Men„schen zu nennen pfleget? Diese Aufführung würde „mich doch in keine grosse Widerwärtigkeiten leiten „können. Fände sichs, daß kein GOtt wäre, so hät„te ich nur einige beschwerliche Bemühungen verge„bens angewendet. Diese sind nun im Abgrund des „Nichts eben so wohl versenkt, als alle die Annehm„lichkeiten, welche Leute genossen, die so glücklich wa„ren, daß sie bessere angetroffen haben. Wenn aber „dieses höchste Wesen wirklich vorhanden, wenn die„ser unumschränkte Gesetzgeber wahrhaftig da ist, so „muß man doch natürlicher Weise glauben, daß mei„ne Bemühungen, mich an die Tugend zu halten, ihm „angenehm sind, und er mir sie vergelten werde. „Wenn er mit der höchsten Weisheit an sich selbst ei„nen Wohlgefallen hat, wenn er iederzeit der vernünf„tigsten Partey beytritt, so werde ich ihm nachah-

men,

„nen, ihm ähnlich werden, ſo weit, als es die Gren„zen meiner Natur zulaſſen. Dieſe Aehnlichkeit „wird eine Glückſeligkeit für mich werden. Dieſes „Weſen wird mich lieben, weil es ſich ſelbſt liebet, „und ſeine Liebe muß eine fruchtbare Quelle des Ver„gnügens für diejenigen werden, welche derſelben Ge„genſtand ſind. Laß ich mich im Gegentheil der hef„tigen Gewalt meiner Begierden zum Raub, und „finde noch ein ander Leben, und daß eine erſte Urſa„che aller Dinge wirklich da iſt; ſo drohen mir eben „dieſe Gründe das gröſßte Unglück, deſſen Wichtigkeit „und Dauer ich leicht errathen kan.

§. 132. Was im Stand des Zweifels zu thun ſey.

Mich deucht, daß dieſes die deutlichſte Vorſtellung der Betrachtung iſt, die ein verſtändiger Menſch bey ſeiner Ungewißheit in Anſehung des Daſeyns eines erſten Weſens machen kan. Der Zweifel kan an und vor ſich ſelbſt unſere Aufführung weder auf die eine noch andere Seite lenken. In dieſem wankenden Zuſtand iſt es erlaubt, ja es iſt vernünftig, den Nutzen zur Richtſchnur ſeiner Handlungen zu machen. Unſere Uiberzeugung verbindet uns, unſern Willen nach ihr zu beſtimmen. Wo aber keine Uiberzeugung iſt, da fehlet auch der Grund zu einer Sache, und hier muß der Klugheit allein der Zügel unſerer Aufführung überlaſſen werden.

§. 133. Was die Klugheit erfordere, und was ein vernünftiger ſtarker Geiſt bey ſeinem Zweifel thun müſſe.

Eine der wichtigſten Wirkungen dieſer Klugheit muß einen unabläßigen Eifer hervorbringen, Mittel und Wege zu ſuchen, aus dem Zweifel zu kommen, der

ein widerwärtiger unangenehmer Zuſtand iſt, und der Eigenſchaft unſerer Seele ganz entgegen ſtehet. Einen ſtarken Geiſt, dergleichen ich ietzt abgeſchildert habe, in Ruhe zu ſtellen, iſt noch nicht genug, groſſe Bemühungen anzuwenden, die Wahrheit von dem Irrthum zu unterſcheiden. Ein an ſich unſchuldiger Irrthum kan durch die geringſte Unrichtigkeit des Verſtandes zum Laſter werden, in welches man durch ſein Verſchulden fällt. Er muß ſich bey ſtillem und von Leidenſchaften ruhigem Gemüth fragen, ob er alles dasjenige mit der genaueſten Aufmerkſamkeit geleſen habe, was die geſchickteſten Leute über dieſe höchſt wichtige Materie aufgezeichnet haben? ob er ſich die Mühe genommen, ſich mit ihnen zu beſprechen und Einwürfe zu machen? ob er alle Kräfte angewendet, ſeine Vernunft in den Stand zu ſetzen, daß ſie die Gründe wohl erwogen habe, welche die Vertheidiger der Gottheit, als triftige Beweiſe anführen. Uiberdieſes iſt er verbunden, mit gelaſſenem Gemüth, wohl zu unterſuchen, ob ihm nicht vielleicht eine falſche Ehrbegierde, eine Sache tiefer, als der Pöbel einzuſehen, den Verſtand verblendet, und ob nicht die Begierde, ſeine Aufführung gegen allen Vorwurf oder Tadel in Sicherheit zu ſtellen, die Deutlichkeit verborgen halte? Iſts ihm möglich, ſich wegen der vorhergehenden Bemühung zu beruhigen, ſo muß er es dabey noch nicht bewenden laſſen. Er muß unabläßigen Fleiß anwenden, ſeine Vernunft einzurichten, und immer weiter auszubreiten, auch ſeiner Aufmerkſamkeit neue Stärke und gröſſere Freyheit zu verſchaffen. Ich kan nicht glauben, daß die Wahrheit ſo gar hartnäckig ſeyn, und von ſo unabläßigem und lobwürdigem Fleiß ſich nicht überwinden laſſen ſolte. Würden aber dieſe unaufhörlichen Bemühungen, ihn aus ſeiner Unge-

wiß-

wißheit zu ziehen, noch nicht mächtig genug ſeyn, ſo würde ich alsdann erſt ſeinen Zweifel vor eine gegründete Uiberzeugung halten; woferne er nur ſeiner Vernunft folgete, wenn ſie die Sicherheit in der Uibung ſeiner Pflichten ſuchet.

Ich geſtehe zu, daß ſein Bewegungsgrund zur Ausübung der Tugend kein ſo ſtarkes Gewicht enthalte, als die Gründe ſind, welche ein Gemüth darzu antreiben, das von dem Daſeyn eines höchſten Weſens und von dem wahren wirklichen Nutzen einer Religion überzeugt iſt. Jedennoch aber muß dieſer Bewegungsgrund zum wenigſten ſo viel Kraft haben, ſeine Aufführung von gewiſſen Ausſchweifungen und ſchändlichen Ungezogenheiten frey zu machen, die uns bey einer Anzahl der ſtarken Geiſter in Erſtaunen ſetzt, und die uns ihren Character auf gewiſſe Weiſe unbegreiflich vorſtellet.

§. 134. Unartige und unanſtändige Aufführung gewiſſer ſtarken Geiſter.

Nichts iſt bey vielen dieſer Herren gewöhnlicher, als daß ſie unerträglich ſtolz auf ihren ſcharfſinnigen erhabenen Geiſt, über die Niederträchtigkeit des Herzens und den blödſinnigen Geiſt derjenigen, überlaut und ſpöttiſch lachen, die ihren Gedanken nach ſchwach und armſelig genug ſind, ſich durch den Strom der gemeinen Meinungen mit fortziehen zu laſſen. Nichts gefällt dieſen groſſen Leuten beſſer, als daß ſie ihre Gegner für unwürdig anſehen, ein ernſtliches Geſpräch von Vernunftſchlüſſen mit ihnen zu halten, und ſie nicht anders betrachten, als beſiegte, ihrer ausſchweifenden Dummheit wegen überzeugte, und ſolches Volk, das man nur zur Zeit ſeiner Spötterey und

Narrenspossen brauchen müsse. Der Pöbel unter den Ungläubigen weiß sich dieser gemächlichen Waffen ihrer Secte oftmahls am besten auch auf eine ungeschliffene und muthwillige Art zu gebrauchen; das boshafte Herz leget sich durch ihre viehische und abgeschmackte, auch unsinnige Possen und Spöttereyen allenthalben an den Tag. Sie bewegen einen zugleich zum Abscheu und Mitleiden.

Verdienten sie wohl, daß man sich die Mühe nähme und auf ihre unsinnige Mittel nur einen Blick zu thun sie würdigte, wenn sie sich ein lächerliches Ansehen geben, welches sie doch den andern beylegen wollen.

§. 135. Eine feinere Art zu verfahren, welche gewisse Helden der Ungläubigkeit anwenden.

Die Helden der Ungläubigkeit verfahren auf eine Art, die weit feiner und einnehmender heraus kommt. Sie wissen den sinnreichen Witz, als das Salz des Geistes, an die Stelle eines starken Vernunftschlusses meisterlich zu stellen, durch neue artige Bilder, und aus Manzel offenbar überzeugender Beweise die leeren Plätze mit lustigen Spöttereyen auszustopfen, welches ihnen das Ansehen eines Eroberers, der sich nicht gerne lange mit Kämpfen und Fechten aufhält, beyleget, wodurch sie diejenigen zu einem Stillschweigen nöthigen, welches einer förmlichen Niederlage ähnlich siehet, die doch öfters weit durchdringendern Verstand nur mit wenigerm lebhaften und unfruchtbaren Witz, als sie haben, besitzen.

§. 136. Ob dieses Verfahren den starken Geistern zu verdenken sey.

Man solte fast meinen, dieses Verfahren sey einigen starken Geistern nicht für übel zu halten, welche

von

von ſo auſſerordentlicher und beſonderer Art wären, daß ſie ſich einbilden, als hätten ſie ſich ſelbſt mit dem vollkommenſten Beweis überwunden, daß das Daſeyn Gottes durchaus unmöglich und widerſprechend ſey. Ja man könnte auch glauben, es ſey wohl bey ſo ſchwachen Gemüthern zu entſchuldigen, welche den Zweifel, in Anſehung des Daſeyns einer Gottheit, mit einem richtigen Beweis des Nichtſeyns verwirreten.

§. 137. Was in derſelben Spöttereyen für Ausſchweifungen zu finden, wird gezeiget.

Es iſt wohl wahr, als Unſinnige haben die einen, wie die andern das Recht von uns weitläuftige Vergebung zu fordern. Weil ſich aber doch Leute finden, welche über gewiſſe Vorwürfe ungemein elend urtheilen, da ſie doch in andern Materien vernünftige Einſicht genug beſitzen; So wird es nicht unnützlich ſeyn, allhier zu zeigen, wie viel neuerliche Ausſchweifungen man in denen Spöttereyen antrift, welche hierzu aufgelegte Gemüther über die Religion auslaſſen.

Obgleich die Begriffe dieſer ſchönen Geiſter von den Begriffen anderer Leute ſehr unterſchieden ſind, ſo iſt es doch gewiß, daß die Grundempfindungen ihres Herzens nicht den geringſten Unterſchied haben, ſondern mit den Empfindungen des ganzen menſchlichen Geſchlechts einerley bleiben. Es iſt daher ganz natürlich, daß ſich dieſe Herren ſelbſt lieben, wie es eine iede andere vernünftige Creatur zu machen pflegt, und daß ſie eine herzliche Neigung empfinden, die zärtliche Hochachtung der groſſen Menge dem Haß und der Verachtung derſelben weit vorziehen. Was würde man ſich für ein ſeltſames Weſen vorſtellen

können, wenn man hierinne irren solte! Allein was ist doch wohl geschickter in ihnen einen allgemeinen Abscheu und eine offenbare Verachtung wider die Gegenstände einzuflössen, als diese in beständiger Uibung erhaltene Gewohnheit, einen spöttischen Scherz über alle dem menschlichen Gemüthe einleuchtende Vorstellungen so wohl, als über dasjenige, was auf der Welt für das heiligste und verehrungswürdigste gehalten wird, und also zur Zeit oder Unzeit auszulassen.

§. 138. Ein Ungläubiger lästert GOtt nicht, sondern die Begriffe von demselben, ist aber nicht klug und reizet andere.

Ich muß bekennen, daß dasjenige, was bey Leuten, die eine Religion annehmen, Entheiligung und Gotteslästerung heißt, bey einem Menschen, der sich von der Nichtexistenz eines ersten Wesens überzeugt zu seyn glaubt, eigentlich zu reden, nicht also genennet werden kan. Sein Endzweck ist es nicht, GOtt zu lästern. Er lästert eigentlich nur die Begriffe, welche ihm abgeschmackt vorkommen. Nun beschuldige ich zwar einen solchen Mann keiner Gottlosigkeit und Bosheit, allein ich erkläre ihn doch für einen unbescheidenen, thörichten und unbedachtsamen Menschen, der nicht klug ist. Aus was für Absichten martert und qvält er doch seinen Verstand, daß er sich Verdruß machet, und verschiedener Annehmlichkeiten des Lebens beraubet, die doch wohl verdienen, daß man sie suchet, und welche Liebe und Hochachtung dererjenigen auf uns zufliessen lassen, mit denen wir zu leben verbunden sind? Weiß er denn nicht, daß die Selbstliebe durch nichts eher in den Harnisch gebracht wird, als wenn sich einer für einen blödsinnigen Gimpel, oder für einen dum-

men

men Schöps, der ſich allerhand kindiſche Poſſen, durch Anſehen, oder durch Furcht, weiß machen läßt, auszuſchen laſſen ſoll?

Iſt ihm denn unbekannt, daß die meiſten Menſchen einen derben Tadel und die bitterſten Vorwürfe mit weit gröſſerer Gelaſſenheit, als eine ſpöttiſche Schrauberey, die ihn lächerlich machet, aushalten und vertragen können?

§. 139. Er erreget die Rache des Gegenparts, welche in Anſehung des wichtigen Gegenſtands rechtmäßig wird.

Die Rache, welche dergleichen ſpöttiſcher Scherz reizet und aufbringt, wird in dieſem Fall durch die Eigenſchaft und Wichtigkeit ihres Gegenſtandes auf gewiſſe Art geſtärket und rechtmäßig gemachet.

„Was? ſolte es mich nicht verdrieſſen, wenn ich „vor mir ſehen muß, daß man einen Menſchen, gegen „den ich alle Achtung hege, lächerlich durchziehet, und „ſoll ich keinen Zorn empfinden, wenn ein übermüthiger Trotzer ſich unterwindet, dasjenige Weſen frecher „Weiſe antaſtet, an deſſen Daſeyn, und von dem ich „mein Weſen, Leben und Bewegung erhalten zu haben, glaube? Dieſes Weſen, welches mir alle Annehmlichkeit des Lebens verleihet, und von dem ich „eine unumſchränkte und unendliche Glückſeligkeit „hoffe und erwarte! Solte ich nicht auf Mittel und „Wege ſinnen, einen Menſchen mir vom Halſe zu „ſchaffen, bey deſſen Unterredungen mir die Haut „ſchauert? Bin ich nicht pflichtig und verbunden, einen ſolchen gefährlichen Geiſt, der ſich ſo ſchlecht für „die Geſellſchaft ſchickt, der ſo frech iſt, allen rechtſchaffenen Leuten unverſchämt zu widerſprechen, aller

zu schmecken, Verzicht thun; sie mögen nur die kleine Bande vernünftiger Personen von der vortreflichsten Art, mit ihrem Umgang zu beehren würdig halten; sie können den Kram ihrer herrlichen Fantasien nur unter denselben auslegen, da mögen sie, recht unter ihnen zu glänzen, einen reichen Vorrath von neuen geistreichen Einfällen, von artigen Spöttereyen, welche mit dem Siegel einer neuen Erfindung gestempelt sind, zusammen raffen.

§. 143. Beantwortung einer Entschuldigung derselben, in ihrem Betragen.

Allein eine Nothwendigkeit zwinget uns, bis zu einigem gemeinen Umgang mit andern Leuten uns herunter zu lassen. Man achtet sie nicht, man ist ihrer aber doch benöthigt.

Gut! Wenn ihr nun ihrer benöthiget seyd, warum verachtet man sie denn; warum schmähet, beleidiget, beschimpfet und erbittert man sie denn? Ist denn dieses das Mittel, ihren Beytritt und diejenigen Annehmlichkeiten zu erhalten, deren Betrachtungen die Menschen bewogen haben in eine Gesellschaft zu treten? Verlanget ihr denn, da ihr euch für ungesellige Leute erkläret, und dergleichen in der That zu seyn, für eine Ehre haltet, die Früchte der Geselligkeit zu geniessen? Dergleichen Forderung ist eine übertriebene Ungerechtigkeit. Schonet also entweder derjenigen, welche mit euch zugleich Glieder einer Gesellschaft sind, oder thut auf alle Vortheile Verzicht, die an der Verbindung hangen, zu welcher eine unvermeidliche Nothwendigkeit die Menschen getrieben hat.

§. 144. Fernere Entſchuldigung der ſtarken Geiſter, ſo abgelehnet wird.

„Ey, wird man ſagen, der brennende Eifer vor „meinen Ruhm iſt mit dem Glanz noch nicht zu„frieden, den mir die Schönheit meines Geiſtes in „der Stille mittheilet. Ich verlange, daß meine „Ehrſucht und die Liebe für meine Partey in mei„ner ganzen Aufführung kund werde, meine Ehrbe„gierde reizet mich zum Vertheidiger der Freyheit „zu denken, mich aufzuwerfen. Ich finde Vor„theil, mich durch beſtändige Streifereyen unter „den leichten gläubigen Geiſtern furchtbar zu ma„chen und beſtändig triumphirende Siege über ih„ren blödſinnigen Verſtand zu erfechten.„

Ich will eben nicht ſagen, daß die Waffen der ſcherzhaften Spötterey abwechſelnd wandelbar ſind. Die Herren Ungläubigen dürften vielleicht nicht daran zweifeln, woferne ihre Zweifel wenigſtens nicht allgemein ſind und ihre Triumphe mit einſchlieſſen. Ich will ſie nur erſuchen, zu überlegen, ob nicht, wenn es ausgemacht bleibet, daß ihre ſpöttiſche Schraubereyen der guten Vernunft und dem Sinn der Geſellſchaft entgegen ſtehet, ihr herrlicher Ruhm mit der Ehre der Beutelſchneider und Straſſenräuber von gleicher Eigenſchaft ſey, die unter ihren Spießgeſellen, wegen ihrer Kühnheit als die bravſten Waghälſe angeſehen und verehret werden.

§. 145. Einwurf der ſtarken Geiſter wegen ihrer Spötterey.

„Du theileſt uns, möchten ſie vielleicht ſprechen, „allhier nur zum Spaß und Zeitvertreib, ſolche un„vernünftige und niederträchtige Bewegungsgrün-

„de

„de zu, da doch die Spötterey, mit welcher wir die „lächerliche Leichtgläubigkeit aufziehen, aus einem „weit edlern und der schuldigen Liebe des mensch„lichen Geschlechts weit gemässern Grundsatz her„rühret. Die Absicht unserer Spötterey geht da„hin, daß wir die Menschen von ihrer eigenen „Schwachheit überführen, das Joch zerbrechen, „welches sie gefangen hält, und sie aus der Knecht„schaft erlösen, darinne sie durch ihre abergläubi„sche Furcht erhalten werden. Kurz, wir wollen „sie in einen glücklichen Stand setzen, unsere „Freyheit zu geniessen, und unsere Weisheit zu „schmecken.„

§. 146. Beantwortung desselben.

Wenn dieses wirklich der grosse Bewegungsgrund der lustigen Spöttereyen ist, mit denen uns die Ungläubigen zu belegen vermeinen; wenn sie uns aus keiner andern Absicht lächerlich zu machen suchen, als uns zu bekehren; so muß ich gestehen, daß sie kein besseres und ihrem Endzweck würdigers Mittel hätten ausinnen können, ob es gleich am wenigsten geschickt ist, uns dahin zu bringen.

§. 147. Eine Spötterey macht keinen Beweis.

Eine scherzhafte Spötterey an und vor sich selbst, machet niemahls einen Beweis. So viel ist wohl gewiß, daß ein lustiger spöttischer Einfall in leichten und gemeinen Materien ein vernünftiges Gemüth gar bald zum Beyfall zu bringen fähig ist; allein dieses geschiehet nur, weil der lächerliche Einfall einen gründlichen Vernunftschluß in sich enthält, welcher sich dadurch aufs lebhafteste und rührend ans Licht stellet. Ausser diesem Fall aber, der gar selten vorkommt, wird

der-

dergleichen Spiel der Einbildung bey Unterſuchung der Wahrheit auf keinerley Weiſe iemals einen Einfluß haben. Man kan dadurch zwar die Lachenden nimmermehr aber die Vernunft auf ſeine Seite bringen. Es müſte gewiß einer ſehr ſchwach und blödſinnig am Verſtande ſeyn, der eine Verbindung luſtiger Bilder der Phantaſie mit einer richtig paſſenden Folge der Vernunftſchlüſſe, die aus einem Grundſatze flieſſen, vermengen wolte.

§. 148. Ein ſinnreicher Witzling kan bey den ernſthafteſten Materien einen lächerlichen Einfall finden.

Wo iſt doch überdieſes noch wohl die vernünftigſte Meinung in der Welt zu finden, darüber ein ſinnreicher Witzling nicht einen lächerlichen Einfall finden ſolte? Die Materie kan unendlich zertheilt werden, und ieder Theil der Materie iſt ebenfalls bis in unendliche theilbar: Dieſes ſind ausgemachte und erwieſene Sätze. Solte es wohl einem muntern luſtigen Kopf unmöglich ſeyn, ſie mit ſeiner Pritſche zu verſchonen? Nichts würde ihm leichter fallen. Allein ſolche Leute, welche ihre Gaben, ſo ihnen die Natur zur lächerlichen Spötterey fruchtbarlich verliehen, in dergleichen Gegenſtänden zu üben, ſich angelegen ſeyn laſſen, ſind doch nichts anders als witzige Narren.

§. 149. Ein Spötter kan ſich ſelten auf die Stärke ſeiner Waffen verlaſſen.

Gewiſſermaſſen hat es das Anſehen, daß diejenigen, welche ſolche Streitigkeiten, die in ernſthaften und wichtigen Materien geführet werden, mit lächerlichen Scherzreden auszuſtaffiren pflegen; ſich nicht ſonderlich auf die Stärke ihrer Waffen zu verlaſſen wiſſen.

wiſſen. Insgemein nehmen ſie ihre Zuflucht zum Scherz, wenn ihre Schluſſe verſchoſſen ſind, und ſie nichts erhebliches mehr zu ſagen wiſſen. Ein Streiter, der zu ſpaſen anfängt, und einer, welcher mit Schimpfreden um ſich wirft, müſſen den Stof zu einerley Begriffen geben, indem der eine ſowohl, als der andere, ohne einmahl daran zu gedenken, das Gewehr ſtreckt.

§. 150. Einwurf aus dem Zeugniß des Horaz.

Jedoch ſpricht Horaz, deſſen Anſehen gewiß von groſſem Gewicht iſt, ausdrücklich:

. . . Ridiculum acri
Fortius ac melius magnas plerumque ſecat res.

Ein feiner Scherz entſcheidet öfters wichtige Geſchäfte weit geſchwinder und beſſer, als ernſthafte triftige Vorſtellungen.

§. 151. Deſſen Beantwortung.

Ich muß geſtehen, daß er recht hat. Allein er redet gar nicht von der Wahrheit einer Meinung, die bewieſen werden muß, ſondern von Laſtern und Untugenden, gegen welche eine vernünftige Spötterey dem Menſchen einen Abſcheu beybringen ſoll. Und gewiß machet auch eine auf Vernunft gegründete feine Spötterey in dergleichen Dingen gemeiniglich weit ſtärkern Eindruck, als ein mit Heftigkeit und Schelten angebrachter ſtarker Beweisgrund. Uiberhaupt hat ein Spötter nichts anders zu thun, als den Laſterhaften zu erweiſen, daß ſie laſterhaft ſind, und daß ſie darinne unrecht handeln. Sobald ihnen ihre Leidenſchaften ſo viel Ruhe geſtatten, daß ſie nachdenken, ſobald ſind ſie auch überzeugt. Man darf ihnen ſol-

che

che nur recht geſchicklich unter die Augen ſtellen, und ſie ſchaamroth machen, daß ſie den heßlichen Gegenſtand einſehen, der ſich in ihrer Aufführung und in ihren Einſichten hervor thut. Die Menſchen fürchten ſich weit mehr, wenn ſie für lächerliche, als für böſe Leute gehalten werden, und eine feine Spötterey iſt das ſicherſte Mittel, ſie unter der erſtern Geſtalt vorzuſtellen. Folglich iſt ſie am allerfähigſten, den Laſterhaften einen Abſcheu für ſich ſelbſt beyzubringen, und ſie liſtiger Weiſe durch eine vernünftige Aufführung weit eher von ſich ſelbſt abzuziehen, als es die richtigſt zuſammen hangende Vernunftſchlüſſe, und nachdrücklichſten Verweiſe nicht thun können. Allein zu der Zeit mit lächerlichem Scherz und Spöttereyen um ſich zu werfen, wenn es auf die Unterſuchung der Wahrheit durch ruhigen und behutſamen Vergleich der Begriffe ankommt, heißt eben ſo viel, als in eine Unſinnigkeit gerathen, welche vielleicht ein lächerlicher Scherz am beſten zu verbeſſern im Stande ſeyn kan. Ich weiß wohl, daß dieſe liederliche Verfaſſung des Verſtandes iezuweilen ſeine Abſicht erhält, und es ihr gelingt einen oder den andern Neubekehrten dem Unglauben zu zu führen. Ja, ja, ein lächerlicher feiner oder lebhafter Schwung überwältiget iezuweilen die Einbildungskraft ſolcher Leute, die ſchlechte Einſichten haben, wenn inſonderheit die Verderbniß des Herzens oder eine unmäßige Liebe zum Auſſerordentlichen das Gemüthe darzu mit Beſen gekehret und bereitet haben. Wer wolte aber wohl den ſtarken Geiſtern dergleichen nichtswürdige Eroberungen beneiden? Dieſer artige Geiſt ſpottet recht fein; alſo folget, daß die Religion nichts anders als eine Chimere iſt; ſind das nicht wohl an einander hängende Sätze? Kan wohl eine Art vom Unglauben ſchwächer und

armseliger seyn, als wenn man sich in den Sinn kommen läßt, der eine Satz halte den andern in sich?

§. 152. Untersuchung der Gründe, warum die starken Geister, die Menschen zum Unglauben zu bekehren, sich aufwerfen.

Allein laßt es seyn, daß nichts, als ein lustiger Scherz geschickt sey, die Vorurtheile zu zerstreuen, die Leidenschaften zu beruhigen und das Gemüth in einen Stand zu setzen, die Wahrheit zu entdecken. Ich will nur untersuchen, was für scheinbare Gründe die starken Geister bewegen können, sich zu Bekehrern aufzuwerfen, und keine Mühe zu sparen, Jünger und Anhänger zu machen? Was thun ihnen doch die Begriffe des übrigen Theils der menschlichen Gesellschaft für sonderlichen Eintrag? Was sind denn ihre Meinungen dem übrigen Rest der Menschen für sonderliche Güter und Wohlthaten mitzutheilen fähig?

§. 153. Vorwenden der starken Geister.

Sie möchten vielleicht sagen: Alle vernünftige Wesen sind verbunden, die Wahrheit zu lieben, die ihrer Natur nach schön, und ihrer Liebe würdig ist: Alle Menschen haben das Recht, zugleich aber auch eine Pflicht auf sich, dasjenige zu vertheidigen, was sich ihrem Verstand als ein Begrif der Wahrheit vorstellet. Ihre Schuldigkeit erfordert, daß sie ihre äussersten Kräfte anwenden, ihren Nächsten die Begriffe mitzutheilen, die ihnen der Vernunft gemäß zu seyn, vorkommen. Dieses sind die Vorzüge und zugleich auch die Pflichten eines jeden Menschen, dessen Eigenschaft von Natur erfordert, daß er geschickt sey, das Wahre zu lieben und zu erforschen. Mit was für Recht sollen wir also

von

von den übrigen Menſchen unterſchieden werden? Unter was für Vorwand unterſtehet ihr euch, uns eine Freyheit zu entziehen, welche wir von den gütigen Händen der Natur ſelbſt empfangen haben? Treibet euch die Religion an, dergleichen Ungerechtigkeiten zu begehen, ſo hindert uns doch nicht, daß wir ſie immer mehr und mehr als der menſchlichen Geſellſchaft ſchädlich betrachten.

§. 154. Deſſen Ablehnung.

Dieſer Vernunftſchluß hat einen ſehr unbeſtimmten Begrif zum Grunde, der von weiten blendet, wenn man ihn aber in der Nähe betrachtet, gar verſchwindet. Die Wahrheit iſt ihrer Natur nach ſchön, ſie iſt unſerer Liebe werth, folglich auch allen denen, die ſchlüſſen können, mitzutheilen würdig. Dieſes ſind ſinnloſe Ausdrückungen. Alles was ich an mir, an der Wahrheit und an allen ſich nur möglichſt vorzuſtellenden Gegenſtänden, ſchönes antreffe, das iſt das Nutzbare. Alles, was mir kein gewiſſes Gut darreichet, welches mein Gemüth nach ſich ziehet, hat für mich nichts ſchönes. Iſt die Wahrheit ſchön, ſo iſt ſie es deswegen, weil ſie mit dem Nutzen der Menſchen verbunden iſt. Wenn ſie uns aber von ohngefehr unglückſelig machet, ſo verluret ſie allen ihren Glanz und ihre Schönheit. Ein nutzbarer Irrthum iſt unſerer Liebe und Hochachtung unendlich würdiger. Ich glaube, und es iſt auch wahr, daß die beyden Zweige des Zuwachſes eines vernünftigen Weſens die Tugend und die Richtigkeit der Begriffe ſind. Ich bin auch verſichert, daß dieſe beyden Eigenſchaften von der Glückſeligkeit unzertrennlich ſeyn müſſen; Allein ich glaube auch eben deswegen ſteif und feſte, daß alle Begriffe, alle Meinung, welche Wahrheit und Tu-

gend mit der Unglückſeligkeit verkuppeln, nicht anders, als falſch ſeyn müſſen. Solchergeſtalt iſt die Wahrheit für mich etwas ſchönes, weil ich meine Hofnung nicht in dieſes unvollkommene Leben einſchränke. Ich erwarte ein weit vollkommener Leben, wo ſich die Wahrheit meinen Augen allezeit und mit einer unvermeidlichen Gewißheit als eine Gefährtin meiner Glückſeligkeit vorſtellen, und wo die Weite und Tiefe meiner genauen Erkenntniß das Maaß meines Glückes ſeyn wird.

§. 155. Warum die Wahrheit ſchön zu nennen?

Die Wahrheit iſt nur deswegen ſchön, weil GOtt vorhanden iſt. Wie kan ſie demjenigen ſchön vorkommen, der überzeugt zu ſeyn glaubet, daß dieſes Weſen nicht vorhanden ſey? In wenig Tagen und vielleicht in wenig Augenblicken wird er ein Raub des Nichts. Was iſt ihm alſo daran gelegen, daß er richtig geurtheilet, und richtige Schlüſſe gemacht hat? Es muß ihm ſehr gleichgültig ſeyn, ob er eine Zeitlang in weſentlichen gewiſſen Dingen, oder in eingebildeten Chimeren gewandelt hat. Warum wird er ſich fürchten des Tages, wie bey der Nacht zu träumen? Woferne dieſe Träume nicht fürchterlich ſind, und ihm eben ſo annehmliche Eindrücke, als dieſe weſentliche Dinge machen?

§. 156. Die Schönheit der Tugend.

Ich bin feſt verſichert, daß die ſtarken Geiſter, welche im Grund eben ſolche Herzen, wie andere Menſchen haben, wenn ſie das ihrige wohl unterſuchen wolten, geſtehen würden, daß die Schönheit der Tugend in nichts andern, als in ihrer Nutzbarkeit zu ſuchen ſey. Laßt uns einen von dieſen Herren,

auf

auf dem Todbette vorſtellen, da er ſelbſt von dem nahen Ende ſeines Lebens überzeugt liegt. Laßt uns ſetzen, daß man ihm auf eine ganz unwiderſprechliche Weiſe erwieſen habe, ſeine Aufführung werde ihn in das ewige Elend ſtürzen. Laßt uns ferner ſetzen, daß es ihm nicht möglich falle, ſich von dieſem Beweis los zu winden. Iſts wohl natürlich, daß er in dieſen Umſtänden an dieſer Wahrheit etwas ſchönes finden ſolte? Wird er ſie nicht vielmehr als abſcheulich heßlich anſehen? Wird er nicht alle ſeine Kräfte anwenden, ſie aus ſeinem Gemüth zu verbannen, und vielmehr nach den Irrthümern zu ankern, die ihn bis daher beruhiget haben?

§. 157. Fernere Einwendung eines ſtarken Geiſtes, wegen Austreibung der Furcht für das zukünftige Leben.

Vielleicht möchte ein ſtarker Geiſt weiter darauf beſtehen. Ich ſuche allerdings, wird er ſprechen, daß die Wahrheiten, davon ich überzeugt bin, und in deren Beſitz ich gerne alle Menſchen ſetzen möchte, ihnen allen ſehr nützlich werden ſollen. Die Religion ſtürzet den Menſchen in eitle und abergläubiſche Furcht, die ſeine Eigenſchaften ſtumpf und träge machen, die ihn nicht nur in Unglück bringen, ſondern auch, weil ſie ihm unaufhörlich im Sinn liegen, ganz auſſer Stand ſetzen, ein nützliches Mitglied der Geſellſchaft zu werden. Man kan ihm folglich keinen beſſern Dienſt thun, als ihm geſunde Begriffe beyzubringen, die ihn zu ſich ſelbſt und zu andern Menſchen wieder zurück führen.

§. 158 Beantwortung deſſelben. Dergleichen Furcht findet ſich bey fanatiſchen Träumern.

Allein wer ſind doch wohl unter denen, die eine Religion annehmen, diejenigen Leute, welche durch eine herrſchende Furcht, durch dieſe düſtern und betrübten Beunruhigungen wegen des Zukünftigen beſeſſen ſind? Es ſind wahnſinnige Träumer, oder laſterhaft Volk. So viel die erſtern betrift, ſchöpfen dieſe blödſinnige Geiſter dieſe kranken Gemüther, welche gemeiniglich die Gegenſtände nicht anders, als durch eine ihr Gehirne verdunkelnde Dunſt betrachten, ihre fürchterlichen und trübſeligen Begriffe nicht aus der Religion. Die Zerrüttung ihres Gemüths iſt es, welche dieſe heßliche Farben über die Religion herſtreichet. Man jage, wenn es möglich iſt, den Begrif von einem erſten Weſen heraus, werden ſie wohl deswegen keine blödſinnige Träumer mehr bleiben? Allerdings. Ihre wahnwitzige Träumerey wird nur den Gegenſtand verändern. Da ſie ſinnreich gnug ſind, ſich zu ängſtigen, werden ſie ſich ſchon andere Geſpenſter ausſuchen, damit ſie ſich zu fürchten machen, und beunruhigen können. Mir ſind ſolche Träumer im Schooß des ſtrengſten Irrthums des Spinoſa bekannt. Ohnerachtet ſie von einem groben Schickſal feſt überzeugt zu ſeyn meinen, welches die Welt regieret, ſo lieben ſie dennoch die Tugend, und bemühen ſich deren Vorſchriften aufs genaueſte und ernſtlichſte auszuüben. Sie haben einen Abſcheu vor dem Laſter. Uiberall entdecken ſie daſſelbe, auch da, wo es nicht einmal anzutreffen iſt. Ihre Trübſinnigkeit vermehret daſſelbe bis ins Unendliche. Sie wollen faſt verzweifeln, wenn ſie ſehen, daß ſolches die ganze Erde bedeckt hat. Anſtat, daß ſie ſich unter eine unvernünftige Nothwendigkeit ſchmiegen, und ſich, ſo gut ſie nur könnten,

beru-

beruhigen ſolten, kränken ſie ſich um ſo vielmehr, daß dieſer ungeheure Haufe alles Unglücks eine Wirkung des blinden Schickſals, und folglich darwider kein Mittel ausfündig zu machen ſey. Beſtehet nun wohl dieſe trübſinnige Träumerey weniger in der Wirklichkeit, oder iſt er weniger betrüblich, als eine abergläubiſche Träumerey, welche doch, wenn ſie ihrer Natur nach, nicht ganz unheilbar iſt, durch geſunde Begriffe der Religion ſowohl, als durch eine Uiberführung, daß alle Begriffe, ſo man ſich von dieſem Gegenſtand machet, ungereimt ſind, geheilet werden kan?

§. 159. Bey den Laſterhaften.

Die Furcht, in Anſehung des zukünftigen Lebens betrift andern Theils, auch die Laſterhaften, oder welches einerley iſt, diejenigen, die zwiſchen der Tugend und dem Laſter hin und her wanken, und welche ihre eigne Stärke nicht brauchen, oder ſich Gewalt anthun wollen, einen ſtandhaften Entſchluß zu faſſen, ihre Aufführung einzurichten, und ſich eine fruchtbare Qvelle gnüglicher Hofnung zu eröfnen. Allein würde es wohl möglich ſeyn, daß die ſtarken Geiſter aus den Herzen von ſolcher Beſchaffenheit die Unruhe zu verbannen fähig wären, welche die Religion darinnie anrichtet? Wolten ſie wohl ihre Partey mit Neubekehrten ſolcher Art verunehren? Würden ſie der Geſellſchaft wohl einen Dienſt thun, wenn ſie den ſchärfſten Zaum, der die laſterhaften Begierden dieſer Unglückſeligen zurück halten und hindern könnte, daß ſie nicht gänzlich in die äuſſerſten Ausſchweifungen geriethen, zerreiſſen und zerbrechen wolten? Dieſen laſterhaften Neigungen die Freyheit zu ertheilen, iſt es wohl etwas anders, als ſie der menſchlichen Geſellſchaft auf den Hals zu hetzen? In den Herzen von dieſer Art gilt

in Wahrheit die übelgegründeste Furcht weit mehr, und ist viel zuträglicher, als eine auf die Vernunft sicher und fest gegründete Zufriedenheit und Beruhigung. Was wäre dieses für eine ungeheure Liebe, dergleichen Leute auf Unkosten der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in eine sanfte Beruhigung zu bringen! Ich will aber dergleichen üble Absichten den starken Geistern nicht zutrauen, vielmehr will ich setzen, daß sie sich aus einem Grundsatz der großmüthigen Liebe gegen tugendhafte Personen, die verständig, auch richtig zu denken, fähig sind, zu Bekehrern aufwerfen.

§. 160. Die Furcht bey den Tugendhaften.

Leuchtet die Wahrheit dieses guten Vertrauens nicht gnugsam in die Augen? Gewiß ists, daß diese Personen nicht so grosse Ursache haben, sich für dem Zukünftigen zu fürchten. Allein sie wanken in falscher Hofnung hin und her. Natürlicher Weise muß man mit ihrem Zustand Mitleiden tragen, man muß Beweisthümer, Scherz, Spöttereyen, und alles was man kan, anwenden, sie aus diesen schmeichelhaften Gaukeleyen zu reissen, die ihr Spiel mit der Seele treiben. Was würde es nicht für ein Unglück für sie seyn, wenn sie zu spät aus dem Irrthum gebracht würden? Schämen müßten sie sich, daß, da sie nun in ein Nichts gestürzt worden wären, sie sich durch ihre ganze Lebenszeit von ihrer Leichtgläubigkeit also hätten bey der Nase herum führen lassen.

§. 161. Ob dieselben der Bekehrer zum Unglauben sonderlich nöthig haben.

Doch, wir wollen ernstlich reden. Was kan man sich wohl vor ein Gut einbilden, welches das Lehrgebäude des Unglaubens einem tugendhaften und vernünfti-

nünftigen Menſchen, der bis hieher von dem Daſeyn eines GOttes und von der Wirklichkeit einer Religion feſt überzeugt geweſen iſt, gewähren und darreichen könnte? „Da ich von dieſen Grundſätzen feſt ein„genommen bin, habe ich durch den ganzen Lauf mei„nes Lebens alle Kräfte angewendet, mein Tempera„ment zu verbeſſern, ſolches den Geſetzen eines erſten „Weſens zu unterwerfen, welches die vollkommene „Tugend und ein allmächtiger Liebhaber derſelben iſt, „auch daher ein Vergelter aller derjenigen, welche „ſich ſelbiger gänzlich ergeben. Nach dem Maaß, „als ich in derſelben zugenommen, habe ich auch ein „angenehmes Vergnügen empfunden, daß ich mich „ie mehr und mehr nach dem Bilde der höchſten Voll„kommenheit ausarbeite. Ich bin in mir herzlich zu„frieden, dem höchſten Weſen ähnlich zu werden, ihm „zu gefallen, der Gegenſtand ſeiner Liebe zu ſeyn. Ich „ſtehe in der feſten Einbildung, daß dieſer Zuſtand „ſelbſt ſowohl, als die ausdrücklichſten Verſicherungen „meines Schöpfers mir eine Glückſeligkeit ohne Grän„zen verleihen werden. Dieſe ſchmeichelhafte Gedanken „haben mich in allen von dieſem unvollkommenen Leben „unzertrennlichen Widerwärtigkeiten aufgericht erhal„ten, und mir diejenigen Vergnügungen mit neuer An„nehmlichkeit ſchmecken laſſen, welche die Güte des „erſten Weſens uns auf der Erde verliehen hat, und „welche nur ſchwache Bilder der Luſt und des Ver„gnügens ſind, die nach dem Tod auf uns warten. „Der Begrif dieſes, ſeiner Natur nach, fürchterli„chen Todes, kan nunmehro meine Seele, die ſich „gewöhnt hat, denſelben nicht anders als einen Weg „zu einem ewigen und beſſern Leben zu betrachten, „gar nicht mehr beſtürzt machen. Ihr aber kommt „daher und verkündiget mir, daß ſolche äuſſerſt er-

»gözliche und alle Zufriedenheit mit ſich führende Be»griffe nichts anders als eitle Hirngeſpinſte, Qvellen, »wo man eine ſüſſe Ruhe genöſſe, und die angenehm»ſten Empfindungen ſeyn ſolten. Ihr unterweiſet »mich, daß alle beſchwerliche Bemühungen, die ich »aus äuſſerſten Kräften anwende, meine Tugend im»mer mehr zu reinigen, nicht den geringſten Lohn da»von tragen ſollen, der ſich der Mühe verlohnte: Daß »mein Leib nicht nur, ſondern auch dieſes Vermögen »zu denken und zu empfinden, welches ich meine See»le genennet, und geglaubet habe, es ſey ein unver»gängliches Weſen, in einer kurzen Zeit in einerley »Schickſal zuſammen eingeflochten werden ſoll. Wür»de es euch möglich ſeyn, euer Lehrgebäude unumſtöß»lich zu beweiſen, ſo würde ich ſolches nicht anders »als mit dem äuſſerſten Haß und Abſcheu betrachten »müſſen, weil mir daſſelbe einen Dolch in meine »Bruſt ſtoſſen würde. Bleibt meinem Gemüth mit »ſolchen kläglich verwüſteriſchen Begriffen vom Leibe! »Da ihr mich zu überzeugen bemühet ſeyd, könnet ihr »mir nicht einmal etwas vorſtellen, das den geringſten »Nutzen habe. Ihr machet euch einer recht un»menſchlichen Grauſamkeit ſchuldig, wenn ihr mir ei»nen Irrthum entreiſſen wollet, aus dem ich doch »allezeit die Glückſeligkeit meines Lebens geſchöpft »habe.

§. 162. Der Bekehrungseifer der ſtarken Geiſter iſt eine rechte Grauſamkeit.

In der That kan ich nicht begreifen, wie es zugehe, daß die ſtarken Geiſter nicht empfinden, wie ihr Bekehrungseifer zu einer offenbaren Grauſamkeit bey ihnen werde. Es wird bey ihnen ſchon zu einer Art der Verfolgung, wenn ſie ſo eifrig arbeiten, die Leute

zu

zu überzeugen, und habe mir immer eingebildet, daß der heftige Eifer, welchen dieſe Herren anwenden, uns ihre Begriffe mitzutheilen, gar geſchwind in einen Verfolgungseifer anſchlagen würde, wenn ſie nur iemals, hier oder da, den Meiſter ſpielen könnten. Wie mir es vorkommt, ſo iſt es gar nicht die Wichtigkeit der Sachen, darüber geſtritten wird, welche den Verfolgungseifer anflammet: Dieſe dienet ihm nur zu einem ſcheinbaren Vorwand und öfnet ihm den Tummelplatz, indem er denen blöden Augen dasjenige verdüſtert und vertuſcht, was an ihm häßlich und lächerlich zu finden iſt.

§. 163. Der Verfolgungseifer.

Die Sprachkünſtler und Kritiker würden gewiß aus Liebe gegen einen Punct, Comma oder eines Worts einander aufs Blut verfolgen, wenn ſie nur das Schwerdt der Obrigkeit zu ihrem willkürlichen Gebrauch an der Seite hätten. Die wahrhaftige Quelle aller Verfolgung iſt nichts anders, als der Hochmuth, von dem die Grauſamkeit ein unzertrennlicher Gefährte iſt. Er beſtehet in der hohen Einbildung, die man von ſich ſelbſt hat, und diejenigen, ſo damit beſeſſen ſind, zu einer heftigen Begierde, über anderer Leute Vernunft zu herrſchen, anreizet, dieſelbe unter ihre vermeinte Oberhoheit zu zwingen, und ihr das ſchwere Joch ihrer entſcheidenden Ausſprüche auf den Nacken zu legen, trachtet. Unterſteht man ſich ihr einen ſo abgeſchmackten Gehorſam zu verſagen: Hat man Herz und Muth gnug die Freyheit ſeiner Seele zu vertheidigen; ſo wird man ſie gewaltig vor den Kopf ſtoſſen, man wird ſie erbittern, man wird ſich in ihrer Phantaſie zum Ungeheuer machen, welches durch eine angezettelte Rottirung, durch eine offenbare Empö-

rung

rung wider den Augenſchein, ſich aller Erträglichkeit höchſt unwürdig, vielmehr der ſchärfſten Strafe ſchuldig machet.

§. 164. Aus dem Bekehrungseifer der ſtarken Geiſter wird eben ſo wohl ein Verfolgungseifer.

Sind die ſtarken Geiſter von dieſem Hochmuth Engelrein, und von dieſer gebieteriſchen Gewalt unbefleckt? Wem es beliebt, der mags glauben. Wenn man ſie ſprechen hört, ſo ſind ſie die einzigen weiſen Leute auf dem ganzen Erdboden. Das Uiberbleibſel von dem menſchlichen Geſchlecht ſind dumme Schöpſe, abergläubiſch Pack, elende Sclaven des Anſehens, kleine Geiſter, niederträchtig kriechende Seelen, lauter verächtliche Gegenſtände einer unerſchöpflichen poßirlichen Spötterey. Der Bekehrungseifer wohnet ſchon leibhaftig in dieſen groſſen Leuten. GOtt bewahre uns in Gnaden vor ihrem Verfolgungseifer!

Dieſer Hochmuth iſt gewiß und wahrhaftig der vornehmſte Bewegungsgrund, der ſie antreibet, Neubekehrte zum Unglauben anzuwerben. Wir haben zur Gnüge gezeiget, daß nichts ausſchweifender ſey und weniger Glauben verdiene, als die Grundſätze, welche ſie bey dieſer ihrer Auffühurung zu Hülfe nehmen. Sie werden, wie ich hoffe, nimmermehr darthun, daß ihr Lehrgebäude, wenn es überhaupt angenommen würde, die Ordnung und den öffentlichen Ruhſtand befördern ſolte. Die Falſchheit dieſes Begriffs fällt in die Augen.

§. 165. Was die ſtarken Geiſter von der Religion ſprechen.

Wenn man ſie fragt, welches doch vielleicht der erſte Urſprung der in der ganzen Welt herrſchenden Begriffe

vom Daſeyn eines erſten Weſens und von der Religion ſeyn möchte, was antworten ſie denn darauf? Witzige, geſchickte und mit erhabenem Verſtand begabte Männer, ſagen ſie, haben ſich die natürliche Furchtſamkeit der Menſchen klüglich zu Nutz zu machen gewuſt, und ihnen daraus Zaum und Gebiß verfertiget, ſie deſto gemächlicher zu regieren. Sie haben eine Gottheit, gottesdienſtliche Ceremonien erfunden, welches ein dienliches Schreckenbild geweſen, wilde Völker biegſam zu machen, und ſie unter das Joch der Geſetze zu gewöhnen. Auf ſolche Art wuſte der verſchmitzte Numa den unbändigen Sinn der Römer, die in eine ungezäumte Freyheit heftig verliebt waren, derſelben auch ſo gar ihren König zum Opfer ſchlachteten, aufs geſchickteſte zu mildern. Dieſes gieng ihm auch dergeſtalt glücklich von ſtatten, daß, da er ihnen einen öffentlichen Gottesdienſt und die Furcht für einer Gottheit lehrete, keine innerliche Verwirrung ſeine friedliche und ruhige Herrſchaft ſtörete, und ſeine Jünger und Unterthanen wurden noch darzu von ihren über die anwachſende römiſche Macht bis hierher eiferſüchtigen Nachbarn verehret und hochgeachtet.

§. 166. Dadurch werden ſie ſelbſt überwieſen.

Läſſet ſich nun hieraus nicht zur Gnüge erkennen, daß die Religion und die Furcht einer Gottheit der menſchlichen Geſellſchaft zu einem ungemeinen Nutzen gereiche? Dieſen nun zu erkennen und ſich nicht dadurch von dem Vorſatz, dergleichen heilſame Begriffe aus der Welt wegzuſchaffen, abwendig machen laſſen, heißt dieſes nicht ſich als einen Feind des menſchlichen Geſchlechts erklären? Heißt es nicht eben ſoviel, als ſeiner ausſchweifenden und höchſt unvernünftigen Selbſtliebe die wichtigſten Betrachtungen aufopfern, welche

welche die Bewegungsgründe unserer Aufführung seyn können?

§. 167. Betrachtungen über den Zweifel der starken Geister.

Bis hieher hoffe ich gnüglich erwiesen zu haben, daß die lächerlichen Spöttereyen und alle andere Mittel, welche man anwendet, die Religion aus den Herzen der Menschen zu vertilgen, eben so thöricht, als lasterhaft an einem starken Geiste sind, der sich von dem Nichtseyn eines ersten Wesens überzeugt zu seyn einbildet. Allein sie würden auch noch unendlich weit lächerlicher und strafbarer an einem Menschen werden, welcher, wenn er die Stärke unserer Beweisgründe fühlet, nur so einfältig hin glauben wolte, daß man über einen so erhabenen und verehrungswürdigen Gegenstand sein Urtheil aufschieben und zweifeln solte, in Erwartung, bis Gründe vom stärkern Gewicht die Sache entscheiden würden. Ich glaube erwiesen zu haben, daß ein solcher Mensch Bewegungsgründe zur Ubung der Tugend finde, daß aber diese Gründe weit schwächer sind, als diejenigen, welche ein gottsfürchtiger Mensch von der starken und festen Uberzeugung des Daseyns eines ersten Wesens ziehen könne. Es ist allerdings zu besorgen, daß die Klugheit des erstern nicht unfähig sey, sich aus einer grossen Versuchung zu ziehen, welche ihm rechte wesentliche Vergnügungen, ja solche Vergnügungen vorstellete, die in seinem Naturell einen starken Eindruck zu machen geschickt wären. Allein er wird sich damit begnügen müssen, daß er Verstand habe und kein Feind der Tugend sey, wenn er diejenigen durch seine Beweisgründe nicht beunruhiget und durch seine lächerliche Possen aufziehet, welche sich in dem Schooß der Religion beruhi-

gen.

gen. Auſſer den unüberwindlichen Beweisgründen, welche einen formalen und wirklichen Gottesverleugner auf andere Meinung bringen können, giebt es noch andere eben ſo ſtarke, die ihr ganz eigen ſind. Nichts verbindet dieſe Unglückſelige, daß ſie die geringſte Gemeinſchaft mit der Tugend haben ſolten. Natürlicher Weiſe müſſen ſie keine Gelegenheit aus den Händen laſſen, ſich zu vergnügen, und eine rechte weſentliche Luſt zu empfinden, ihre Eitelkeit zu unterhalten, wie nicht weniger ſich viel auf ihre Einſichten einzubilden, wenn ſie die Stärke ihrer Beweiſe ausſtrahmen, und ihre ſpaßhaften Einfälle über die kleinen Geiſter herſchütten. Dieſes iſt der hohen Meinung, die ſie ſich von ihrem erhabenen Geiſte machen, ein rechter guter gefundener Biſſen.

§. 168. Fortgeſetzte Betrachtung des Zweifels, und ob die ſtarken Geiſter Urſache haben, zu ſpotten.

Allein es iſt doch eben keine ſo gar lächerliche Sache um einen Menſchen, der da zweifelt. Der ſpaßhafte Hochmuth will ihm gar nicht zum Geſicht paſſen. Zweifeln, heißt: etwas nicht wiſſen, eben wie unwiſſend ſeyn ſo viel iſt, als dasjenige in der Dummheit für klar und deutlich halten, was es doch nicht iſt. Einer von dieſer letztern Art, kan auf ſeine Unwiſſenheit, die er für groſſe Einſichten hält, ſtolz thun; ich doch ſehe ich nicht, wo der Hochmuth von einer Unwiſſenheit herkommen wolte, die man für nichts anders, als Dunkelheit halten muß. Ich bekenne, daß derjenige, welcher über eine Sache zweifelt, tiefer einſehen könne, als derjenige, der da glaubet, es kan auch ſeyn, daß er weniger ſähe. Ich bin der Meinung, daß ich die Stärke eines Beweiſes fühle, und ihr meinet,

net, daß ihr sie nicht empfindet, ihr meinet auch wohl noch darzu, daß ihr nicht einmahl fändet, sie habe das erforderliche Gewichte. Welcher unter uns beyden hat denn nun das beste Recht? Die Sache ist unausgemacht. Wenn der eine sein gutes Naturell ausgearbeitet, der andere hingegen weder Gelehrsamkeit noch Nachsinnen hat, so fällt allerdings die Vermuthung auf die Seite des Geschicktesten. Ihr aber, der da zweifelt, habt keine tüchtigen Ursachen, mit eurer Wissenschaft und mit eurem Verstand zufrieden zu seyn. Wenn ihr mit Leuten zu schaffen habt, die man für einsehend, für erhabene Geister hält, so machet ihr euch einer sehr abgeschmackten Eitelkeit schuldig, wenn ihr, in eurer Ungewißheit, euch mehr Einsicht, mehr Stärke in Vernunftschlüssen als ihrer Uiberzeugung zutrauen wollet. Vielleicht habt ihr die Sache nicht aufmerksam erwogen; vielleicht möchten sie es auch nicht gethan haben. Vielleicht erstreckt sich euer Verstand so weit nicht, und ist unfähig, den ganzen Zusammenhang eines Lehrgebäudes in einem Gesichtspunct zu übersehen, welches eine grosse Menge geschickter Leute, als sattsam bewiesen annehmen. Ihr habt die geringste Ursache nicht, ihrer Leichtgläubigkeit zu spotten; vielmehr findet ihr unüberwindliche Ursachen, ganz demüthig so lange im Zweifel zu bleiben, bis ein stärkeres Gewicht die Wagschale auf die eine oder andere Seite in eurem Gemüth neigen wird.

§. 169. Fortsetzung.

Ausser diesem allen, ist der Zweifel nichts weniger, als ein erfreulich zufriedener Zustand: Im Gegentheil vielmehr ist er ein Stand der Unruhe, der Demüthigung, der auf gewisse Art der Natur der Seele entgegen

gen ſtehet, welche zur Unterſuchung durch die Hofnung genöthiget wird, zur Gewißheit zu gelangen, der Zweifel drücket ſie; ſie ſucht ſich von ihm los zu machen, und wenn ſie nicht wohl auf ihrer Hut iſt, ſo übereilt ſie ſich, dumm hin zu glauben, oder ſich zu bereden, lieber zu glauben, als lange in Ungewißheit hin und her zu wanken. Kan ſich alſo wohl ein rechtſchaffener Mann zur Anwendung ſeiner Kräfte entſchlieſſen, andere Menſchen in gleiches Unglück mit ſich hinein zu ziehen, darinne er verſenkt liegt?

Kan ſich ein groſſes Herz zu ſeinem Troſt entſchlieſſen,
Durch andrer Leute Noth ſein Unglück zu verſüſſen?

§. 170. Der ſtarken Geiſter unanſtändiges Betragen.

Es iſt noch darzu eine erſchreckliche Bosheit, eine ſchreyende Unmenſchlichkeit. Wenn aber auch eine unwürdige Niederträchtigkeit des Gemüths einem Menſchen, der da zweifelt, dergleichen gottloſes und boshaftes Vornehmen eingeben könnte, ſolte ihn nicht die Ehrerbietung ablenken, die ihm ſeine Klugheit für die Möglichkeit des Daſeyns eines Gottes anrathen müſte? Vielleicht iſt eine erſte Urſache wirklich verhanden: Vielleicht entdecket dasjenige, was in mir nichts denket, nach dieſem Leben, den allmächtigen Geſetzgeber, deſſen Daſeyn ich gegenwärtig in Zweifel zu ziehen genöthiget werde. Könnte ich wohl ein würdiger Gegenſtand ſeiner Liebe und ſeiner Wohlthaten werden? Währender Zeit er vor meinen Augen verborgen geweſen, habe ich die Unbedachtſamkeit begangen, mir ein abgeſchmacktes Vergnügen damit zu machen, daß ich ihn auch andern damit aus dem Geſicht brächte, ſeine Unterthanen und Anbeter entführte,

te, denenſelben auch den mächtigſten Bewegungsgrund raubete, der ſie in der Tugend und Geſelligkeit unterſtützen ſolte. Solte wohl eine ſo übel geordnete, ſo unvernünftige, ihrem wahren Nutzen ganz entgegen handelnde Seele mit der allerhöchſten Vernunft, mit der vollkommenſten Ordnung in der geringſten Verbindung ſtehen können?

§. 171. Einwurf wegen des Bekehrungseifers.

Man möchte mir vielleicht einwerfen, daß der Mann, von dem hier die Rede iſt, meinen Grundſätzen zu Folge, eben eine ſolche Perſon vorſtellen ſoll, als ob ſie durch den Bekehrungseifer getrieben würde.

Er muß nichts unterlaſſen, was ihn aus ſeinem nagenden Zuſtande ziehen kan. Er muß nicht nur die Einſichten der geſchickteſten Leute zu Rathe ziehen, er muß auch über dieſes noch ſeine Begriffe andern Leuten vortragen, daß er ihnen ſeine Schwierigkeiten in ihrer größten Stärke aufs deutlichſte vor Augen ſtelle, und folglich, ohne die geringſte Abſicht, Jünger und Anhänger zu machen, muß er ja alle Mittel anwenden, dadurch er endlich doch darzu gelanget.

§. 172. Beantwortung deſſelben, und wie die Aufführung eines forſchenden Liebhabers der Wahrheit beſchaffen ſey.

Ich gebe dieſem ganzen Einwurf völlig Beyfall, ich will demſelben ſelbſt noch ein Gewicht beſetzen. Ich glaube, daß den guten Abſichten eines im Zweifel ſtehenden Ungläubigen gar wohl erlaubt iſt, ſeine Einwürfe offenbar vorzulegen, woferne er ſich dabey, als ein aufrichtiger, redlicher und lehrbegieriger Liebhaber der Wahrheit aufführet, und ſeine Schluſſe mit keinem

nem lächerlichen Scherz, mit keiner verächtlich ſtolzen Mine, ohne Sophiſtereyen und Vorausſetzung unerwieſener Sätze vorträgt, welches alles der Redlichkeit des Herzens ſowohl, als der Richtigkeit des Verſtandes ganz entgegen ſtehende Dinge ſind. Dieſes iſt ein Mittel, ſeine Einſichten zu ſchärfen, welche ein im Zweifel begriffener Ungläubiger, der Liebe, die er zu ſeiner Glückſeligkeit trägt, allerdings ſchuldig iſt. Wenn er aber recht klug handeln wolte, ſo müßte er dieſelben nicht eher anwenden, als bis er alle andere Mittel, aus ſeinem verwirrten Zuſtande zu kommen, vergebens verſucht und angewendet hätte.

§. 173. Ob eine ſolche Aufführung der Religion ſchädlich ſey.

Es fällt mir ſehr ſchwer zu glauben, daß eine Aufführung von dieſer Art, der Religion gefährliche Eingriffe thun ſolte. Ich halte wohl davor, daß ſie nur auf eine gewiſſe Zeit, einfältige, ſchwachſinnige, auch halbgewachſene Philoſophen ſelbſt, welche die Religion liebenswürdig befinden, und ſich derſelben, ohne genugſam geprüfte Urſachen ihres wahren Grundes, ergeben, beunruhigen, und in Bewegung bringen möchte. Allein ich denke auch, daß der meiſte Theil dieſer zahlreichen Claſſe von Leuten, die viel zu furchtſam und blöde ſind, alles ſo genau zu unterſuchen, ſich wohl hüten dürften, ihre Augen auf dergleichen Einwürfe zu richten, aus Furcht, in Irthum gezogen, und in ſolche Meinungen verſtrickt zu werden, die ihnen gar nicht gefallen. Andere herzhaftere Liebhaber der Wahrheit hingegen, werden ſich nicht lange in ihrer Unruhe aufhalten. Ich hege von der Gründlichkeit meines Lehrgebäudes, und von der Geſchicklichkeit ſeiner Vertheidiger allzu gute Meinung, daß ich nicht

überzeugt seyn solte, sie würden durch gnügliche Auflösungen gar bald daraus gezogen werden. Auf diese Art würden sie dabey gewinnen, ihre Vernunft würde durch diese Läuterungen desto mehr gereiniget, einsehender, gegen den Irrthum gestärkter, und sie durch erneuerte Bewegungsgründe sich der Religion desto mehr ergeben.

§. 174. Abschilderung der gegentheiligen Beschaffenheit eines Ungläubigen.

So viel im Gegentheil diese der Vernunft und einer unsterblichen Seele ganz unwürdige Menschen betrift, diese Leute, deren Verderbniß einen Vortheil dabey suchet, daß die Religion etwas falsches sey, solches Volk bleibt bestimmt, über kurz oder lang, ungläubig zu bleiben, wenn es fähig ist, durch solche Einwürfe in Unglauben zu fallen, deren ganzen Umfang ich bemerket habe. Dasjenige, was sie binden soll, sind keine Beweisgründe, welche nichts anders als Beweisgründe sind. Das wahre oder falsche Gewicht eines ungekünstelten Beweises heißt bey ihnen eine Schwierigkeit, die natürliche Einfalt eines Schlusses aber Trockenheit. Will man sie bewegen, so muß man mit ihrer Einbildung in ein Bündniß treten. Stellt man sich als einen lehrbegierigen Menschen, oder als einen forschenden Schüler an, so werden sie nicht gerühret. Sie geben sich aber ganz gewiß bey wohl angebrachter Windmacherey eines erhabenen Geistes, und bey einer unter einem lustigen Scherz, oder lächerlichen Spötterey verhüllten Verachtung. Etwas von Frechheit, Entscheidung, der Ton eines Lehrers, gelten bey ihnen für ungezweifelte Kennzeichen einer offenbaren Deutlichkeit. Und warum das? Deswegen, weil sie in wenig Augenblicken

sich

ſich dieſer Klarheit auf ewig bemächtigen, und ſich zu eben ſo erhabenen Geiſtern machen können, als ihre verwunderungswürdige Lehrer ſelbſt ſind. Alles, was man von einem im Zweifel ſtehenden Ungläubigen mit Recht fordern kan, iſt dieſes, daß er ſeine Schwierigkeiten nicht in den Caffeehäuſern und auf den Trinkſtuben ausframe, oder ſeine Einwürfe unwiſſenden Idioten an den Kopf werfe, kurz, daß er ſich nicht zu einem unſinnigen Gaſſen- und Straſſenprediger aufwerfe, und als ein abentheuerlicher Ritter Don Quiſchotte der Ungläubigkeit herum ziehe. Dergleichen Aufführung iſt ihm ganz und gar unnützlich, und kan keine andere Abſicht, als eine unbegreifliche Ausſchweifung, oder eine gottloſe Bosheit zum Grunde haben. Er muß ſich auch über alles dieſes wohl hüten, die lächerlichen Spöttereyen zu vermeiden, welche das Weſen und die Eigenſchaften einer Gottheit lächerlich vorſtellen. Dieſes werden ſchon wahrhafte Gotteslästerungen, ſobald man nur noch an dem Daſeyn GOttes zweifelt, und bekennet, daß man deſſen Unmöglichkeit nicht augenſcheinlich beweiſen könne. Ich nehme mir die Mühe nicht, dieſes darzuthun, weil es Wahrheiten ſind, ſo in die Augen fallen.

§. 175. Aufführung einiger ſtarken Geiſter.

Mich dünket, dieſe Klugheit, ſo ich dem im Zweifel begriffenen Ungläubigen vorgeſchrieben habe, ſolte auch alles Thun der ſtarken Geiſter regieren, deren iedoch eine ſtarke Anzahl davon weit entfernt iſt. Ich habe es ſchon erwähnet. Sie geben überhaupt nur vor, daß ſie keine hinlängliche Stärke in den Beweiſen finden könnten, auf die wir doch ein erſtes Weſen und eine Religion gründeten. Wenn ſie bey ihrer Ungewißheit recht folgenmäßig ſchlieſſen wolten, ſo

müßten sie gegen die Tugend, aus Ehrerbietung einer möglichen Gottheit, eine Zuneigung tragen. Indessen geschiehet es aber, daß diese Weltweisen erster Größe, diese Lehrer, welche vorgeben, daß sie ihre Meinungen niemals weiter trieben, als sie von ihren klaren und deutlichen Begriffen geführet und geleitet würden, gemeiniglich aus dem Zweifel zur völligen Gottesverleugnung übergehen. Der Zwang und Drang, den ihnen die Ungewißheit anleget, wendet ihre Aufmerksamkeit ab, daß sie diesen Abgang des natürlichen guten Verstandes nicht beobachten, und läßt ihnen die Vernunft ihrer Begierde zur Beruhigung aufopfern, es mag auch kosten was es nur wolle. Ich dürfte sie fast ersuchen, sie möchten sich belieben lassen, in sich zu gehen, um diejenigen Schlüsse, mit welchen ich sie dahin zu bringen, mich bemühet habe, daß sie ihren Begriffen einen festen Zusammenhang verschaffen, und denselben ihre Aufführung desto genauer unterwerfen möchten, mit derjenigen Freyheit des Geistes wohl abzuwägen, deren Name ihnen so liebenswürdig vorkommt. Mich dünket doch, daß man diese Behutsamkeit mit Recht von ihnen fordern kan, und wenn sie selbige hartnäckiger Weise vernachläßigen, es wohl erlaubt seyn müsse, sie der Thorheit und der Bosheit schuldig und überzeugt anzusehen.

§. 176. Ob unter den starken Geistern unmöglich Gottesverleugner seyn können.

Gewisse Leute, die nicht gar zu ungeschickt seyn, möchten vielleicht gerne sehen, daß ich die Folgerungen, welche ich aus meinen Grundsätzen ziehe, etwas weiter ausführete, und solche auf alle Ungläubige richtete, weil unter ihnen unmöglich wirkliche Gottesverleugner vorhanden wären. Was mich anbetrift,

so

ſo bekenne ich aufrichtig, daß ich dergleichen Unmöglichkeit nicht ſonderlich ſpüren kan. Es giebt ſtarke Geiſter, welche trocken heraus ſagen, daß ſie das Nichtſeyn eines GOttes glauben. Stehet es denn nun in meinem Vermögen, ihre Meinungen tiefer einzuſehen, als ſie ſelbige von ſelbſt erkennen? Sie können lügen, das iſt mehr als zu gewiß. Allein es liegt nur an ihnen, zu erweiſen, daß es unmöglich ſey, im rechten Ernſt einen GOtt zu glauben. Und wenn wir ſie hoch und theuer verſichern, daß dieſes wirklich unſere Meinung ſey, ſo ſtehet es ja nur bey ihnen, ohne Beweis vorzugeben, es ſey nicht möglich, daß wir die Wahrheit ſagten; eitle Worte im Wind von beyden Seiten; leicht abzulehnende Vorwürfe.

§. 177. Beträchtliche Folgen der Gemüthsverwirrung der ſtarken Geiſter.

Es iſt allerdings nicht wahrſcheinlich, ich bekenne es, daß ein Menſch, der ſich nur die Mühe nehmen will, ein wenig vernünftig zu ſchlieſſen, in dem Lehrgebäude der Religion Schwierigkeiten finden könnte, welche dieſes Syſtem gänzlich über den Haufen würfen, und daß er hingegen in andern unterſchiedenen Lehrgebäuden der Ungläubigkeit gar keine antreffen ſolte. Es iſt nicht natürlich gar nichts, ich will nicht ſagen etwas verwirrtes, ſondern widerſprechendes in einer durch den ungefähr zuſammen gebackenen Haufen der materialiſchen Theilgen entſtandenen Welt anzutreffen. Es geht nicht natürlich zu, einen handgreiflichen Widerſpruch in einer Welt anzutreffen, die aus Nichts hervor gebracht iſt, daß man nicht in einer Welt dergleichen entdecken könnte, wo eine unendliche Menge von Folgen der Wirkungen ohne Grundurſachen zu finden iſt, und wo das

Nichts alles ordnet und ausrichtet. Dergleichen Begrif von einer solchen Schlieſſungsart will sich wahrhaftig nicht gar zu wohl mit einem vernünftigen Wesen zusammen reimen. Allein zum Unglück zwinget uns dennoch die Erfahrung, daß wir glauben müssen, diese Begebenheit sey nicht allein ganz möglich, sondern auch nichts gar zu seltsames. So bald unsere schwache Vernunft das Gleichgewichte durch eine fremde Beylage verlohren hat, so bald kan sie nach den allerabgeschmacktesten Meinungen gezogen werden.

§. 178. Schlieſſliche Betrachtung, wie mit den Lehrern der Ungläubigkeit zu verfahren sey.

Diese betrübliche Verwirrung des Gemüths vermehret die Religion, und die Ungläubigkeit ebenfalls. Wofern man so unbedachtsam handelt, daß man sich der angewohnten Weise, oder vielmehr einer heftigen Begierde überläßt, diese oder jene Sache lieber, als eine andere zu glauben; so werden gewiß die schwächsten Wahrscheinlichkeiten und die elendesten Sophisterenen die Gestalt eines dauerhaften gründlichen Beweises annehmen. Man nimmt alles an. Die handgreiflichsten Widersprüche haben nichts widerwärtiges mehr, und die Wege, die zu einem allgemeinen Zweifel führen, leiten vielmehr zur gewissesten, gründlichsten und halsstarrigsten Uiberzeugung. In dieser betrüblichen Krankheit des Gemüths ist kein Rettungsmittel vorhanden. Sie bleibt ohne Hülfe. Wäre sie nicht der öffentlichen Ruhe so gar gefährlich, so könnte man ihr wohl den freyen Lauf lassen. Es wäre wohl erlaubt, daß man keine natürliche gesunde Vernunft hätte, woferne nur diese Raserey nicht gar in eine wütende Unsinnigkeit ausschlüge, und der Gesell-

ſellſchaft gefährlich zu ſeyn drohete. Werden Kräfte erfordert, ſie zu dämpfen, ſo muß man aus Noth den Raſenden die Waffen aus den Händen winden. Hier iſt es kein Werk mehr für die Vernunft. Es iſt ein Geſchäft für diejenigen, welchen die Fürſehung die Herrſchaft über die Völker anvertrauet hat. Hier kommt es nicht drauf an, Meinungen zu beſtrafen, ſondern über die Sicherheit des gemeinen Weſens ein wachſames Auge zu haben. Ein ſtarker Geiſt, der ſich zum Lehrer, wider alles Recht und Billigkeit, welche ihn abhalten ſolten, aufwirft, und keinen tüchtigen Bewegungsgrund anführen kan, der ihn darzu antreibet, muß nicht ſeiner thörichten Ausſchweifung wegen beſtraft werden, als wenn ſie augenſcheinlich mit einer offenbaren Bosheit verknüpft iſt. Die Gerechtigkeit erfordert, ihn zu hindern, daß er nicht gefährlich werde. In den meiſten Staaten giebt es ja Gecken-und Narrenhäuſer, wo man dem Bekehrungseifer der Unglaubigkeitslehrer ſeinen Tummelplatz anweiſen kan. Wenn man ſie dahin verweiſet, ſo kan es für keine Verfolgung angeſehen werden. Eine Obrigkeit verdient den Namen eines Verfolgers nicht, wenn ſie das übrige Volk von ſolchen Leuten abſondert, die närriſch genug ſind offenbar zu vertheidigen, daß alle Güter gemein ſind, und einem iedem vergönnt ſey, ſeinen Theil aus dem Beutel des andern, nach Belieben, weg zu nehmen. Einer ſolchen Obrigkeit kan man nicht Schuld geben, daß ſie verfolget, wenn ſie der Raſerey eines Menſchen Einhalt thut, der öffentlich zu predigen, ſich unterſtehet, daß man alle diejenigen ohne Barmherzigkeit vertilgen ſoll, die ihre Meinung nicht annehmen wollen.

Vergleichung der Gottesverleugnung mit dem Eifer einer abergläubischen Heiligkeit *).

Nichts kan der Vernunft und Menschheit gemässer gefunden werden, als eine völlige Gewissensfreyheit. Die blosse Empfindung des allgemeinen vernunftigen Sinns giebt alsofort in der Auffuhrung eines so lächerlichen, als barbarischen Verfolgers eine abentheuerliche Ausschweifung zu erkennen, der da meinet, daß die Vernunft und ihre Schlüsse nicht das Mittel wären, einen von seinen falschen Meinungen und Irrthümern abzuleiten, und daß Qvaal und Martern die rechtmäßige Wirkung der Uiberzeugung seyn müsten.

Anderer Seits ist allerdings der Vernunft und Klugheit nichts gemässer, als die Strenge einer Obrigkeit, welche einen frechen Gottesverleugner, der seine Lehren, die der Ordnung, der Ruhe und dem Wohlstande des ganzen menschlichen Geschlechts entgegen stehen, ausbreitet, für einen freventlichen Ubertreter der Gesetze erkläret und strafwürdig erkennet. Es geschichet aber gar selten, daß die Strenge so weit gehet, und einen dergleichen Verbrecher am Leben straft. Wären solche Leute wohl zu beklagen, wenn die Gerechtigkeit ihren Ernst bis auf die Beraubung ihres Lebens vollstreckte? Ich dächte es wahrhaftig nicht. Vielmehr unterstehe ich mich, zu behaupten, daß unter allen Missethätern, welche die Gesetze zu den strengesten Strafen verurtheilen, ein frecher Gottesverleugner, der die Atheisterey ungescheut lehret, oder dieselbe durch leichtfertigen spötischen Scherz einzuprägen

*) VIII Abhandlung aus dem Menschenfeind.

gen ſuchet, ſich über die Schärfe ſeiner Richter zu beſchweren, das wenigſte Recht habe. Dieſen Satz beweiſe ich folgendergeſtalt: Dieſer Lehrer der Gottesverleugnung hält entweder die Tugend für eine wirkliche weſentliche Sache, wenn auch gleich kein höchſtes Weſen vorhanden wäre, welches die Quelle und Richtſchnur dieſer Tugend ſeyn könnte; oder er macht aus der Tugend nur ein Hirngeſpinſt, und ziehet daraus den Schluß, daß die Menſchen, weil ſie keinen Geſetzgeber hätten, mithin auch keinen Geſetzen zu gehorchen verpflichtet wären.

Im erſtern Fall, muß dieſer Atheiſt gewiß verſichert ſeyn, daß dieſer Tugend, deren wirkliches Weſen er erkennet, ein tödtlicher Streich beygebracht werde, wenn man den Menſchen die heilſame Furcht entziehet, wodurch ſie behindert werden, die grobe und viehiſche Eigenliebe für die Richtſchnur ihres Thuns und ihrer Handlungen zu halten. Da nun folglich ſein Verbrechen nicht nur einen Menſchen insbeſondere, nicht eine einzelne Republik, ſondern das ganze menſchliche Geſchlecht in Verwirrung und Gefahr ſtürzet: So kan dieſes Laſter, dieſe Miſſethat, nicht hart genug beſtraft und gezüchtiget werden.

Der Gottesverleugner, den ich hier gefaßt habe, wird ſich damit nicht ſchützen können, als ob es genug ſey, den Menſchen zu erweiſen, die Tugend wäre der Geſellſchaft unumgänglich nothwendig, mithin würden die Menſchen durch ſie ſelbſt verpflichtet, dieſelbe auszuüben. Er weiß mehr, als zu wohl, daß nicht alle Menſchen die Fähigkeit beſitzen, ſich in ihrem Verſtande ein an einander hangendes Lehrgebäude von dem natürlichen Recht aufzuführen: Und wenn ſie auch

hier-

hierzu fähig und geschickt wären, so lieget doch am Tage, daß man die Tugend weit weniger ihrer Wirklichkeit und ihres Nutzens wegen, als aus Ehrerbietung gegen ein höchstes und allmächtiges Wesen ausübet, welches an dieser Tugend besondern Antheil nimmt und dessen furchtbare Rache alle diejenigen gewärtig seyn müssen, die seinem Willen entgegen handeln. Die Atheisten sind von dieser Wahrheit selbst dergestalt überzeugt, daß sie so gar das Daseyn eines Gottes in ihrem Verstande für eine Wirkung der Staatslist ansehen, welche die Beherrscher der Völker als das sicherste und kräftigste Mittel gefunden hätten, den Gesetzen den rechten Nachdruck und der Obrigkeit das gehörige Ansehen zu ertheilen.

Andern Falls glaubt ein Freygeist, der sich als einen Lehrer aufwirft, alle Handlungen wären durchgehends gleichgültig. Seines Bedünkens nach sind Gerechtigkeit und Billigkeit nichts anders als leere Hirngespinste, und die starke Vernunft sey nur allein gut. Folglich kan und darf er sich nicht beschweren, wenn eine Obrigkeit, die Macht und Gewalt hat, sich denen solcher Macht entgegen stehenden Lehren widersetzet, und die Schulmeister solcher Lehren auf die Finger klopfet, nach welcher sie weit eher für eine unrechtmäßige anmaßliche Besitzerin dieser Gewalt, als für ein heiliges Bild des allerhöchsten Weltbeherrschers angesehen wird, der sie zur Verwaltung seiner Gerechtigkeit und zur Bewahrerin seiner Rechte gesetzt und geordnet hat.

Ich müste mich wahrhaftig sehr betrügen, wenn dieser Beweisgrund nicht recht überzeugend seyn solte. Ich bitte daher diejenigen, welche dessen Stärke fühlen.

fühlen, auf die höchſt gefährliche Ausſchweifung ihres Betragens ein aufmerkſames Auge zu ſchlagen. Sind ſie gar zu blind und allzuhochmüthig, daß ſie glauben, die ganze Welt ſey von einem Irrthum bezaubert, von dem ſie ihre hohe Vernunft alleine frey gemacht habe; ſo werden ſie doch zum wenigſten ſo viel begreifen, daß die vermeinte Wahrheit ihrer Meinung vernünftigen Creaturen unendlich ſchädlicher und gefährlicher, als eine ſehr heilſame Teuſcherey ſey, die den Menſchen von einem zukünftigen Zuſtand verſichere, die ihn geſchickt mache, zu einer ruhigen Glückſeligkeit aller ſeines gleichen das ſeinige beyzutragen.

Wenn die Tugend niemals übertrieben wird, wenn ſie allezeit die Ausſchweifungen meidet, wodurch ſie zum Laſter werden kan, ſo iſt ſie auf dem rechten Weg, den ihr die Vernunft zeiget. Dieſe Vernunft verwahret dieſelbe, daß ſie von dem Unglauben eben ſo weit entfernt bleibet, als von dem blinden Eifer einer unrecht verſtandenen Frömmigkeit. Dieſer unrichtige Eifer, der zwar ſeinem Urſprung nach, ohne Widerrede beſſer, als die Gottesverleugnung iſt, wird dennoch in ſeinen Wirkungen weit gefährlicher, als die allerverwerflichſte Gottloſigkeit. Oefters pflegt ein Atheiſte, der die richtigſten Vernunftſchlüſſe aus einem böſen Grundſatz herleitet, ſeine Ausführung bis zum Abgrund des Nichts, darein er dermaleinſt einzugehen vermeinet, ganz ſtille und ruhig fortzuſetzen. Er läßt andere reden und ſagen was ſie wollen, und ſeine Vernunftſchlüſſe ſchaden niemanden, als ihm ſelbſt am meiſten.

Ein falſcher Heiliger hingegen, der allezeit unter dem Panier der göttlichen Ehre zu kämpfen ſich einbil-

bildet, macht sich ein Gewissen daraus, wenn er stille sitzen solte, er glaubet, daß er der Sache seines Herrn nicht recht vorstünde, sondern ein Verräther daran werden würde, wenn seine grausamen Verfolgungen nicht alles niederrissen, wenn er nicht aus einem Grundsatz der Ehre und Liebe Gottes das verehrungswürdige Ebenbild dieses Wesens, dessen Liebe eben so unendlich als seine Macht ist, verwüstete und ausrottete. Ich weiß wohl, daß nicht alle falsche Heilige so blutdürstig sind, denen den Kopf abzureissen, die ihrer Meinung nicht beyfallen; Es giebt unter ihnen gar viel feine Leute, welche ohne den vermeinten Feinden GOttes die Tage zu verkürzen, sich damit begnügen, deren guten Leumund durch heilige Lästerungen zu schänden, und ihren Nächsten gehäßig zu machen, deren Freundschaft ihnen die wesentlichste Ergötzung des Lebens machen würde.

Liebe, Aufrichtigkeit, Redlichkeit werden sogleich zu den ärgsten Lastern, sobald sie nur der falschen Frömmigkeit im geringsten auf den Fuß treten. Vor diesem unsinnig heiligen Richterstuhl wird das richtig vernünftige Denken zur Ketzerey; In seiner Aufführung diejenige behutsame Mäßigung leuchten lassen, welche der göttliche Meister den Gläubigen, zum wahren Kennzeichen seiner Jünger gesetzet hat, heißt bey solchen heiligen Mückensaugern so viel, als lau-licht seyn, dergleichen Gott aus seinem Munde speyen wird. Eine innere vernünftig überlegte und wohlbedächtige Tugend bewahren, und dieselbe den Affengeziere einer zweydeutigen äusserlichen Heiligstellung vorziehen, legen sie für eine offenbare freche Ruchlosigkeit aus, mit der man eine ungescheute Prahlerey treibe.

Ar-

Ariſte, einer meiner liebſten Freunde, den das Alter ehrwürdig machet, deſſen Redlichkeit, Aufrichtigkeit, evangeliſche Mäßigung und freymüthige Liebe zur Wahrheit noch mehr Verehrung zuziehen: Ariſte, dieſer ehrliche Greiß, muſte einen gewaltigen Sturm ausſtehen, den das dumme fromme Geſchlecht wider ihn zu erregen, aus allen Kräften bemüht war.

Ein unglückliches Geſtirne führte ihn in eine Geſellſchaft frommer Kopfhänger, er unterſtande ſich die Partey eines Freundes zu verfechten, der von der ſcheinheiligen Bande nach allen gerichtlichen Gebräuchen zum Ketzer verurtheilet wurde. Dabey hatte er das Unglück, daß ſeine Vertheidigungsrede mit ſo richtigen Schlüſſen vernagelt war, darwider nichts aufgebracht werden konnte. Kaum hatte er den Rücken gewendet, als man die in ſeiner Gegenwart und unter ſeiner Rede verlohrne Sprache wieder fand. Wie kommts doch, ſagte einer, daß Ariſte allezeit mit ſolchem Eifer die Leute verfechten will, die der Ketzerey wegen verdächtig ſind: Sobald nur einer wegen ſeiner gefährlichen Neuerung in den Meinungen getadelt wird, ſobald hat man den Ariſte auf dem Halſe, der ſich allezeit wider die ehrliche alte Rechtgläubigkeit empöret? Gut! ſprach der andere, ſehet man nicht, wo die böſe Quelle dieſer Scheinliebe, dieſer Gelindigkeit des Ariſte ſtecket? Er iſt ein rechter politiſcher, ruchloſer Freydenker, der uns nur deswegen ſo viel von der Mäßigung vorprediget, weil ſeine eignen leichtfertigen Meinungen derſelben hochnöthen haben, und deren Abſcheulichkeit recht offenbar hervor leuchten würde, wenn man ſie nur ein wenig ernſtlich unterſuchen wolte. Sehet, hier habt

ihr

ihr den tugendhaften Ariſte, als einen durch Urtheil und Recht erkannten gefährlichen Freydenker vor euch ſtehen. Die ganze fromme Bande unterſchreibt und verſiegelt den Spruch und bricht den Stab. Beliſe, die weiſe Beliſe, ſeine beſte Freundin, welche den Gift dieſer ſchmählichen Läſterung in ſich ſchlucket, ſteht im Begrif, allen Umgang mit dem Mann, den ſie auf der Welt am höchſten geſchätzet, aufzuheben.

I. Abtheilung.

Abhandlungen

zur

Einrichtung des Verstandes und Witzes.

I.

Der wahre Philoſoph *).

Quid ſi quis vultu torvo ferus, & pede nudo,
Exiguaeque togae ſimulet textore Catonem,
Virtutemne repraeſentet, moresque Catonis?

HORAT.

Solte wohl derjenige, welcher mit einem verzerrten düſtern Geſicht, ſchmutzigen Rock, zerriſſenen Hoſen einher tritt und einen Cato vorſtellen will, auch die Tugend und Sitten des Cato beſitzen?

* * * * * *

Was iſt doch wohl ein Philoſoph? Ein Philoſoph iſt ein anſehnliches, ernſthaftes, wildes, ſauertöpfiſches Thier. Er iſt in ſeinen Betrachtungen verſteckt und eingeſchloſſen; kurz, er hat allen Umgang, Handel und Wandel mit den Sinnen und mit allen äuſſerlichen Gegenſtänden gänzlich aufgehoben. Er iſt ein Weſen, das wie ein einſames Käuzlein in der Wüſten herum hüpfet. Er hat vergeſſen, daß ſeine Seele in ein Gewebe von Materie verhüllet iſt. Was mit ſeiner Vernunft nicht unmittelbar übereinkommt, ſcheinet ihm alber und abgeſchmackt zu ſeyn. Er hört und ſiehet nichts. Fühlen und Geſchmack hat ihn verlaſſen, weil er in ſeinen tiefſinnigen Gedanken verſenkt iſt. Luſt und Scherz iſt ihm ein Gräuel. Gegen alles Vergnügen, welches nicht aus ſeiner denkenden

*) V Abhandl. des neuen franzöſiſchen Zuſchauers.

lenden Natur aufsteiget, ist er stahleisenfeste. Wirft er eine Kleidung über sich, so geschiehet es nur, daß er sich gegen die rauhe Luft verschanzet. Er wickelt sich auch nur ein, er kleidet sich nicht an. Die Liebe zur Reinlichkeit nimmt ihm nicht einen Augenblick von seiner Zeit weg, die ihm viel zu kostbar ist, als daß er sie mit solchen Kindereyen verspluttern solte. Sein Gang und seine mürrische Gestalt verkündiget schon zum voraus an, daß ers ist, der da kommt, seine Hände sind nur zum Zugreifen, und seine Füsse darzu gemacht, daß sie ihn von einem Ort zum andern tragen sollen. Er besitzt grosse Tugenden: Gerechtigkeit, Mäßigkeit, ein Haß wider alle Wollust herrschen in ihm. Würdiget er einige auserlesene Leute der Ehre seines Umgangs, so ist er fähig, ihnen treulich und eifrig zu dienen: Den Uberrest des ganzen menschlichen Geschlechts aber siehet er entweder mit Erbarmen, als arme kleine Geistergen an, oder betrachtet sie, als Schelme und Diebe mit äusserstem Abscheu. Er tadelt ohne alle Barmherzigkeit. Bey ihm gilt keine Entschuldigung. Alles sieht er als Lapperey oder als strafbare Missethaten an: Alles kommt ihm abgeschmackt vor, oder er erbosset sich darüber. Wie es kömmt, macht er sich eine Ehre daraus, von einer Sache fast gar nicht, wie andere Menschenkinder zu denken.

Sehet, dieses ist der Begrif, den sich der Pöbel von einem Philosophen machet. Daher trägt sichs auch zu, daß, sobald ein Zufall von ohngefehr einen Menschen von diesem Gemächte in eine Gesellschaft führet, alle Lust und Freude im Augenblick verschwindet. Die runzlichte Stirne des weisen Mannes breitet sich über alle Gesichter aus. Kein Wort wird vor-

vorgebracht, das nicht vorher wie ein Stückgen Gold abgewogen iſt. Ein ieder verläßt ſein Naturell, man rafft ſich zuſammen, man kommt auſſer ſich. Der ſchöne Geiſt vergißt ſeine witzigen Einfälle und erſtickt das Feuer ſeiner Phantaſie. Der artige Menſch verändert ſein Geſicht und ſeine M[illegible] Die Schöne begiebt ſich auf einige Zeit ihrer reizenden Annehmlichkeiten. Man greift nicht eher wieder zum Beſitz ſeiner Luſt und Ergötzlichkeit, als bis Eckel und Verdruß den Philoſophen wieder in den Staub ſeiner Studierſtube gejaget hat.

Dieſer Character iſt nach den Männern abgeſchildert, welche das Alterthum unter dem Titel der Weiſen und Philoſophen verehret hat, unter denen ſich die meiſten von dem Pöbel nicht ſowohl durch Einſicht und Tugend, als vielmehr durch Hochmuth, widerwärtigen Eigenſinn, durch Unwiſſenheit ihrer eignen Natur, und der Pflichten, welche daraus entſpringen, unterſchieden haben.

Hieraus liegt zu hellem Tage, daß die meiſten eine von der edlen Güte wüſte und leere Seele gehabt haben, welche uns die ſüſſe und reineſte Zufriedenheit darinne finden läſſet, wenn wir uns andern Menſchen nützlich machen. Viele unter ihnen ſchienen zu befürchten, ſie möchten ihrer Weisheit einen Schandfleck anhängen, wenn ſie dieſelbe dem Volke beybrächten. Sie entzogen ihre Lehren den Augen des Volks mit gröſter Sorgfalt, indem ſie dieſelbe in unverſtändliche Räthſel und geheimnißvolle Finſterniß verſteckten. Ihr Abſehen ſchiene dahin zu gehen, ihre Grundregeln mehr wunderwürdig, als heilſam nützlich zu machen. Andere, welche mehr auf klare Deutlich-

keit hielten, verschlossen und verriegelten ihre Erkenntniß in ihre Schulen. Es schiene, als ob sie zwo Seelen im Leibe beherbergten, davon die eine mit ihren Schülern dachte, die andere aber mit dem Pöbel umgieng.

Einige sind durch die Stärke ihrer Einsichten zu erhabenen und vernünftigen Begriffen von der Natur der Gottheit und dem Dienst, der ihr gefällig ist, zu gelangen. Welcher unter ihnen aber hat wohl so viel Leutseligkeit besessen, daß er dergleichen nützliche und ausgeheiterte Begriffe in die Herzen eines ganzen Volkes gepräget hätte? Welcher unter ihnen hat wohl die edle Kühnheit gehabt, eine ganze Nation zu Philosophen zu machen, und einen um ein feyerliches Opfer versammelten Haufen von der Abscheulichkeit der Abgötterey zurück zu halten? Sie fürchteten sich für der Raserey der Vorurtheile, und für der Grausamkeit, welche von der dummen Unwissenheit in dem abergläubischen Pöbel gestärket wurde.

Wer hinderte sie aber, daß sie nicht die Gemüther nach und nach von Zeit zu Zeit zur Wahrheit angewöhnten, und die in ihnen glimmenden Funken der Vernunft aufbliesen: da doch diese weise Leute ein Handwerk aus der prahlenden Verachtung des Todes machten? Würde es nicht die ruhmwürdigste Gelegenheit für sie gewesen seyn, diese heldenmüthige Standhaftigkeit in vollen Glanz zu stellen, wenn sie sich dem Tode, der vortreflichsten Ursache wegen, ausgesetzet hätten?

Ich unterstehe mich noch zu behaupten, daß sie einen sehr unvollkommenen Begrif von der Weisheit hatten, aus Mangel der Betrachtung, die sie, über

des

den Menſchen nach allen ſeinen unterſchiedenen Verhältniſſen, und mancherley Zuſtänden; kurz, aus Mangel derjenigen Betrachtung deſſelben anſtellen konnten, wie er von der Hand der unendlichen Weisheit hergeſtellet worden war. Die Stoiker vergaſſen, daß der Menſch einen Leib hatte, ſie fanden nichts als eine Seele an ihm. Sie wolten ihn gegen alle Leidenſchaften feſt und unüberwindlich haben. Daher verwüſteten ſie den Menſchen in einem ſeiner Theile, unter dem Vorwand, ihm eine rechte Geſtalt zu geben und groß zu machen. Man darf ſich nicht wundern, daß ſie ſich der Gottheit ſelbſt vorzogen, weil ſie ſich unterſtanden, eines ihrer vortreflichſten Werke zu verachten. Die gröbſten unter den Epicurern waren das gerade Gegentheil von dieſer philoſophiſchen Narrheit. Sie fanden an dem Menſchen nichts als Leib, mit allen ſeinen benöthigten Appetit und Begierden, und ihrer Meinung nach, beſtand die höchſte Weisheit in Sättigung ihrer Lüſte, ohne Grenzen und Maaſſe zu treffen. Ihr Lehrer Epicur, der viel weiſer und klüger, als ſeine viehiſchen Schüler war, ſuchte die vollkommene Weisheit in der höchſten Wolluſt, in einem ruhigen, heitern, zufriedenen Gemüth, das von ſich ſelbſt Meiſter iſt. Er machte ſich aber völlig von der menſchlichen Geſellſchaft los. Er bemühete ſich die Neigungen, die nützlichen Triebe zu erſticken, welche uns mit dem menſchlichen Geſchlecht verbinden, und dem wunderbaren Gebäude der Geſelligkeit zum Grund dienen.

Die Academiſten, welche ſich über den entſcheidenden Verſtand der andern Secten mit allem Recht aufhielten, betrachteten ihre unaufhörliche Bemühungen, allen Irrthum aus der Welt zu verbannen, da ſie indeſſen die Wahrheit zugleich mit fortjagten, als Wir-

kungen der erhabensten Weisheit. Sie meinten rechte grosse Freunde der Vernunft zu seyn, wenn sie ihr alle klare Deutlichkeit raubten, d. i. ihre ganze Natur verwüsteten.

Die Narrheiten dieser verschiedenen Secten kamen endlich nicht eher recht handgreiflich an den Tag, als bis ein ganz anderer Philosoph auf der Welt erschien. Dieser war nun der allererleuchteste Mensch, dabey schlecht und recht, von allem Geräusch der Prahlerey weit entfernt. Sein Character war mit seiner Lehre einerley. Seine Weisheit erstreckte sich auf den ganzen Menschen und auf alle dessen verschiedene Zustände. Die Seele, der Leib, die natürlichen Neigungen, die Leidenschaften selbst, unsere Verbindung mit andern Menschen; kurz, alles, was uns angieng, vereinigte sich vollkommen mit der richtigsten Uibereinstimmung seiner Philosophie, als in ihrem Mittelpunct. Sie sammelte, verbande, und verbesserte, alles das Beste, was man in allen andern Secten antraf. Kein Sterblicher hat iemals so edle und erhabene Begriffe von der Seele vorgetragen. Niemals hat ein weiser Mann auf der Welt dem Menschen von seiner eignen Vortreflichkeit eine bessere Uiberzeugung beygebracht. Seiner Lehre nach ist die vernünftig denkende Grundursache, die uns belebet, ein unmaterialisches, nach dem Ebenbilde der allerhöchsten Vollkommenheit erschaffenes Wesen, und derselben gleich vernünftig und unsterblich. Die Grösse und Glückseligkeit der Seele bestehet darinne, daß sie ihrem Urheber, als ihrem Muster und Vorbild nachahme, von den Gegenständen, eben so, wie er denke, und sich nach derjenigen Ordnung richte, welche in der Natur der Gottheit selbst ewig bestehet. Dieses Leben ist nichts anders,

als

als ſo zu reden, die Schule der Seele, ihre Lection beſtehet darinne, daß ſie lerne, wie ſie wahrhaftig glückſelig werden möge. Gelingt ihr dieſes, ſo wird die Belohnung für das Gute, ſo ſie ſich zu verſchaffen gewußt hat, eine Glückſeligkeit ohne alle Grenzen ſeyn, welche nothwendig die allergenaueſte Vereinigung mit der unerſchöpflichen Quelle alles Guten, und der allerſüſſeſten Empfindung werden muß.

Dieſe erhabenſten Begriffe von demjenigen, was in uns das Vortreflichſte iſt, bleibt der unumſchränkten Aufmerkſamkeit dieſes göttlichen Philoſophen unverborgen, unſer Leib, unſere ſinnliche Werkzeuge, und die im Grund unſers Weſens verborgene Neigungen waren vor ihm unverholen. Die Geſelligkeit ſchiene der vornehmſte Zweck ſeiner Lehre zu ſeyn. Er verlangte, daß wir in der Menſchenliebe unſere Liebe, unſere tiefe Verehrung, unſere Ergebenheit dem Schöpfer bezeugen ſolten, dem es gefallen hat, der Wohlthäter und Vater des menſchlichen Geſchlechts zu werden. Dieſe ſtrenge Unempfindlichkeit, ſo philoſophiſch als ſie auch anſehen mochte, war ihm ein Gräuel. Freundlichkeit und Leutſeligkeit war der entſcheidende Character ſeiner Schüler, eben wie die Anhänger der meiſten Philoſophen an den Runzeln ihrer Stirne, durch ihr hartes und ſtrenges Betragen erkannt werden konten. Eine mit Vernunft umſchränkte zärtliche Liebe ſchien ihm die allerlieblichſte Leidenſchaft gegen einen jeden ins beſondere, und zugleich die nützlichſte für die Geſelſchaft insgemein zu ſeyn. Alles was in und an dem Menſchen anzutreffen, ſchiene ihm ganz weſentlich gut zu ſeyn. Er verdammete nichts anders, wolte auch nichts verbeſſern, als den unvernünftigen Gebrauch, den der Menſch von ſeinen Eigenſchaften und

Neigungen machte. Alle Weisheit, so er vorschriebe, bestand in nichts, als daß wir unserer, von unserm wahren Vortheil richtig unterwiesenen Selbstliebe folgen möchten. Er gedachte nicht daran, uns einiges wesentliches Vergnügen zu untersagen. Hätte auch wohl die wahre Weisheit sich daraus eine Pflicht machen können, dieses Wechselverhältniß, welches zwischen den sinnlichen Werkzeugen unsers Leibes, und den äusserlichen Gegenständen obwaltet, gänzlich zu vertilgen? Keinesweges. Vielmehr lehret er uns nichts anders, als unsern Trieb zu den Vergnügungen mit derselben richtigen Werth in Vergleichung zu stellen, und die gründlichsten, dauerhaftesten denenjenigen vorzuziehen, welche ihrem Wesen und ihrer Dauer nach, sehr umschränkt sind: Die Ergötzungen, welche die Seele rühren, höher, als die Belustigungen der Sinnen zu schätzen. Er untersaget uns nur, daß wir uns um keine Vergnügungen bemühen sollen, die uns unsere Einbildung annehmlich vorstellet, und indem sie unsere Bedürfnisse vermehren, zugleich auch unser Elend verdoppeln.

Unter seinen Schülern kan man diejenigen Philosophen nennen, welche die Weisheit am weitesten treiben, allen Gegenständen den wahren Werth zu bestimmen, und die sich durch eine Stärke des Verstandes dadurch vor andern auszeichnen, daß sie ihre Aufführung völlig nach ihrer Erkenntniß einrichten. Diese sind die wahren Liebhaber der Weisheit, diese sind die Weisen, welche den Namen mit allem Recht verdienen, und über die man sich nicht wundern darf, daß sie von der nichtswürdigen Philosophie mit so grosser Verachtung sprechen, welche die Vernunft zwingen will, die wesentliche Natur des Menschen

zu

zu zerrütten. Was man insgemein Philoſophen nennet, ſind unſinnige Prahler, denen das Gute und die Einſicht fehlet. Allein der wahre Philoſophe hat nichts an ſich, was rechtſchaffenen Leuten widerwärtig iſt. Seine Weisheit iſt für die Geſellſchaft gemacht. Sie iſt holdſelig, freundlich, gelinde, eine Freundin der höflichen Gefälligkeit. Welche ungeheure Meinung iſt dieſes, ſo die Erhabenheit des Verſtandes von dem Guten ſcheiden, und dieſem die blödſinnige Schwachheit beylegen will, die eine artige Höflichkeit von der Tugend reiſſet, und ſelbige zu einer verderblichen Annehmlichkeit des Laſters machen will. Aus Mangel der Einſicht und Erkenntniß geſchiehet es, daß der meiſte Theil der Leute böſe ſind, und die wahre Höflichkeit iſt nichts anders, als eine erleuchtete Leutſeligkeit, die ſich in den Geſchmack und Manieren der Menſchen ſchicket, ſo weit als es die Tugend verſtatten will. Falſche Höflichkeit, welche der Wahrheit durch verführeriſche Lügen trotzet, iſt eine wirkliche Beſchimpfung derjenigen, welche die Betrügerey kennen, und übet ihre niederträchtige Grauſamkeit gegen Leute aus, deren närriſche Dummheit ſie durch ihre Betrügereyen nur zu vermehren ſuchet.

Ein wahrer Philoſoph aber kan, ohne ſeinem Character Eintrag zu thun, nette Reinlichkeit lieben, ſich nach gutem Geſchmack kleiden, die feine Geſtalt, ſo die Natur ſeinem Leibe verliehen, nützlich anwenden, ſich zu einnehmend angenehmen Gebehrden gewöhnen. Das alles kan er ohne Zweifel thun, und ich glaube, daß er darzu noch verbunden ſey. Man ſagt, die Bedeckung des Leibes ſey eine gleichgültige Sache. Aus eben dieſer Urſache aber iſt es ganz natürlich zu vermeiden, daß man hierbey nicht in eine unvermeid-

liche

liche Auslachenswürdigkeit verfalle, sondern seinen Verdiensten und seinem Beyspiel einen leichten Weg nach dem Herzen der Menschen, durch ein gefälliges Ansehen, und durch eine annehmliche Kleidung bahne, ihre Gewogenheit zu erhalten. Ist es wohl vernunftig gehandelt, wenn wir unsere Einsichten und Tugenden der Gesellschaft, aus Mangel einer unschuldigen Gefälligkeit gegen die herrschende Mode, unbrauchbar und unnützlich machen wollen? Ein wahrer Philosoph wird aber auch seine Zeit und Aufmerksamkeit nicht mit allen Kleinigkeiten bey seiner Ankleidung verschwenden. Er fragt die Leute nicht, wie ihm seine Perücke stehe, noch was sie von seinen Manschetten oder der Farbe seines Rocks halten; er wird sich nicht besser zu seyn dünken, wenn er ein neues kostbares Kleid angelegt hat. Er kleidet sich an, und weiter gedenket er nicht daran.

Man bilde sich doch nicht ein, daß der wahre Philosoph, der Mann, der mehr Vernunft und Tugend, als andere, besitzet, nothwendig ein strenger und ewiger Tadler der Laster und Narrheiten seyn, und ihm sein Character die Pflicht auflegen müsse, allenthalben mit Lehren, Geboten und Verweisen um sich zu werfen. Weg von einem wahren Weisen mit einer so dummen Vernunft, die sich einen unnützen Haß auf den Hals laden würde, wenn sie auf alles losfahren wolte, was sie vor unrecht hält. Klugheit ist die unzertrennliche Gefährtin der Weisheit, sie muß ihr die Gelegenheiten zeigen, den Menschen nützlich zu werden, und den Unterricht mit der holdseligsten Höflichkeit bekleiden, welche denselben einnehmend und Seelen zu gewinnen, geschickt machen.

Die

Dieſe liebenswürdige Philoſophie wird ſich vollkommen zu erhalten wiſſen, ohne der elenden Stütze einer Verachtung aller Schätze und Hoheit nöthig zu haben. Ich muß bekennen, daß diejenigen, welche an ſich ſelbſt die allerkleinſten ſind, mit dem gröſten Eifer nach Rang und Hoheit trachten. Der Menſch iſt zur Hoheit gebohren, er iſt von Natur groß, und hat eine unüberwindliche Begierde immer gröſſer zu werden. Diejenigen, welche zu verzagt oder zu träge ſind, dieſe innerliche Gröſſe zu verſtärken und zu vermehren, beſchäftigen ſich, dieſelbe mit fremder Gröſſe zu verſetzen, welche den Begrif, den ſie von ſich ſelbſt haben, aufblehet. Das Befehlen hat für kleine Geiſter und niederträchtige Herzen die gröſten Annehmlichkeiten. Der Weiſe hingegen verehret ſeine eigne Vortreflichkeit in andern Menſchen. Er ſiehet, daß Weſen ſeinen Befehlen unterworfen ſind und unter ſeiner Hoheit herum kriechen, die er weit lieber den Geſetzen ihrer eignen Tugend dienſtbar ſehen möchte. Uiberdiß koſten ihm die Würden viel Zeit und Ruhe, und dieſes iſt gewiß das gröſte Opfer, ſo er der Geſellſchaft bringen kan. Dieſen Verluſt weiß er aber auf die edelſte Art durch diejenigen Gelegenheiten wieder zu erſetzen, welche ihm ſeine zufällige Hoheit an die Hand giebt, ſeine natürliche Gröſſe nützlich auszubreiten. Was für eine unausſprechliche Zufriedenheit iſt es nicht, ſeine gröſte Beſchäftigung in der Beförderung der gemeinen Glückſeligkeit zu finden, die Unſchuld zu vertheidigen, der Ungerechtigkeit Einhalt zu thun, die Betrügereyen zu entdecken, die Tugend aus dem Staube zu erheben, ein ganzes Volk ruhig und tugendhaft zu machen!

So viel den Reichthum betrift, ſo iſt es gewiß, daß er allerdings nicht unter die ſchätzbarſten Güter gerech-

net

net werden kan, man würde aber sehr unrecht handeln, wenn man ihn nicht für ein wirkliches Gut ansehen wolte. Dieses war ein Irrthum, den man den berühmtesten alten Philosophen fast nicht zu gute halten kan, welche Reichthum und Schätze als eine unerträgliche Last für die Weisheit ansahen, und selbige für Werkzeuge der Laster ausschrien.

Einer von diesen Weisen hat einen grossen aber sehr schlecht gegründeten Ruhm erhalten, daß er ausgerufen: Ich bin frey, und dabey seine Guter ins Meer geworfen. Was bedeutete doch dieser alberne Ausruf anders, als ein schimpfliches Bekänntniß der Schwachheit und des Unvermögens, darinne sich dieser Philosoph befand, seine Schätze anzuwenden und großmüthigen Gebrauch davon zu machen. Wie grosser Unterschied fande sich nicht unter diesem abgeschmackten Betragen, und der Aufführung des Cimons, des Helds in Athen, dessen Vermögen allen denenjenigen zu Diensten stand, die es bedurften, und der nur deswegen reich zu seyn schien, damit in seinem ganzen Vaterlande keiner arm seyn möchte: Ich gestehe, daß der Weise in seinem mittelmäßigen Zustand weit bequemer lebt, der ihm für seine Person alles wirkliche Vergnügen und alle Ergötzlichkeit schaffen kan, die ein Reicher aus seinem Uberfluß ziehen mag.

Gewiß ists auch, daß es eine erschreckliche Schwierigkeit sey, alle Pflichten, so bey dem Reichthum zu beobachten sind, ich will nicht sagen auszuüben, sondern nur zu erkennen, und daß der Mittelstand allein zu wünschen, wenn er bey allen Menschen gleich durch anzutreffen wäre. Es hat aber dem höchsten Wesen gefallen, die Menschen in einen unendlichen Unterschied

der

der Zustände zu setzen, die schönen Characteren zu verändern und alle Tugenden nach Möglichkeit leuchten zu lassen. In diesen Umständen nun, darinne sich die menschlichen Dinge befinden, kan der Reichthum eben so wohl das Werkzeug zum Laster, als der edelsten und an allen Vergnügen fruchtbarsten Tugend werden. Herr de la Bruyere sagt an einem Ort, es sey keine grössere Erfrischung des Geblüts, als wenn man eine Narrheit vermieden habe. Laßt uns vielmehr sagen, es sey keine grössere Erqvickung, nichts könne das Geblüt in unsern Adern freyer und angenehmer strömend machen, als die unaussprechliche Zufriedenheit, einen Menschen seiner Schmerzen zu befreyen und ihn durch unsere Wohlthaten aus dem Elend zu reissen. O was für eine betrübte Creatur ist ein in der alleräussersten Bedürfniß befindlicher Mensch! Hier verlieret er sich selbst. Seine natürliche Vortreflichkeit entfliehet aus seinen eignen Augen, mit genauer Noth bleibet ihm, in dieser Gemüthsentkräftung noch einige Achtung und Liebe gegen sich selbst übrig. Der begüterte Weise erspuret ihm der Schaam, seine Mildigkeit anzurufen, er spüret ihn selbst aus, machet ihn seines Reichthums theilhaftig, diese Wohlthat begleitet er noch darzu mit allen Zeichen der Zärtlichkeit und Hochachtung. Kan man nicht mit Recht sagen, daß er auf gewisse Art nach dem Bilde des höchsten Wesens diesen Menschen erschaffe, der kaum noch das Leben hat, und dem sein Elend die Empfindung gab, daß er noch das Leben hatte? Wie rührend ist das Schauspiel für diesen Wohlthäter, welche angenehme Veränderung; was für eine glückselige Verwandlung in dem Gemüth dieses Gegenstandes der Erbarmung, welche sich an ihm äussert! Sein bleich und blasses Gesicht bekommt ei-

ne lebhafte Farbe, seine Stirne heitert sich aus, in seinen Augen, welche einen Augenblick vorher mit tiefster Traurigkeit umzogen waren, glänzet wieder ein reines Feuer. Seine freudige Dankbarkeit drücket sich durch eine Verwirrung weit rührender, als durch die gröste Beredtsamkeit aus. Welche angenehmste Empfindungen müssen nicht das Herz dieses gutthätigen Philosophen bey dem Anblick überschwemmen? Er selbst empfindet mit der möglichsten Lebhaftigkeit alle Bewegungen, die er in der Seele desjenigen erreget, den er so edelmüthig erquicket hat. Er empfindet, daß er der glückselige Urheber der unaussprechlichen Freude seines Bruders ist: Zugleich aber wird er durch die zärtlichste Dankbarkeit gegen den allgemeinen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts gerühret, von welchem er die Mittel und den Willen erhalten hat, andern und sich selbst ein so rührendes Vergnügen zu erwecken. Alle zusammen gefaßte Ergötzlichkeiten der Sinnen können mit dergleichen süssen und durchdringenden Freude nicht verglichen werden. Dieser Zustand ist eine Art der Seligkeit. Was denselben aber noch wunderbarer macht, ist, daß weder Eckel noch Beschwerung darauf folget. Weit gefehlt, daß die der Seele eigenen und aus dem Grund unserer vernünftig denkenden Natur hervorsteigenden Ergötzungen uns abmatten oder Eckel machen solten, vielmehr erheben sie die Seele und machen sie fähig weit rührendere und vollkommenere Annehmlichkeiten zu schmecken. Je mehr wir diese Art der Freude empfunden haben, ie mehr entbrennet unsere Begierde, sie zu genieſſen und ie geschickter werden wir, selbige recht lebhaft zu empfinden.

Man betrüget ſich gemeiniglich, wie ich davor halte, bey dem Character des Philoſophen *). Man giebt dieſen Titel öfters einem Manne, der eine groſſe Menge philoſophiſche Schriften geleſen, der eine Nachricht von verſchiedenen Lehrgebäuden, und die Beweiſe, ſo dieſelben unterſtützen, auswendig gelernet hat. Er weiß, wie Deſcartes ſeine Wirbel beweiſet; Herr. Locke die angebohrnen Begriffe übern Haufen wirft. Die Träumereyen des Plato und die dunkeln Nebel des Ariſtoteles haben in ſeinem Gehirne einige unſinnige Eindrücke zurück gelaſſen.

Ich, meines Orts, nenne dergleichen Gelehrten, keinen Philoſophen. Eigentlich zu reden, iſt er nur ein philoſophiſcher Wortkrämer, wenn man ſich ſo ausdrücken darf.

Der Titel eines Philoſophen kommt, wie mich dünket, denenjenigen mit Recht zu, welche aus ihrem eignen Verſtand vernünftig ſchlieſſen, und bey welchen die Urtheilskraft mehr, als das Gedächtniß arbeitet. Die anderer ihre Beweisgründe durchforſchen, von ihren Entdeckungen Nutzen ziehen: Durch Ueberlegung aber ſelbige wohl zu gebrauchen wiſſen: Ihre Begriffe mit ſolchen vereinigen und bey einer gänzlichen unpartheyiſchen Gleichgültigkeit gegen anderer Meinung, nur diejenigen annehmen, von welcher ihre Vernunft mit äuſſerſter Kraft die Entſcheidung gefället hat.

Es giebt noch einen andern Irrthum bey der Philoſophie. Man bildet ſich ein, das ſey ein rechter Philoſophe, der ſich nur mit ſolchen Dingen beſchäftigt, die über den gemeinen menſchlichen Verſtand erhaben wären.

*) LII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Den Lauf der Sterne ausspüren, in den Eingeweiden der Natur herum stören, sich in den abgesonderten Betrachtungen der Metaphysik verlieren, dieses denkt man, sey eines wahrhaften Philosophen rechte Stärke. Doch das sind weitschweifende Begriffe, welche dieser wunderbaren Wissenschaft nicht die rechten Kennzeichen beylegen.

Der wahre Philosophe, welcher weit mehr von der Begierde nach nützlichen Dingen, als von der Neugierigkeit eingenommen ist, richtet alle seine Absichten auf die Vortreflichkeit seiner eignen Natur und den Endzweck seines Wesens. Er weiß gar wohl, daß er nicht deswegen geschaffen ist, die Laufbahnen der Gestirne zu unterscheiden, die Lustzeichen zu untersuchen. Er hat das Leben, damit er sich eine wahre Glückseligkeit verschaffe, indem er alle seine Handlungen nach einer reinen und von allen Vorurtheilen des Pöbels wohl gesegten Vernunft, einrichtet.

Sein hauptsächlich wichtigstes Bemühen gehet dahin, daß er seine Vernunft in Ordnung bringe, solche in eine erleuchtete Richtigkeit setze, in die Natur und Beschaffenheit seiner Pflichten eindringe; mit einem Wort, die Tugend mit dem Vergnügen dieses Lebens und mit der Glückseligkeit der Wesen seines gleichen in eine Vergleichung bringe. Mit andern Wissenschaften macht er sich nur in so weit bekannt, als er dieselben zur Einsicht derjenigen, die ich bereits angeführet habe, von nöthen hat, wenn er zum wenigsten sich derselben nicht iezuweilen zum Vergnügen, oder zur Veränderung bedienen will.

Hieraus nun läßt sich leicht schliessen, daß ein Philosophe gemeiniglich ein Mann sey, der von demjenigen,

gen, was der Pöbel Philosophen nennet, ganz entfernt ist.

Die wahrhafte Philosophie begreift alle Handlungen des Lebens, die allgemeine Auffuhrung des Menschen in sich: Sie mischt sich so gar mit in seine Ergötzlichkeiten, in seinen Scherz, darinne sie die unveränderlichen Einsichten eines allgemeinen Vernunftsinns allenthalben zu erkennen giebt, und den Unterschied des Zeitvertreibs des rechtschaffenen Manns von den läppischen Possen des Narren zu unterscheiden weiß.

II.

Das Verhalten eines ächten Philosophen bey dem Besitz der Güter *).

Ehemals war ein Mann in Holland, welcher nicht unterließ, alle Jahr nach dem Magazin der Ostindischen Gesellschaft sich zu begeben, und daselbst die aus Indien gebrachte Schätze in Augenschein zu nehmen. Dieser Anblick erweckte in ihm eine unaussprechliche Freude und Zufriedenheit, weil er sich für den rechtmäßigen Besitzer dieser unermeßlichen Reichthümer hielt, und sich einbildete, die Holländischen Flotten müßten seines Vortheils halber diese gefährlichen Reisen unternehmen. Ich zweifle nicht, daß dieser Mann einen ziemlichen Sparren gehabt hat, iedoch bin ich auch versichert, daß es unzählige Gelegenheiten gebe, wo ein philosophisches Gemüth eben so, wie dieser Mann denken kan.

*) XCII Bagatelle.

Das Eigenthum schaffet uns zwo Arten von Glückseligkeit: eine wesentlich wirkliche, und eine eingebildete.

Es findet sich eine Menge Sachen, deren Besitz zu unserer Glückseligkeit in der That viel beyträgt, wenn wir wirklich in dem Genuß derselben stehen, und wahres Vergnügen, werkthätige Bequemlichkeiten davon erhalten. Es giebt aber noch eine andere Art von Gütern, deren Eigenthum uns sonderlich deswegen lieb und angenehm ist, weil wir dadurch Mittel in Händen haben, andern derselben Genuß mit theilhaftig zu machen. Wenn man aus keiner andern Absicht diese Güter zu erlangen suchet, als aus dem Beweggrund, milde Liebe gegen seinen Nächsten auszuüben, so hat man das Recht, den Besitz davon unter seine Glückseligkeiten zu rechnen; immassen keine Zufriedenheit einem vernünftigen Wesen würdiger und anständiger seyn kan, als die vergnügte Zufriedenheit anderer zu befördern. Es sind aber der Leute sehr wenige auf der Welt, denen der eigenthümliche Besitz aus so weisen Ursachen gefallen möchte, daß sie darinne eine wohlgegründete Glückseligkeit suchen solten. Wir sind insgemein nur deswegen über den Besitz gewisser zur Praleren dienlichen Güter so herzlich vergnügt, weil wir uns einbilden, daß durch den öffentlichen Pracht, den man damit treibet, den Leuten ein grosser Begrif von unserm glückseligen Zustande in den Kopf gesetzt werden soll. Wir halten uns für rechte Glückskinder, indem wir die Zuschauer unsers unnützen Grosthuns für so grosse Liebhaber von Hirngespinsten ansehen, daß sie sich gegen uns klein und gering achten müsten: Und wir sind, wir werden auch so blödsinnig, daß wir unsere Grösse auf den falschen

Be-

Begrif, den ſie uns zu gefallen von ihrer Kleinigkeit haben ſollen, zu gründen pflegen.

Dieſer Wirkung einer tollen Phantaſie hat man den Pracht der koſtbaren Paläſte zuzuſchreiben, und die weitläuftig ausgeſchmückten ſchönen Gärten zu danken. Mit einem Wort, ſie iſt die Urheberin und Schöpferin alles desjenigen, was die Sterblichen Pracht und Hoheit heiſſen, die Götter aber, nach dem Ausſpruch des Homers bey einer gleichen Gelegenheit, einen ausgelegten Kram des Hochmuths nennen. Ein Mann, der ungeheuren Reichthum zuſammen geſcharret hat, ſinnet darauf, die Augen ſeiner Mitbürger, durch einen erhabenen künſtlich verzierten Steinhaufen, der den Namen eines Hotels führet, blind zu machen, darinne er vielleicht den allerſchlechteſten Winkel zu ſeiner Wohnung hat. Bey iedem Marmorſtücke, das er daran ſetzen läßt, bey ieder künſtlich geſchnittenen und vergoldeten Leiſte des weitläuftigen Täfelwerks glaubt er ſteif und feſt, an ſeiner Glückſeligkeit gearbeitet zu haben, weil er zu der Weitläuftigkeit und Verzierung des Begrifs von ſeinem Glück in der Phantaſie anderer Leute ſo viel beygetragen hat. In der That verwirren gemeine Geiſter, welche dieſes ſtolzes Gebäude mit aufgeſperrtem Munde bewundern, alles, was ihnen in die Augen fällt, mit demjenigen, ſo dem Eigenthümer zuſtehet. Der eigenthümliche Beſitz des Herrn begleitet ſie aus einem Zimmer ins andere. Sie können ihre Blicke nicht auf dieſe oder jene Koſtbarkeit, auf ein verziertes und bequemes Camin, oder ſonſt wohin werfen, daß ihnen nicht die Glückſeligkeit, der Ruhm des Erbauers, in den Gedanken ſchweben, und dabey eine kümmerliche Betrachtung auf ſich ſelbſt einfallen ſolte.

Ein philoſophiſches Gemüth denkt und handelt ganz anders. Es läßt ſich von ſeinen Sinnen führen. Sein Vergnügen, welches ihm dieſelben erwecken, wird durch keine falſchen Begriffe geſtöret. Es ſchmecket dieſe ſüſſe Zufriedenheit in reiner und ungemiſchter Luſt. Die prächtige Vergoldung ergötzt ſein Geſicht Eine Schilderey, worauf die Natur durch die Stärke des Pinſels eines erhabenen Geiſtes prächtig ſchön nachgeahmet iſt, ergötzet ſeine Aufmerkſamkeit. Während dieſer ganzen Zeit, da ſeine Sinnen durch dieſe angenehmen und vortreflich ſchöne Gegenſtände beluſtiget werden, iſt ein Philoſoph derſelben wahrer Beſitzer, ohne daß es ihm einen Heller noch die geringſte Sorge koſtet. Alles was fähig iſt, ihm eine Luſt zu machen, iſt ſein eigen, und mit wenigem Vermögen iſt er ſelbſt der reicheſte unter allen Menſchen. Wenn ihn der Finanzenaufſchauer von Pfennigswerth aus Eitelkeit zur Tafel ziehet, ſo muß dieſer heutige Trimalcion die niedlichſte Küche in der ganzen Republik für ihn führen. Dieſer alte Schwelger muß für ſeinen Geſchmack die Aufkäufer nach Burgund und Champagne ſchicken, daß ſie die Potentaten im Weineinkauf überbieten können. Er kan kühnlich verſichert ſeyn, daß er über alles Herr iſt, was ihm der Reichthum anderer zu genieſſen giebt. Glückſelig iſt derjenige, welcher ſein Gemüth in eine ſolche philoſophiſche Verfaſſung zu verſetzen weiß, und die Kunſt gelernet hat, alles aus der Natur zu ziehen, was ihn zu einem ächten glückſeligen Mann machen kan.

Dieſes muß ein ſehr lebhaftes Vergnügen für einen Mann ſeyn, der ſo viel Verſtand beſitzet, von ſolchen Empfindungen gerühret zu werden, wenn ihm

auf

auf einer der prächtigſten Straſſen der Stadt die koſtbarſten Equipagen in einer verſammelten Reihe begegnen. Hierbey genieſſet er allezeit den Beſitz, der durch tauſend prächtige und ſchöne Gegenſtände verändert iſt, welchen die vermeinten Herren derſelben nicht einmal ſo vollkommen und gnüglich genieſſen können.

Hier wird er den ſtolzen Gang zweyer Roſſe ſehen, die mit ihren muthig hebenden Schenkeln den Erdboden erſchüttern, wie ſie einen jungen Held um das Geländer herum führen, der mit nachläßiger Mine in ſeiner Caroſſe liegt, und den Augen des Publicum ein Bild der Weichlichkeit vorſtellet, dergleichen Despreaux in ſeinem Chor-Pult beſchreibt. Die hinten aufſtehenden Laqveyen ſind ſo reich bekleidet, als ihr Herr. Sie äffen den albernen Hochmuth des jungen Obriſten ſehr geſchickt nach. Iſt er in der That wohl der Beſitzer dieſes prächtigen Aufzugs zu der Zeit, da er ſich wegen des Aufſehens aller Leute in ſeinem Herzen vergnügt gratuliret, wovon dieſe koſtbare Rüſtung der Mittelpunct iſt? Ich glaube, daß zehen Künſtler und eben ſo viel Kramläden eben kein Unterpfandsrecht auf dieſen kleinen Triumphwagen haben, und daß die goldenen Borden, ſo auf dem Scharlach ſeiner Bedienten ſchimmern, richtig bezahlt ſeyn werden. Dieſem ohngeachtet halte ich aber doch davor, der Philoſophe hat an dieſer prächtigen Kutſche mit allem ihrem Staat einen weſentlichern Beſitz als der junge Kriegs-Held ſelbſt.

Er bewundert ihre Zierlichkeit, ohne das geringſte Verlangen zu empfinden, darinne zu ſitzen. Er würde verzweifeln, wenn er ſeine geſunde Gliedmaſſen, ohne heilſame Bewegung auf ſolche Weiſe erſtarren laſ-

laſſen ſolte. Weit lieber betrachtet er ſie in ſeiner freyen Bewegung, und verſtattet ſeiner Phantaſie den ungehinderten Eingang der ergötzlichen Begriffe, die ihm dieſe glänzenden Gegenſtände durch die Augen zuwerfen. Eben ſowohl iſt er zeitiger, doch aber wirklicher Beſitzer dieſer andern Caroſſe mit doppelten Sitzen, welche vier koſtbar gekleidete Damen einnehmen. Von ihren erhabenen Stellen werfen ſie ihre Blicke auf die niedrigen Bürgermägdgen, von welchen ſie das Laſter nunmehro geſchieden hat, indem eine iede ihres Seits an dem Untergange eines halben Dutzend Liebhaber mit herrlichen Ruhm gearbeitet, ſind ſie bey einigen Anbetern wieder in Credit gekommen. Unſer Philoſophe beſitzet einen Augenblick alles, was er ſich von ihnen zu beſitzen wünſchet, ihre Kleidungen, Edelgeſteine, ihren ganzen Putz, ihre Schönheit, davon ſie nicht einmal ſelbſt aus Gnaden der Natur Beſitzerinnen ſind. Wenigſtens ſpricht man, daß die liebliche Röthe ihrer Wangen nur eine ſchwache Nachahmung der Schaamhaftigkeit ſey, deren Wirklichkeit bey ihnen niemals anzutreffen geweſen.

Dieſer Beſitz wird ihm endlich eckelhaft, er verläßt ihn ohne allen Verdruß, und in dem Augenblick bemächtiget er ſich wieder eines andern, an einer jungen Perſon von ſechzehen Jahren, die ſich zum allererſten mal in ihrem Leben in einer Kutſche befindet. Sie iſt mit ihrem neuen ſchmeichelhaften Stande ſelbſt noch nicht recht bekannt, ihre Blicke ſind furchtſam, ſie ſcheinet ſich ihrer Ehre zu ſchämen. Es iſt auch kaum ein Monat verfloſſen, daß ſie der ſchändliche Geitz ihrer Mutter der Geilheit eines alten Iſraeliten aufgeopfert hat. Der gute Kerl denkt, er ſey vollkommener Herr von ihr, wiewohl er ſich weiter in

keinem

keinem Beſitz findet, als daß er ſie nur anſehen kan, und ſie in den ſchönen Kleidern als eine Gefangene erhält.

Solte mans wohl denken? Unſer philoſophiſcher Zuſchauer hat ſich in den rechten Beſitz dieſer ſtolzen Schönen eingeſchlichen, welche ſich ſteif und feſt einbildet, Helden und Halbgötter wären nur ihrer Blicke würdig. Er beſitzet ſie gleichwohl wider ihren Willen, er folget ihr eine Viertelſtunde nach, ſo lange er verlangt, daß ſein Beſitz dauren ſoll, und macht ſich eine Luſt, mit der lächerlichen verächtlichen Mine, die ſich in ihrer ganzen Geſtalt äuſſert, und ihr das liebliche Angeſicht häßlich verziehet.

III.

Die Seltſamkeit des allgemeinen Vernunftſinnes *).

Ein junger Officier, deſſen Vater ich wohl gekannt habe, ſtattete vor einiger Zeit einen Beſuch bey mir ab. Er war einer von den artigen Leuten unſerer Zeit, welche die Kunſt verſtehen, die Abſätze ihrer Reden allezeit mit einem Fluch oder Schwur zu verzäunen, die ſie ſorgfältig von ihren Cameraden aufzuſchnappen wiſſen, wenn ihnen das Geſchicke verſagt iſt, ſelbſt einige aufzuſetzen. Er kam mir, als ein liſtiger Streichmacher vor. Er buhlete ſehr verliebt um den Geldkaſten einer reichen Wittbe, und verlangte ſich durchaus nicht mit einem von dieſen Dingen, ohne das andere,

*) *Senſus communis.* II Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

zu vermählen. Ob er nun wohl einer der vornehmsten Helden war, welche der Zärtlichkeit trotzig auf den Leib zu gehen wissen, und die Herzen, wie Cohorn die Festungen zur Uibergabe zwingen können, so hatte er doch bishero nur vergebene Angriffe auf das Herz dieser schönen Antiqvität gethan. Der Platz war auf eine durchaus unordentliche Manier befestiget, und wie er keine andere Art des Angrifs, als diejenige verstattete, deren sich alle Officiere von seinem Alter zu bedienen pflegen, so stande er im Begrif, die Belagerung gar aufzuheben.

Damit ich mich nicht lange weiter in diese figürliche Erzählung verwirre, so will ich meinem geneigten Leser nur kurz und deutlich heraus sagen, daß diese Wittbe ein gelehrtes Frauenzimmer von Profeßion, und das einzige Mittel war, ihre Empfindung zu rühren, daß man die Liebeserklärungen in Kunstwörtern aus der Naturlehre vortragen, und die Zärtlichkeit, die subtile Materie des Herzens nennen muste. Wie zum Henker, mein lieber Herr, ist das Ding anzufangen? sagte der Rittersmann zu mir. Das verwünschte Weib macht mir mehr Mühe, als alle Weibsbilder, die durch meine Hände gegangen sind. Von allen meinen Vortheilen, deren ich mich bediene, ist gewiß keiner unterlassen worden; und dieses Lumpennest setzt mir da in meinen verliebten Eroberungen einen Schlagbaum vor die Nase! Also lieben sie doch, mein Cavalier, versetzte ich? Ich, ich solte das Frauenzimmer lieber! Ey nicht doch, sie halten mich für einen Schöps. Wenn ich mit sie umgehe, geschichts nur, daß ich sie durchziehen kan, und damit ich mit meinen Cameraden was zu reden habe, wenn wir auf den Punct der glücklichen Abentheuer zu sprechen kommen.

zen. Dieſes vor der Hand liegende Geſchäfte wird mir gleichwohl ernſtlich. Eine Schöne von ſechzig Jahren, mit ſechzig tauſend Thalern iſt kein Kinderſpiel, wenn man auch noch ſo übel von ihr reden wolte, ſo möchte ich doch gerne, daß es ie eher ie lieber geſchehe, wenn ich gleich die Spielleute dabey bezahlen müſte. Schöne Forderung, erwiederte ich; wie mirs vorkömmt, ſo fürchten ſie ſich für den Titel eines Ehemanns nach heutigem Schrot und Korn gar nicht?

Sie träumen, mein lieber alter Herr, ließ ſich der Ritter vernehmen. Laſſen ſie nur die Heyrath mit den ſechzig tauſend Thalern zuſammt den Hörnern angeſtochen kommen. Das würde ein vortreflicher Popanz für einen Menſchen ſeyn, wie ich bin! Wenn ich mir aus meinen eignen Buhlerſtreichen eine Ehre mache, ſo glauben ſie nur, daß ich kein Narre bin, über meiner Frauen Buhlerey roth zu werden. Gut, gut! das ſind Lappereyen, die zu nichts anders dienen, als dem Witz eines artigen Mannes einen Glanz zu geben, der über eine Sache am erſten ſcherzet, deren ſich andere auf eine lächerliche Art ſchämen, die nicht zu leben wiſſen. Wenn ich nur was von der Phyſik verſtünde, mit dem andern wolte ich ſchon fertig werden, aber da liegt eben der Haſe im Pfeffer. Was Henker, ich ſolte erſt die Naturlehre ſtudiren, lieber die Sittenlehre!

Man ſiehet wohl, daß der Menſch ein ganzer Narr war, als daß man mit ihm über ſeine ſchändliche Meinungen hätte viel Vernunftſchlüſſe machen ſollen. Daher ſuchte ich auch ſeiner los zu werden, und hier will ich das Mittel zeigen, ſo ich ihm anwies, in kurzer Zeit ein recht guter naturweiſer Gelehrter zu werden

dem. Nehmen sie nur, sagte ich, hundert Papiergen, schreiben sie auf ein iedes ein physicalisches Kunstwort: Materie der ersten Elementen, z. E. Ausdünstung, Zusammenziehen, Körperlein, Schweißlöcherlein, ausdünsten, zusammenhalten, Fläche, Mittelpunct der Schwere, dreyfache Messung, ausdehnen, zurückstrahlen, sich verdünnen, Sinnlichkeit, bildendes Wesen, verdicken, Zirkellauf, conver, concav, elästisch, das kleine Leere, das fünfte Wesen, übertreiben, Druck der Luft, Luftpumpe, und s. f. a. Alles dieses wohl unter einander gemengt, in einen Hut geschüttet, sodann einen Zettel nach dem andern heraus genommen, diese Worte nach Belieben unter einander zusammen gesetzt, dieselben mit ihrer artigen natürlichen Unverschämtheit, so viel ihnen beywohnet, hergesagt. Sehen sie, mein Herr, so werden sie hiermit nicht nur ein Weib um die Fichte führen, sondern auch wohl gar das Amt eines Professors der Naturlehre erhalten können. Das schönste dieses Geheimnisses ist dieses, daß, da diese Wörter auf eine unendliche Weise zusammen gesetzt werden können, sie ihnen tagtäglich einen neuen Mischmasch zubereiten, und das Ansehen eines tiefgelehrten unerschöpflichen Verstandes zuwege bringen können. Der Ritter gab der Lehrart meines Unterrichts in der Physic, völligen Beyfall, und beym Weggehen dankte er mir noch mit fünf bis sechs cavaliermäßigen Ungezogenheiten, seine Gnade zu erkennen zu geben.

Der Gallimathias mag nun so lächerlich seyn, als er will, so ist doch noch das beste an ihm, daß man sich oftmals einbildet, man finde einen vernünftigen Sinn darinne, wenn man Zeit hat, solchen zu untersuchen. Klare Deutlichkeit hingegen bringet die Schwäche

te einer Stelle ins volle Licht, und ich will denen, die nur hinkende Beweiſe vorzubringen haben, getreulich rathen, ſie allezeit in einen recht prächtigen Unſinn einzukleiden, und ihnen eine Ausſicht zu geben, darüber einem die Augen vergehen.

Die gute und ſchlimme Art zu ſchlieſſen hat ſolche Kennzeichen, die auf gewiſſe Art von denſelben unzertrennlich ſind. Die eine, ſo auf ihre eigene Rechte troſet, verläßt ſich auf ihre Stärke und verwirft allen fremden Beyſtand. Die andere unterſtützet ihre Schwachheit mit einer entſcheidenden Mine, dreiſten Gleichniſſen, trotzigen Worten und der Menge der Beweiſe. In dieſer Verſchanzung vermeinet ſie ganz ſicher zu liegen.

Das ſind ſchändliche, unſtatthafte Meinungen, denen ein Narr beytreten müſte, ſchreyet Ariſtippus mit einer donnernden Stimme. Sieht mans aber nicht, daß Ariſtippus die Stelle der Vernunft dieſen gehäßigen ausſchweifenden Worten einräumet, und ſeine Zuhörer eher ins Bockshorn zu jagen, als zu überzeugen ſuchet? Clitons Abſicht gehet niemals dahin zu erweiſen, daß eine Meinung wahr oder falſch ſey; er zeigt lieber, er ſey ein Arianer, Socinianer, Sabellianer, das iſt für ihn und den Pöbel, der ihm mit aufgeſperrtem Maule zuhöret, ſchon genug.

Der ehrwürdige Theophilus ſtellet allezeit ſeine Beweisthümer in Schlachtordnung, damit die Menge recht fürchterlich ausſiehet. Dreyßig Urſachen hat er gleich bey der Hand, allein ſie gleichen den ſchlechten Soldaten, die man in groſſer Menge einem kleinen Haufen alter erfahrner Kriegsleute entgegen ſtellet. Die erſten Glieder ſtürzen über die andern her, und ihre Menge vermehret nur die Verwirrung und macht die Niederlage deſto leichter.

Der

Der beredtsame Aristobulus läßt seine schwachen Beweise von den Pfeilern, vom Gewölbe und aus den Gräbern wiederschallen; seine zusammen gepfropften Figuren und Gleichnisse geben meiner Phantasie einen Stoß, machen mir die Sinnen und das Herz schwindlich; unter dieser günstigen Verwirrung versteckt er seine Schlußdrehereyen, und vertuscht sie für meiner Vernunft, die ihm in den Eisen lieget.

Cratippus will dem Homer, den allgemeinen vernünftigen Sinn zuwider, vertheidigen. Wie fängt ers an? Er läßt vernünftigen Sinn und Homer im Stiche, und beweiset, daß sein Gegner Neophilus aller rechtschaffenen Leute Hochachtung ganz unwürdig sey, seine Sittenlehre tauge nichts, sein liederliches Leben . . . kurz er ist der lasterhafteste Kerl. Gut, Cratippus, läßt ihn einen lasterhaften bösen Buben seyn, wo bleibt Homer, wo bleibt der allgemeine vernünftige Sinn? Sind die nicht mehr vorhanden? Ich will recht aufrichtig mit euch handeln, und zugeben, daß die üble Einrichtung des Herzens in die Vernunftschlüsse einen Einfluß machen könne. Allein Ariston hält es eben mit der Meinung des Neophilus, und er ist doch ein überaus rechtschaffener Mann, was habt ihr wider diesen für Gründe anzubringen? Was Beweis! seine Frau ist eine Haupt-Löffelschwester, und man kan alle Spöttereyen, mit welchen die Poeten die unglückselige Ehemänner aufziehen, vollkommen wohl wider den Ariston losschiessen.

Ihr wollet euch also, Herr Cratippus, über den Fehler des Verstandes, der die ausschweifende Schwachheit der Leute an den hellen Tag leget, schadlos machen?

Man

Man iſt ſo abgeſchmackt nicht, halt ich davor, daß man einem Mann die Aufführung ſeines Weibes zurechnen ſolte. Ariſton hat nicht Urſache, über die Schandthaten der Climene roth zu werden, und es brauchts nicht, daß man die Schaam in ſeinen Gebehrden ſehen ſoll, die ſein Weib verlohren hat. Die Schande des einen muß keinen Einfluß in die Ehre, noch weniger in die Vernunft des andern haben. Nach eurem Davorhalten hat ein Mann, deſſen Frau nicht wohl geſcheut iſt, kein Recht, richtig vernünftig zu urtheilen.

Ich habe zween Freunde, die ich wahrhaftig hoch halte, die es auch tauſend ſchöner Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens wegen, wohl verdienen. Sehet aber, was ihre Verdienſte unvollkommen machet.

Die allzufurchtſame Vernunft des erſten unterwindet ſich niemals allein einen Schritt zu thun. Jeder neue Weg iſt ihm ein verdächtiger Pfad, alle Neuerung macht ihm ein Schrecken. Eine Meinung, die man fünf Jahrhunderte hindurch für wahr gehalten hat, ſcheinet ihm ihres Alterthums wegen ehrwürdig, man darf ſie, ohne eine groſſe Miſſethat zu begehen, nicht anrühren. Die Namen Plato, Ariſtoteles, ſind ſchon die richtigſten Beweisthümer. Deſcartes, Malebranche und Gaſſendus können nicht eher, als nach drey tauſend Jahren dereinſt, was vernünftiges vorbringen.

Der andere treibt die Freyheit ſeiner Vernunft bis zur Frechheit. Die Wahrheit iſt, ſeiner Meinung nach, nicht nur keiner Verjährung unterworfen, ſondern er glaubt auch nichts von dem, was andere geglaubet haben, nur deswegen, weil es andere für wahr ange-

angenommen. Die Neuigkeit vertritt die Stelle der deutlichen Klarheit, und er will sich viel lieber auf unbekannten Wegen verirren, als der gebahnten Straße folgen, wenn ihn die Vernunft selbst drauf leitet. Das Vorurtheil des erstern ist weniger unvernünftig, als der Eigensinn des andern. Der Verstand des einen aber wird allezeit unter dem Gehorsam der Autorität bleiben; da hingegen das zunehmende Alter die Verwegenheit des andern vielleicht mindern, und er dermahleinst in seinen Schlüssen die Vernunft allein im Gesicht behalten möchte.

Wenn ihr euch nicht durch euer Alter, durch euren Stand, oder Character ein Ansehen erworben habt, so rathe ich euch nicht, daß ihr mit dem Lysander anbindet. Mein lieber Herr, wird er euch in einem verächtlich ernsthaften Tone sagen, diese Materien erfodern tiefe Gelehrsamkeit und einen sehr wohlgeschlissenen Verstand: Bescheidenheit stehet jungen Leuten überaus wohl an, treten sie nicht aus dem Bezirk ihrer Einsichten, glauben sie meinen Worten. Gegen einen Beweis von solcher Stärke ist nichts aufzubringen, und wenn ihr euch zur Aufklärung eures Verstandes keiner andern, als nur solcher Greise bedienet, so werdet ihr euch, wenn ihr das Alter erlangt, gar füglich eben dieser Vernunftlehre gebrauchen können. Was soll man nun aus diesen verschiedenen Characteren falscher Vernunftschlüsse für eine Folge machen?

Würde man mich wohl für abgeschmackt halten, möchte ich auch wohl allen gefallen, wenn ich den Schluß ziehe, daß auf der Welt nichts seltsamer, als der allgemeine vernünftige Sinn sey?

Ich werde mich bemühen, die Dreistigkeit dieses widersinnigen Vorgebens zu behaupten.

Bey-

Beyſpiele der Seltſamkeit des allgemeinen Vernunftſinns in mancherley Ständen *).

Da ich geſagt habe, daß der allgemeine Vernunftſinn die ſeltſamſte Sache auf der Welt ſey, ſo zweifle ich nicht, daß diejenigen ſelbſt, welche dieſe Wahrheit am ſtärkſten zu beſtreiten ſuchen, mit ihrer ganzen Aufführung einen völligen Beweis, in richtiger Folge, dieſes widerſinnigen Ausſpruchs abgeben. Iſt es nicht ſicher und gewiß, daß es Leute genug giebt, welche die Schönheit ihres Geiſtes und die Stärke ihres Verſtandes anwenden, von den gemeineſten vernünftigen Empfindungen, die wir den allgemeinen vernünftigen Sinn nennen, ſich zu entfernen?

Eben deswegen wird der allgemeine vernünftige Sinn ſo gar verächtlich, weil er aller vernünftigen Creatur gemein iſt, und da der Menſch dem Verlangen, ſich von andern zu unterſcheiden, beſtändig nachläuft, ſo unterläßt er nicht, ſich ſelbſt gewiſſe ganz beſondere Regeln zu Einrichtung ſeiner Vernunftſchlüſſe zu ſchmieden; Regeln, deren wunderlicher Eigenſinn öfters unter dem Wiſch der Neuigkeit für gute Waare verkauft wird.

Worinnen beſtehet doch der allgemeine vernünftige Sinn? In einigen Regeln, wornach man ſeine Aufführung einrichten ſoll, welche die Vernunft allen Menſchen, ohne Schwierigkeit, entdecket, die nur fähig ſind, die geringſte Aufmerkſamkeit darauf zu lenken. Dergleichen Maximen nun ſind dieſe: Ein gröſſerer Vortheil iſt dem geringern vorzuziehen: Man

*) IX Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Man muß sich glückselig zu machen suchen: Die Dinge muß man nach dem Maaß ihres bekannten Wehrts schätzen: Was uns zu nichts nützet, verdient nicht, daß mans suchet: Eine Sache, die nur in der Einbildung bestehet, muß keiner wirklich wesentlichen vorgezogen werden: Ein blosser Name und eine wirkliche Sache sind sehr unterschieden, u. d. m.

Man stelle allen denen, die denken können, dergleichen Grundsätze des allgemeinen vernünftigen Sinns vor, es wird ihnen kein Mensch widersprechen: Man fordere aber nur von eben diesen Leuten, derselben Ausübung, so werden sich gewiß sehr wenige finden, welche sich darzu verstehen. Laßt uns die Erfahrung zu Rathe ziehen, die Aufführung der Menschen untersuchen, so werden uns alle Augenblicke unsers Lebens in der Richtigkeit meines Vortrags bestärken. Man betrachte die Gemüthsart der Jünglinge. Saget einmal zum Damon, daß er ungeschliffen, ungesellig, unverschämt sey, daß er keinen feinen Scherz anzubringen wisse, und was noch mehr, daß er einen rechten Petitmaitre vorstelle; auf solche schimpfliche Vorwürfe wird Damon kaum empfindlich thun. Sprecht aber zu ihm, daß er krumme Beine und keine Waden habe: Uiber diesen Schimpf wird Damon gewiß verzweifeln, wenn die Zweykämpfe Mode sind, so wird er sich mit euch den Hals brechen wollen. Jeder junge Mensch ist in diesem Stücke ein Damon. In ihren Gedanken sind eine wohl frisirte Perücke, schönes Haar, ein wohl gemachter Körper, ein artiger Fuß unendlich besser, als angenehme Sitten, edle Gedenkensarten, und alle Schönheit des Gemüths.

Der

Der alte Cleantes thut lauter entſcheidende Machtſprüche, mit dieſen meinet er, alles abzuſchrecken, was man nur vernünftiges ſeiner elenden Plauderey entgegen ſtellet, welche mit zunehmenden Jahren bey ihm ſtärker wird. Wiſſet ihr wohl, junger Herr, ſpricht er, daß ihr ſchweigen müſt, wenn ich rede; das ſteht ſchön, wenn ein junger Milchbart, wie ihr ſeyd, mir widerſprechen will; wiſſet ihr wohl, daß ich mehr als ein halb hundert Jahr älter bin, als ihr ſeyd? Daß euch GOtt helfe, Herr Cleantes, man beneidet weder euren Verſtand, noch euer Alter. Meinet ihr aber wohl, daß lange leben und Erfahrung haben, einerley bedeutende Ausdrücke ſind? Die Erfahrung iſt gar nicht die Frucht einer Menge von Augenblicken, die man in ſeinem Leben zurück geleget, ſondern der Menge von Augenblicken, darinne man vernünftig gedacht hat: Und dieſer Rechnung nach ſeyd ihr ſelbſt der junge Milchbart, und den ihr ſo anfahret, iſt vielleicht der ehrwürdige Alte. Die Vernunft faſt aller alten Leute wird durch das lächerliche Vorurtheil des Alters gefeſſelt, und ſie ziehen die Jahre, die ſie auf die Erfahrung wenden ſolten, der Erfahrung ſelbſt, mithin ein Hirngeſpinſt einer wirklichen Sache vor.

Herr D. Wallhorn, ein berühmter Arzt, füget dieſem Titel noch den Namen eines Greiſes bey, damit er das rechte Anſehen erlangen mag, dem allgemeinen vernünftigen Sinn Hohn ſprechen zu können. Man fieng an, über einen ſeiner Kranken zweifelhaftig zu werden, als eine anſehnliche obrigkeitliche Perſon, ein vernünftiger Mann und geſchickter Chymicus, den Anverwandten des Kranken ein Mittel vorſchlug, deſſen vortrefliche Kraft er bereits durch viel

glückliche Proben erfahren hatte. Die Befreundte unterstanden sich nicht dieses Mittel ohne Vorbewust des Arzts zu brauchen, und diese obrigkeitliche Person erbot sich selbst zu ihm zu gehen und sein Gutachten einzuholen. Kaum hatte selbige die Eigenschaft dieses Mittels erzehlet, als der Herr Doctor ihr ins Wort fiel, und fragte, ob sie zur Facultät gehöre? Nein, antwortete der rechtschaffene Mann. Sie sind kein Medicus. Ich brauche nicht weiter, mich mit ihnen einzulassen, gehen sie nur wieder ihre Wege. Sie gehören nicht zur Facultät und bemengen sich mit den Recepten und Arzneyen! Gehen sie nur, gehen sie, sage ich ihnen. Sachte! er würde ihn gewiß zur Welt hinaus gehen geheissen haben, wenn er nur darzu Gelegenheit gefunden hätte, so heftig war er aufgebracht, daß sich ein Mann ins curiren mischen wolte, der seinen Gradum nicht, wie er, bezahlt hatte. Indessen aber die Sache nicht zu verderben, verlangte die obrigkeitliche Person, in die Rechte des Herrn D. Wallhorns keinen Eingrif zu thun. Allem Ansehen nach würde ihr Hülfsmittel den Kranken auf ganz bessere Art zur Gesundheit gebracht haben, als es mit der Art des Facultisten geschehen ist.

Chrysophilus hat von Kindesbeinen an einen Trieb zur Spitzbüberey gehabt, dem er auch niemals zu widerstehen Verlangen getragen. So lange er noch auf dem Wege der gemeinen Betrüger und Fintenmacher herum gekrochen, zog er sich Abscheu, Haß und Verachtung aller seiner Bekannten übern Hals. Sein Gruß würde einen rechtschaffenen Mann verunehret haben, nur die Gerichte hätten Umgang mit ihm gepflogen, wenn er ihnen nicht klüglich aus dem Wege getreten wäre. Da er sich endlich zum Abscheu

der

der Welt gemacht ſahe, regte ſich eine ehrbegierige Spitzbüberey in ihm, die auch die Oberhand erhielt, und durch ſein glückliches Naturell zur Laſterthat unterſtützt, hat er ein prächtiges Glücksgebäude auf den Umſturz von zwanzig Familien aufgeführet, welche anietzo durch ihr armſeliges Elend eben ſo berühmt ſind, als ſie es wegen ihres Reichthums vormals geweſen. Hat ſich etwan der vorige Haß, nach dem Maaß ſeiner Laſterthaten, nunmehro noch vermehret? Ach, im geringſten nicht! Er hat ſich nicht nur wider die Juſtiz mit einer Schanze von Ducaten verwahret, ſondern auch noch vielmehr Freunde, Buhlerinnen, hohe Geburt, ja noch darzu Ehre und Redlichkeit angeſchaft. Wenigſtens gehet alle Welt mit ihm, wie mit dem ehrlichſten Mann um. Es dürfte nicht lange anſtehen, ſo wird ihm ein Dichter die Eigenſchaft eines Mäcenas andichten, und die gelehrte Frau Schriftſtellerin D. N. vor aller Welt Augen, auch derjenigen ſelbſt rein und weiß waſchen, die noch lebendige Zeugen der ſchändlichen Auffuhrung dieſes berühmten Uibelthäters ſind. Der höchſte Grad der Ausſchweifung des Chryſophilus beſtehet darinne, daß er anfängt ſich ſelbſt für einen wirklichen ehrlichen Mann zu halten, weil er ſich ſo nennen hört. Hielt er ſich nur an den hundertſten Theil ſeiner ſchändlichſten Betrügereyen, ſo würde er vielleicht diejenigen mit einem ſchimpflichen Tode erfreuet haben, die anietzo ſeine Tugenden loben. Und gleichwohl iſt er zur Stunde mit aller Gewalt eines galgenmäßigen Betrügers zum ehrlichen Mann geworden. Vor dem Glanz des Geldes iſt der allgemeine vernünftige Sinn unſichtbar.

Welcher von den Leſern wird nicht die Art ſchmeichelhafter Schmarotzer kennen, ohne welche die Groſ-

sen nicht wohl leben, gut essen, und angenehmlich trinken können. Diese Richter der Schmausereyen haben ein albernes Lehrgebäude von Geschmacksregeln aufgeführet, und dasjenige in eine lächerliche Wissenschaft gebracht, was von der Natur einzig und allein entschieden werden muß. Der allgemeine Vernunftsinn gebietet, daß die Güte einer Speise in der Lust bestehet, die sie im Gaum wirket, der sie zu empfinden, auf diese oder jene Art eingerichtet ist. Allein dieses ist itzo ganz aus der Mode gekommen. Die Annehmlichkeit der Gerichte beruhet allein auf dem Machtspruch dieser zum Tafelgericht erwählten Austräge. Man speiset von einem wunderlich zubereiteten Ragout. Der Natur ekelt davor, man kan sich nicht enthalten das Maul zu verziehen. Die Natur hat Unrecht, dieses Gerichte ist nach französischer Mode zubereitet, es wird auf die vornehmsten Tafeln gesetzt, es ist das annehmlich-süsseste von der Welt. Es ist richtig. Der Freßrath hats entschieden, es kan nichts lieblich schmeckenders gefunden werden. Man schenkt zu trinken ein, der Wein kützelt den Gaum und sirönet eine liebliche Wärme durch den ganzen Leib. Doch der Gaum muß mit seinem Urtheil zurück halten und darf sich noch nicht unterstehen, zu sagen, was er mit etwas wenigen allgemeinen Vernunftsinn für vortreflich achtet. Der Schmarotzer kostet ihn, stille! Unter der Zeit, da er das Getränke künstlich schlurfend in den Mund laufen lässet, sind aller Augen der Tischgesellschaft auf ihn gerichtet, den Ausschlag des Schicksals des Weins zu erwarten. Das ist ein gemeiner Wein, spricht das Schmausorakel, er hat wenig Kraft, er ist zu wässerig. St. Evremont hat niemals von den Weinen dieser Gegend viel gehalten, ich habe ihn auch bey der Tafel dieses oder jenes Prinzen

me

nie angetroffen. Siehe, nun hat der Wein ſeine Sentenz erhalten, und man wird es erwarten müſſen, ob es dem Weinrichter gefallen werde, zu erlauben, daß man ihn mit Luſt trinken darf. Es iſt noch nicht alles: Der Lumpenkerl ſteckt ſich noch darzu hinter die Mode, ſeine Tyranney über die Gaſtereyen auszulaſſen; die Mode ertheilet bald dem Burgunder-, bald dem Champagner-Wein-Freyheitsbriefe ſich den Titel der beſten Weine von der Welt beyzulegen.

Hier, ein wenig näher, Alcantor, ich hab ein Wort mit euch zu ſprechen. Es wurde neulich ein Dieb verurtheilt, daß ihn der Scharfrichter zur Staupe peitſchen muſte. Da er das Hemd wieder über die Schultern zog, fragte er noch ſeufzend von dem Schmerz der erlittenen Strafe einen, der dabey ſtand, ob kein Mittel wär, auf die Nacht in einen gewiſſen Laden einzubrechen? Ob der alte Lyſidor noch immer ſeinen Geldkaſten ſo eifrig bewachte? und ob es nicht bey der nächſten Meſſe etwas mit den Vorderfüſſen zu ſpielen geben möchte? Kurz annoch mit Blut überſtrömtem Rücken ſahe er ſich in Gegenwart der Zuſchauer ſeiner Strafe ſchon wieder nach einer Gelegenheit um, eine weit härtere zu verdienen: Was haltet ihr wohl von dieſem Kerl, Alcantor? Er hat keinen vernünftigen Sinn, werdet ihr ſagen, daß man ihm als einem Miſſethäter begegnet: Raſend iſt er, ins Tollhaus gehört er. Ja, mein Herr, wohl getroffen, gehe er nur gleich in dem Augenblick ohne Zeitverluſt ſelbſt da hinein, damit nicht ein anderer ſeinen Platz einnehme, den er ſo wohl verdient hat.

Elender Sclave deiner Lüſte, unglückliches Schlachtopfer deiner Schwelgereyen, du haſt das rechte Ge-

heimniß gefunden, dich in deinem funzigsten Jahre in einen achtzig jährigen Greis zu verwandeln. Fallend gebeugt unter ausmergelnden Schwachheiten, welche du dir von den ungemessenen Reichthümern deiner Voreltern erkauft hast, gehest du, oder taumelst vielmehr, von einem Winkel in den andern, deine abgenutzten Buhlerfinten anzubringen, und den giftigen Hauch deiner Verleumdung über alle diejenigen auszulassen, die deine schändliche Aufführung verabscheuen, d. i. über solche Leute, welche Vernunft und Erbarkeit besitzen. Wie schickt sich aber das? sprichst du, das ist das Mährgen vom Diebe nicht. Nein! aber hier stehts: Wenn Gicht und Podagra, diese dir furchtbaren Uibel, so du dir an den Hals geschwelget hast, deinen schändlichen Lüsten auf einige Zeit den Kappzaum anlegen; ach wie wimmerst du, welches Stehnen, welche Seufzer schickest du nach den Himmel, der dich wohl höret! Allein der auch über die ängstliche Seufzer solcher häßlich-unreinen Märtyrer schändlicher Lüste lachet, welche sich die Gesundheit wünschen, damit sie nur von neuen wieder auf dem Wege, betäubt gegen alle Vernunft, fortrennen können, dahin sie ihre Begierden reissen. Kaum bist du den Händen deiner Henker entlassen, so denkest du schon wieder auf deine schändliche Uippigkeiten. Ist dieses nicht, Alcantor, das Mährgen von dem Diebe? Geh also, geh, und verstecke vor unsern Augen deine Narrheit und Schande ins Tollhaus.

*) Dem verschwenderischen Menander würde durch seine unaufhörlichen schändlichen Schwelgereyen das ungeheure Gut, welches der schindhündische Lycophron zu seiner Kinder Untergang zusammen gekratzt

zu

*) XX Abhandlung aus dem Menschenfeind.

zu haben geſchienen, unter den Händen zerrinnen ſeyn, wenn der ſchändliche Gewinſt, den ſeine Helfte aus ihren Uppigkeiten ziehet, nicht annoch den Aufwand zu dem verderblichen Wolleben eines Mannes beſtritte, deſſen ſchwelgende Wolluſt an keine Sparſamkeit iemals gedacht hat. Mit einem Wort, Menander würde ein elender verdorbener Mann ſeyn, wenn er eine ehrliche, erbare Frau bekommen hätte. Gleichwohl weiß er es ſeiner würdigen Ehegattin nicht den geringſten Dank, daß ſie ſich der Hauesgeſchäfte ſo annimmt, und die Geſchicklichkeit beſitzet, die Luſt in eben ſo hohem Preis zu verhandeln, als ſie ihr Gemahl einkaufet. Unaufhörlich ſchilt er auf ihre Aufführung, und ſchimpft ſie mit den häßlichſten Benennungen zu eben der Zeit, da er ſich den Titel eines rechtſchaffenen Mannes mit ſolcher Dreiſtigkeit beyleget, als wenn er ein Recht darzu hätte, das ihm kein Menſch dürfte ſtreitig zu machen ſich unterſtehen. Könnte man wohl zweifeln, daß Menander von dem allgemeinen Vernunftſinn nicht eben ſo ein abgeſagter Feind, als von ſich ſelbſt ſey?

Nero hatte ſeine Luſt an ſchwermenden Ergötzlichkeiten. Er ſtellete die Perſon eines Schauſpielers vor, und brachte ganze Tage zu, vor ſeinen Unterthanen auf der Leyer oder andern Saitenſpielen zu klimpern, auch wohl mit einem Wagen auf der Rennbahne des Turnierplatzes die Geſchicklichkeit eines Kutſchers zu zeigen. Domitian vergnügte ſich, ſein Gemach zu verriegeln, und an ſtat einen Anſchlag rühmlicher Eroberungen für das römiſche Volk zu entwerfen, war er mit einem Kriege zufrieden, den er wider die Fliegen anſtellete. Wenn man dasjenige bey Seite ſetzen will, was in dieſem beyderley Zeitvertreib für einen

Kayser sehr unanständig ist, so wird man doch befinden, daß die Wahl der Ergötzlichkeit des Nero vielleicht vernünftiger, als das Vergnügen des Domitians gewesen; oder man wird zum wenigsten des einen verstellte und unbelebte, mit des andern lebhafter und larmender Narrheit in eine Vergleichung setzen.

Ich zweifle gar nicht, daß der ernsthafte Aristes mit mir in dieser Sache gleicher Meinung seyn solte. Indessen unterläßt er doch niemals auf die Ergötzlichkeiten des Balls, der Opera, der Lustspiele zu eben der Zeit loszuschelten, darinne er sich die Helfte seines Lebens in seine Studierstube verkriecht, nichtswürdige Lappereyen zu ordnen, die er nach der Zeit wieder unter einander mengen kan. Herr Blumhold meidet das Geräusch der Gesellschaft mit eben so grosser Sorgfalt als Aristes, und thut sich nicht weniger auf seine stillen und seltsamen Ergötzlichkeiten etwas rechts zu gute. Sobald der Tag anbricht, geht er nach seinem Garten, die schöne Tulipe zu besehen, welche die seltsamste Blume von der Welt ist, sein Sinn und Geist verlieret sich ganz in der Betrachtung dieses wunderwürdigen Gegenstandes. Man wolle doch nicht etwan denken, daß dieses Blumengewächs das Gesicht durch die mannigfaltige Schönheit seiner lieblichen Farben ergötze: Im geringsten nicht. Es ist gar nichts schönes an ihr, ihre ganze Vortreflichkeit bestehet darinne, daß sie die einzige in ihrer Art ist, und vier hundert Gülden gekostet hat. Gleichwohl wendet Herr Blumhold fünf Stunden hinter einander an, sie zu betrachten, und kommt zu Mittag von seiner Morgenlust mit Vergnügen zu Tische nach Hause: Er hat eine Tulipe gesehen.

Der

Der ganze Unterſchied, den ich unter den ſchwermenden und ruhigen Ergötzlichkeiten antreffe, davon ich geredet habe, iſt dieſer, daß die erſtern einen gewaltigen Eindruck auf die Leidenſchaften und dieſelben ſtumpf machen, auch Müdigkeit und Verdruß nach ſich ziehen; dahingegen die andern das Gemüth nicht ſo ſtark angreifen, mithin ſolches weder abmatten, noch demſelben einen ſonderlichen Eckel verurſachen. Daher geſchiehet es, daß einer, der ſich heut mit den lebhafteſten Ergötzungen abäſchert, morgen vielleicht ſich mit etwas nützlichen und ernſthaften beſchäftiget. Da hingegen Herr Blumhold, der heut ſeine Tulipe beſichtiget, dieſelbe morgen ebenfalls wieder in Augenſchein nehmen wird.

Damit aber auch die Seltſamkeit des allgemeinen Vernunftſinns deſto ſtärker in die Augen leuchte, ſo wollen wir zeigen, daß es gewiſſe Maximen gebe, welche überhaupt von allen Menſchen angenommen worden ſind, und in ihrem Gemüth die Stelle des allgemeinen Vernunftſinns eingenommen haben, da doch nichts auf der Welt demſelben mehr entgegen ſtehet. Mit dieſen Maximen iſt es wie mit einigen Gegenſtänden in der Naturlehre beſchaffen. Nichts kan verwunderswürdiger, als das Licht ſeyn, gleichwohl werden unachtſame gemeine Leute durch nichts weniger gerühret. Sie haben dieſes unvergleichliche Licht ſo lange geſehen, als ſie nur Athem holen, es hat nicht den geringſten Reitz für ſie. Das Licht iſt Licht, und das iſt auch alles, was man davon weiß und wiſſen will.

So giebts auch gewiſſe Lehrſprüchelgen, welche die Kinder tauſend und aber tauſend mal von Leuten wiederholen hören, deren Anſehen ihnen ſtat der Vernunft

nunft dienet. Sie haben ſich daran gewöhnt, dieſe Lehren für ungezweifelt zu halten, und ſo geſchickt auch dieſelben ſind, mit ihrem albernen und abgeſchmackten Weſen Aufmerkſamkeit zu erwecken, ſo nimmt man ſich doch nicht einmal die Mühe, daran zu gedenken. Der Begrif von dieſen Maximen und der Begrif des vernünftigen Sinns, ſind in der Einbildung dergeſtalt mit einander vereiniget, daß der eine allezeit den andern nach ſich ziehet, und indem die Vernunft an dieſe Vereinigung gewöhnt iſt, ſo ſetzet man auch weiter kein Mistrauen darauf, und läſſet ſie alſo ohne die geringſte Unterſuchung mit durchlaufen.

Hier iſt, zum Exempel, eine durch den närriſchen Hochmuth eingeführte Regel. Sie gilt in allen Ländern, von allen Zeiten an. Man prägt ſie der Jugend, als eine kluge und nützliche Maxime ins Gemuth: Man muß ſich, heißt es, allezeit zu vornehmern Leuten halten, als man ſelbſt iſt.

Dieſe Regel iſt alſofort in der Ausübung unmöglich. Ihr zu Folge würde der Bürger nach dem Edelmann laufen; dieſer, ſich von jenem loszumachen, hielte ſich an dem Marqvis oder Grafen, der wolte nur mit Fürſten, und dieſe mit den Königen umgehen, die Könige aber, die ohnedis das Vergnügen der Freundſchaft ſehr ſelten ſchmecken, würden vollends am ſchlimmſten dran ſeyn, und alles entbehren müſſen.

Auſſer dieſem aber iſt nichts unbilliger, als dergleichen Auffuhrung den Menſchen anzupreiſen, die ſchon Neigung genug beſitzen, ſich einer unſinnigen Eitelkeit bloß zu geben. Muß denn der wahre Grund des gemein-

meinſchaftlichen Umgangs, der die Menſchen vereinigen ſoll, im Range und Stand geſuchet werden? Und ſind es etwan die Titel, welche ohnediß die Verachtung zu rechtfertigen ſcheinen, die man gegen diejenigen bezeuget, welche uns die Natur gleich gemacht hat, auf denen die Geſelligkeit ſich ſteuren und ſtützen ſoll? Durchaus nicht. Die Menſchheit iſts, nicht aber der Adel, welche die Qvelle der Freundſchaft ſeyn muß. Ein Freund zu werden, iſt es nicht nöthig, ein Fürſt oder Graf zu ſeyn; gnug, wenn man ein Menſch iſt, und den Pflichten, welche die Geſelligkeit erfordert, ſattſam Gnüge leiſtet.

Ich kan mir endlich wohl einbilden, daß eine von den Urſachen, die diſer Regel ein Gewicht beylegen ſollen, dieſe ſeyn mag, weil man voraus ſetzet, ie vornehmer die Leute ſind, ie beſſere Auferziehung, ie mehr gute Neigung zur Tugend hätten ſie, und man könnte Herz und Gemüth derer, mit denen man umgieng, verbeſſern, und auch dem ſeinigen nützlich helfen. Ich will überdiß noch glauben, daß dieſes ſeine Richtigkeit hätte, nichts deſto weniger bleibet es doch eine falſche Regel. Die Menſchheit erfordert, daß man eben ſo geſchwind ſeyn müſſe, gutes zu thun, als begierig, ſolches anzunehmen; und folglich iſt es billig, daß ich mit niedrigern Leuten umgehe, ihnen eben den Dienſt zu erweiſen, den mir höhere thun, wenn ſie mich mit ihrem Umgange beehren.

Jedermann iſt darinne einig, daß ein Fehler, der aus menſchlicher Schwachheit herrühret, weit eher vergeben werden könne, als eine aus Bosheit verübte Uibelthat. Dieſe Meinung ſtimmet auch völlig mit dem allgemeinen Vernunftſinn überein. Gleichwohl

wohl gehet faſt ein ieder von dieſem ſehr vernünftigen Unterſchied in der Ausübung ab.

Dorinde hat von der Natur eine Schönheit erhalten, die für ſie ſelbſt eben ſo gefährlich, als für das Mannsvolk iſt, welches an ihren Annehmlichkeiten eine Klippe für ihre Ruhe antrift. Ihr Verſtand iſt nicht weniger ſchön, als ihr Leib, und ihre Weisheit hält ihren Annehmlichkeiten die Waage, ja ſie erhöhet deren Glanz noch mehr. Sie hat dem verderblichen Vergnügen, ſich Anbeter zu verſchaffen, allezeit herzhaft widerſtanden; weit gefehlt, daß ſie ſolchem entgegen gegangen ſeyn ſolte, hat ſie daſſelbe mit vielem Verſtand vermieden. Polemon allein, der rechtſchaffene Polemon, erlangte in dem Herzen dieſer weiſen Schönen den Rang über alle Reichthümer ſeiner Mitbuhler. Nach einer ſechsjährigen Beſtändigkeit: Seltſames Wunderding! wurde er der Gemahl der ſchönen und tugendhaften Dorinde. Allein kaum ſind nach dieſer Vermählung ſechs Monate verfloſſen, ſo wird Dorinde Mutter. Nun iſt die Verleumdung wider dieſes arme Weib ausgelaſſen. Man danket ihr nicht einmahl für alle ihre ehemalige Weisheit, man rechnet alle dieſe Siege, die ſie über die Eigenliebe gewonnen, welche ſie über die zärtlichſten Erklärungen einer Menge von Liebhabern, über ihr ſtilles und zum Mitleiden geneigtes Temperament davon getragen, für nichts. Ein einziger Augenblick der Schwachheit gegen einen verliebten, liebenswürdigen, geliebten Mann; ein einziger Augenblick der Schwachheit macht die Entſcheidung über ihren guten Nahmen.

Was! ein vollkommener und mäßiger Mann verliert dieſen Titel, weil er einmal etliche Gläſer Wein

in

zu viel getrunken hat! Bleibt man deswegen kein guter Philoſophe, wenn man gleich einmal einen falſchen Schluß machet? Verlieret man den Nahmen eines weiſen Mannes, wenn man eine Thorheit begangen hat? Und kan man wohl den Generalstitel denjenigen rauben, welche nach hundert erfochtenen Siegen ſich einmal von dem Feind überrumpeln laſſen? Durchaus nicht. Warum ſoll doch Dorinde für weniger tugendhaft gehalten werden, weil ihre Tugend einmal überraſchelt worden iſt? Man füge noch darzu, daß eine Schwachheit deſto eher zu vergeben, ie leichter es iſt, derſelben unter zu liegen. Und was! ie ſchwerer denen zärtlichſten Begegnungen eines Mannes zu widerſtehen, den man allzuhoch achtet, als daß man ſich ihm nicht völlig vertrauen ſolte. Ich bitte das Frauenzimmer, welche in der Aufführung der Dorinde ſo viel ſchändliches finden, um Vergebung, wenn ich mich unterwinde zu vermuthen, daß wenige, ja ſehr wenige unter ihnen, der Gefahr, welcher Dorinde nicht zu entgehen vermocht, ſich würden entriſſen haben. Sie ſind tugendſam, daran zweifle ich nicht, allein ie mehr ſie ſich auf dieſe Tugend verlaſſen, ie ſchwächer ſind ſie. Das Mistrauen auf ihre Kräfte nur allein, kan ihnen den feſteſten Grund zu einer ungeheuchelten Aufführung darreichen. Meinen ſie wohl, daß die Weisheit darinne beſtehe, über die Zärtlichkeit einer liebenswürdigen Mannsperſon, der ſie keine Gelegenheit abſchlagen, mit ihr allein zu ſeyn, zu triumphiren? Sie irren ſich gewaltig; die Weisheit beſtehet darinne, wenn man weniger kämpfet. Bestreitet man das, was man liebet, ſo liegt man gewiß über kurz oder über lang unten: Je ſchaamhafter man iſt, ie mehr zeigt man, daß man noch ein Neuling und nicht abgehärtet ſey, deſto leichter befördert man

den

den Sieg. Vergeben sie mir, untersuchen sie sich nur ein wenig. Stellen sie sich nur einen wohlgebildeten Mann vor, der seine zärtlichsten Rührungen mit natürlich annehmlichen Ausdrücken an den T[illegible] legen kan der durch tausend sinnreiche Umschweife eine zärtliche Neigung zu erkennen giebt, und dessen ganze Stellung nichts anders, als eine unveränderte beständige Liebeserklärung vorstellet. Setzen sie ferner, daß ihnen der Mann herzlich wohlgefällt, iede von diesen beyden Vorstellungen folgt eine der andern. Werden sie nicht ein Vergnügen finden, ihn allein zu sprechen? Werden sie in dieser angenehmen Einsamkeit so unüberwindlich feste seyn, sein innigstes Sehnen nicht mit einem Kuß zu belohnen? Ein Kuß ist für einen muthigen Liebhaber alles, und giebt ihm gewonnen Spiel. Diese Gunst, so unschuldig dieselbe seyn mag, wird ihn gewiß weit zärtlicher machen. Seine Zärtlichkeit wird bald die ihrige, ohne ihren Willen und Vermerken, vermehren; er wird ihnen grössere Gunstbezeigungen rauben; bey freyerm Betragen wird er ihnen schwören, ihrer Unschuld zu schonen; er wird das Geheimniß finden, daß sie ihm glauben; und was noch mehr, seine Versicherungen sind noch darzu redlich und aufrichtig. Allein seine Paßion verleitet ihn, seine Vernunft wird matt und verdüstert, und durch das Versehen eines einzigen Kusses sind sie, wie sie sehen, beyde, das eine wie das andere, zu einer unvorsichtigen Vertraulichkeit verführet worden. Sehen sie also, wie schwer es sollt, dergleichen Unfall zu vermeiden, woferne man nicht aller Gelegenheit sorgfältig aus dem Wege gehet: Und diejenige unter ihnen, meine Schönen, welche laut spricht, daß ich nicht vernünftig handelte, dergleichen widersinnig Zeug vorzugeben, wird ganz gewiß heimlich

lich bey ſich ſelbſt ſagen, daß ich nicht ganz unrecht habe.

Iſt es demnach nicht eine um Rache ſchreyende Ungerechtigkeit, und ein handgreiflicher Mangel des allgemeinen Vernunftſinns, mit ſolcher Heftigkeit auf die arme Dorinde loszuziehen, da man ſich zugleich des mitſchuldigen Verbrechens eines Haufens theilhaftig machet, deſſen Bosheit ſich vergnüget, daß ſich dieſes Frauenzimmer fangen laſſen, und deſſen ungezogene Luſt vollkommen ſeyn würde, wenn die meineidige Untreue des Polemon nach heutiger Mode auf die Schwachheit der Dorinde erfolget ſeyn möchte.

IV.

Der Unterſchied im Verſtand des männlichen und weiblichen Geſchlechts *).

Ich habe bey mir öfters über die verſchiedene Wendung des Verſtandes ſo wohl bey dem männlichen als weiblichen Geſchlecht nachgedacht, und es iſt mir vorgekommen, daß es mit dem Genie beyder Geſchlechter eben die Beſchaffenheit, wie mit ihrer Leibeseinrichtung habe.

Insgemein haben wir eine gröſſere und prächtigere Geſtalt, das Frauenzimmer hingegen pranget mit einem annehmlichen, liebenswürdigen Anſehen. Unſere Bewegungen ſind munterer und ſtärker, allein ſie ſind auch gezwungener, daher die Nerven und Muskeln

*) LXX Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

kein unserer Kräfte Anwendung empfindlich machen. Die Bewegungen des Frauenzimmers sind zwar so stark und munter nicht, sie haben aber weit mehr holdseliges, angenehmes und ruhiges. Der Grund dieses Unterschieds lieget zum Theil in dem Naturell beyder Geschlechter. Ihre Erziehung trägt viel darzu bey; und wenn das Gemüth und der Leib des Frauenzimmers zur Arbeit sowohl, als die unsrigen geschaffen wären, so gewinnet es das Ansehen, daß sie eines Theils, ihrer Zärtlichkeit ohneracht, sich weit mehr Stärke und Muth erwerben würden.

Die Richtigkeit meiner Vergleichung desto deutlicher zu machen, will ich dem verschiedenen Genie beyder Geschlechter in allen ihren Verstandeswirkung nachgehen, da ich zeigen werde, daß zwar das unsrige dem Genie des Frauenzimmers an Grösse und Erhabenheit vorgehe, wir ihnen iedoch in der holdseligen Zärtlichkeit und Annehmlichkeit den Rang einräumen müssen.

Ich halte davor, daß uns das Frauenzimmer in der Stärke des vernunftmäßigen Schliessens und des scharfsinnigen Nachdenkens nicht gleich gehe. Ihr Verstand ist nicht nachdrücklich genug, ieden Satz aufs strengste zu untersuchen, aus denen ein Vernunftschluß zusammen gesetzt ist, und sich in einer gleich starken Wirksamkeit, vom Anfang des Grundsatzes bis zur Folge, zu erhalten. Sie sind viel geschickter den Vernunftschlüssen anderer nachzugehen, als selbst dergleichen hervor zu bringen. Ihre Vernunft kan sich durch die Vernunft eines geschickten Mannes führen lassen, der auf die Quelle einer angenommenen Grundregel zurück gehet, und deren Falschheit entdecket. Sehr selten aber werden sie von sich selbst unternehmen,

ren, dasjenige, was ſie ſehen, das alle Welt glaubet, in Zweifel zu ziehen. Darf ich mich alſo ausdrücken, ſo möchte ich ſagen: Ihre Vernunft ſey allzuzaghaftig, als daß ſie ihren eignen Kräften trauen ſolte.

Uiberdieſes iſt es eher das Herz bey ihnen, das da glaubet, als der Verſtand, und ſie werden weit eher durch denjenigen überzeuget, der ihnen Schlüſſe verträget, als durch die Vernunftſchlüſſe ſelbſt. Die Lehrgebäude derer, die ſie hochachten, ſind ſie anzunehmen allezeit geneigt, daher verändern ſie oftmals die Meinungen mit der Veränderung ihrer Freunde. Kurz, ihre Vernunft iſt zu träge, und allzu ſclaviſch unter der Meinung gefeſſelt, als daß ſie in der Unterſuchung der Wahrheit groſſen Fortgang machen ſolte.

Die Stärke, vernünftig zu ſchlieſſen, und eine weitſchweifende Einbildungskraft, vergleichen ſich auf gewiſſe Art nicht mit einander. Je mehr man ſeine Vernunft ausarbeitet, ie mehr gewöhnt man ſich eine groſſe Anzahl Bilder vom Hals zu ſchaffen, damit man diejenigen nur beybehalte, welche unumgänglich nothwendig ſind, daher auch dieſe oftmahls von ſich gewieſene Bilder endlich auch die Gewohnheit verlieren, weiter zum Vorſchein zu kommen.

Dieſer Wahrheit zu Folge beſitzet das Frauenzimmer eine weit gröſſere und lebhaftere Phantaſie, als das Mannsvolk, und triumphiret in allen Materien, wo es mehr auf die Einbildung, als aufs Nachdenken ankommt.

Romanen, Erzählungen, kleine Geſchichte ſchicken ſich für ſie weit beſſer als für uns. Uiberhaupt hat das Frauenzimmer vom Verſtand eine weit beſſere Ga-

be zur Erzählung, als die ſinnreichſte Mannsperſon. Sie läßt ihrer Einbildung allein den freyen Lauf, welche die Dinge ſtärker oder ſchwächer ſchildert, nachdem ſie ſtärker oder ſchwächer von ihr gerühret worden iſt. In dem, was ſie erzählet, iſt nichts trockenes, gezwungenes, oder gar zu richtig nach der Lehrart abgetheiltes. Die Verbindungen ſind darinne unmerklich, und die Abweichungen, ſo ſie anbringet, führen uns auf eine unbegreifliche Art wieder zur Sache ſelbſt.

Ich habe Frauenzimmer von ihrer vorhabenden Sache abgehen, und mit ſo feinen Einlenkungen auf dieſelbe wieder kommen geſehen, daß ich die Sache für unmöglich gehalten haben würde, wenn ich nicht ſelbſt ein Zeuge davon geweſen wäre.

Die Schönen wollen mir vergeben, daß ich ihnen den Rang nach dem Mannsvolk hierinne anweiſen muß, wenn es auf Grundlehren oder Maximen, auf Betrachtungen und Characteren ankommt. Sie halten ſich bey dem Aeuſſerlichen der Perſonen allzulange auf, ſie begnügen ſich mit einem obenhin gefaßten Urtheil, ihre Trägheit läßt ſich dieſes wohl gefallen. Es wird eine allzuſtrenge Aufmerkſamkeit, eine gar zu groſſe Kraft des Nachſinnens erfordert, wenn die menſchlichen Handlungen aus ihren erſten Grundſätzen hergeleitet, die Bewegungsgründe unſerer Laſter und Tugenden entwickelt, und durch dieſe fleißige Beobachtung kurze Regeln gezogen werden ſollen, die Erkenntniß ſeiner ſelbſt und anderer Menſchen vortheilhaftig anzuwenden. Der Bezirk des Frauenzimmers breitet ſich ſo weit nicht. Wir wollen dieſem noch beyfügen, daß ihr Verſtand gar ſelten die Stärke habe, alles dasjenige, was eine ſittliche Wahrheit weſentliches enthält, auf einen Punct in eine kleine Anzahl geheim-

niß-

nißvoller Ausdrückungen zu bringen, welche geſchickte Geiſter errathen, für kleine Geiſter aber verworrene Räthſel bleiben.

Zur Vergeltung aber, können auch die geiſtreichſten Männer ihre Gedanken ſo richtig nicht ausdrücken, als es ein dergleichen Frauenzimmer thun kan. Es ſcheinet, als ob in ihrer Einbildung die richtigſten Ausdrücke aller Gegenſtände, ieder ſein beſonderes Räumgen habe, wo ſie ſelbige, wenn ſie deren benöthiget iſt, alſobald zu finden wiſſe.

Es koſtet den Männern manche Arbeit, die geſchickteſten Worte zu erhaſchen, die ihnen öfters wohl noch entwiſchen.

Frauenzimmer von geſchicktem Verſtand, weiß ſogleich das Wort zu faſſen, ſo ihr nöthig iſt, es zeigt ſich ihnen alſo gleich zuerſt. Wollen ſie lange nachdenken, und ein anders ausſtudiren, ſo verderben ſie durch einen anſtößigen Zwang oftmals die ganze Wendung ihres Gedankens. Die leichte ungezwungene Schreibart des ſchönen Geſchlechts, macht uns die gröſten Lappereyen angenehm, und daß ein Mann von gutem Geſchmack mit den Nachrichten der Frau du Noyer ſeine Zeit recht ergötzlich vertreiben kan.

Der Mittelpunct des Verſtandes beym Frauenzimmer, ziehet ſich in die Schreibart in Briefen. Sie dürfen nur ihrem Naturell folgen, wenn ſie darinne zur Vollkommenheit gelangen wollen, dahin das Mannsvolk oftmals mit Beyhülfe der Kunſt vergebens ringet. Ihre feinen und geſchickten Ab- und Uebergänge in einer Materie, die nachläßige Verbindung ihrer Gedanken, die glücklichen Wendungen ſolche auszudrücken, zeigen ſich in einem Brief im vollen Schim-

mer. Sie beſitzen eine gewiſſe Gabe, ſchlechte Dinge ohne einige Niedrigkeit zu ſagen, die gröſten aber ohne Schwülſtigkeit zu geben. Dieſe Gabe iſt ihnen eben ſo natürlich als unnachahmlich, mit unſerm äuſſerſten Bemühen werden wir ihnen nur ſchwach nachgehen. Die Briefe der Frau von Sevigni erheben ſich über die Schreiben des Rabutin eben ſo hoch, als dieſer über die Männer ſich geſchwungen hat, ſo in dergleichen Schreibart vortreflich geweſen ſind.

Was wir Wiſſenſchaft nennen, und im Leſen, Verfaſſen, und Anmerkungen über die alten Schriftſteller zu machen, beſtehet, glaube ich, daß uns das Frauenzimmer darinne übertreffen würde, wenn ſie ſich darauf legen wolten. Darzu wird keine Tiefe des Verſtandes erfordert, Gedächtniß und Einbildungskraft iſt hinlänglich genug, darinne ſich hervor zu thun. Ich würde auch den Schönen dieſe Arbeit anrathen, wenn ſie nicht gar zu unnützlich würde, viel Zeit darauf zu wenden, und die pedantiſchen Manieren dem ſchönen Geſchlecht nicht unerträglich fielen.

Es giebt vortrefliche Poeten unter den Männern, und Poetinnen unter dem Frauenzimmer, welche einander in der Vortreflichkeit die Stange halten, iedoch auf eine ſo verſchiedene Art, die ſich wohl der Mühe verlohnt, daß wir ſie aus einander ſetzen. Verſe, welche Stärke, Majeſtät und das Erhabene erfordern, wollen einen männlichen Verſtand haben. Wo Natur, Einbildung, rührende Zärtlichkeit herrſchen ſoll, dieſe ſind mehr ein Werk für das ſchöne Geſchlecht als für uns. Ich halte aber doch davor, daß das Heldengedicht und das Trauerſpiel keine Beſchäftigung für ſie abgeben müſſe.

Das

Das Frauenzimmer, ſo nach itzigem Fuß erzogen wird, iſt zu demjenigen, was man Heldenmuthig nennet, nicht fähig genug. Mit Mühe und Noth werden ſie kaum einen Begrif davon ertragen, wie ſolten ſie dieſelbe abſchildern können? Eine unerſchütterte, feſte Standhaftigkeit, welche ohne die geringſte Rührung der allerzärtlichſten Angelegenheiten des Herzens, in der geraden Bahne fortgehet, wohin es die Gerechtigkeit und der Ehrenruhm berufet, wird dem Frauenzimmer weit eher eine wilde Härtigkeit, als eine Tugend vorkommen. Da ſie von Natur zärtlich, mitleidig ſind, mißfällt ihnen alles dasjenige, was ein zärtliches Erbarmen ſtören kan. Sie würden es der Vernunft ſelbſt nicht vergeben, und wird das wahre Heldenthum unter ihrem Pinſel eine ſchlechte Geſtalt erhalten, weil ſie ſich nicht entſchlieſſen können, demſelben gut zu ſeyn.

Überdieſes ſind ſie in die Sitten ihrer Zeit und ihres Vaterlandes viel zu ſehr verliebt, als daß ſie ihre Vorurtheile von ſich weiſen, und den Character eines andern Volks, und eines andern Zeitlaufs annehmen ſolten. Die Männer ſind fähig ihre Phantaſie unter das Joch der Vernunftſchlüſſe zu zwingen, mithin einen fremden Character anzunehmen. Die Einbildungskraft des Frauenzimmers hingegen erhebet nur, was ihr Herz empfindet, ſie mögen ſich nichts einbilden, als was ſie zu rühren fähig iſt. Dieſe Wahrheit wirft dasjenige nicht um, was ich von der reichen Fruchtbarkeit und Weitläuftigkeit ihrer Einbildung behauptet habe: Sie beſtärket nur ſo viel, daß das Herz des Frauenzimmers unter dem Joch und in den Feſſeln der Gewohnheit alle diejenigen Manieren, ſo ihrem Zeitlauf nicht gemäß ſind, für lächerlich anſehen,

mithin werden ſie ihren Helden allezeit ihre eigne Sitten, die ſie allein für angenehm und anſtändig halten, beylegen.

Die Comödie dürfte alſo weit eher ihr Werk ſeyn, weil darinne die gegenwärtig gewöhnlichen Manieren vorgeſtellet werden. Sie erfordert aber eine allzu wohl überlegte Kenntniß des menſchlichen Herzens, ſie hat auch eben ſo wohl, wie das Trauerſpiel, ernſthafte Regeln, denen ſich freye Geiſter, die keinen Zwang leiden können, nicht unterwerfen wollen.

Zu deſſen Vergeltung aber verdränget uns das Frauenzimmer von dem Rang in der Elegie, und in allen Verſen, wo Leidenſchaften herrſchen. Wir fühlen die Rührungen ſo ſtark nicht, als das Frauenzimmer, und ſuchen dieſen Mangel durch Verſtand zu erſetzen. Wir denken ſofort, da wir doch empfinden ſolten, und wir flöſſen den Leſern Gedanken ins Gemüth, an ſtat ihre Herzen mit Empfindungen anzufüllen. Das Frauenzimmer hingegen, ſo mit Empfindungen angefüllet iſt, hat keine Zeit aufs Denken zu wenden. Ihre Leidenſchaften finden in ihrer aufgebrachten Einbildung alles an behörigen Ausdrückungen bereit und fertig, welche durch einen angenehmen Klang der Worte uns dasjenige richtig zu empfinden geben, was ſie empfinden, ja es rühret uns weit lebhafter, als wir es empfinden, wenn es von uns ſelbſt herkäme.

So viel die Reimkunſt an ſich ſelbſt betrift, ſo iſt es wohl gewiß, daß wir in der Stärke der Beywörte, welche den Character der Dinge beſtimmen, und ganze Gedanken in ſich faſſen, etwas voraus haben. Unſer Tonmaß der Worte hat eine Majeſtät, dahin das Frauenzimmer ſchwerlich reichen kan. Dagegen aber

sind ihre Verse weit fliessender, als die unsrigen, und riechen nicht nach Schweiß und Oel. Ihre Zusammenstimmung ist reizender und schmeichelhafter: Mit einem Wort, die Reimkunst des Frauenzimmers ergötzet aufs annehmlichste, die unsere ist geschickter, Bewunderung einzuflössen.

V.

Mechanische Beschaffenheit des menschlichen Witzes und Gehirns *).

Os homini sublime dedit, coelumque tueri Jussit - - -

Dem Menschen ist verliehen, mit aufgerecktem Haupt zu gehen, und den Himmel zu betrachten.

Als Plato, dieser berühmte Weltweise, dieser ehrwürdige Vater der Grundlehre, einen Menschen beschrieben hatte: Daß er ein zweybeinigtes Thier mit einem in die Höhe gereckten Kopf sey: ließ sich der Lumpenhund Diogenes in den Sinn kommen, einen Haushahn mit in den Hörsaal zu bringen, und auszurufen: Siehe da den platonischen Menschen. Unser Philosophe sahe gleich ein, was seiner Beschreibung fehlte, er setzte geschwind darzu: ohne Federn. Der Cynische Diogenes war mit dem Zusatz noch nicht zufrieden, und nachdem er einen gerupften Hahn in Platons Schule laufen ließ, schrie er von neuen: der platonische Mensch.

*) IX Bagatelle.

Ohne daß ich meine, diesem göttlichen Mann, dem das Christenthum selbst so wesentliche Verbindlichkeit schuldig ist, auf einige Art zu nahe zu treten, muß ich doch in der That bekennen, daß der Begrif, den er uns von dem Menschen gegeben, nicht vollständig sey, indem er nur das Vermögen zu reden noch hätte darzu setzen dürfen.

Ich unterstehe mich so gar zu behaupten, daß mit diesem einzigen Zusatz die Beschreibung, davon die Rede ist, ganz vollkommen seyn würde: Unendlich weit besser ist sie, als die, so uns bereden will, der Mensch sey ein vernünftiges Thier. Nur ein nicht eben ungegründeter Hochmuth hat diesen Begrif in Schwang gebracht, der aber gewiß nicht dem dritten Theil der Menschen gerecht ist, dahingegen des Plato seiner, wenn er von neuen übersehen, verbessert und vermehrt wird, überhaupt dem ganzen menschlichen Geschlecht recht angemessen ist.

Ich bitte mirs aus, man wolle mir nicht schuld geben, als hätte ich etwan die böse Absicht, meinem Nächsten zu verunglimpfen, indem ich ihn nur seiner Figur nach, und wegen einiger zusammen stimmender Töne, von den Thieren unterscheidete. Nur ein wenig Gedult, bis ich meinen Satz so klar und deutlich erwiesen haben werde, als der Tag helle ist, sodann wird man sehen, daß sie den Menschen vortreflich lassen soll, dahingegen der Wahn der Philosophen, wenn er wahr ist, uns ganz natürlicher Weise, Schimpf und Schande bringen müsse.

Nunmehro gehe ich in die Materie hinein, und ersuche meine Leser, sie belieben mir nur ein wenig ordentliche Aufmerksamkeit zu leisten, wenn sie sich darzu geschickt befinden.

Man wird mir nicht ſtreitig machen können, daß wir ein kunſtreiches Baugerüſte, ſonſt Maſchine genannt, mit dem Vieh gemein haben, deren vornehmſte Triebfedern Einbildung und Gedächtniß ſind.

Betrachtet man dieſe Maſchine an ſich ſelbſt, ſo iſt ſie bey den beyderley Arten der Thiere, dem Vieh nemlich und dem Menſchen, einerley, alles geſchiehet in derſelben auf eine nothwendige und leidende Art und Weiſe.

Dieſes deſto beſſer zu erkennen, wolle man nur betrachten, daß die äuſſerlichen Gegenſtände, durch den Weg der Sinnen, gewiſſe Bilder in das Gehirne abſenken, welche, wenn ſie gewiſſe Lebensgeiſter antreffen, die auf gewiſſe Art geſchickt ſind, in der Maſchine gewiſſe beſtimmte Bewegungen erregen. Die Maſchine kan nicht eins vor den andern wählen, ſondern wird allezeit durch den ſtärkſten Eindruck beſtimmt, welcher faſt ganz allein von der Beſchaffenheit abhängt, darinne ſie ſich in eben dem Augenblick befindet.

Man drohe nur einer Seits einem Hunde mit dem Prügel und andern Seits halte man ihm ein Stück Brot hin; ſobald der Hunger bey ihm die Oberhand hat, ſo wird die Maſchine nach dem Brote ſchnappen, iſt die Furcht ſtärker, ſo lauft ſie gewiß davon.

Stellet ein junges Frauenzimmer zwiſchen einem wohlgewachſenen Jüngling und einem, der in einem ſchamerirten rothen Kleide ſteckt; wenn ſie eine Neigung zu einer gewiſſen wohl eingerichteten Geſtalt empfindet, ſo wird ſich gewiß ihr Herz zur ſchönen Figur lenken, iſt aber ihr Gehirne ſo beſchaffen, daß ſie von einem gewiſſen Schimmer gerühret wird, ziehet

het sich ihre Zärtlichkeit unvermerkt nach dem schönen Kleide.

Sehet also, was die Einbildung thut. Mit dem Gedächtniß verhält es sichs um kein Haar besser, es ist nichts anders, als die Einbildung selbst, die ohne einigen Beystand wesentlicher Gegenstände wirket. Dieses braucht Erläuterung.

Das erste Bild, so uns ein äusserlicher Gegenstand in unserm Gehirne vorstellet, ist über alle masse zart und dünne; es ist wie leichte Dunst, die sich nach und nach, ohne dem geringsten Ansatz, verziehet. Wenn aber dieser Gegenstand öfters wieder zum Vorschein kommt, so wird iedesmal sein Bild stärker, es nimmt zu und endlich gelangt es, so zu reden, zu einem Gewicht und zu einer Dicke, welche es oftmals so lange dauren läßt, als die Maschine selbst währet.

Lasset uns vorietzo phantasiren, als ob es in unserm Gehirne eine unendliche Menge solcher wunderbaren unbegreiflichen kleinen Wesen gäbe, und daß iedes sein Häusgen oder Behältniß inne habe, wo es sich bergen kan. Unterdessen stecken sie nicht alle in ihren Hüttgen. Es giebt immer einige, die hier und dar herum spazieren, und wenn sie für dem Häusgen eines andern Bildgens vorbey gehen, welches mit ihnen einige wesentliche oder auch nur eingebildete Verhältniß hat, sogleich ziehen sie es an sich und machen Cameradschaft mit ihm. Ein neuer Ankömmling thut insgemein dergleichen Wirkung. So bald er sich blicken lässet, erregt er ein erschreckliches Lärm unter allen Bildergen, die sich schmeicheln, daß sie mit ihm in gewissen Stücken eine Gleichheit besässen.

Wie nun, nach meiner Voraussetzung, kein wirkend denkendes Wesen vorhanden seyn darf, welches durch

seine

ſeine anſehnliche Gegenwart den Lauf dieſer herum ſchwermenden Bilder hemmen könnte, ſo ſiehet es im Gehirne nicht anders aus, als der ohngefähre Zuſammenlauf der kleinſten Stäubgen. Zwey Bildergen faſſen ſich an einander, ſie finden auf ihrem Wege ein drittes, das ſich auch an ſie hängt, und indem dieſes Anfaſſen einige Zeit fortwähret, ſo wird eine erſtaunliche Vereinigung, oder ein wildes wüſtes Chaos, wie bey der Schöpfung der Welt daraus.

Frigida cum calidis pugnant, humentia ſiccis.

Es ſtreitet kalt mit warm, das trockne mit dem feuchten.

Jezuweilen laſſen ſie von einander mit eben der Leichtigkeit ab, als ſie ſich an einander geklammert haben; mannichmal bleiben ſie auch in dieſer Verbindung beyſammen, wenn dieſelbe Zufallsweiſe ein wenig natürlich iſt, oder wenn ein anderes Thier den Grif gefunden hat, ſie ſolchergeſtalt an einander zu kuppeln. Wer in dieſem Fall eins geſehen hat, der ſieht die andern alle: Es iſt ſchon genug, daß ein Bild im Vorbeygehen an dieſe Kette ein wenig ſtoſſen darf, ſo ſtehen ſie alle da, und dieſes bringet wieder eine gewiſſe Wirkung aufs Tapet, welche allezeit von neuen entſteht, ſo oft dieſe verketteten Bildergen in ihrem gewöhnlichen Laufe fort ſchwärmen. Dieſes ſind die Arten von Ketten, welche dasjenige machen, was man Gewohnheiten nennet. Die Leidenſchaften und das Temperament verhärtet ſelbige, und ſie geben im Gegentheil auch den Leidenſchaften und dem Temperamente Kraft und Stärke.

Siehe da, wenn ich nicht ſehr irre, ein genauer und deutlicher Begrif des Kunſtgeriſſes vom Gehirne. Nichts iſt mir alſo mehr übrig, als zu beweiſen, daß

in

in dem Gehirne des meiſten Theils der Menſchen, eben ſo wohl als der Thiere weiter nichts vorhanden ſey, und daß der Unterſchied, ſo ſich etwa hervor thun möchte, in nichts weiter, als in mehr oder weniger Feuer, oder Lebhaftigkeit beſtehe.

Uiberhaupt haben die Menſchen eine hitzigere Einbildungskraft, als die übrigen Thiere, welche in dieſem Stück, ſo wohl in Anſehung der Arten, als der Einzelnen unter ſich von einander unterſchieden ſind.

Allein wie wird man hieraus ſchlieſſen, daß die Menſchen, von denen hier die Rede iſt, nicht über die Einbildung und das Gedächtniß noch einen Grund der verſtändigen und freyen Wirkſamkeit beſitzen ſolten?

Wohl! ſo frage ich auch meines Orts, worauf man eben dieſes Urtheil in Anſehung der Thiere gründe?

Auf ihre Handlungen und ihr Thun, wird man mir antworten. Gut, und ganz richtig; und in Anſehung der Menſchen, auf ihre Thaten und Reden; vielleicht könnte man aber durch dieſes Urtheil den Thieren Unrecht thun.

In der That ſehen wir nichts klar und deutlich, als was ſie thun, und daraus muthmaſſen wir den Grund, von dem ihre Handlungen herrühren; und wer weiß denn, ob dieſe Muthmaſſung nicht vielleicht falſch ſey?

Wenn mir ein Hund die Bewegungsgründe eröfnen könnte, ſo ihn antrieben, ich würde vielleicht tiefſinnige Betrachtungen, zuſammenhangende Schlüſſe, eine rechte tiefe Klugheit darinne entdecken. Die Menſchen, ſo ich anietzo in der Arbeit habe, geben mir im Gegentheil von ihren Bewegungsgründen, die ſie

führen

führen und treiben, Nachricht, und ich finde gleichwohl nichts anders darinne als einen Trieb, der mit Beyhülfe der Einbildung und des Gedächtniſſes wirket.

Siehe, nun habe ich meinen Leſer auf den rechten Ort gebracht. Nun darf er nur auf den Pfad, den ich ihm bahne, getroſt fort ſchreiten, und die Wahrheit meines Satzes ſelbſt unterſuchen. Wird er es aber für gut befinden, daß ich ihm in dieſem Nachforſchen hülfliche Hand reichen ſoll, wohlan, ſo bin ich bereit und willig darzu. In meiner folgenden Bagatelle werde ich durch viel ſelbſtredende Beyſpiele darthun, daß die Aufführung des meiſten Theils der Menſchen entweder von einer zufälligen Vereinigung der Bilder, welche man Eigenſinn nennet; oder von denen von ohngefähr zuſammengekuppelten Bildern, welche die Gewohnheit auszuhecken pfleget, urſprünglich herrühre.

* * *

*) Ich werde meine Beyſpiele, ſo ich dem Leſer unter Augen zu legen verſprochen habe, nicht von dem unſcheinbaren Theil des menſchlichen Geſchlechts herholen, welcher in der Welt lebet, und ſtirbt, daß man deſſen kaum oder gar nicht gewahr wird. Solche Leute will ich nicht einmal nennen, die über die Helfte eines Jahrhunderts, ſechs Tage in der Woche zubringen, eine Säge hin und her zu ziehen oder den Weberſpuhl hin und wieder zu ſchieſſen, und ſich, ordentlicher Gewohnheit nach, am Sonntage durch einen derben Rauſch erquicken. Keinesweges: Ich werde vielmehr das Betragen gewiſſer anſehnlicher Perſonen auf der Welt unterſuchen, die ſich vor andern Leuten beſon-

besonders auszeichnen, und sich iezuweilen durch einen herrlichen Nachruhm selbst überleben.

Niemand wird mir ableugnen, daß die Auferziehung nicht insgemein und überhaupt die Entscheidung von dem Stand gebe, in den sich ein Mann in der Welt zu setzen pfleget. Beym Horaz überlegt ein Zimmermann bey sich selbst, ob er aus dem vor sich liegenden Klotz eine Bank oder eine Gottheit verfertigen soll. Die meisten Väter verfahren in Ansehung ihrer Kinder nicht ein Haar besser.

Ein erbarer Handwerksmann, der sein Auskommen hat, will etwas aus seinem Sohn machen. Was soll er aber werden? Ein Schneider oder ein Pfarrer? Der gute Mann besitzet ein wenig Ehrbegierde, er ist auch wohl selbst Kirchenvorsteher: Der Sohn soll ein Prediger, ja ein orthodoxer Priester werden: Die Sache ist beschlossen. Sobald der Pursch seine Jahre erreichet, schickt man ihn nach der Universität, wohl verwahrt wider alles dasjenige, was den tiefen Respect und den festen Glauben an das Wort seiner Herren Professoren im geringsten erschüttern könnte. Jede Lection verlängert in seinem Gehirne die Kette der orthodoxen Lehrbilder. Zu Ende des halben Jahres ist sie geschmiedet, die drey folgende Jahre dienen darzu, daß sie verstählt und gehärtet wird, und nach dieser Zeit hält sie dergestalt fest, daß es unmöglich fällt, sie zu zerreissen. Dieser Haufen von Bildern drehet sich unaufhörlich im Gehirne des jungen Theologen herum, und damit dasselbe von allem Angrif fremder, ungezogener, frechen Bilder sicher gestellet bleibe, stellet sich die Trägheit vor den Haufen, als Führer, und das Schrecken für die Ketzerey schließt hinten. Das theologische Kunstgerüste besteigt endlich

lich die Canzel, es prediget einnehmend, es ziehet die Herzen mit Gewalt. Er wird einer der größten Theologen des Zeitlaufs: zu diesem herrlichen Ruhm einer so grossen Geschicklichkeit ist er gekommen, ohne iemals eine Empfindung zu haben, daß er eines denkenden und wirkenden Grundes, so man die vernünftige Seele nennet, benöthiget gewesen.

Lycidas, dieser zum Erstaunen gelehrte Mann, befindet sich in einer Gesellschaft von Leuten, unterschiedenen Alters und Standes. Er hört, daß man von der Liebe, von der Staatsklugheit, von der Sittenlehre, auch von der Philosophie spricht. Dieses alles sind leere Tone, die ihm um die Ohren herum streifen, ohne daß sie in seinem Gehirne nur das geringste Bildgen zuwege brächten. Er sitzt auf seinem Stuhl, als ob er drauf gegossen, oder angeschmiedet wär, iezuweilen gehen ihm die Augen im Kopf mit steifen und dummen Blicken herum. Endlich läßt ohngefähr ein staatskluger Zeitungsleser den Namen Rom aus dem Munde fahren: Siehe, da bekommt mein Gelehrter einen Stoß, daß er aufwachet. Man erschrickt über das Hin- und Herdrehen seines Leibes, und man sieht einige Funken von dem Feuer, das ihm in die Augen schießt. Woher entsteht doch diese gähling Veränderung? Man hat eben die rechte Saite seiner Phantasie berühret. Sehet, wie die verkettelten Bildergen haufenweis aus ihren Häusergen springen. Sein Gehirn wird in dem Augenblick mit verfallenen Triumphbogen, mit verschütteten alten Amphitheatern, zerstümmelten Denksculen, zerbrochenen Opfergefässen, Aschentöpfen, zerlumpten alten Kleidungen und vom Rost gefressenen Denkmünzen über und über aufgeputzet. Er öfnet den Mund, er fängt an

zu reden: Allein das ganze Gespräch besteht in einem dürren und trockenen Gewäsch von allen dem, was er von diesen Sachen weiß, dabey nicht die geringste nützliche Betrachtung zu hören ist. Er unterrichtet euch von den verschiedenen Meinungen, so die Alterthumsjubelirer von der Figur einer Medaille hegen, auf der sich, wie einige meinen, ein römischer Bürgermeister zeiget, den andere für einen Klopfechter, jene gar für einen Sclaven halten; hierbey wird man aber von keinem Nutzen hören, den man aus diesen Meinungen etwan ziehen könnte, wenn sie auch gleich ihre Richtigkeit hätten. Endlich verstehet er sich auch auf die Denkmünzen, er kennet die ächten und falschen auf ein Haar. Man schüttet eine Partey auf den Tisch: Diese, sagt er gleich, ist zu Augusts Zeiten, die andere unterm Nero geprägt, u. s. f. an. Darauf hat er aber niemals gedacht, wie er etwan durch dieses Mittel einer Schwierigkeit in der Geschichte abhelfen, oder einen Fehler in der Zeitrechnung ausbessern möchte. Nur glückselig, ja über glückselig würde er in der Welt noch seyn, wenn er nur den vergnügten Zufall erleben solte, die Reihe der Kayser zu ergänzen, daß er die ihm einzige abgängige Münze antreffen möchte.

Kan man aber wohl geistreichen Witz, ja unendlich viel Geist haben, ohne eine Seele zu besitzen. Daran ist gar kein Zweifel, und zudem nichts gemeiner, als dieses: Dieser oder jener, wenn er eine Seele hätte, würde wahrhaftig nicht den vierten Theil von Witz und Geist haben, den er ieyo wirklich besitzet.

Man sehe nur z. E. den Herrn von Blinkenblank an. Es ist kein Mensch auf der Welt, dessen Geist mit einem schöner spielenden Feuer schimmert; ein

Mann

Mann von dauerhafter Geſundheit, edler Geburt, den das Glück anlachet: Kurz alles erqvicket ſein Herz mit einer liebenswürdigen Freude, und dieſe läßt die annehmlichſten Dünſte in ſeine Phantaſie hinauf ſteigen.

Sobald er nur den Fuß in eine Geſellſchaft ſetzet, ſobald gewinnet dieſelbe ein lachendes Ergötzen. Die Bilder hüpfen und ſpringen in ſeinem Kopf mit erſtaunender Behändigkeit herum. Sie hängen ſich an einander, auf eine ſo wunderliche, beſondere und annehmliche Art, daß ſie uns immer was neues zeigen, welches uns, ihre Verbindungen recht genau zu unterſuchen, nicht Zeit genug verſtattet. Was ihm am allerartigſten anſteht, ſind gewiſſe luſtige Narrheiten, deren Verwirrungen ſo erſtaunlich ſind, daß ſie der ſtrengſten und ernſthafteſten Vernunft zum wenigſten ein Lächeln abjagen müſſen.

Wenn in ſeiner Gegenwart eine Materie von tiefen Vernunftſchlüſſen unterſuchet wird, von der er ſelbſt bekennet, daß er nichts verſtehet, ſo weiß er mitten in die ernſthafteſte Unterredung ſo tolle Poſſen einzuwerfen, welche auf einmal die ganze Philoſophie verwirren, daß ſie den ganzen Kram ihrer zuſammenhangenden Beweiſe mit hellem Lachen aufgeben muß. Man muß noch darzu ſetzen, daß der Zufall öfters in ſeinem Gehirn Begriffe, die ſich gar nicht zuſammen zu reimen ſcheinen, auf die richtigſte und genaueſte Art vereiniget, aus welchen vortrefliche mit der lebhafteſten und kurzgefaßteſten Art ausgedrückte Sentenzen werden. Da ihm aber dieſes entfährt, ſo meinet er doch, es ſey ſeine gewöhnliche Art zu reden.

Der zufällige Zuſammenlauf der Bildergen läſſet ſich im Gehirne der Celimene noch deutlicher merken,

er thut zwar nicht so gar liebenswürdige Wirkungen; es ist aber doch das artigste Frauenzimmer, deren Einfälle nicht mit Geld zu bezahlen sind.

Sie steigt in die Carosse, die kluge Artemisia mit in die Opera zu führen. Sie spricht bey dieser Freundin ein, allwo ihr Gehirne sogleich einen Stoß von einem Spieltisch erhält. Auf einmal muß die Opera dem Lombre Platz machen und Matadors verjagen Roland und die Angelica aus ihrem Gehirn. Sie gewinnet, gleichwohl verläßt sie das Feuer, ihre Augen werden trübe und ein zärtlich süsses träumendes Nachsinnen, scheinet sie matt zu machen.

Indessen hört sie ohngefähr Violinen spielen, sie springt auf. Das Bild der Violine kriegt sogleich das Bildgen vom Tanz zu fassen und die Lebensgeister steigen nieder zum Herzen und in die Schenkel der Schönen. Ach! meine Geliebteste, spricht sie zur Artemisia, ein wenig laut: Was für eine Lust, wenn uns iemand Musicanten schafte! Einer von ihren Liebhabern, der nur auf eine Gelegenheit lauscht, sich angenehm zu machen, geht so fort nach Musicanten. Sogleich sind sie da. Celimene tanzt eine Menuet, ziehet das Schnupftuch heraus, wobey ihr zugleich ein Brief aus der Ficke fällt. Halt! die Violinen und der Tanz wischen alsofort wieder in ihre Häusgen. Sie denkt nicht mehr daran, die Post geht in einer Stunde fort, und sie muß durchaus an drey bis vier gute Freundinnen Briefe schreiben. Die allerbeweglichsten Bitten, die größten Schmeichelreyen können sie nicht aufhalten, sie würde nicht für aller Welt Güter eine Minute länger bleiben. Artemisia, welcher die Art der Schönen bekannt ist, sagt, man soll sie nicht zwingen, sie habe Geschäfte. Celimene

mene geht trotzig weg, ſpringt in die Caroſſe, fort iſt ſie. Währender Zeit, da die ganze Geſellſchaft über den ſo gar plötzlich geſchwinden Weggang beſtürzt iſt, geht die Saalthür auf, Celimene iſt wieder da: Sie wird morgen ſchreiben, ein Tag mehr oder weniger Aufſchub bedeutet nichts.

* * *

*) Ich habe behauptet, daß die Beſchreibung: Der Menſch ſey ein vernünftig Thier, falſch und mangelhaft befunden werde. Dieſen wunderlichen Widerſpruch erwies ich durch die Aufführung der allermeiſten Menſchen, deren werkthätige Handlungen von einem einfältigen Zuſammenlauf der phantaſtiſchen Bildergen, ohne die geringſte Wirkung einer freyvernünftig denkenden Grundurſache, verrichtet würde. Ob ich mir nun wohl ſchmeichle, dieſe ſeltſame Meinung ziemlich ſcheinbar behauptet zu haben; ſo wird man doch glauben, es ſey nicht mein rechter Ernſt geweſen, und mein Abſehen nur dahin gegangen, zu zeigen, daß eine groſſe Menge Menſchen ſich dergeſtalt aufführen, als ob keine Seele in ihrer Maſchine anzutreffen wäre. Vorietzo werde ich eben dieſen Weg gehen und die Abbildung eines Menſchen machen, der ſich durch den Gebrauch der in ihm vernünftig denkenden Grundurſache, vor andern auszeichnet. Ich werde die Verrichtungen der Seele in dem Gehirne einer Perſon abbilden, welche ſtolz auf die Vortreflichkeit ihrer Natur nichts unterläßt, zu dem höchſten Grad ihrer Vollkommenheit zu gelangen.

Man wird mir erlauben, daß ich die Bilder im Gehirn noch immerfort mit dem Namen der Weſen be-

*) LXIII Bagatelle. legen

legen darf. Es sind keine selbständigen Dinge *) noch abgemessene Einrichtungen **), sie sind indessen doch vorhanden. Die Zeit weiß ich eben so genau nicht zu bestimmen, wie sich dieses von unserer Maschine abgesonderte Wesen in den Aufenthalt setzt, den ihm die Natur zubereitet hat, so habe ich auch keinen gar zu richtigen Begrif von der Art und Weise, wie es bey seinen Wirkungen verfähret, ich kan also nicht anders, als durch wahrscheinliche Muthmassungen davon urtheilen. Diese wirksame Grundursache muß, wie ich davor halte, treflich verwirrt seyn, wenn sie in dieses Labyrinth tritt, welches das ganze Werkgerüste des Gehirns ausmachet. Bald findet es diesen bald einen andern Gang, und weiß kein Ende von demselben; es trift tausend kleine Gehülfen an, deren Vermögen ihm aber noch ganz unbekannt sind. Es wendet sie an, versucht sie und steht in eben der aufmerksamen Beschäftigung, darinne, wie ich glaube, ein Tonkünstler sich befindet, der alle Saiten eines Instruments durchläuft, einige Tone anzutreffen, die er von nöthen hat. Es kommen ihm auf allen Schritten verschiedene Bilder vor, davon ihn das eine erschreckt, das andere mit ihm spielt und scherzet. Es ist ein König, aber nur noch ein König in der Kindheit, der seine Macht nicht kennet, und von seinen Hofjunkern nach ihrem Belieben geleitet wird. Nach und nach empfindet die Seele durch ihre Betrachtung auf sich selbst, daß sie nicht zur Knechtschaft gemacht ist; sie macht einen Versuch ihrer Stärke an einem schwachen und biegsamen Bilde, sie wird Herr darüber, und da sie von Natur kühn und muthig ist, denkt sie auf stärkere Unternehmung, die sie auch glücklich ausführet. Endlich fällt sie drauf, daß es nur bey ihr stehe, die

*) Substantiæ. **) Modificationes.

die Herrſchaft zu erhalten, und dieſe kleine um ſie herum ſpringende Weſen, die ihr vorher Geſetze vorſchreiben wolten, nichts anders als Hausbediente wären, die ſie für ihre Gebieterin erkennen müſten.

Dieſe Grundurſache empfindet gar bald, daß das Hauptwerk ſeines Anſehens in der freyen Macht beſtehe, das Betragen ſeiner Unterthanen zu bemerken. Dieſes Vermögens gebraucht ſichs, und bemerket, daß der Eigenſinn der Bilder, ſo in ſeinem Gehirn wohnen, eine ſeltſame und ungeheure Verbindung unter ſich angezettelt haben, woraus die ſchändlichſte Verwirrung entſtehen könnte. Es kuppelt diejenigen zuſammen, die eine natürliche Verhältniß zuſammen haben, und einer ieden dieſer Kuppeln weiſet es ein beſonderes Behältniß an, damit es ſelbige wieder finden möge, wenn es ihm gefällt, daß ſie vor ihm erſcheinen ſollen, um ſie zu ſeinem Nutzen zu gebrauchen.

Dieſe Bilder ſind von Natur trotzig und ungeſtüm, ſonderlich aber, wenn ſie ein gefährliches Verſtändniß mit dem Herze haben, wo Ordnung und Gehorſam nicht ſehr beobachtet werden. Oefters trägt ſichs zu, daß ſich ein ſolches Bild über die andern zuſammen geſtellten Bilder trotzig hermachet. In dem Augenblick zerreiſſet es die mit gröſter Mühe zuſammen geſetzte Kette, es wirft alles übern Haufen, und es ſcheinet, daß es auf einige Zeit ſeinem rechtmäßigen Herrn die ganze Phantaſie durch eine Eroberung weggenommen hätte.

Die Seele, welche mit einem ſtandhaften Muth ihren Unfall erträgt, verſtärkt ſich wider die Schwierigkeiten, ſie verdoppelt ihre Kräfte, nach dem Maaß als ſich die Gefahr mehret. Sie treibt das Weſen,

welches diesen ganzen Unfug angestiftet, ab, und indem sie sich mit erneuerter Kraft den wiederholten Angriffen entgegen stellet, jagt sie dasselbe aus ihren Staaten fort, oder bringt es zum schuldigen Gehorsam gegen seine Gesetze. Die Ordnung ist also wieder hergestellt. Die Gefahr, darinne sich die Seele befunden hat, macht sie aufmerksamer und vorsichtiger. Bey dem geringsten anscheinenden Aufruhr ihrer Unterthanen, die sich nach und nach zum Gehorsam gewöhnen, und sich in der Einrichtung zu erhalten suchen, lauft sie zu, alles zu verhindern.

Jezuweilen geschichet es, daß dieses wirksame Grundwesen glaubet, seine beständigen Bemühungen wären nunmehro mit Ruhe und stiller Zufriedenheit gekrönet; diese Betrachtung wirkt in ihm eine nachläßige Sicherheit. Es entfernet sich auf einige Augenblicke mit kleinen Lustreisen, die es aber gemeiniglich nach seiner Zurückkunft bereuen muß.

Alle seine Staaten sind mit Tumult und Verwirrung erfüllt, alle Stände unter einander geworfen; gefährliches fremdes Gesindel hat sich eingedrungen. Es siehet sich von allen Seiten angegriffen, und kan sich mit Müh und Noth kaum einen Weg nach seiner Wohnung bahnen, davon es gebietender Herr und Meister ist. Es betrachtet mit Verdruß, daß alle bis hieher angewandte Bemühungen auf einmal unnütz sind, und wieder von vorne angefangen werden müsse. Es steht auf dem Sprunge, daß es der Gewalt weichen und seiner Gewalt auf immerdar werde absagen müssen. Gleichwohl fühlet es noch, daß es nur das Wollen anwenden dürfe, wenn seine Unterthanen in friedlichen Stand gebracht werden sollen. Diese

Wahr-

Wahrheit ermuntert ſeinen Muth von neuen und feuert ſeine beſchwerlich rühmlichen Bemühungen an, welche es bald wieder auf den Thron feſt ſetzen.

Die nunmehr gemachte betrübte Erfahrung veranlaſſet daſſelbe, daß es die Klugheit der Verwegenheit, ein glückliches Mißtrauen der ſchädlichen Sicherheit vorziehet. Nunmehro findet es ſein Vergnügen in Geſchäften. Tag und Nacht ſinnet es darauf, ſeine Staaten immer blühender zu machen, und die Zahl ſeiner Unterthanen zu vermehren. Es unterläſſet ie doch auch nicht, die neu ankommenden ſorgfältig auszuforſchen, denen es das Bürgerrecht ertheilet, und mit den alten Bürgern, die mit dieſen Fremdlingen mehr Verwandniß haben, in Verbindung ſich einzulaſſen, erlaubet.

Mit ſeinen vorigen Thaten iſt es durchaus nicht zufrieden. Es beſchäftiget ſich öfters auf eine lange Zeit damit, daß es alle Winkel ſeiner Herrſchaft durchreiſet. Die verſchiedenen Ordnungen der Bilder, die es vormals aufs beſte zuſammen gebracht hat, läſſet es durch die Muſterung gehen. Ofemals entdecket es mit gröſter Beſtürzung die Verbindung ſeiner Unterthanen, die ſich gar nicht zuſammen ſchicken, und darauf es nicht einmal Achtung gegeben hat. Hierauf verbeſſert es ſeinen Plan, und es läßt ſich von keiner Nothwendigkeit abſchrecken, alle Tage neue Verbeſſerungen vorzunehmen. Seine gröſte Zufriedenheit beſtehet darinne, daß es die Policey ſeiner Staaten immer ſchöner und mehr befeſtiget ſiehet.

Hat ſich nun die Seele zwanzig Jahr durch alſo gewöhnet, die Bilder ſeines Gehirns mit ſolchem Fleiß zu beherrſchen, ſo kan ſie ſich wohl einige Entfernun-

gen auf kurze Zeit erlauben und von ihrem ordentlichen Sitz auf wenige Augenblicke weg begeben. Sie ist sodann einem weisen Hausvater ähnlich, der sich auf seine Klugheit verläßt und die behörigen Befehle an sein Hausgesinde bestellet, von dem er weiß, daß es schon lange her zu gehorchen gewohnt ist. In seiner Abwesenheit vom Hause wachet das Ansehen des Herrn über die Familie, es vertritt seine Stelle, es regiert an seiner stat, er findet bey seiner Zurückkunft alles in eben der Ordnung, wie er es verlassen hat.

Eine Seele, welche die Vortreflichkeit ihrer Natur kennet, und dieselbe gebrauchen will, wird, wenn sie in der Herrschaft, so die Gottheit ihrer Sorgfalt anvertrauet hat, noch nicht so gar alt ist, nicht nur verbotene Ergötzlichkeiten verabscheuen, sondern auch den erlaubten Belustigungen nicht völlig trauen, welche sie durch allzuviel Zeitvertreib von ihren wichtigen Geschäften abhalten würden. Wenn sie aber ihrer Sache gewiß ist, wenn sie durch genaue Uiberlegung und lange Erfahrung ihre eigne Kräfte untersuchet hat, so hindert sie nichts, mit denen unschuldig angenehmen Gegenständen ihre mäßige Ergötzlichkeit zu haben. Dergleichen Art des Vergnügens macht sie lebhafter und geschickter, eine glückliche Uibereinstimmung unter den Bildern zu erhalten, von deren Vereinigung die genaue Ordnung der menschlichen Aufführung abhänget.

Ehe wir schliessen, müssen wir noch anmerken, daß unter den im Gehirne herum schwelfenden Bildern, zwo, ihrer Natur und Vortreflichkeit nach, besonders unterschiedene Arten befindlich sind. Der ersten kommt eigentlich der Nahme eines Bildes zu. Dieses sind

Vor-

Vorſtellungen der Cörper und ihrer Eigenſchaften, welche von den Sinnen der Seele auf eine unbegreifliche Weiſe mitgetheilet werden. Es giebt aber noch andere, deren Natur der Seelen Natur gleichförmig ſind, weil ihr Weſen eben ſo wohl mit der Materie nichts gemein hat. Man kan ſie Gedanken oder Begriffe nennen. Sie ſind wie die Günſtlinge der Grundurſache unſers vernünftigen Thuns, machen den Adel am Hofe der Vernunft aus, und ſind in Anſehung ihrer cörperlichen Mitbürger dasjenige, was die vornehmen klugen Leute in Betracht ihrer geringſten Landsleute zu ſeyn pflegen. Ob ſie gleich über die Bilder erhabener ſind, ſo unterlaſſen ſie deswegen nicht, dieſelben durch beſtändigen Beyſtand in einen ſo vollkommenen Stand zu ſetzen, dahin ſie nur ihrer Natur nach gelangen können.

VI.

Die bey dem Verstand herrschende Mode, und desselben Gebrauch *).

Der Verstand ist eine recht hochzuschätzende Sache, es ist auch nicht erlaubt, hieran zu zweifeln. Von undenklichen Zeiten an ist er Mode gewesen, darinne er sich unter tausend mancherley Gestalten, wie ein wahrhafter kleiner Protheus herum gedrehet hat. Mit demjenigen, was ich öffentliche Lappereyen oder Bagatellen genennet habe, steht er in der genauesten Vereinigung, folglich bleibt er eine geheiligte Sache, an die man sich nicht vergreifen darf. Solte sich aber doch die Mode verändern, und der Gebrauch auf den Einfall kommen, das Wort Verstand schlimm zu machen, wie es dem Ausdruck eines schönen Geistes ergangen ist, so dünket mich, daß diese Veränderung gar wohl, durch den Geschmack des Publici, mit ziemlich wahrscheinlichen Gründen, könnte vertheidiget werden.

Ein Mensch, der mit dieser mechanischen Einrichtung des Gehirns begabet ist, welche man Verstand nennet, gebrauchet sich desselben gemeiniglich so verkehrt, daß es unendlich besser für ihn selbst und für diejenigen, so mit ihm umgiengen, seyn würde, wenn er das dümmeste Vieh auf der ganzen bewohnten Erde wäre. Ich kenne dergleichen Leute, welche, weil sie sehr sinnreich verständig sind, drey bis vier vortheilhafte Ehebündnisse, und so viel Aemter verfehlet, mithin

*) XXIII Bagatelle.

ihm ihr ganzes Glück mit ſtarken Streichen von ſpitzigen Einfällen *), von Grund aus niedergeſchlagen haben. Sie mögen ſich aber ſo unglücklich machen, als ſie wollen, das ſteht bey ihnen; verdienet haben ſie wohl, daß ſie wegen ihrer ſtolzen Leichtfertigkeit, ſo zu reden, mit ihren eignen Waffen geſtraft werden: Allein ich möchte doch wiſſen, warum ich leiden ſolte, wenn ein anderer mit einer hitzigen und leichtfertigen Phantaſie verſehen iſt?

Sehet mir nur z. E. den Lycidas an, er giebt ſich ein Anſehen, wenn er mit einem Kleid von ſchlechtem Zeug in den artigſten Geſellſchaften erſcheinet. Hier trift er einen Jüngling an, der ſo ſchimmernd, wie ein Kelch aufm Altar über und über vergoldet iſt, der ihm ein etwas froſtiges Compliment machet. Wird mein Spasvogel ſich nicht gleich darüber aufhalten, und die erſte Gelegenheit erhaſchen, über das ſchöne Wambs dieſes wohl ausſtaffirten Stutzers, über ſeinen Stock mit dem goldenen Knopf, über ſeine verſilberte Weſte, Gloſſen zu machen, über deſſen nachdrückliche Beredſamkeit doch einen Augenblick vorher, die ganze Geſellſchaft den Mund aufgeſperret hatte? Er hat ſelbſt goldene Franzen an den Handſchuhen, die mehr gekoſtet haben, als eine ganze mit Verſtand angefüllte Bude werth iſt. Gleichwohl drehet Lycidas alles, was dieſer wackere junge Herr vorbringet, zu Bolzen, er zieht ihn auf, er zwinget ihn, daß er ihm das Feld räumen muß, und alles dieſes mit ſeinem gemeinen Kleide von Zeuge. Himmelſchreyendes Aergerniß!

Nichts deſto weniger muß ich freylich geſtehen, daß die reiche ſchöne Kleidung ihres Orts ein wenig Unrecht hat.

*) Bons-Mots.

hat. Denn ein Spanisches Rohr mit einem goldenen Knopf hindert endlich wohl den nicht, der es trägt, einen noch so ziemlichen Reverenz zu machen. Allein eben dieser Lycidas ist ein rechter Plagegeist, der allen Narren den Krieg ankündiget, wenn sie sonst gleich die besten Eigenschaften von der Welt haben. Ich würde dieses für etwas abscheuliches ansehen, wenn ich mirs erlaubt zu seyn glaubte, hier ein wenig vernunftstrotzerisch zu thun. Ich wüste ein gutes Mittel, ihn dahin zu bringen, seine Fuchtel einzustecken, ein ganz natürliches und kräftiges Mittel, wie mich dünket.

Ein Löwe greift einen Büffel mit seinen Klauen an, läßt sich wohl der Ochse geduldig zerreissen, weil ihm die spitzigen scharfen Klauen fehlen, wie sein Feind besitzet? Keinesweges, er stösset mit den Hörnern um sich, und da thut er recht wohl daran.

Alles Vieh hat das Recht, die von der Natur ihm verliehene Waffen zu seiner Vertheidigung zu gebrauchen. Wenn man doch in diesem Falle dergleichen Muster nachahmen wolte.

Die Gaben sind unter den Menschen vertheilt. Witzige, sinnreiche Leute sind gemeiniglich flüchtige, poßierliche, zärtlich feine Närrgen. Die Dummköpfe im Gegentheil sind, überhaupt zu sprechen, von guter stammhaften Gestalt, mit festen Knochen und tüchtigen Armen versehen. Ihr, mein feiner Herr Witzling, greift mich mit solchen Waffen an, mit denen ich nicht versehen bin. Warum woltet ihr es ungleich deuten, wenn ich mich der meinigen bediene, und jeden eurer witzigen Streiche mit einer wohl angebrachten geballten Faust, oder mit einem tapfern Fußstoß vor den Leib beantwortete?

Noch

Noch ſchlimmer iſts, wenn ein witziger Narr ſeine Gabe ſpöttiſch zu ſcherzen, in boshaften, noch ſo ziemlich gut flieſſenden Reimen auszulaſſen geſchickt iſt. Gnade dem ſodann der Himmel, dem er nicht wohl will, der iſt gewiß geliefert, und um einer ſchlechten, ohne Vorſatz begangenen Beleidigung willen, muß er in Gefahr ſtehen, der ganzen Welt zum Gelächter ausgeſtellt zu werden, wenn er gleich im Grund alle weſentliche Verdienſte eines rechtſchaffenen Mannes beſitzet.

VII.

Die Veränderung des Verſtandes und der Tugend *).

Die Vernunfttrotzer haben ſich in den Kopf geſetzet, daß Tugend und Verſtand auf ewigen Grundſätzen der Vernunft beruheten, und daß ſie ſo feſt und unwandelbar, als dieſer Grund ſelbſt wären. Die meiſten Menſchen bilden ſich ein, ſie wären eben dieſer Meinung, ſie betrügen ſich aber ſchändlich, und ſo wenig, als ſie ſich nur die Mühe geben wolten, ihre eignen Begriffe durch zu blättern, ſo würden ſie handgreiflich finden, daß ſie überzeugt ſind, Verſtand und Tugend verändern ſich nach der Zeit, nach dem Ort, und nach den Umſtänden. Nichts iſt natürlicher, als daß man ſich in ſeinen eignen Meinungen betriget. Zwiſchen dem Gedanken und der Einbildung iſt eine groſſe Gleichheit, und die Eindrücke der Gewohnheit ſehen den Einſichten der Vernunft ſo gleich und ähnlich, daß

*) XVII Bagatelle.

daß wir überaus geneigt ſind, die einen für die andern anzunehmen.

Ein ieder iſt von Jugend auf gewohnt, den Begrif vom Verſtändigen und Tugendhaften gewiſſen Gedanken und gewiſſen Handlungen beyzulegen. Er urtheilet allezeit in Gleichheit mit ſeinen vermeinten Grundſätzen, und an ſtat ſich die Mühe zu nehmen, ſie in Zweifel zu ziehen, ſiehet er denjenigen mit Erbarmung an, der ſie nicht annehmen will, und verdammt ihn wohl gar mit guter Zuverſicht, als einen Menſchen, der ein ausſchweifender Phantaſt ſey. Allein dieſer Menſch verdient die Verdammung bey weiten nicht, er iſt nicht weniger unter der Zuchtruthe der Gewohnheit, und befördert ihren Nutzen mit eben ſo groſſer Standhaftigkeit. Jezuweilen kommt noch ein dritter Mann darzu, der dieſe beyde, einen wie den andern für Narren hält, weil er aus eben dieſer Quelle ganz unterſchiedene Grundſätze gezogen hat, und der dritte muß wieder in Gefahr ſtehen, daß nicht ein vierter über ihn kömmt, der nicht beſſer mit ihm verfahren möchte.

Da nun dieſes alles, was ich iezo geſagt habe, vollkommen in der Erfahrung gegründet iſt, ſo kan man nichts anders daraus ſchlieſſen, als daß man über den verſchiedenen Geſchmack keinen Streit anfangen müſſe, wenn man ſich beſcheiden und vernünftig aufführen will: Oder, daß man lieber denjenigen Geſchmack annehme, der denen Perſonen, mit welchen wir genaue Gemeinſchaft haben, am gewöhnlichſten iſt. Auf ſolche Art muß man ſeine Entſcheidungen von der Tugend und von dem Verſtande, in Anſehung eines ieden Menſchen inſonderheit einrichten. So muß man

auch

auch in Betrachtung unterſchiedener Völker, und verſchiedener Zeitläufe verfahren.

In der Geſellſchaft, davon ich ein Mitglied bin, und in dem gegenwärtigen Zeitlauf, wird dieſes oder jenes für verſtändig und tugendhaft gehalten, mithin iſt es auch in Anſehung meiner. In dem vergangenen Jahrhunderte dachte man anders, und dieſe altväteriſche Meinung herrſchet noch bey andern Völkern. Ganz gut, dieſes Jahrhundert hatte zu der Zeit recht, itzo aber würde es ganz unrecht denken. Dieſe oder jene Völker denken unter ſich ganz gut, bey uns würden ſie nicht wiſſen, was ſie ſagten. Mit einem Wort, man muß thun, als ob der um uns herum herrſchende Geſchmack ſicher, gewiß und unfehlbar wäre, dabey es aber gleichwohl nicht verboten iſt, zu denken, daß wenn ein ganz unterſchiedener Geſchmack um uns herum lärmete, derſelbe auch eben ſo unfehlbar ſeyn müſſe. Mit dem gewaltigen Anſehen der gebräuchlichen Gewohnheit bey der Pflicht und dem Verſtande iſt es wie mit der Unfehlbarkeit des Pabſts beſchaffen. Ein Pabſt hat dieſe Verordnung, den Canon, das Decret gemacht, ohne Zweifel war er doch unfehlbar? Einer ſeiner Nachfolger hat ein anderes jenem ſchnurſtracks entgegen ſtehendes ausgehen laſſen, dieſer Pabſt war ebenfalls unfehlbar. Man müßte doch ein Ketzer ſeyn, wenn man den geringſten Widerſpruch darinne finden ſolte.

Ob mir nun wohl das, was ich behauptet habe, klar und deutlich, wie der Tag zu ſeyn ſcheinet, ſo ſehe ich nichts deſto weniger voraus, daß gewiſſe Leute meiner Meinung, in Anſehen des Verſtandes Beyfall geben, in Anſehung der Tugend aber mir ſelbigen verſagen

ſagen möchten, und darauf beſtünden, ſelbige für etwas weſentliches zu halten. Dieſes aber iſt ein pur lauteres Vorurtheil, welches von nichts anders, als von der nachläßigen Betrachtung der unumſchränkten Stärke der Gewohnheit herkommt.

Ich will es nur mit zwey merkwürdigen Beyſpielen vom Grund aus erweiſen.

Als Xerxes, der unumſchränkte Beherrſcher der weitläuftigſten Staaten, ſo iemals unter einem Haupt vereiniget geweſen, das berühmte, aus hundert verſchiedenen Völkern beſtehende Kriegsheer gegen Griechenland anführete, fiel ihm eine Betrachtung über den wunderlichen Gegenſtand ihrer verſchiedenen Sitten und Gebräuche in den Sinn. Wie nun die ſeinigen mit denſelben in gar keiner Strenigkeit befangen waren, ſo entſchloß er ſich, dasjenige lächerlich zu machen, was bey einigen dieſer Völker für heilige und unvermeidliche Pflichten gehalten wurden. Er ließ einige Griechen und einige von den Scythen vor ſich kommen, und fragte die einen wie die andern, um die Gebräuche bey ihren Leichenbegängnuſſen.

Die Griechen ſagten, daß man bey ihnen nichts wohl anſtändigers und andächtigers fände, als die Leichen ihrer Anverwandten und Freunde zu verbrennen, ihre Aſche zuſammen zu raffen, und ſolche mit groſſer Sorgfalt in Todtentöpfen aufzubehalten.

Die Scythen antworteten, ihrer Seits hielten ſie kein Grabmahl für ihre verſtorbene Anverwandten ehrwürdiger, als ihre eigne Leiber, und daß ſie ſelbige aus ſchuldiger Pflicht und Andacht auffreſſeten.

Der perſiſche König ordnete hierauf, dieſe beyde Völker ſolten in ihren Gewohnheiten einen Tauſch gegen

gen einander treffen, und ſchrieb den Griechen vor, ihre Todten künftighin zu verzehren; den Scythen aber, daß ſie nach griechiſcher Art ihre Leichen verbrennen ſolten. Die Griechen erſtaunten für Abſcheu, über dieſen erſchrecklichen Vortrag, die Scythen ärgerten ſich ebenfalls nicht wenig, die einen wie die andern aber waren bereit, viel eher ihr eignes Leben darüber zuzuſetzen, als mit dem künftigen Uiberreſt derjenigen auf eine ſo ſchnöde und unwürdige Weiſe umzugehen, welche vormals die Gegenſtände ihrer zärtlichſten Liebe, und der Urſprung eines Theils ihres Vergnügens geweſen wären.

Vielleicht möchte man mit mir eine Zänkerey über dieſes Beyſpiel anfangen, als ob hier nur die Rede von einer Ceremonie und nicht von der Tugend ſelbſt ſey. Meinetwegen. Hier iſt ein ander Exempel, welches die Gerechtigkeit betrift, die nicht nur eine wahrhafte Tugend iſt, ſondern auch noch darzu, wie ein Meſſergeſteck, alle andere Tugenden in ſich faſſet.

Ein Franzos war neuerlich in Holland angekommen, und glaubte Urſache genug zu haben, ſich zu bereden, daß ihn ſein Bedienter beſtohlen hätte. Er thate dem Magiſtrat Anzeige davon, welcher ihn mit ruhigem und geſetztem Anſehen fragte, wo die Zeugen wären. Meine Zeugen? verſetzte er, ich bin ein Edelmann, man muß mir auf mein Wort glauben.

Er war in einem Lande gebohren, wo die oberhoheitliche Herrſchaft, wie ein beſtändiger Waſſerfall bis auf den geringſten Unterthan herab ſtrömet, der immer noch einen geringern unter ſich ſiehet, mithin fande er eine himmelſchreyende Ungerechtigkeit in dem Ver-

tragen des Richters, der einen Edelmann und einen Hofunken gegen einander in Gleichheit ſetzte. Der Richter war gewohnt, in einer Republic zu leben, wo man ſich einbildet, daß die Natur alle Menſchen gleich gemachet, daß die Glücksgaben keine Entſcheidung in einer Rechtsſache geben, und daß ein ſchelmiſcher Laqvay, und ein vorneliger oder verdächtiger Herr gleiche natürliche Dinge ſind. Der Richter, ſage ich, findet darinne die Gerechtigkeit, daß er mit Behutſamkeit zu Werke gehet; Er glaubet, eine Goldbörſe könnte wieder gefunden werden, alleine die Striemen, welche die Hand des Henkers mit dem Staupbeſen einprägt, bleiben unauslöſchlich, und er thut den Ausſpruch, daß, wenn der Herr mit ſeinem Knecht nicht zufrieden iſt, ſo mag er ihm ſeinen Lohn geben und laufen laſſen. Was iſt das für ein verwünſchtes Urtheil! wird mein fremder Cavalier ſchreyen. Was! ich ſoll einen Schelm, einen Dieb, bezahlen, daß er mich beſtohlen hat? Einen Galgenvogel, der die Galeeren verdient hat? Dieſer Zufall wird ihn gewiß zur äuſſerſten Verachtung bewegen, davon er ſich nicht leicht und eher wieder erholen wird, als bis er auf die Spur ſeines Vergehens kommen möchte, oder wenn nach einem zwanzig jährigen Leben in einer Republic ſeine Begriffe von der Gerechtigkeit, mechaniſch nach und nach ſchwächer zu werden anfangen möchten.

VIII. Die

VIII.

Die Veränderung der Wahrheiten *).

Nunmehro komme ich wieder auf die unnöthige Verdrehung, die man bey dem Vorfall im Leben des Xerxes machen möchte, indem man meinen könnte, daß dasjenige, was ich Tugend genennet, in dem Grund nichts mehr als eine Ceremonie ſey.

Welche Blindheit! Iſt es denn nicht die Ceremonie, die das ganze Weſen der Tugend ausmachet? Die Religion, als das allererhabenſte in der Tugend, iſt, wenn wir recht nach der Erfahrung reden, nichts anders, als ein Schober von Gebehrden, von verzerrten Stellungen und von Ceremonien, die nach dem Unterſchied der Himmels- und Luftgegend ſich verändern. Es iſt auch kein Land in der Welt, wo die Gottesfurcht in einer ſtandhaften Stärke beſtehe, in ſeiner ganzen Aufführung der Vorſchrift einer aufgeklärten Vernunft zu folgen.

Daher kommts eben, wie ein engelländiſcher Schriftſteller ſehr wohl angemerket hat, daß ein gottesfürchtiger frommer Menſch an einem Ort, nur einen Fluß, oder einen Arm des Meers überfahren darf, ſo iſt ers nicht mehr: Was ſage ich, er darf nur aus einem anſehnlichen Pallaſt in ein kleines Haus gehen.

Die Wahrheit, welche eine ſo genaue Verbindung mit der Tugend hat, iſt eben dieſem Schickſal unterworfen. Was in einem Land wahr iſt, bleibt etwan

*) XVIII Bagatelle.

durch ein Jahrhundert wahr, und höret im folgenden Zeitlauf wieder auf, wahr zu seyn.

Aristoteles, der vormals nichts anders, als Orakelsprüche von sich gab, redet itzo Narrenpossen, und Descartes, der zu seiner Zeit fast die Hand mit anlegte, das Weltgebäude aufzuführen, versteht anitzo bey nahe nichts mehr von dem grossen Haufen der Körper.

Man muß sich also zu den Zweiflern halten, dürfte man mir entgegen sprechen, und sich in einen allgemeinen Zweifel stürzen.

Durchaus nicht, man muß sich nur dem Wahn seiner Zeit überlassen. Der Mensch ist gemacht, daß er nur trotzig hin, ja oder nein sprechen soll. Was verschlägt es uns denn, ob die Wahrheiten ewig sind, oder nicht? Man gebrauche sich dessen, was in unserm Vaterlande, oder wo wir sonst leben, und bey unsern Lebzeiten wahr ist, und halte dasjenige nur getrost für lächerlich, was nicht damit übercin kommt.

Es wird auch nicht übel gethan seyn, wenn man sich in einer äussersten Noth bald an das vergangene Wahrhafte, bald an das gegenwärtige Wahre hält, ohne sich grosse Sorge zu machen, man möchte in einen Widerspruch mit sich selbst gerathen: Unsere Natur treibet uns ohnedis darzu, und viel geschickte Leute meinen, den Menschen nicht besser zu beschreiben, als daß er der größte unter allen Widersprüchen sey.

Lasset uns demnach, im Fall der Noth, einer Bahne folgen, die uns die größten Geister eröfnet haben. Wie es, zum Exempel, die Jansenisten machen, die sich der Huguenotten Waffen gebrauchen, wenn sie wider den Pabst zu Felde ziehen, und sich unter den Schild ihrer Heiligkeit verkriechen, wenn ihnen die

Huge-

Huaenotten aufs Fell gehen. Das Schwerdt dieſer letztern, deſſen ſich auch andere wider den Nachfolger St. Peters gebrauchen, heißt man die Unterſuchung. Der Schild aber, deſſen ich erwähnet habe, iſt nichts anders, als die Unfehlbarkeit der Kirche.

Die meiſten derjenigen, die meine Meinung in Anſehung der Tugend und der Wahrheit, etwan beſtreiten könnten, ſind hiervon ſelbſt der ſtathafteſte Beweis. Sie finden etwas im nachdenkenden Erkenntniß falſch, urtheilt man aber nach ihrer Aufführung, ſo finden ſie es in der Ausübung für wahr. Hier iſt ja der Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Sehet, wie das Wahre ſeine Natur verwandelt.

So viel den Verſtand betrift, wird man ſich, wie ich glaube, die Mühe nicht nehmen, mir darüber viel Streitens zu machen. Man wird leicht merken, daß er nichts mehr, als eine Mode iſt, und folglich etwas, das der Unbeſtändigkeit und einem ſeltſamen Eigenſinn unterworfen ſey.

Ein hochaufgethürmter Kopfputz iſt anietzo etwas ausſchweifend tolles, und er würde die Schönheit ſelbſt häßlich verſtellen. Dieſer Zierrath würde auch ſo wirklich lächerlich ſeyn, als man wirklich überzeugt iſt, daß zwey und zwey vier machen, und der Unterſchied dieſer beyden Uiberzeugungen iſt faſt nicht zu merken. Gleichwohl iſt es wahr, daß vor ſechzig Jahren dergleichen auf einem Frauenzimmerkopf erbaute Kleckenthurm Wunder thate.

Mit dem Verſtand, als einem der größten Vortheile der Menſchen, hat es eine richtig gleiche Beſchaffenheit. Wenn der Verſtand in derjenigen Stärke der Einbildung beſtünde, mit welcher man die beſtändigen und unwandelbaren Wahrheiten durch

ſolche Zierrathen ausputzet, die den weſentlichen Eigenſchaften des menſchlichen Herzens gleichförmig ſind, ſo würde er gewiß alle Perlen und Diamanten an Seltſamkeit übertreffen; ja es würden tauſend Perſonen, welche die Mode anietzo zu Leuten vom Verſtand erſchaffen hat, für Narren und Dummköpfe gehalten werden. Man fuchtele ſich doch nur nicht mehr mit ſolcher Hartnäckigkeit und ſo eifrig über das Verdienſt der Odyſſee und Iliade herum.

Homer hat unendlich viel Verſtand, und Pindarus desgleichen: Nicht zwar ſo gar viel bey ihren Lebzeiten, das iſt gewiß, als einige Zeit nach ihrem Tode. Sie hatten welchen, ſo viel als die Mode vorſchrieb, daß ſie haben ſolten. Sie haben auch noch groſſen Verſtand für diejenigen, welche ihr Vaterland gegen Griechenland vertauſchen, und ſo gute gebohrne Franzoſen oder Engelländer ſie ſind, ſo ſind ſie doch der Neigung nach Griechen. Eben dieſe Schriftſteller haben nicht mehr Verſtand bey Leuten, die viel Vernunftſchlüſſe machen, als bey andern, die gar nicht vernünftig denken.

Wer wolte ſich darüber ärgern? ihre Regierung hat lange genug gewähret, daß ſie wohl damit zufrieden ſeyn können. Ihr Verſtand, wie man ſagt, blitzte ſchimmernd von dem Erhabenen und natürlich Schönen. Nun iſt es aber auch Zeit, daß das zärtlich feine, blühende und annehmlich liebliche an die Reihe komme. Man thäte unrecht, wenn man ſich darwider ſetzen wolte. Allem Anſehen nach, dürfte ſeine Herrſchaft ſo lange nicht währen, zum wenigſten wird ſie ruhig und friedlich ſeyn.

Dieſes was ich von der Natur des Verſtandes feſtgeſtellet habe, iſt nun der Schlüſſel zur mannigfalti-

gen

gen Veränderung der Reputationsfolgen. Ronſard war der Horaz ſeiner Zeit; anietzo ſtehet er faſt noch unter dem Nichts. Er hatte gleichwohl Verſtand, ich berufe mich hierbey auf ſeine Zeitgenoſſen. Er gab aber ſeinen franzöſiſchen Redensarten einen griechiſchen Zug: Sehet das brachte ihn um ſein Anſehen, und das iſt es doch, was im Horaz ſo gefällt. So wahr iſts alſo, was Sanſcho ſagte: Daß doch auf der Welt nichts als Glück und Unglück ſey.

Eben dieſe Unbeſtändigkeit unter der Sonnen iſt es, welche den ſpitzigen Einfällen, und Zweydeutigkeiten ein Bein untergeſchlagen hat, die zu ihrer Zeit das Feineſte des Verſtandes ausmachte. Der Pater Bouhours wird euch ſagen, und Boileau hat es vorhergeſagt, was die Urſache ſey.

Die Erzehlungen ſind es. Die ſpitzigen Einfälle ſind gar zu gemein geworden. Man weiß überdiß wohl, daß der Zeitpunct der Veränderung der Mode ſich einſtellt, wenn wackere Leute bemerken, daß ihnen der Pöbel gar zu häufig nachahmet.

Es giebt aber noch viel ſchöne Geiſter in der Zeit, da wir leben, welche den Machtſpruch dieſes ſinnreichen Jeſuiten, der doch von Witz und Zucker zuſammen geſetzt iſt, nicht wollen gelten laſſen. Sie ſträmmen ſich gewaltig vor die ſpitzigen Einfälle, ſie machen immer neue fort, und die Ladenpurſche haben dieſe ſchon aus der andern Hand.

Folglich iſt ein wahrſcheinlicher Wahn, der nicht geſtatten will, daß in gewiſſen ſpitzigen Einfällen kein Verſtand ſtecken ſoll, und man kan ihm wohl beypflichten, ohne der Orthodoxie des Geſchmacks zu nahe zu treten.

IX.

Der Einfluß des Verſtandes und Herzens in die Wahrheit *).

Wenn ich den Zuſtand in genaue Erwegung ziehe, darinne ſich ein Menſch befinden muß, woferne er in Unterſuchung der Wahrheit fortkommen will, ſo vermeine ich, ganz deutlich einzuſehen, daß die Empfindungen des Herzens eben ſo viel oder ſo wenig Einfluß, als der Verſtand ſelbſt darinnen haben. Richtige Vernunftſchluſſe zu machen, von Vorurtheilen nicht hintergangen zu werden, die falſchen Schlußverdrehungen einzuſehen, zu dieſen allen iſt eine von der Natur erlangte lebhafte Scharfſinnigkeit, eine richtige reine Beurtheilungskraft nicht hinlänglich; es iſt nicht gnug, dieſe Gaben des Verſtandes mit aller Sorgfalt auszuarbeiten: Man muß auch ein erhabenes, edles, ſtandhaftes Gemüth, einen unverzagten Muth, eine unwandelbare Redlichkeit, eine brennende Liebe zur Wahrheit, überdieſes aber eine innigliche groſsmüthige Neigung zur Freyheit und gänzlichen Unabhänglichkeit unſerer Vernunft beſitzen.

Ich weiß wohl, daß dieſe vortrefliche Eigenſchaften ihren Grund in dem Verſtande ſelbſt haben, und wenn die Natur das Herz zu dieſen glücklichen Neigungen öfters zubereitet, ſelbige uns nicht ſonderlich dienlich ſind, woferne ſie nicht durch den Verſtand eingerichtet, geſtärket und angeleitet werden. Man hat aber auch keine groſſe Kräfte der Vernunft, noch viel Zeit anzuwenden, dieſe guten Empfindungen zu begreifen.

Es

*) XCVII Bagatelle.

Es iſt gar leicht, zu erkennen, daß es der Vortreflichkeit unſerer Seele höchſt anſtändig iſt, und zu unſerm gröſten Nutzen gereichet, die Wahrheit über alles zu lieben, und in unſerer ganzen Aufführung das Recht unſerer Vernunft zu vertheidigen, nach welchem ſie nichts annimmt, was ſie nicht vorher nach äuſerſten Kräften entſchieden hat. Es iſt aber ein groſſer Unterſchied, dieſe Wahrheiten zu empfinden, ſich dieſelben durch eine unabläßige Aufmerkſamkeit bekannt zu machen, und ſie beſtändig vor Augen zu haben, wenn es auf deren Ausübung ankommt. Mit einem Wort, es iſt eine ganz andere Sache, von der Schönheit und dem Vortheil dieſer Pflichten richtige Begriffe zu hegen; eine andere aber, dieſelben, ſo zu reden, von der Wahrheit zur Tugend überzutragen, oder von dem Begrif zur angewöhnten Uibung zu bringen.

Dieſe Gewohnheit wird niemals beſſer in Uibung gebracht, als wenn die gemeldeten Begriffe gleich anfangs unſerer Einbildung vorgeſtellet werden, und unſer Vermögen, vernünftige Schlüſſe zu machen, darinne geübet werde: Dieſes iſt der feſte Grund unſerer künftigen richtigen Gedenkensart.

Ein Menſch, der ſo vernünftige und edle Empfindungen heget, wenn er ſonſt gleich nur mittelmäßige Gaben beſitzet, wird zwar niemals der geſchickteſte Feldmeſſer werden, oder die ſcharfſinnigſten Geiſter durch eine Auflöſung eines zweydeutigen Satzes in der Algebra in Erſtaunen ſetzen. Allein wenn ſeine Vernunft nur wohl angeführt iſt, wird er ſolche Wahrheiten gar bald einſehen, die uns viel zuträglicher ſind, und den ſtärkſten Einfluß in unſere Aufführung haben. Sein allezeit freyes und unverwirrtes Gemüth wird nie keine andere Hinderniſſe zu beſtreiten

haben,

haben, als die Schwierigkeiten, so ihm der Gegenstand, den er zu ergründen suchet, selbst verursachet.

Laßt uns anietzo einen Menschen vorstellen, dessen Herz von Natur niederträchtig ist, der diese Unart durch keinen angewandten Fleiß auszurotten bemühet gewesen, oder die er sich durch eine niederträchtige Auferziehung zugezogen hat. Man bringe ihm die lebhaftesten Erkenntnisse, die richtigste Beurtheilungsart, die weitläuftigsten Einsichten des Verstandes bey, so ist es klar, daß er, wenn er nur selbst will, die tiefsten Dunkelheiten durchdringen, die wunderwürdigsten Einsichten in den Wissenschaften erhalten wird, wo nur seine niederträchtigen Neigungen nicht dabey interessiret sind.

Allein sobald er die ausserordentlichen Gaben seines Verstandes in solchen Untersuchungen anwenden will, die mit dem Zustand seines Herzens eine Gemeinschaft haben, so bald hält ihn seine Zaghaftigkeit zurück, er hat den Muth nicht, seine Vernunft von allen den ohne alle Untersuchung angenommenen Meinungen loszureissen. Er darf sich nicht unterwinden, die Entscheidungen unserer Vorfahren gegen den guten Vernunftsinn zu halten. Er nimmt ihre Grundsätze mit einer ehrerbietigen Blindheit an. Aus seinen vorgefaßten Meinungen macht er sich eine Ehre, und giebt seiner Zaghaftigkeit den Titel einer Bescheidenheit. Alle seine Geschicklichkeit wird er nur darzu anwenden, daß er den ungeheuresten Irrthümern eine Farbe der Wahrscheinlichkeit anstreichet, deren ausschweifende Thorheit doch ein mittelmäßiger Verstand, der von einem wohlgezogenen Herze unterstützt wird, ohne alle Mühe entdecken kan.

Nie-

Niemand wird dem Herrn Thalerhold den Titel eines einſehenden und verſtändigen Mannes abſprechen. Wenn er ſeinen Verſtand in einem richtigen Gleichgewicht erhalten könnte, ſo würde er gewiß in Europa für einen Menſchen gehalten werden, der alle wichtigſte Wahrheiten aufzuklären im Stande wäre. Allein, ſo giebt er ſein Gemüth einem nichtswürdigen Geiz, und einem unermäßlichen Hochmuth zur Beute hin. Seine Leidenſchaften haben allzuſtarkes Intereſſe bey einigen Meinungen, daß ſie wahr ſeyn möchten, daher wünſchet ers, und weil er ſichs wünſchet, ſo hält er ſie auch für wahr. Er wendet ſeine Aufmerkſamkeit auf eine mechaniſche Art von den auſſer allen Zweifel geſtellten Grundſätzen weg, die ihm ſeine Irrthümer handgreiflich machen könnten. Alle Wirkſamkeit ſeines Verſtandes wendet er auf die allgeringſten Wahrſcheinlichkeiten, die ſeine Meinungen verkleiſtern, weil dieſe eine ſehr anſehnliche und austrägliche Pfründe bey ſich führen.

Starkwitz war geſchickt, durch ſeinen ſcharfen Verſtand ſein Gemüth von den Vorurtheilen der Kindheit zu reinigen, daß er mit Verachtung alles Glückes und aller Lebensannehmlichkeiten eine Religion annahm, die ſeinen Voreltern ein Grauen machte. Da er aber von der Partey, darzu er ſich gewendet hatte, ohne alle Urſache verachtet, verſpottet und verdrießlich gemacht wurde, war ſeine Liebe zur Wahrheit ſo edel und uneigennützig nicht, daß er ſie von der Aufführung ſolcher Leute hätte mögen unterſcheiden, die ſie aus wohlbedächtiger Uiberlegung oder aus Vorurtheil gefunden haben. Er ließ ſich durch Zorn und Erbitterung vielmehr hinreiſſen, ſtieß die Meinung, deren klare Deutlichkeit ihm vorher ſo helle in die Augen

leuch-

leuchtete, wieder von sich: Ergrif die Feder, ihre Schwäche darzuthun. Sein Angrif machte seine Gegner verwirrt, daß sie dieselbe schlecht vertheidigten, und in der That konnten sie seinen Demonstrationen nicht anders, als durch kindische Ausflüchte und leere Distinctionen, die sie selbst nicht verstanden, ausweichen. Starkwitz triumphirete. Die Niederlage seiner Gegner bestärkte ihn in den Meinungen seiner Jugend. Dennoch läßt er sich von seinem Zorn verführen, verwirret zween Gegenstände, die ganz wesentlich von einander unterschieden sind. Die Meinung, so er bestreitet, lässet er, wie sie ist, er beweiset nur, daß ein Widerspruch vorhanden sey, wenn man dieselbe aus gewissen Grundsätzen herleiten wolte, die ihren Ursprung nur aus der Phantasie seiner Gegner zögen.

Die allergemeinsten Hindernisse, wider welche die ganze Stärke der Vernunft am meisten zu ringen hat, sind die Eitelkeit und ein hartnäckigter Eigensinn, als die gefährlichsten Wirkungen der Selbstliebe.

Es kan dem geschicktesten Mann widerfahren, daß er von einer Sache falsche Schlüsse macht, wenn er sie nicht von allen ihren Seiten betrachtet und erwogen hat, er vergnüget sich also über seinen Irrthum, den er für die glücklichste Entdeckung ansiehet. Wenn er also in der ersten Hitze der herzlichen Vaterliebe gegen seinen ausgeheckten Begrif, denselben der Welt öffentlich vorleget, so kan er nicht anders, als mit dem nagendsten Verdruß ansehen, daß man seinen verkehrten Schluß entdecket, indem man ihn gegen den rechten Gesichtspunct der vorhabenden Sache stellet. Die eifrige Liebe für seine Reputation dringet ihn, alle äusserste Kräfte anzustrecken, damit er die augen-

genſcheinliche Deutlichkeit der Einwürfe nur nicht ſehen möge. Wenn ſie ihm auch wider allen ſeinen Willen in die Augen leuchtet, ſo hat er doch ſo viel edle Gewalt nicht über ſich, zu bekennen, daß er ſich geirret habe, er verachtet alſo den Ruhm, den er durch dieſes redliche und einem Liebhaber der Wahrheit wohlanſtändige Bekenntniß erwerben könnte. Man ſolte ſagen, er ſtrebte mit Macht nach dem Freyheitsbrief der Unfehlbarkeit. Nur der Gedanke, für einen Mann angeſehen zu werden, der eben ſo gut, als andere fehlen könnte, macht ſeine hartnäckige Eitelkeit aufrühriſch. In den Antworten auf die ihm gemachten Einwürfe, raffet er die ganze Kraft ſeiner Vernunftſchlüſſe, und ſpitzigſten Witzes zuſammen, ſelbige niederzuſchlagen. Man treibt ihn bis auf die handgreiflichſten Abſurditäten: Nichts deſtoweniger vertheidiget er die Folgerungen dieſer Grundſätze mit weit gröſſern Ungereimtheiten. Sein Verſtand übet ſich in nichts lieber, als in der Kunſt den abgeſchmackteſten Meinungen ein Färbgen der Wahrſcheinlichkeit anzuſtreichen. Endlich geſchieht es, daß er ſeinen eignen falſchen Schlüſſen, deren er ſich angenommen hat, gewonnen giebt, und dasjenige nunmehro mit rechtem Ernſt vertheidiget, was er vorher aus ungeordneter Selbſtliebe gethan hatte.

Ich glaube feſtiglich, daß dieſes der Character des berühmten Herrn Bayle geweſen iſt, und halte davor, daß mir diejenigen, ſo ſeine Werke mit kaltſinniger Gleichgültigkeit geleſen haben, leicht beyfallen werden, es habe kein Menſch geſchicktere Vernunftſchlüſſe in allem demjenigen zu machen gewußt, als was er wider die Nichtduldung und die Läſterungen des P. Maimburgs geſchrieben hat. Hier findet man eine

Ret-

Reinigkeit des Verſtandes, eine ſcharfſinnige Einſicht, eine vortrefliche Beurtheilung, dergleichen man anderswo nicht antrift. Er hat die vorhabende Sache völlig in ſeiner Gewalt, er verhandelt ſie auf die deutlichſte und der Vernunft der Leſer eindringendſte Art und Weiſe. Er beweiſet nicht, er demonſtrirt handgreiflich, daß nichts entgegen geſtellet werden kan. Wie geht es doch zu, daß ein ſo erhabenes Genie, eine ſo ſtarke Vernunft in ſolche Abweichungen gerathen ſeyn muß? Seine erſten Abſichten giengen, meines Bedünkens nach, auf nichts anders, als den Hochmuth gewiſſer Theologen zu erniedrigen, welche ihre Entſcheidungen auf tiefſinnige Grundſätze gründeten, davon ſie keine Begriffe hatten. Er hat ſie Anfangs durch ſcheinbare Schwierigkeiten verwirrt machen wollen, die er den Ketzern abgeborget, und die er unendlich geſchickter als die Ketzer ſelbſt anzuwenden und zu verſtärken wuſte. Harte und ſchimpfliche Antworten brachten ihn auf, ſich zu vertheidigen, und alle ſeine Gaben zuſammen zu nehmen, damit es ihm recht von ſtatten gieng. Vielleicht iſt er durch ſeine eigne Scharfſichtigkeit verblendet worden: Vielleicht hat ihn auch die Leichtigkeit, womit er alle Meinungen zu vertheidigen geſchickt war, und die Verwirrung, in welche ſeine unbehutſame Schlußdreherey die verſtändigſten Leute geſetzt hatte, zum Pyrrhoniſmus verführt, da er denn durch eine klägliche Gewohnheit die richtigen Kennzeichen der Wahrheit, dadurch ſie vom Irrthum unterſchieden wird, aus dem Geſicht verlohren.

X. Die

X.

Die Veränderung des Verſtandes und Witzes nach den Profeßionen und Ständen *).

Weil ich nunmehro wieder auf die Partey der Vernunftstrotzer getreten bin, ſo unterſtehe ich mich, dreiſte heraus zu ſagen, daß ich glaube, die Leute haben nur ſo viel Witz und Verſtand, als ſie einen Geſchmack an dem engelländiſchen Zuſchauer finden und denſelben bewundern. Ich weiß wohl, daß hier und da ſchlechte und trockene Stücke darinne vorkommen. Dieſes ereignet ſich wohl daher, daß ſie in der Geſchwindigkeit auf der Poſt hingeſchrieben oder von ſolchen Verfaſſern verfertiget ſind, die nicht ſtark und witzig genug haben denken können. Was man aber daſelbſt gutes und nach den Grundſätzen aller Anhänger des guten Vernunftſinns antrift, iſt ſo vortreflich, daß ich nicht begreife, wie der menſchliche Verſtand weiter gehen könnte. Ich ſpüre dieſes Vortrefliche nicht nur in gewiſſen klugen und neuen Betrachtungen über die Wahrheiten der Religion und in den Characteren, welche uns die Tugend von ihrer nützlichen und liebenswürdigen Seite vorſtellet, ſondern ich finde ſolches auch überhaupt in der Art und Weiſe, wie er gewiſſe ſchlechte und geringe Sachen abhandelt, die aber ſo fruchtbar an Anmerkungen und Betrachtungen ſind, ſo er uns daraus ziehen läßt, daß wir es kaum ſelbſt gewahr werden. Dergleichen nun ſind gewiſſe gemeine, ſchlechte Lebensumſtände, aus denen man

*) LVII Bagatelle.

man das menſchliche Herz unendlich beſſer, als aus den prächtigen groſſen Thaten erkennen kan, die es insgemein aus ganz fremden Bewegungsgründen auszuüben pfleget. Heute werde ich mir ein Vergnügen machen, dieſer Schreibart nachzuahmen, indem mir dasjenige, was ich bereits vorher vom Verſtand geſagt habe, gute Gelegenheit darzu an die Hand giebt.

Bevor ich tiefer in die vorhabende Sache hinein gehe, will ich vorher berichten, daß ich allhier unter dem Witz und Verſtand dasjenige verſtanden haben will, was Leute darunter verſtehen, die eben nicht ſonderlich nachdenken. Dergleichen Art vom Verſtand nun ändert nicht allein ſeine Natur nach den verſchiedenen Luft- und Himmelsgegenden, ſondern man triſt iezuweilen auch hundert Arten des Witzes und Verſtandes bey einerley Volk und in einer Stadt an. Dieſes alles kommt von Kleidungen, vom Rang, von dem Reicht um, von der Geburt, von einem Grad der Furchtſamkeit oder Frechheit her.

Ein ſchlecht gekleideter Menſch ſagt etwas; er iſt ein Narr. Eine Brocadene Weſte ſagt eben dieſes, der Mann hat Verſtand. Dieſer oder jener geht aus einem Hauſe, wo er Verſtand über Verſtand hatte, er geht in ein anderes, wo er nicht einmal den allgemeinen Vernunftſinn beſitzet. Woher kommt denn das? Daher, weil man hier eine Geſellſchaftsſprache redet, davon er nicht ein Wort verſtehet, weil man die ganze Verfaſſung des Wörterbuchs der Academie verkehrt, indem man iedem Wort einen Sinn beylegt, den ihm der gemeine Gebrauch niemals zugetheilt hat. Alle dieſe trefliche Plauderer ſehen ihn, wegen ihrer rothwelſchen Mundart, über die Achſel an, ſie werden

aber

aber wieder davor bezahlt. Sie beſuchen ihren Nachbar, und da werden ſie die unerträglichſten Narren, die iemals von der Kunſt ſind zugerichtet worden.

Man kan den ganzen Klumpen des Verſtandes, der in einem Land herum webet, gar füglich in den vornehmen Verſtand und in den bürgerlichen, oder Pöbelverſtand eintheilen. Der vornehme, oder der Herrnverſtand iſt der beſte, die Sache bleibt auſſer allen Streit, ich kan es auch denen, ſo damit begabt ſind, nicht vor übel halten, daß ſie dem Bürger-, oder Pöbelverſtand nicht einmal den Titel des Verſtands beylegen wollen. Ich habe ſelbſt eine vornehme Dame geſehen, die, meines Bedünkens nach ihre Mildigkeit gegen den Bürgerſtand ein wenig zuweit trieb, indem ſie von einer viel geringern Frau, als ſie war, ſagte, ſie hätte für ein Bürgers-Weib viel Verſtand. Wie ich aber gerne allen Leuten gefallen möchte, und ſelbſt ſehr entfernt bin, mich unter Leute von vornehmen Stand zu rechnen; alſo wird ein zärtlichfeiner Leſer es nicht übel nehmen, daß ich nur allhier vom Bürgerverſtand rede. Dieſes Beywort verbeſſert dasjenige überaus wohl, was ſonſt das Wort: Verſtand, allzuerhabenes bey ſich führet. Bey dieſem Bürgerverſtand und Witz habe ich eine ſehr triftige Anmerkung zu machen; daß er nemlich gemeiniglich von unterſchiedener Gattung ſey, nach den verſchiedenen Handthierungen, welche Leute, die bürgerlich verſtändig, oder bürgerlich geiſtreich witzig ſind, zu treiben pflegen.

Die Wendung des Verſtandes eines Schneiders, z. E. gehet gemeiniglich auf die galante Artigkeit. Die Urſache iſt, weil ſeine Handthierung ſittſam, ru-

hig und zum Umgang sehr geschickt ist. Er hat immer bey jungen Herren zu verrichten, die Liebhabereyen haben, und ohne Zweifel davon sprechen. Wenn er mit einem Knopfloch beschäftiget ist, kan er die Erzählung eines glücklichen Fangs anhören, und sich die Entdeckungen, so im Lande der Zärtlichkeit geschehen sind, zu Nutze machen. Uiberdiß scheinet das Handwerk eines Schneiders ausdrücklich darzu aufgeleget zu seyn, daß es die Unterhandlung mit dem schönen Geschlecht befördern soll. Wie er andern ein gutes Ansehen verschaffet, so würde er gewiß unrecht thun, wenn er gegen sich selbst sparsam dabey seyn wolte. Er wäre sehr unglücklich, wenn er ein Kleid verbremte, daß ihm nicht so viel Tressen übrig bleiben solten, ein paar Kniegürtel zu bekommen und die rothen Beinkleider zu bereichern. Ohne dieses, findet er tausend Gelegenheiten, dem natürlichen Verlangen einer Schönen Gnüge zu thun, sich das Weibsvolk, seines Standes, durch eine besondere lustige Stellung zu gewinnen. Folglich müssen ihm diejenigen mit Lust leiden, die er beständig mit einem Resigen schönen reichen Zeug zu einem Geldbeutel oder zu ein paar Pantoffeln versehen kan. Endlich fehlt es auch einem jungen Schneider nicht leicht an Dreistigkeit, welches ein wesentliches Stück zur Galanterie ist. Er hat den Zutritt bey den vornehmsten Damen, ihnen die Kleidung anzuversuchen, welches gewiß eine reizende Gelegenheit ist, die Schönsten in einer entzückenden Unordnung zu sehen, nach welcher ihre Liebhaber, die noch so wohl bey ihnen angeschrieben sind, die Finger lecken würden.

Der Schuhflicker Witz ist gemeiniglich lustig, spashaft, und hat etwas vom Schalcksnarrn. Er giebt der ganzen Nachbarschaft zu lachen. Sein lustiges

Wesen

Weſen kommt daher, daß er, ſo zu reden, unter freyem Himmel, der Luft und im vollen Licht arbeitet. Er wird ſcherzhaft und poßierlich, weil ihn faſt alle Vorbeygehende kennen, die ihm immerfort ein ſcherzhaftes Wort, oder luſtigen Einfall zuwerfen. Anfangs beantwortet er ſolchen gut und ſchlimm, nachher aber kommt er immer nach und nach in ein beſſeres Geſchick, und endlich ſammelt er ſich ein Magazin voller ſpitzfindiger Poſſen und luſtigen Beywörter, darüber ihn die ganze Nachbarſchaft in Betrachtung ziehet.

Die Schifknechte haben aus eben dieſen Urſachen, eben dergleichen Art von Witz, daher bekennet auch alle Welt, daß dieſes das poßirlichſte Volk auf der Welt iſt. Wie oft habe ich nicht geſehen, daß reiſende ſchöne Geiſter, durch eine edle Eiferſucht aufgebracht, mit den Schiffern auf ſpitzige Scherzworte Kugeln gewechſelt haben, und von ihren Gegnern in tollen Einfällen überwunden worden ſind.

Ich würde den Barbierern Unrecht thun, wenn ich ihrer hier nicht mit einem Wort gedächte. Man muß ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Von allen Arten des Bürgerwitzes kommt keiner dem Herrnverſtand ſo ſehr, als der ihrige bey. Sie ſind beſtändig in der ſchönen Welt, da man ſich wohl hüten wird, die Ehre des Umgangs einem Menſchen zu verſagen, der einem das Meſſer vor die Kehle ſetzt.

Der ſtaatswitzige und der ſchöne Geiſt ſind überhaupt die Stärke eines Barbiers. Gar ſelten wird es geſchehen, daß er nicht ein fleißiger Zeitungeleſer wär, und Verſe machen könnte. Meiſtentheils hat er ein wenig ſtudirt, und wie er dem Officier, dem Rathsherrn, dem Poeten ohne Unterſchied den Bart

abnimmt, alſo erſchnappt er allenthalben ein Modewörtgen, und ein Kunſtwort, mit dem er die Rede und das Gedächtniß bereichern kan.

Die Gaſconier zeichnen ſich unter allen andern Barbiers, ihren Mitbrüdern, am meiſten aus. Man darf ſich auch nicht darüber wundern, inmaſſen die fertige Leichtigkeit der Fauſt und der Zunge dieſer Nation beſonders eigen iſt.

Ich ſelbſt, der ich dieſes erzehle, bin durch einen dieſer Lieblinge der Garonne einige Zeit bedient worden, mit dem ich überaus wohl zufrieden geweſen bin, und an dem ich nichts auszuſetzen wuſte, als daß er allzuviel Witz und Wiſſenſchaft beſaß. Weil er mich für einen Gelehrten hielt, ſo putzte er mir allezeit den Bart auf Lateiniſch, und öfters muſte die eine Helfte meines abgenommenen Barts, mit groſſer Ungedult, auf den Umſturz der andern Helfte warten, bis mein vortreflicher Mann eine ſchöne Redensart ausgeſonnen hatte, mit welcher er meiner Latinität ein Ehrengeſchenk machen wolte.

Ich dürfte mich wohl bereden, daß wenn ich mich eben ſo wohl über den Herrnwitz und Verſtand heraus laſſen wolte, ich bey dieſem Artikel vollkommen gleichförmige Betrachtungen anbringen könnte.

XI.

Satyriſche Abhandlung von der natürlichen Beſchaffenheit des Menſchen *).

Nur noch ein Wort von der Natur des Menſchen. Ich fürchte ſehr, man möchte nur einige Einwürfe wider meinen Satz machen, und ſolche aus eben den Characteren ziehen, die ich, meine Meinung zu unterſtützen, angeführt und entwickelt habe. Man dürfte mir z. E. einwenden, daß das Wiſſen, der Witz und die Einfälle, deren ich Erwähnung gethan habe, weit über das Vieh erhaben wären, dem man nicht einmal Leſen und Schreiben beybringen könnte. Allein dieſer Einwurf verlohnt ſich der Mühe nicht, daß man nur davon redet. Dieſe Thiere, ſo man Bruta nennet, verſtehen unſere Sprache eben ſo wenig, als wir die ihrige verſtehen. Sie haben aber doch eine Sprache, wie man ſagt? Ja, wahrhaftig, und man kan, wenn man nur ein wenig darauf merket, nicht zweifeln, daß ſie, wie wir, ganz unfehlbare Mittel haben müſſen, wodurch ſie einander die Bilder, ſo in ihren Gehirn herum laufen, mittheilen.

Die meiſten Leſer werden vermuthlich die Beſchreibung eines Naturverſtändigen geleſen haben, die er von der Republik der Ameiſen gemacht hat. Ohne alle unendliche verſchiedene und beſondere Merkwürdigkeiten anzuführen, welche der beſteingerichteten Policey unſerer Städte ein Schnippgen ſchlagen würden, will ich nur eine einzige beybringen, die mein Vorgeben ſattſam deutlich beweiſen ſoll.

*) XIII Bagatelle.

„Dieſer Naturkündiger, der die Klugheit dieſer „Thierlein ausforſchen wolte, verſtopfte die Löcher in „einem Getreidemagazin, daraus ſie ihren Vorrath „wegholeten, und dadurch wurden ſie genöthiget, ei„nen weiten Weg zu gehen ihr Futter zu ſuchen. End„lich, aus Barmherzigkeit gegen das arme Ungeziefer, „ſtreuete er einige Hände voll Getreide an einen nä„hern Ort ihres Aufenthalts. Gleichwohl bemerkte „er doch noch immer, daß die Ameiſen einen groſſen „Umweg um die Gärten nahmen, nach ihrer Nah„rung zu gehen, welches ihm deutlich zeigte, daß ſie „den Schatz, den er ihnen zugedacht, noch nicht aus„gekundſchaft hatten. Was that unſer Naturfor„ſcher? Er fieng eine von den ſtärkſten dieſer Ameiſen, „die er auf den Haufen von Getreide warf. Das er„ſchrockene Ungeziefer merkte ſich nicht ſo bald in „Freyheit, als es flüchtig davon wiſchte, ohne darauf „zu gedenken, daß es bey dieſer guten Gelegenheit ſich „hätte bereichern können. Jedoch einige Augenblicke „darauf, kam ein groſſer Haufen nach dem Ort, wo „das hingeworfene Getreide lag, angezogen, und iede „nahm ihren Theil mit fort und zurück. Dieſes giebt „alſo augenſcheinlich genug zu erkennen, daß die erſte„re Ameiſe ihren Mitgenoſſen die gemachte Entde„ckung angekündiget haben müſſe.„

Dieſer Schwierigkeit wäre nunmehre abgeholfen, ich glaube auch, daß ich gar wohl und ohne ſonderbare Frechheit erweislich machen könnte, daß, wenn die Thiere ſich in unſere Geſtalten verſtecken und unſere Werkzeuge, wie wir gebrauchen könnten, ſie eben ſo wohl, wie unſer einer, werden und meiſtentheils ſo gut als Menſchen glänzen würden.

„laßt

„Laßt uns nur z. E. das Hündgen der Beliſe un„terſuchen, welches ſo gute Bißgen, als ſeine Gebie„terin, auch gar das Vergnügen hat, aus ihrem „Munde zu genieſſen. Nichts auf der Welt kan ar„tiger, luſtiger und liebenswürdiger ſeyn. Es macht „Sprünge von einer Seite zur andern, ins Kreuz, in „die Queere. Jetzt iſts beym Camin, augenblicklich „bey der Thür, es ſpringt auf den Stuhl, von dar „auf den Tiſch, und wiederum ſeiner Gebieterin auf „den Schooß. Noch nicht genug, es legt die Pfötgen auf ihre Bruſt, es küßt ihr den Mund, beiſſet ſie „auch wohl ein bißgen in die Lippen: Es ſpringt ihr „auf den Kopf, zerrüttelt ihr das Kopfzeug. Springt „wieder auf die Erde, tanzt nach der Thür, und giebt „ſich ein Anſehen, wie ein kleiner Renomiſte, und „will einen andern Hund anpacken. Wenn dieſer ſo „dumm iſt, daß er vor ihm läuft, beißt er ihn in die „Hinterpfoten: Bleibt der alberne Hund ſtehen, und „weiſt ihm die Zähne, ſo thut es, als ob es gar nichts „ſchlimmes im Sinn gehabt, ſpielt mit einem Läppgen, das ihm unter die Pfötgen kömmt, und hüpft „wieder ins Zimmer.„

Man ſage mir doch aufrichtig, ob nicht das Hündgen der Beliſe in einer künſtlich wohl zugeſchnittenen verkleideten Menſchengeſtalt den artigſten Petitmaitre vorſtellen ſolte?

Laſſet uns in unſerer Einbildung eben dergleichen vortheilhafte Eigenſchaften einem Affen leihen, er wird gewiß die annehmlichen Geberden und Ränkungen des Lyſanders beſchämen, dieſes unvergleichlichen Stutzers, der eine ganze Geſellſchaft allein luſtig zu machen weiß.

Mit eben so leichter Art könnte man einen ruhmvollen Eroberer zu einem Tyger machen, der sich in einer Nacht über eine Heerde Vieh hermachet, seinen Hunger zu stillen, und zehen andere anfället, nur Blut zu vergiessen. Man verwandele einen Fuchs in einen Sachwalter, der das Huhn rupfet, daß es nicht schreyet, und der sich durch hundert hängenswürdige Räubereyen einen Haufen Ducaten zusammen schobert, auf welchen er über den Galgen wegspringen kan. Auf eben diese Weise könnte man aus einem Murmelthier einen ernsthaften Richter; aus einem noch unbeleckten Bär ein jungen Herrn von vornehmer Geburt machen, der nichts, als seinen hohen Stand im Kopfe hat; ein murrender grosser Hund mit zerfleischten Ohren, könnte ein zänkischer Schläger; ein Kutschpferd, ein unlängst reich gewordener Bürger, und kurz, ein dummer Schöps zu einem jungen Narren werden, über den sich grössere Narren aufhalten.

Nunmehro fehlt nichts mehr, als daß ich darthue, wie meine Meinung von der menschlichen Natur, dem menschlichen Geschlecht gar keinen Schandfleck anhänge, sondern vielmehr dasselbe aus der allerverdrießlichsten Verwirrung zu setzen, geschickt sey.

Gesetzt, daß alle Menschen über das Vieh durch eine vernünftige Seele erhöhet worden wären, welche ihnen der Schöpfer der Welt zum Führer und Wegweiser ihrer Aufführung verliehen habe. Daraus wird folgen, daß diese Seele der edelste Theil von uns selbst, und dasjenige seyn müßte, was man in der That und Wahrheit den Menschen nennen könnte. Gleichwohl sehen wir an uns selbst sehr öfters, daß der Mensch in einer schändlichen Faulheit zu eben der Zeit

schläft

ſchläft und ſchnarchet, zu welcher das Vieh mit aller Kraft geſchäftig iſt, und alles anordnet, ohne daß es ſich um ſeines Herrn Geſetze viel bekümmert. Noch öfterer ſieht man, daß das Vieh dem Menſchen gar auf den Hals ſpringt, ihn niederwirft, an Händen und Füſſen knöbelt, zum Sclaven macht, und ihn in den betrüblichen Stand ſetzet, daß er der vornehmſte Bediente des eigenſinnigen Gehirns und der ſchäumenden Leidenſchaften werden muß. . . .

Wie können doch diejenigen, welche das Unglück mit einer Seele beſtraft hat, und noch zu gröſſerm Unglück dieſelbe ſo übel anwenden, dem Satyr des Boileau in die Augen ſehen, der die arme Vernunft ſo jämmerlich und erbärmlich mit Füſſen tritt?

Ey das wär ein treflicher Vortheil für den Menſchen, in ſich ſelbſt ein Licht, wie in einer Laterne zu haben, und gleichwohl nicht ein Fünkgen davon zu ſehen.

Ein Bettler, der ſich vor allen Leuten in ſeinen zerriſſenen Lumpen ſehen läßt, darf ſich gewiß deswegen lange nicht ſo ſehr ſchämen, als ein Geizhals, der nicht ſo viel Herz hat, aus ſeinem geliebten Geldkaſten die zu Bedeckung ſeiner Blöſſe benöthigte Koſten herauszulangen. Wenn man dem Bettelmann ſeinen zerlumpten Rock vorwerfen wolte, ſo würde er gleich mit der Antwort fertig ſeyn, er habe kein Geld. Man mache es nur eben ſo, und wenn uns iemand zur Rede über unſere tolle Aufführung ſetzen will, ſo ſage man nur trocken und dürre heraus, man habe keine Seele im Leibe, er wird gewiß die Pfeife einziehen müſſen.

*) Ich

* * *

*) Ich weiß gar nicht, was die Leute für ein Eifer anſicht, daß ſie unaufhörlich bemüht ſind, uns Betrachtungen über Betrachtungen zu liefern, die gewiſſe abgeſchmackte Tadler in andern Ländern über die Laſter und Narrheiten der Menſchen ausgehecket haben. Jedermann lieſet die Schauſpiele des Moliere. Der alte unſinnige Menſchenfeind iſt auch in manchen Händen, der ſich den Kopf über die Verbeſſerung der Menſchen unnützer Weiſe zerbrochen hat. Iſt das noch nicht genug, rechtſchaffene Leute im Beſitz ihrer wohlhergebrachten Gebräuche irre und unruhig zu machen? Erfordert es alſo wohl die Noth, alles dieſes noch mit den Träumereyen gewiſſer mürriſcher und hypochondriſchen Engelländer zu überhäufen? Es ging noch hin, daß, nachdem uns der Zuſchauer die Ohren gerieben, man uns endlich zufrieden ließ, damit wir gute Freunde blieben. Allein es iſt zu befürchten, daß noch aller Brittiſcher Wuſt nachkomme, und wir mit den Plauderer und gar mit dem Wachmeiſter Gardien, beläſtiget werden; eben ſolches zuſammen geſtoppeltes Zeug, wie der Zuſchauer, und das, wie man ſpricht, aus eben der Quelle herkommen ſoll.

Eigentlich hege ich eben ſo viel Furcht nicht, daß dieſe Blätter denenjenigen eine Seele einpfropfen, die keine haben, und einen wirklichen Lärm in unſern Sitten anrichten werden. Nein, gar nicht, die Dinge gehen in der Welt ihren Gang fort, und man müſte ein treflicher Narr ſeyn, wenn man den naſeweiſen Schriftſtellern zu Gefallen ſeine Aufführung verändern wolte, deren Endzweck nichts weniger dahin gehet, uns zu beſſern, als vielmehr unſere Hochachtung, und

*) XV Bagatelle.

und unſer gutes Geld abzulocken. Ey wohl, wir finden Wiz und Verſtand in ihren ſpizfindigen Grübeleyen, und bezahlen mehr für ihre Bücher, als ſie werth ſind; können ſie nicht damit zufrieden ſeyn, wie Könige?

Man ſpricht zwar, es iſt wohl andem, daß die ſpöttiſchen Luſtſpiele des Moliere mehr Wirkung gethan haben, als alle Predigten der geſchickteſten Geiſtlichen in einem ganzen Jahrhunderte nicht zuwege bringen können. Pur lautere Poſſen. Ich leugne wohl eben nicht, daß die lächerlichen Zieräfgen, pretieuſes ridicules, einige furchtſame Weibergen dahin gebracht haben können, daß ſie auf gut bürgerlich einen Stuhl, einen Stuhl, einen Spiegel, einen Spiegel genennet, und daß Triſſotin, mit Beyhülfe des Badius und der Araminte die Pedanten des einen und andern Geſchlechts, in Gelehrte von weniger Prahlerey, verwandelt haben mögen. Sind das aber nicht läppiſche Fratzen? Man vergräbt mit groſſer Mühe der Eitelkeit einen kleinen Fußſteig, an dem ſie gewohnt iſt; dieſe Eitelkeit aber, die auf ihrem Vortheil witzig abgerichtet iſt, weiß geſchwind wieder vier andere zu finden, und ſich mit Wucher zu bezahlen.

Verſucht man aber der natürlichen Zärtlichkeit, die wir gegen uns ſelbſt tragen, die groſſen offenen Heerſtraſſen zu verſperren, darauf ſie ihre Luſt und Zufriedenheit ſuchet, richtet man etwas damit aus?

Hat man wohl iemals die Menſchen bereden können, daß man glückſelig wäre, wenn man dem Hochmuth, der Schwelgerey, der Wolluſt Schlagbäume vorſetzte? und daß das Blut eines Fürſten, eines Prinzens nicht weit höher roth von Farbe, als ihres Reichsknechts ſeines ſey?

Sol-

Solche Leute, die dergleichen lächerliche Anſchläge vornehmen, ſind wie die ſorgfältigen Thoren, die dem offenen Meer Dämme vorſetzen wollen, und ſehen muſſen, daß ihre Materialien alle Augenblicke durch die Fluth weggeſpület, dieſe auch dadurch nur noch mehr aufgeſchwellet werden.

Um dergleichen kraftloſe Unternehmungen bekümmere ich mich alſo gar nicht. Ich befürchte vielmehr, die Werke, ſo darauf gerichtet zu ſeyn ſcheinen, möchten den Menſchen nur traurige und betrübte Betrachtungen über ſich ſelbſt in den Kopf bringen.

Die Menſchen beſtehen nun durchaus darauf, daß ſie mit einer Seele begabt ſeyn wollen. Wohl! wir wollen ſo gefällig ſeyn, und ſie dabey laſſen, auch eben auf dieſem Fuß mit ihnen ſprechen.

Die Seele iſt faſt niemals guten Muths, wenn ſie in ihrem Vaterlande bleibt. Wenn ſie ſich mit nichts anders beſchäftigen ſoll, als mit den Dingen, die um ihre wunderliche Maſchine herum ſind, die ſie, wie man meinet, regieren ſoll, ſo iſt ſie allezeit mürriſch, verdrießlich, unruhig, unzufrieden mit ſich ſelbſt, eben wie mit der Uhr, die immer unordentlich gehet, und die man ihr zur Aufſicht und Einrichtung anvertrauet hat.

Man muß ihr etwas zu thun geben, und ſie reiſen laſſen. Das thut man auch gemeiniglich, und es iſt auch nichts beſſers, wenn man zu Hauſe Friede und Ruhe haben will.

Junges munteres Volk ſchickt ſeine Vernunft in luſtige Länder, wenn es ihr etwan einfällt, nach ihrer ordentlichen Wohnung zurück zu kommen, ſchließt man ihr das Thor vor der Naſe zu, und hält ſie mit

ſpani-

ſpaniſchen Schlöſſern auf, die man in der Einbildung aufführet.

Diejenigen, deren Vernunft altväteriſch iſt, ſchicken ſie nach Griechenland oder Italien, daſelbſt alt Eiſen und abgetragene alte Schuh und Pantoffeln einzuſammeln.

Endlich aber laſſen die, ſo mit einer ſtarken, mannfeſten, ſcharfſinnigen und zu groſſen Unternehmungen geſchickten Vernunft begabt zu ſeyn vermeinen, ſelbige ihren Flug nach den Sternen nehmen, deren Raum, Gröſſe und Entfernung auszumeſſen, und eine richtige Grundurſache ihrer ordentlichen Bewegung zu erforſchen. Da ſich in dieſen Gegenden die Vernunft, deucht mich, ſehr wohl befindet, ſo nimmt mich Wunder, daß ſo kluge Leute bemüht ſind, ſolche wieder zurück kommen zu laſſen, einige kleine Verwirrungen im Herzen in Ordnung zu bringen, oder einen und den andern geringen Anſtoß in der verächtlichen Maſchine, wie die unſere iſt, auszubeſſern.

Gleichwohl iſt dieſes die lächerliche Abſicht aller fliegenden Blätterverfertiger. Sie wollen die Menſchen vernünftig machen, und ſo viel Nachdenken haben ſie nicht, daß ſie merkten, dieſelben vernünftig zu machen, ſey eben ſo viel, als ſie zu verwahrloſen, daß ſie unglücklich würden.

Ein iedes Weſen, welches Einbildung beſitzet, findet ſich durch einen natürlichen Trieb gezwungen, nach ſeinem Wohlſeyn zu ſtreben. Niemals iſt man glücklicher, als wenn man ſich vergnüget. Vergnügte man ſich alſo beſtändig, ſo würde man allezeit glücklich ſeyn.

Was heißt aber ſich vergnügen? Hätte ich nur mit dem Urſprung der Wörter zu thun, ſo würde ich behaup-

haupten, es sey so viel, als seine Vernunft ausspazieren lassen: Diesem verdrießlichen Schulmeister den Abschied geben, der uns immer die Ohren reibet, und seine von diesem tyrannischen Joch befreyete Einbildung allen Arten von Eindrückungen bloß stellen.

Ich weiß gar wohl, daß es solche lächerliche Leute giebt, die da sagen, man vergnüge sich nicht allezeit, wenn man lachet, tanzet, oder singet. Sie reden uns was von einer andern Quelle des Vergnügens vor, die sie Herzensruhe, Seelenheiterkeit nennen; unverständliche Ausdrücke, die in den meisten Gemüthern nicht die geringste Bedeutung haben, und die man folglich für nichts anders, als für einen Gallimathias oder Mischmasch in der Sittenlehre ansehen kan.

Ich darf mich doch bey dieser Gelegenheit unterstehen, diesem Zeitlauf Glück zu wünschen, daß er einen Mann, wie mich, hervor gebracht hat, der den Angriffen der Vernunft so tapfern Widerstand zu thun, und sie nieder zu legen, geschickt ist, indem ich sie mit sich selbst in einen solchen Widerspruch setze. Ich mache mich dem Publico hiermit anheischig, daß ich mich diesem mildthätigen Sinn gänzlich überlassen werde, sichere Gegengifte wider diese vergiftete Betrachtung immerfort herzugeben, welche nur die menschliche Freyheit zu untergraben suchen, und uns ein ängstliches Joch auflegen wollen, so uns eben so unerträglich ist, als es unsern Vätern gewesen, und wider welches wir unsere Kinder bey Zeiten zu verwahren heilsam seyn wird.

Dieses hat eben der vortrefliche Herr von Crousaz in seinem Werk von der Auferziehung vollkommen

wohl

wohl ausgeführt. Ein Werk, welches denen unglückſeligen Leuten, die ein bettelhungriges Verhängniß verbindet, junge Bären zu lecken, damit ſie eine Geſtalt bekommen ſollen, nicht genug angeprieſen werden kan.

XII.

Der Geiſtreiche Witz *).

Wie triumphirend vergnügt bezeigt ſich Damis nicht, wenn das Geſpräch auf geiſtreichen Witz fällt! Der, ſpricht er, hat einen groſſen Geiſt; jener einen zärtlich feinen Witz; das iſt ein Geiſt von groſſem Umfang; dieſer beſitzet einen artigen Geiſt; wie blühend, wie glänzend ſchön iſt dem ſein Geiſt? Kurz, man ſolte nicht anders denken, als ob Damis die allerrichtigſte Waage und das abgezogene Gewicht in ſeinen Händen habe, vermittelſt derſelben er den genaueſten Gehalt aller Arten der Geiſter und des Witzes bis zu dem geringſten Grän abwägen könnte. Man frage nur indeſſen dieſen ſcharfſinnigen Geiſterprüfer, was Geiſt und Witz für ein Ding ſey? Was Geiſt, was Witz heißt, wird er ſprechen, das iſt: . . . . iedoch es iſt kein Menſch zu finden, der das nicht wiſſen ſolte. Man bleibe nur dabey, er ſoll es ſagen, ſo wird er ſich verächtlich von euch wenden, und eure Forderung für eine Beſchimpfung ſeiner tiefen Einſichten halten.

Wol

*) XXII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Wolte er nur einige Unterſuchung bey ſich ſelbſt anſtellen, ſo würde er geſchwind merken, daß ihm dergleichen Frage an ſich ſelbſt zu thun, niemals in den Sinn gekommen ſey, daß er mithin wegen des Mangels dieſes Mistrauens ſehr verwirrte Begriffe vom Witz, vom Geiſt haben müſſe, und die verſchiedenen Beyworte, ſo er ihm zuleget, aus der Vorrathskammer ſeines Gedächtniſſes aufgeraft, keinesweges aber von der Probe-Werkſtat der Beurtheilungskraft herrühren.

Was die Bedeutung dieſes Worts ſo unbeſtimmt macht, iſt, daß man demſelben ſo viel unterſchiedene Begriffe anhängt, die man von- und aus einander zu legen, ſich nicht die Mühe giebt.

Bald legt man den Namen: Geiſt, der Scharfſinnigkeit, bald der richtigen Gedenkensart, bald der fruchtbaren Schönheit der Phantaſie bey: und in dieſer leztern Bedeutung ſtellet man ihn dem gründlichen Nachdenken entgegen, ohne dabey einen Fehler zu befahren. Einen wahren groſſen und ſchönen Geiſt auszumachen, werden alle drey obige Eigenſchaften erfordert, mithin iſt gar leicht zu begreifen, wie ſeltſam dieſe Geiſter der erſten Gröſſe ſeyn müſſen.

Unter unſern ſchön begeiſterten Schriftſtellern werden viele gefunden, deren Einbildungskraft ſchön und weit greifend, und deren Witz lebhaft eindringend iſt; allein es giebt ihrer gewiß ſehr wenige, welche durch Beyhülfe einer richtigen Vernunft die gefährliche Schönheit ihres witzigen Geiſtes recht zu gebrauchen, und den erhabenſten Schönheiten die kriechendſten Niedrigkeiten beyzufügen, wohl zu verhindern wiſſen.

Unter

Unter der kleinen Anzahl ſolcher vernünftigen ſo wohl, als im Flor ſtehenden witzigen Geiſter, befinden ſich meines Bedünkens, Pascal, Fontenelle, la Bruyere, la Motte *). Sinn und Gedanken, ja gar nichts fehlet, oder ſtehet in den Werken dieſer groſſen Männer an dem unrechten Orte. Man möchte bey dieſem oder jenem etwan einen kühnen Ausdruck, einen ungleich abgemeſſenen Abſatz finden, niemals aber eine grobe Schlußdreherey, eine abgeſchmackte Zweydeutigkeit, einen unrichtigen Gedanken, oder einen prächtigen leeren Miſchmaſch antreffen.

Fontenelle thut es den andern benannten Schriftſtellern in der netten, zierlichen Schreibart faſt zuvor; ſeine Ausdrücke ſind erleſen, ſein Geſchmack iſt ſicher, und ſeine Gedanken glänzen von gründlicher Richtigkeit. An ſeiner Art zu ſchreiben, möchte dieſes einzige auszuſetzen ſeyn, daß er gar zu viel Witz beſäß, und ſeine Zierlichkeit einigen Zwang litte.

Mit dem Titel eines Mannes von geiſtreichen Witz, hat es faſt gleiche Beſchaffenheit, wie mit dem Preis, welchen die Griechen und Römer den groſſen Leuten ertheilten, die ſich durch wichtige Thaten auszeichneten. Vormals waren dergleichen Preiſe herrlich und ſeltſam, nachher wurden ſie gar zu gemein und verächtlich. Eben alſo legte man ehemals den Titel eines geiſtreichen Mannes nur wenig Perſonen bey, die man ſehr hoch hielt. Anietzo iſt nichts gemeiner, und man macht ſehr wenig draus. Alles ertönet von Geiſt, von Witz, daran fehlt es niemanden, und nunmehro darf man ſich mit Geiſt und

*) Der Herr van Effen würde unfehlbar Formey, Mosheim, Haller, Hagedorn, Gellert mit darzu geſetzet haben, wenn er ſie gekannt hätte.

Witz von dem Pöbel auf eine ausnehmende Art, nicht mehr unterſcheiden.

Celimenen wird ein witziger Geiſt, von den artig feineſten zugetheilt. Sie redet auch wirklich ſehr wohl, ſie gebraucht ſich der ſchönſten üblichen Ausdrücke, und da ſie Leute vom guten Geſchmack ſonderlich erheben, ſo redet ſie iezuweilen recht artiges Zeug her, was ihr das geſchäftige Gedächtniß von ohngefehr darreichet. Brechet aber nur die glänzende Rinde ihres Witzes ein wenig durch, ſo werdet ihr nichts trockeners und vom vernünftigen Sinn, auch von der Vernunft mehr leeres und mageres zu Geſichte bekommen. Macht ſie nun gleich denen, die nicht viel mehr Vorrath beſitzen, als ſie ſelbſt hat, eine blaue Dunſt vor, ſo werden ſie doch Leute von ſcharfer Einſicht mit den Anbetern ihres Witzes in eine Brühe werfen.

Clitophon ſtudirt mit recht ernſtlichem Eifer in Sammlungen, und in dem Mercure galant. Wenn ſich ſein Geiſt allhier matt und müde gearbeitet hat, ſo erqvickt er ſich mit dem italiäniſchen Schauplatz. Er iſt von lächerlichen luſtigen Redensarten des Harlekins und Pasqvariel vollgepfropft, daß er ſtrotzet, er iſt der artlichſte tolle Kerl von der Welt, eine ganze Geſellſchaft kan er nur allein lachend und luſtig machen. Könnte man wohl, ohne eine um Rache ſchreyende Ungerechtigkeit zu begehen, einen ſolchen artlichen Narren, den man nur anſehen darf, ſo kan man ſich eines lachenden Geſchreyes nicht enthalten, den Titel eines geiſtreichen witzigen Mannes entziehen? Er tritt mit tollen wunderlichen Stellungen in eine unbekannte Geſellſchaft, und der ganze Unterſchied zwiſchen ihm und dem Dominicus beſteht darinne, daß dieſer Schauſpieler auſſer dem Schauplatz ein rechter

Cato

Cato war, dem die Larve mehr zur Decke einer erbaren Schaamhaftigkeit dienete, als daß ſie ſein Geſicht nach ſeinen ſchauſpieleriſchen Reden und Geberden hätte einrichten ſollen.

Was für ein liebenswürdiger Mann iſt nicht Herr Füret, was hat er nicht für einen geiſtreichen witzigen Kopf! In der ganzen Stadt ereignet ſich nicht die geringſte Geſchichte, die er nicht aufm Nagel herzuerzählen weiß. Die geringſten Umſtände der Zänkerey der Doris und der Jsmene, ihres Ranges wegen, könnet ihr von ihm erfahren: Er ſagt euch alle Schimpfworte, womit ſich die Heringsweiber unter einander beehret, und dadurch die Schönheit ihres Geblüts, ſo in ihren Adern, folglich nach ihren Herzen zuwallet, öffentlich kund gemachet haben. Jhm ſind alle diejenigen Vortheile auf ein Härgen bekannt, die ein gewiſſer fremder Hof über unſere Damen erhalten zu haben, vielleicht auch nicht ohne alles Recht und Billigkeit, ſich rühmet. Könnten die Blätter im Gebüſche reden, ſo würden ſie nimmermehr die galanten Spaziergänge des Lyſidor mit der Artemiſia, deutlicher und ausführlicher, als er beſchreiben; ja wäre Herr Füret einer von denjenigen etwan ſelbſt geweſen, welche durch ihre unvermuthete Gegenwart den zärtlichen Lauf der Luſt dieſes verliebten Paars geſtöret haben, ſo würde er ihr Schrecken und Beſtürzung ohnmöglich beſſer abſchildern können. Solten wohl die Geſellſchaften eines ſo angenehmen geiſtreichen Geſchichtſchreibers entbehren können? Muß man ihm ſein albernes Stillſchweigen nicht billig zu gute halten, wenn er ſeinen ganzen Kober von dem, was die ärgerlichen Geſchichte des Zeitlaufs neues gebracht, ausgeſchüttet hat.

Neophilus iſt nicht nur ein Mann, der Geiſt hat, er iſt noch darzu ein ſchöner Geiſt, vom höchſten Ge-

präg. Niemand kan neugieriger seyn, neue Worte aufzuschnappen. Er gehet alle Tage auf die Jagd nach Wörtern von der neuesten Mode, die erst ausgekrochen sind, und in Flug kommen. Sobald er einige gefangen hat, in dem Augenblick rennet er fort, damit er sie in der ersten Gesellschaft, die er mit seinem Besuch beehret, noch ganz warm kan ausfliegen lassen. So viel ist zwar gewiß, man versteht meistentheils nicht, was er saget, allein das ist auch sein Endzweck bey seinen Reden nicht. Sein sinnreicher Witz weiß ihm geschwind Gelegenheit zu verschaffen, seine Redensarten von neuem Gewicht hervor treten zu lassen, und alle Gerichte damit zu würzen.

Das ist eine trefliche grosse Suppe, spricht er, wenn er eine Potage nach seinem Geschmack findet, und er lobet ein Eingeschnittenes und den Wein mit Nachdruck, wenn er jenes artig, diesen aber reizend schön nennet. Die Narrenspossen haben gewiß auch ihre Verdienste, spricht er von einigen Gerichten, die er loben will. Nach seiner Sprachkunst haben die Damen niemals ein schönes Gesicht, einen feinen Verstand, ein wohlgeordnetes Herz, angenehme Geberden: Nein: ihr Verstand ist gratieus, ihre Manieren sind alle recht gratieuse ꝛc. Dieses Wort gefällt ihm sonderlich so wohl, wie den deutschen Neophilen, und weil er ein Franzos ist, so spricht er bey einem Compliment, das ihm gemacht wird: *Ah!* Madame, *vous me gracieusez. Vos louanges*, Mademoiselle, *me confusionnent. Vous me gonflez d'honneur*, Monsieur, *& vos gracieusetés sont capable de m'enthousiasmer de mon merite.*

*) Meine Herren Landleute von diesem Schlag werden mirs Dank wissen, daß ich diese vortrefliche Redensarten nicht deutsch gegeben habe, und mein gutes Ver-

Vertrauen zu ihnen nicht misbrauchen, wenn ich aufrichtig in geheim entdecke, daß ichs nicht gekönnt habe.

Wenn dieſe ſinnreichen ſchönen Sprüche ausgeſchüttet ſind, ſo führt er ſich ab, aus Furcht, er möchte in die Ausdrücke der gemeinen Leute verfallen, und die übrige Zeit des Tages bringt er mit Spazierengehen aus einer Compagnie in die andere zu, wo er den Schimmer ſeiner neuen Redensarten bey allen Verſammlungen kan ſtrahlen laſſen.

Philologus ſcheinet zur Unterhaltung des Umgangs recht gebohren zu ſeyn. Er hat ſich eine wunderbare Geſchicklichkeit zuwege gebracht, über die nichtswürdigſte Läpperey eine Rede von mehr als einer Stunde zu halten. Das gröſte Unglück bey einer Unterredung iſt, wie er vermeinet, nicht etwan Narrenpoſſen herzuplaudern; Nein, ſondern nichts zu plaudern haben. Dadurch eben fordert er den allerſtillſchweigendſten Weltweiſen heraus, ſein Geplapper matt und mürbe zu machen, wenn er auch gleich nicht anders, als mit einſylbigen Worten darauf antwortet, welches gemeiniglich die Klippen ſind, daran die Heftigkeit ſolcher Geiſter zu ſcheitern pflegt. Kömmts auf Vernunftſchlüſſe an, ſo meinet er darinne weit beſſer, als ein anderer fortzukommen, indem er ſtärker ſchreyen kan. Dabey macht er gaukelnde Geberden, geht wohl herum, giebt ſich ein Anſehen, damit zu zeigen, daß er etwas zärtlich feines vorbringet. Wer ihn reden ſiehet, der ſolte meinen, er ſpräche ſehr wohl, und viel Leute urtheilen auch nicht anders, als vom Anſehen.

Allein die ganze ſchöne Geiſterzunft unſerer Zeit iſt doch weit erträglicher, als Ariſte, ohnerachtet er wahr-

haftig einen ſchönen Verſtand und ein richtiges vernünftiges Nachdenken beſitzet. Er iſt eine rechte Geiſſel der Geſellſchaft. Es ſchauert einem die Haut, wenn man ihm in eine Compagnie treten ſiehet. Es umgiebt ihn alle Hoheit ſeines erhabenen Geiſtes, womit er alle diejenigen unbarmherzig zu Boden ſchlägt, deren Einſichten verkürzter und nicht ſo weitſchweifend, als die ſeinigen ſind. Nicht eine Kleinigkeit darf einem entfahren, die er nicht aufmutzet, kein Einfall darf ſich hören laſſen, deſſen falſchen Schimmer er nicht augenblicklich entdecket. Eh man ſichs verſieht, muß er ganz allein reden, oder weggehen, damit nur andere wieder den Mund aufthun können, die ſein Geiſt ſtarr und ſteif gemacht, und ſeine Vernunftſchlüſſe betäubet hatten.

Dabey bleibt es noch nicht. Seinem ungehobelten Tadel fügt er noch den beiſſendſten Scherz bey, und hat nicht die geringſte Achtung gegen der guten ehrbarn Einfalt des einen, noch die guten Eigenſchaften des andern, auch nicht einmal gegen die Freundſchaft, ſo ihm ein dritter zu erkennen giebt. Ariſte iſt gebohren, daß er glänzen ſoll, blitzend ſchimmern muß er, ſolte er ſich auch den Haß der ganzen weiten Welt auf den Hals ziehen, und die Geſellſchaft für ihm die allergeringſte Ergötzung nicht mehr haben. Dieſer Mann, der ſonſt ſo vernünftig ſchlieſſen kan, ſolte doch wohl auf ſein ausſchweifendes Betragen Acht haben. Solte er denn niemals darauf denken, ſeinen Geiſt zu mäßigen, und denſelben andern Leuten erträglich zu machen? Weiß er denn nicht, daß man dem menſchlichen Geſchlecht zum beſten lebet und Athem ſchöpfet, und daß nichts, als nur in ſo weit ſchätzbar iſt, was mit dem Wohlſeyn und dem Vergnügen der Geſellſchaft vereini-

einiget, der wir uns aus Pflicht ſo wohl als aus Nutzen gefällig machen müſſen. Der Himmel verleihet uns auſſerordentliche Gaben gar nicht, daß wir uns dadurch unſerm Nächſten gehäſſig machen ſollen. Wenn Grobheit und Ungeſtüm der weſentliche Character eines erhabenen Geiſtes wäre, ſo würde eine gutherzige Narrheit unendlich verehrungswürdiger, als der erhabenſte Geiſt von der Welt ſeyn.

XIII.

Satyriſcher Vorbericht zur Bagatelle, nebſt einigen Anmerkungen über die geiſtreich-witzige Schreibart *).

Meine zukünftigen Herren Leſer,

Seit drey bis vier Jahren hat das Publicum einen Zeitvertreib eingebüſſet, der noch luſtig genug war, und den man alle Wochen zu gewiſſen Tagen vorlegte. Der Menſchenfeind fieng an zu hinken. Ihm folgte der Tadler, und endlich hatten wir denn gar den Unterſucher auf dem Halſe, eine Schrift, die man ohngeacht ihres ſeltſamen Verdienſtes mit ſamt ihrem Namen vergeſſen haben würde, wenn ich nicht ſo ſorgfältig geweſen wär, deſſen Andenken allhier aufzuheben.

Der erſtere wurde nicht ſonderlich geachtet. Man beliebte nicht, daß er gut ſeyn ſolte, weil man ſchon voraus wuſte, daß er ſich nicht halten, auch in keine

*) I Bagatelle.

Achtung kommen würde, als etwan bey drey oder vier ſchönen Geiſtern die vielleicht von dem Verfaſſer gedungen ſeyn mochten, ſeinen Werke einigen Schwung zu geben.

So war dem Geſchmack des Publici ein Gebiß angeleget. Tauſend Schulfüchſe, die ſo wenig davon, als von dem Alcoran verſtanden, ſagten mit einem geheimnißvollen Augenwinken, und mit einer hausbäckichten unverſchämten Schulmine, es wäre wohl gut. Da hatte der Verfaſſer und der Buchhändler den Lohn ihrer Arbeit dahin. Wenig Leute kauften den Plunder, weil ſie eine ziemliche Naſe würden davon getragen haben, wenn ſie es ſchön befunden hätten. Solte man ſich auch darüber viel wundern? Nach einigen artigen luſtigen Schriftgen, welche den Leuten den Geſchmack gereizet hatten, ſahe man drey oder vier Abhandlungen zum Vorſchein kommen, darinnen zuſammenhangende Vernunftſchlüſſe enthalten waren, die den Leſern in beſter Forme triftig erwieſen, daß ſie Narren und keine geſcheiden Leute wären. Das war auch wahrhaftig ein treflich Compliment, verlohnte ſichs alſo wohl die Mühe, daß man das Geſchicke davon vor ſein baar Geld bezahlete.

Der Herr Menſchenfeind muſte gewiß meinen, daß er ſich eine Gurke herausnehmen dürfte, wie etwan die Comödianten, oder die Schauſpielverfaſſer, die nur von ihren Spöttereyen das Brot ſuchen, und dem Parterre eine Kopfſteuer von einem Kopfſtück auflegen. Was waren es aber auch für ſaubere Satyren, mit welchen uns dieſer Sitten-Zeitungsſchreiber den Kopf riebe, er ſagte uns von Sitten vor, die von der Enthaltung, von der Mäßigung handelten, die noch ſo ziemlich weiſe, aber zu allgemein, die nicht

wohl

wohl auszuüben waren, einige Züge fanden ſich hier und dar nach der Natur geſchildert, allein mit ſolchen Umſtänden vermengt, die einen Leſer verrückten, daß er nicht wuſte, wo er zu Hauſe war. Man ſahe ja wohl, daß der gute Mann keinen Schritt that, wenn er nicht vorher mit der Hand herum tappte, um zu ſehen, daß der Boden ſicher und feſt ſtand. Seine Feder war treflich gewiſſenhaft, er machte ſich Scrupel und löſete ſich dieſelben wieder auf. Er vernünftelte über die Satyre und ihre Grenze. Kurz, er wurde lächerlich, da er die Satyre mit der Redlichkeit vereinigen wolte, die doch einander anders nicht, als der Reputation nach, bekannt ſind.

Will man den Leuten auf Unkoſten ihres Nächſten eine Luſt machen? Beym Sapperment, da gehört Muth darzu! Weg mit abgeſchmackter Verſchonung. Beiſſet, zerreiſſet, ſchmeiſſet alles in Stücken. Schweigt lieber ſtille, oder macht die Sache, wie ſichs gebührt. Da könnte es Prügel ſetzen, das iſt wohl wahr; allein es bringt auch was in Beutel, und eben das iſts, was uns ſchönen Geiſtern behaget. Unterdeſſen verſäumte und vernachläßigte der Menſchenfeind dieſen recht weſentlichen Grundſatz, und da er ſahe, daß ihm ſein Werklen nichts mehr, als ein bißgen Reputation in die Küche brachte, ſchmiß er die Feder mit Verdruß aus der Hand und nahm recht trotzig von dem Publico Abſchied.

Man konnte ſeinen Verdruß wider das Publicum gar deutlich merken. Er verſicherte, ein Werk heraus zu geben, daß er die Bagatelle betitelte. Das hat er aber wohl bleiben laſſen, und man ſiehet nur daraus, daß er uns unſern ſchlechten Geſchmack hat verweiſen wollen, der im Grund in einer gerechten

Ver-

Verachtung der Vernunft und allen was ernſthaft iſt, beſtehet.

Gleichwohl iſt doch der Titel geſcheider, als er denket, tauſendmal beſſer iſt er, als den er zu ſeinen Lappen aus der Sittenlehre gewählet hat. Jener war viel zu ſehr eingeſchränkt, daß tauſend Sachen vorkommen, die ſich nicht hinein ſtopfen laſſen und die nichts taugen, wenn ſie auch noch ſo vortreflich wären. Denn es bleibt doch noch einer der vornehmſten Regeln gewiß, daß ein ſinnreicher Einfall, wenn er was bedeuten ſoll, an ſeinem rechten Orte angebracht werden müſſe. Man laſſe ſich nur nicht leid ſeyn, daß ich allhier ſo ſtolpern werde. Nichts hat einen weitern Umfang, als die Bagatelle. Sie iſt die feineſte Materie in der Sittenlehre. Sie ſchlägt in alles ein. Alles belebet ſie; und ich biete dem geſchickteſten Mann von der Welt Troz, er nenne mir eine Sache, nur eine einzige Materie, in welche die Bagatelle nicht ihre gutthätigen Einflüſſe ausſtrömet.

Ich darf mir allerdings ſchmeicheln, daß dieſe kleine Schrift ihren guten Theil davon erhalten werde und die göttliche Bagatelle darinne, nach einer der Eigenſchaft der Sachen gebührenden Schreibart werde abgehandelt werden. Weg, mit allen zuſammenhangenden Vernunftſchlüſſen; weg, mit tiefſinnigen Unterſuchungen, mit ſonderbaren Meinungen; weg, mit ordentlichen Eintheilungen der Materien; nichts, von genauer Auskünſtlung der Ausdrücke. Uiberall nur Geiſt, und eine artige leichte Schreibart. Siehe, das iſt mein Werk und eine Sache für das Publicum. Wär das nicht eine unerträgliche Eitelkeit für mich, wenn ich die Leute lehren und unterweiſen wolte? Wiſſen

ſie

ſie denn nicht ohne mich ſchon alles, was ſie wiſſen ſollen, oder wenigſtens alles, warum ſie ſich die Mühe nehmen, davon unterrichtet zu ſeyn?

In dem hellleuchtenden aufgeklärten Zeitlauf, darinne wir die Ehre haben, zu leben, muß man kein Lehrer werden, es kommt darauf an, daß man die Zeit verkürzet. Die ganze Welt ſelbſt, wie der Vater du Cerceau ſehr artig ſaget: Die Welt gefällt uns nicht, als in ſo weit, daß ſie uns die Zeit vertreibt. Könnte mein fliegendes Blätgen wohl einem beſſern Muſter nachahmen?

Ich bins gewiß, ich werde das Ziel treffen. Der Geiſt, den ich ſo freygebig ausgeboten habe, iedoch meiner Beſcheidenheit nicht hierdurch zu nahe zu treten, wird gar nicht der Geiſt ſeyn, der ſeinen Urſprung aus ſolchen Quellen ziehet, wie die Natur und die Vernunft etwan ſind, oder ein Geiſt der etwas ſaget, und was er ſpricht, in ausgeſuchten behörigen Ausdrücken vorbringt. Poſſen! das ſoll einer von den Geiſtern ſeyn, der gar nicht ſeltſam iſt, und von dem tauſend Perſonen ihre gute Ladung erhalten haben. Sein Werk ſoll in nichts anders beſtehen, als mit kleinen luſtigen Sprüngen der Einbildung auf die Oberfläche der Materien herum zu gauckeln; in Redensarten, wie das Looß die Worte und deren Zuſammenfügung bunt unter einander getroffen hat: wie nicht weniger in einem gezierten Zwange gewiſſer Wörter der beliebten franzöſiſchen Sprache, die nicht ſonderlich im Gebrauch ſind, und die doch, ob ſie gleich nichts ſagen, ſo eigentlich getroffen und angewandt ſcheinen ſollen, daß man drauf ſchwören ſolte, ſie wären recht darzu gemacht, die Gedanken eines Autors auf eine kräftig kurze Art auszudrücken. Dergleichen

iſt

iſt das Wort: Zärtlichſein, (delicat) eine zärtlich feine Wahl, eine zärtlich feine Zuſammenſtimmung, eine zärtlich feine Behutſamkeit. Auf der Welt kan nichts geiſtreicher, als dergleichen niedliche Ausdrücke gefunden werden, und die mehr geſchickt ſeyn könnten, ein Nichts mit einer etwas rechts bedeutenden Art zu ſagen.

Das Beywort niedlichſüß (delicieux) iſt ebenfalls von nicht geringer Stärke, wenn man daſſelbe recht mit Verſtand anzubringen weiß, in dem Gemüth rechte weit und doppelſinnige Begriffe zu erregen. Tauſenderley Dinge kan man darunter verſtehen. Dieſes will ich, auf Erfordern, mit einer recht ehrwürdigen Autorität beſtärken. Wer wird mir den Herrn de la Rochefoucault verwerfen? Es giebt gute Ehen, ſpricht er, es iſt aber nichts niedlichſüſſes in denſelben. Ein Leſer, welcher den Geſchmack des Zeitlaufs und den rechten Schwung vom Modewitz beſitzet, ſiehet bey Leſung dieſer Maxime, die Begriffe von der Ehe, von der Glückſeligkeit und dem darinne herrſchenden Vergnügen, alſofort in einer ſchimmernden gleichen Eintheilung beyſammen, und wie ſie durch einen kleinen Schein vom Gegenſtand und Widerſpruch ſo geſchickt erhaben ſind. Man findet dieſes überalle maſſe artig, es lieſt ſich vier bis fünfmal recht mit Luſt, damit man es merken und bey guter Gelegenheit wieder anbringen kan. Allein wie würde ihm zu Muthe geweſen ſeyn, wenn, ehe und bevor dieſer Maxime Schönheit einzuſehen, er ſich gefraget hätte, was ſie eigentlich ſagen wolte; wenn er die Natur und das Glückſelige mit dem Vergnügen im Eheſtand unterſuchet, wenn er ſodann die Begriffe davon aus einander geleget hätte. Würde er wohl den genauen Un-

ter-

terſchied zwiſchen einer glückſeligen und annehmlichſüſſen Ehe gefunden haben? Er würde gewiß rechten Verdruß haben ausſtehen müſſen, ſich des Vergnügens beraubet zu ſehen, eines ſchönen mit ſeiner Zärtlichkeit ausgedrückten Einfalls zu bewundern, der noch darzu ſo geſchickt wär, ihn in einer Geſellſchaft ſchimmernd zu machen. Findet ein Leſer hier ſeine Mühe nicht reichlich genug belohnt? Hier muß ich aber auch im Vorbeygehen melden, was ich durch feine Zärtlichkeit der Gedanken verſtehe, und was alle Perſonen von gutem Geſchmack darunter verſtehen ſollen.

Die feine Zärtlichkeit iſt ein leichtes Wölkgen von Salimathias, welches auf eine geſchickte Art über einen an ſich ſelbſt klaren und deutlichen Begrif, den alle Welt, ohne ſonderliche Mühe, und ohne eine glückliche Phantaſie verſtehet, gezogen wird, wie etwan das zarte Kleidgen zu ſeyn pfleget, welches einige neuere Philoſophen unſerer aufgeklärten Zeiten den aus unſern Körpern Abſchied nehmenden Seelen anzuziehen pflegen.

Die Haupteigenſchaft der feinen Zärtlichkeit, welche der glückſelige franzöſiſche Witz mit dem einzigen Wort Delicateſſe ausdrücket, beſtehet, wie iederman weiß, darinne, daß ſie Gedanken erreget. Wie machet ſie aber das Denken? Ich wills gleich ſagen: Sobald man eine Sache, die zärtlichfein iſt, lieſt, oder höret; ſo träumet man ein wenig, die Materie gehet durch einander; man wird noch aufmerkſamer, ſie verdüſtert ſich noch mehr; und von Grad zu Grad der Aufmerkſamkeit, kommt man darzu, daß man von allem gar nichts verſtehet, oder man findet vier bis fünf verſchiedene Bedeutungen, denen man den Ausdruck

druck mit einerley Muthmaſſung beylegen kan. Ich weiß mehr als zu wohl, daß die ſchönen Geiſter, welche die Art zu denken aus dem Grunde unterſuchet und wohl betrachtet haben, einen ganz andern Begrif von der feinen Zärtlichkeit geben. Sie ſagen, es ſey nichts anders, als eine angenehme Düſterkeit, ein Zug von einem Räthſel, den man einem Gedanken beyleget, der verdient, daß man ein wenig darüber träumend ſinnet; allein dieſes Räthſel müſte ſo gar ſchwer nicht ſeyn, aufzulöſen, und dieſes müſte in den Ausdruck eines einigen Worts gepackt ſeyn *).

Man glaube mir aber nur auf mein Wort, wenn es beliebt, dieſe Herren ſcherzen mit uns. Man gebe ſich nur ein wenig Mühe, die zärtlichfeinen Gedanken, davon ſie uns Beyſpiele vorſtellen, durchzuſuchen, ſo wird man gleich finden, daß ihre Beſchreibung von der meinigen nicht um ein Haar unterſchieden ſey. Hier würde ich die ſchönſte Gelegenheit antreffen, zu zeigen, daß das zärtlichfeine, wie ich ſolches abgeſchildert habe, verwunderswürdige Wirkungen in einer Predigt hervorbringen würde, und daß eben hierinne das vortreflichſte Kunſtſtück der Canzel-Rede- und Schreibart verborgen liege **).

XIV. Künſt-

*) Meinen deutſchen Leſer will ich, mit deſſen Erlaubniß, erinnern, daß er ſein Augenmerk beſtändig auf den franzöſiſchen Witz, ſo wohl allhier, als in allen dieſen Abhandlungen von der witzigen Schreibart des Verfaſſers der Bagatelle richten möge. Mit dem deutſchen Witz, wird er ſchon ſelbſt zurechte zu kommen wiſſen, welcher, wie ich ſolches an den meinigen ſpüre, ſich ſo enge zuſammen nehmen und in ein Wort zu verkriechen nicht zart und fein genug iſt.

**) Siehe die XIX Abhandlung.

XIV.

Künſtliche Verzierung der witzigen Schreibart mit Sprichwörtern und Sentenzen *).

Ich muß mir nur noch auf ein ander Kunſtſtückgen etwas zu gute thun, darinne ich mich, ohne allen eiteln Ruhm, für einen Meiſter halten kan. Daſſelbe thut rechte Wunderwerke und giebt einer ganzen Schrift und Rede die vortreflichſte Geſtalt vom geiſtreichen Witz, es haben ſich auch viel groſſe Schriftſteller, ſo vor mir geſchrieben, deſſen mit ungemeinem Vortheil bedienet.

Dieſes Kunſtſtück beſtehet darinne: Man nehme den allergemeinſten Begrif, den der ſchlechteſte Handwerksmann mit natürlich einfältigen Worten auszudrücken weiß, man thue zu dieſem Gedanken eine vom gemeinen Gebrauch entfernte und mit der annehmlichen Neuigkeit hochgewürzte Redensart darzu. Ein gemeiner unſtudirter Bürger, der viel weiß, was Geiſt, Witz, oder Phantaſie iſt, wird ganz gut und vernehmlich ſprechen, daß der Geiſt einer ſcharfſinnigen Entſcheidung etwas ſeltſames ſey. Alles was man hierauf antworten kan, iſt dieſes, daß es allerdings wahr ſey. Allein, wie anzufangen, eben dieſen Begrif recht auſſerordentlich blitzend ſchimmernd zu poliren! Auf mein Wort, es ſoll nicht viel koſten. Gebt nur ein wenig Acht, wie Herr la Bruyere zu Werke geht: Nach dem Geiſt der Entſcheidung

*) II Bagatelle.

dung ſind Diamanten und Perlen die ſeltſamſten Dinge. Sehet, das klingt anders, dieſes iſt ein Zug, der uns zu erkennen giebt, was Denken heißt. Vor dem Richterſtuhl eines etwas ſauertöpfiſchen Kunſtrichters möchte es freylich wohl nur etwas geſagtes heiſſen.

Wahr iſt es wohl, und die Schönheit dieſes vermeinten Gedankens iſt, wenn ſie beym Licht recht beſehen wird, nichts anders, als eine von Perlen und Diamanten auf einen alten Lappen geſetzte ſchöne Borde. Gleichwohl nennet man dieſes in der Welt: Denken, und wenn man ſich entſchließt, mit einer leichten und lebhaften Schreibart auf dem Pappiere zu erſcheinen, muß man ſich mit dem Leſer um Lappereyen nicht herum keifen.

Die Kunſt, ſo ich iezt aufgedeckt habe, thut über alle maſſen groſſen Vortheil, wenn man in der Noth ſteckt, Sprichwörter anzubringen. Man weiß, daß alle Sprichwörter aus der artigen höflichen Welt und an Enden, gänzlich verwieſen ſind, weil ihre Bürger- und Bauergeſtalt den Umgang pöbelhaftig beſchmutzen würde. Hingegen ſtehen die Redensarten in kurzen Sentenzen, wenn ſie nur nicht allzu ſtrotzend dicke ſind, deſto ſchöner. Wäre es demnach nicht etwas nützliches und luſtiges, wenn man die Sprichwörter in Sentenzen verlarvte?

Ich habe dem geneigten Leſer einige Anmerkungen vorzutragen, daher ſehe ich mich genöthiget, diese Materie in ein kleines ordentliches Lehrgebäude zu bringen. Ich nenne ein gutes Sprichwort eine durch die ganze Welt gebräuchliche Wahrheit, die durch die Erfahrung beſtätiget, und durch Beyſpiele auf

eine

eine einfältige und ganz gemeine Weiſe ausgedrückt iſt. Eine gute Sentenz iſt meines Erachtens, eine etwas erhabenere Wahrheit, die zum Exempel, den Staat, den Krieg u. d. g. betrift und mit kurzen und nachdrücklichen Worten ausgedrückt wird.

Man begreift ohne Schwierigkeit hierdurch, daß richtig zu reden, Sprichwort und Sentenz ſo wohl nach der Materie, als nach der Form unterſchieden ſind. Allein dieſer Unterſchied iſt gar zu fein, und riecht zu ſtark nach der philoſophiſchen Schmiede, welches wir artigen Leute, nach der feinen Geſtalt, nicht wohl vertragen können. Denn in Betrachtung der Gedanken ſo wohl, als der Perſonen, macht die Kutte den Mönch. Ein Menſch, der ein reiches Kleid und koſtbare Weſte aufm Leibe hat, iſt eine artige Perſon, alſo kan auch ein Sprichwort mit einem nach Sentenzen geſchnittenen Schleyer bedeckt, ſehr wohl für eine leibhaftige Sentenz gehalten werden. Es kömmt mir hierbey vor, als hörte ich einen von den Vernunftstrotzern mir in die Ohren bellen: Das iſt ein recht ſclaviſches Volk, beſtändig bleibt es in ſeiner geraden Laufbahne von Folgerungen eingeſchränkt. Ich glaube, als ob ich ihn alſo reden hörete.

„Allem Anſehen nach weiſt du doch wohl das „Mährgen, ſo man von einem gewiſſen König in „Frankreich erzählet.„ (Dieſe Leute wollen ihren Verſtand weder mit dem Namen, noch Jahr oder Tag beläſtigen, es ſind rechte Idioten). „Dieſer Prinz „erhielt eine Rübe, die ihm ein Bauer zum Geſchenk „brachte, über welches Zeichen der zärtlichen Zuneigung er ſo vergnügt war, daß er dem Bauer eine „ziemlich geſpickte Goldbörſe davor reichen ließ. Ein

„Hofmann, dem dergleichen Belohnung das Maul „wässerig machte, gerieth durch die Großmuth des „Fürsten in Versuchung, und verehrete ihm ein treff„lich schönes Pferd. Der König nahm es mit gnä„diger Gewogenheit an und gab gleich einem von sei„nen Cammerherren oder Junkern Befehl, aus sei„nem Cabinet, ein gewisses in ein Stück Sammet ge„wickeltes Paket zu holen. Es wurde gebracht: Die „gierige Seele des Hofmanns verkroch sich bereits „zum voraus in alle Falten des Sammets, als man „ihn aufwickelte, die Kostbarkeit seines geliebten Ge„genstands zu entdecken. Wie sehr fieng sie aber nicht „an zu stutzen, da sie sich mit der verwelkten Rübe des „Bauers in Gesellschaft befand, welche der erkännt„lich Fürst, unter seine Schätze geleget, und dem Verch„rer des Geschenks, als eine Kostbarkeit, die ihm zwey „tausend Thaler zu stehen käme, überreichte. Sehet „ihr, wie es uns vernünftigen Leuten, nicht um ein „Haar besser gehet, wenn ihr uns ein in eine Sen„tenz eingepacktes Sprichwort darreichet, wo ein „winzig kleiner und noch darzu sehr gemeiner Gedan„ke mit einer reichen Decke umhüllet ist. Unsere Ein„bildung wird eben, wie die curige betroffen, der erste „Ausdruck giebt ihr einen Stoß. Der äusserliche „Schimmer einer Redensart hält sie ein wenig auf. „Ihr denkt aber und begnügt euch auch damit, es wür„de kein Mensch eine alte Rübe in einen sammeten „Beutel stecken. Wir hingegen reissen alle Verklei„dungen ab, und wenn wir finden, daß sie nichts, als „ein elendes Gerippe verhüllen, so kommt uns dieser „verdrießliche Anblick weit widerwärtiger vor, als „wenn wir dasselbe nacket und bloß in dem Zimmer „eines Zergliederers antreffen würden.„

*) Was

*) Was ſoll man nun auf dieſes philoſophiſche Gewäſche antworten? Bald wollt ich lieber gar nichts ſagen. Damit wir aber doch zeigen, daß wir auch Leder zum Maul haben, ſo will ich gleich anfangs nur alles zugeſtehen, was er einwendet, daß alles wahr und zwar nichts gewiſſer, als zu wahr ſey.

Ich will mich hier einer ſehr gewöhnlichen Weiſe in Wortſtreiten bedienen, die ſonderlich im Umgang Mode und von vortreflichem Nutzen iſt. Man muß nur ſeinem Gegner die völlige Schlußrede zugeben, und nur ſeinen Folgeſatz durch einen andern aus einer ganz verſchiedenen Qvelle geſchöpften Schluß beſtreiten. Auf ſolche Art darf man nicht beſorgen, ſtecken zu bleiben, und endlich muß doch eine geſunde Lunge die Sache entſcheiden. Ich ſpreche demnach, daß unſer Philoſoph die pure Wahrheit ſaget, allein wer wolte wohl ein Narr ſeyn, ſeiner Meinung zu folgen. Dergleichen ausgegrübelte genaue Obacht würde uns nur ſehr unglückſelig machen, indem ſie uns einen Haufen vom Vergnügen vor dem Maul weg zöge.

Mein Philoſophe befände ſich, Beyſpielsweiſe in einer Franzöſiſchen oder Flandriſchen Comödie; wir wollen die Flandriſche zu unſerer Sache behalten. Er ſähe allhier ein Stück aufführen, für welches, ſeiner Meinung nach, der Verfaſſer den Staupbeſen und das Brandmarken wohl verdient hätte, wenn auf dem Parnaß richtige Policey vorhanden wäre. Die Acteurs kämen ihm vor, als ob ſie recht eifrig wider die Natur handelten. Er ſiehet, wie ein Liebhaber ſeiner Schönen die Leidenſchaft ſeines verliebten Herzens mit einem recht grimmigen Tone zu verſtehen giebt, als wolte er ſeine Liebe mit geballter Fauſt ausdrücken.

*) III Bagatelle.

drücken. Was ihm am ärgerlichſten vorkömmt, wäre, wenn er ſiehet, wie ein Schauſpieler einen ſchönen Geiſt vorſtellet, der allen Narrenpoſſen des ganzen Stücks vorgreifen will und ſo abſcheuliche Narrheiten her ſaget, als der Verfaſſer der Comödie nach reiflicher Uiberlegung kaum ausfindig gemacht haben kan. Währender Zeit er ſich in einem Winkel verbirget, als ob er an den ausgelaſſenen Thorheiten, die er höret und ſiehet, Schuld hätte, iſt alles um ihm herum von Freuden entzückt, ſeine Ohren werden faſt taub für tauſend beyfälligen Schreyen und Lachen. Der Philoſophe kan ſich unmöglich mehr zurück halten, der arme Mann iſt aufs äuſſerſte gebracht, er laufe endlich trotzig und erbittert fort, und wünſcht den Zuſchauern, dem Acteur, den Comödianten allen, ſogar auch dem Lampenputzer mit eingeſchloſſen, alles Unglück auf den Hals. In Wahrheit, der Mann hat ſich für ſein Geld was rechts zu gute gethan.

Seine allzu genaue vernünftige Beurtheilung macht ihn noch in tauſend andern Fällen unglücklich. Es kommt ein neues Buch zum Vorſchein. Jederman lobt es. Es wird ſo gar von den gelehrten Tagebüchern ausgepoſaunet. Das thut ihm alles keine Gnüge, er beſitzet ſo viel Eitelkeit, daß er es nach äuſſerſter Schärfe beurtheilen will, und er appellirt von der Entſcheidung des Publici an ſeine ſelbſt eigene Vernunft.

Hier trift er nun nichts an, als die Schö[illegible]n, die wir bereits ſo gelobt haben. Da iſt ihm [illegible]der Vernunftſchluß überflüßig leicht hin, ied[illegible]ywort unnütze; eitel Fehler in der Ordnung, [illegible]er Lehrart; lauter übelangebrachte Rednerblümgen; oftmals iſt ihm der Geiſt, dieſe annehmliche Bezauberung aller

recht-

rechtſchaffenen Leute, zuwider. Alles ärgert dieſen gallſüchtigen Meßkünſtler und in ſeiner Liebe zur Richtigkeit und Einſtimmung, findet er ſeine eigne Henker, die ihn martern.

Will man das unglückliche Verhängniß eines von dieſen Vernunftstrotzern vollends ins helle Licht ſtellen, ſo pflanze man ihn nur, nach ihrer rothwelſchen Sprache zu reden, mitten unter einen Narren, einen Phantaſten, einen Dummkopf, einen Unbeſonnenen und einen Petitmaitre, einer Verſammlung von allen vorher bemerkten Characteren. Einige übel zuſammenſtimmende Töne richten unter dieſem Haufen ein lautes Geſchrey von Lachen an, das ſich bald ausbreitet, bald auf eine geſchickte Art wieder einhält, wenn es ausbrechen will. Da wird man dieſen armen Teufel zappeln ſehen, er weiß nicht, wo er iſt, die Augen gehen ihm im Kopf herum, er ſteht beſtürzt da, als ob er dumm wär; bald ſieht er den einen, bald den andern an, als ob er ſie fragen wolte, was ſie doch ſo närriſch zu lachen bewegte. Nichts iſt geſchickter, ſie wieder von neuem anſtimmend zu machen, als ſeine verſtellte Miene. Dieſes lachende Chor kommt ihm ganz toll und ausgelaſſen vor. Er fühlt rechte Stiche mit den Dolchen, man zerreißt und zerfleiſcht ihn. Er kan ſeinen Eckel und Verdruß nicht mehr bergen, er führt ſich ab, eben ſo vergnügt, daß er der närriſchen Kerl los iſt, als ſie ſich freuen, daß ſie ein ſolches wildes grimmiges Thier ſich vom Hals geſchaft haben.

XV.

Satyrischer Beweis, daß der geistreiche Witz der Vernunft vorzuziehen sey *).

Der Philosophe, den ich so tapfer habe ablauffen lassen, wird gewiß nunmehro gestehen müssen, daß wir wirklich gewisse annehmliche Ergötzungen geniessen, die ihm gebrechen. Allein, wie es das hartnäckigste Geschlecht von der Welt ist, so wird er doch steif und feste darauf bleiben, sein Zustand wäre dem unsrigen weit vorzuziehen. „Es ist wohl wahr, wird „er sprechen, daß mich meine genaue Bedachtsamkeit, „in der grossen Welt Beyfall zu erhalten, nicht sonder„lich geschickt macht. Es hindert mich deswegen „nichts, daß ich mit einer kleinen Anzahl vernünftiger „Freunde umgehen kan, deren Gesellschaft mich auf „eine sehr nützliche Weise vergnüglich unterhält. Auß„erdem aber kan ich auch dieser wohl entbehren, weil „ich mir selbst allein gnug bin. Ihr aber hanget an „euren Compagnien, wenn ihr allein seyd, so fehlt „euch etwas; nicht anders, als die Leute, welche solche „Speisen geniessen, die den Mund nur kühlen, den „Leib aber nicht sättigen, und also immer wieder auf „neue Kosten zehren müssen. Kaum habet ihr ein „gewöhnliches Vergnügen geschmecket, so findet ihr „euch unglückselig, wenn nicht schon wieder ein anders „vor der Thür ist. Wir aber, nähren uns mit nahr„haften Speisen, die uns auf eine lange Zeit erhalten „können. Allenthalben, wo ich mich allein befinde, „es

*) IV Bagatelle.

„es ſey in einer Höle, in einer Wüſte, überall genieſſe „ich die Zufriedenheit mich ſelbſt zu beſitzen. Allezeit „bin ich mit tauſend richtigen Gedanken umringet „und von allem Gewimmel pöbelhafter Vorurtheile „ganz entſchlagen. Ich mache mir eine Ergötzung, „dieſe Gedanken durch die Muſterung gehen zu laſſen „und mich mit neuem Vorrath davon zu verſehen. „Ein Geizhals, der das Gold aus ſeinem Kaſten her„aus langet, ſich an dem Anſchauen ſeiner Schätze be„luſtiget, und einen neuen Gewinnſt darzu bringt, „kan ein ſo reines und gnügliches Vergnügen nicht „ſchmecken. Uiberdieß alles ziehen tauſend Gegen„ſtände, welche mit einer unempfindlichen Kaltſinnig„keit anzuſehen euch die Gewohnheit dumm gemacht „hat, meine Aufmerkſamkeit rührend nach ſich. Ein „Spaziergang iſt gnugſam vermögend mir die man„nigfältigſte Luſt zu machen, ein Baum, eine Pflan„ze . . . .„

Iſt das nicht ein Lumpenkerl von einem Philoſophen, warum thut er es nicht?

Er liebet das Spazierengehen,
Wohlan, ſo laßt ihn laufen.

Dieſes iſt die einzige Beantwortung, mit welcher ich eine ſo ernſthafte und verdrießliche Schlußrede zu bechren gedenke, und bin gewiß verſichert, daß die Helfte meiner Leſer die Gedult nicht haben werden, ſolche vom Anfang bis ans Ende zu leſen.

Man wolle mir erlauben, durch die kleine Auflöſung, ſo ich angebracht habe, und die auſſer Zweifel luſtig und artig iſt, zu erweiſen, daß der geiſtreiche Witz ungeheuer mehr Vortheile für der Vernunft haben muſſe. Dieſe ſchwitzet Blut und Waſſer, einen Be-

weisschluß auf ſtarken Pfälen vor mich aufzubauen. Die Redensarten ſind viel zu auſſerordentlich, als daß man ſie für gut annehmen könnte: Der Bau hebt ſich gründlich ſtark und langſam in die Höhe, und wenn man nun geſchäftig bereit iſt, den letzten Stein aufzuſetzen, Krack, ein kleines Spaswörtgen, ein wohl angebrachtes Sprüchelgen eines Autors fährt aus einer fruchtbaren Phantaſie wie ein Flintenſchuß heraus: Siehe da die Vernunft mit ſamt dem Vernunftſchluß, wer hält ſie? procumbit humi bos: da liegt das Rind zur Erde.

Nun iſt noch übrig, von zwey andern Mitteln zu ſprechen, wodurch man unendlich fruchtbar an Witz und Geiſt werden könne. Das erſte verſtehe ich ſelbſt noch ziemlicher maſſen wohl, allein von dem andern muß ich frey, iedoch zu meinem gröſten Misvergnügen, geſtehen, daß es über meine Sphäre gehet. Das erſte beſtehet in der Kunſt, die Gedanken zu verdünnen. Hier muß man die Naturlehre ein wenig verſtehen, die Stärke des von mir gebrauchten Ausdrucks zu begreifen. Wir wollen es erläutern. Die Luft hat eine gewiſſe Eigenſchaft, die man Elaſticität nennet. Das heißt: iedes Luftheilgen kan ſich zuſammenziehen: Sodann verdicket ſich die Luft, und eine groſſe Menge dieſer Materie kan ſich in einen kleinen Raum zuſammen preſſen. Wenn im Gegentheil dieſe Preſſung nachläſſet, ſo wird die Luft dünne, und ein wenig Luft kan alſo einen gewaltigen groſſen Raum einnehmen. Nunmehro wird man leicht verſtehen, daß ſeine Gedanken verdicken, ſo viel heiſſe, als eine groſſe Anzahl von Gedanken in wenig Worte zuſammen preſſen. Die Gedanken hingegen verdünnen heißt, dieſelben ausdehnen, daß ſie einen groſſen Platz einnehmen.

Die

Die erſte dieſer Arten iſt bey den Feldmeſſern und Auszügeverfertigern im Gebrauch; die andere aber iſt denen Dichtern, Romanenſchreibern, den neuern Geſchichts- und Zeitlaufsbeſchreibern, den Metaphyſikern, den Predigern, mit einem Wort, allen Schriftſtellern zu gefallen, welche Geiſt, Witz und Phantaſie zu haben vorgeben. Ich ſehe eben nicht, daß ich es nöthig hätte, und es auch die Mühe verlohnete, von der Schreibart der Feldmeſſer und anderer Vernunftkrämer zu reden: Dieſes ſind wunderbare Dinger. Sie bilden ſich ein, als ob ſie immer Gedanken im Vorrath hätten, und oftmals geſchiehet es, daß ſie ihr ganzes Vermögen in einem einzigen Buche verſchwenden. Die ſchönen Geiſter wiſſen ihre kleinen Schätze weit klüger und witziger hauswirthlich zu rathe zu halten, und es giebt viel groſſe Leute von alten und neuern, welche dieſer nüchternen Schreibart ihren ganzen Ruhm zu danken haben. Ovid ſtellet ein treffliches Muſter von dieſer Vollkommenheit vor. Es iſt allerdings wahr, daß er nicht unſern heutigen Schulfüchſen gleiche, die ihren Wiz und Geiſt durch ihre elenden Wiederholungen, durch ihre abgeſchmackten Beywörter, und ihre ſchulfüchſiſche Gleichdeutigkeiten zu verdünnen befliſſen ſind. Nein, er bringet nur einerley Begrif vier bis fünf mal hinter einander vor, iedoch allezeit anders, aber auch ſchimmernd prächtig ausſtaffiret. Seine Gedanken gleichen den Coqvetten, die ſich drey big vier mal in einem Tage anders ankleiden, und da ſie ihre Annehmlichkeiten mit ihren verſchiedenen Kleidungen verändern, wiſſen ſie die Kunſt denſelben einen neuen Zug zu geben. Es wäre mir ein leichtes andere Schriftſteller mehr beyzubringen, die durch dieſes Kunſtſtückgen ein glänzendes Anſehen gewonnen haben, ich vermeine aber, es wird ſchon gnug ſeyn,

wenn

wenn man meine Schrift lieſt, einen richtigen Begrif von der unter Händen habenden Materie zu erhalten.

Sehr ſelten geſchiehet es, daß die zuſammen gepfropften und daher verdickten Gedanken in einem witzig geiſtreichen Werke gute Wirkung thun. Es giebt aber doch gewiſſe Stücke, wo ſie alles recht wohl befördern, dergleichen ſind die annehmlichen, zum öftern zierlich koſtbarn, ſo man anacreontiſche Oden, nennet. Niemand iſt darinne unglücklicher zu rechte gekommen, als Hr. de la Mothe, welchen Leute ohne Geſchmack ſo hoch zu ſchätzen nicht unterlaſſen. Er füllet faſt mit einem ganzen Gedanken alle Strophen ſeiner kleinen Oden an; das heißt aber dieſelben erdroſſeln, erſticken. Der Poet ohne Schminke hat ihm ſolches bey der Gelegenheit eines Gedichts, die Wünſche genannt, mit dem Finger gewieſen. . . .

*** *** ***

Fortſetzung des Beweiſes, daß der Witz vor der Vernunft den Vorzug habe *).

Endlich bin ich bis an die letzte Quelle der leichten geiſtreich witzigen Schreibart gekommen. Mit einer ehrbar edeln Schamhaftigkeit muß ich aber hierbey geſtehen, daß ich mich an dieſen Gegenſtand mit einer großmüthigen Bekränkung wage. Immaſſen ich bereits aufrichtig bekannt habe, daß die Sache über meine Kräfte erhaben iſt. Soll ichs ſagen? Es iſt die Kunſt Nichts, von der Welt Nichts, auf ei-

ne

*) V Bagatelle.

ne artige, annehmliche und witzige Weiſe zu ſagen. Dieſes iſt die höchſte Vollkommenheit des menſchlichen Witzes. Und aufrichtig von Herzen wegzuſprechen, hätte ich dieſe im Beſitz, ich würde mich ohne groſſe Umſtände in die erſte Claſſe der ſchönen Geiſter ſtellen, an ſtat, daß ich mich anietzo aus Mangel einer ſo wunderbaren Gabe, mit dem erſten Platz im andern Rang begnügen muß. Es iſt nicht möglich, alle Vortheile, welche dieſe Wunderkunſt nach ſich ziehet, gnüglich zu beſchreiben. Meine Leſer werden in eine angenehme Entzückung gerathen, ſo bald ich ihnen nur eine einige Wirkung anzeige, die ſich nirgends in der ganzen Natur antreffen läßt, und vollkommen widerſprechend iſt. Gleichwohl iſt nichts weſentlichers, ſie belieben nur ſelbſt davon zu urtheilen, geneigter Leſer. Mit Beyhülfe dieſer Kunſt, wird man den leeren Raum mit dem Leeren ſelbſt, das Leere einer Schrift oder eines Buchs, ingleichen eines Umgangs mit dem Leeren einer Unterredung zu erfüllen wiſſen. Siehe da den wahrhaftigſten Widerſpruch, der alle Grundſätze der Naturlehre untergräbet: alle erſten Wahrheiten niederſtürzet, welche die Philoſophen für die unwandelbare Grundfeſte ihrer Beweiſe halten, und allen Hochmuth der trotzigen Menſchenvernunft wie eine Schnecke in ihre Schaale zurück zu kriechen zwinget.

Tauſendmal habe ich mich geärgert, daß ich nicht von meiner Kindheit an allen Fleiß und Bemühung darauf gerichtet, ietzo wäre ich ein groſſer Herr, und bekleidete gewiß das vornehmſte Amt in meinem Vaterlande. Allein zu meinem Unglück war ich der Auferziehung eines Vaters in die Hände gerathen, der ſich von den Grundſätzen der Vernunft hatte den Kopf ver-

verrücken lassen. Alles, was er mir vorpredigte, endigte sich damit, ich sollte denken, vernünftig schliessen, überlegen, eben als ob dieses das rechte Mittel wäre, zu etwas in der Welt zu kommen. Mit der Zeit gerieth ich durch die Ausübung dieser lächerlichen Lehren zu einiger Stärke, und endlich hat sich die Lust immer nach Auswegen zu laufen, was die Philosophen den Pöbelweg meiden, heissen, meines Herzens dergestalt bewältiget, daß es nunmehro in meinen ziemlich reifen Jahren zur Unmöglichkeit gediehen ist, mir den Geschmack davon zu benehmen.

Die Zeit, so ich auf hohen Schulen zugebracht, hätte mich von dieser verwünschten Ungereimtheit wohl abbringen können, wenn ich nur nicht zu meinem Unglück, mit drey bis vier jungen Vernunfttrotzern Umgang gepflogen, die mich recht bey den Haaren zu diesem meinem Lächerlichen zurück gezogen, indem sie mich abgehalten haben, daß ich die schönen Lehren einer so guten Schule, nach allem Vermögen, nicht habe vortheilhaft erhalten können. Gewiß ist es allerdings, daß mir einer seits die Verbindung mit dieser Art von Thieren so gar unnützlich nicht gewesen ist. Ich lernete ihnen ihre Art zu schliessen ab, und man wird es in der Folge sehen, daß mir diese Kenntniß vollkommen wohl zu statten gekommen ist, sie durch ihre eigne Waffen zu überwinden. Dieses ist aber auch der ganze Vortheil, den ich aus ihrem Umgang gezogen, und der mich nun zu einer gänzlichen Unfähigkeit gebracht hat, daß ich nichts schreiben und reden kan, wenn ich nicht vorher etwas in Gedanken habe:

Die Schreibart sey nun, wie sie sey,
So wird sie doch was sagen.

Befinde

Befinde ich mich bey Perſonen, denen ich Ehrerbietung ſchuldig bin, ſo denke und ſinne ich darauf, was ich vorbringe, und mit welcher Art ich ihm ein Geſchicke geben will, gemeiniglich aber rede ich in die Qvere, und nichts das taugt. In Geſellſchaft meiner beſondern Freunde brauche ich dergleichen Vorſichtigkeit nicht. Wenn ich da rede, ſo denke ich weniger als nichts: ich denke aber doch, allein ich fange die Ausdrücke, wie ſie mir vor das Maul kommen, und auf dieſe Weiſe fehlt mirs nicht leicht, daß ich fortkomme. Eben ſo mache ichs, wenn ich ſchreibe, wie man hier wohl ſiehet, und dadurch komme ich der Vollkommenheit immer näher, was mich aber toll macht, iſt, daß ich gleichwohl noch immer ein wenig denke, und aller meiner äuſſerſten Bemühung ohneracht meine Vernunft, das unbändige Thier, nicht ſo beſcheiden machen kan, daß ſie ſchwieg, wenn ich rede.

XVI.

Vertheidigung der witzigen Schreibart gegen die Vernunftrotzer *.

Mit dem bereits belobten ſchönen Talent iſt man nun recht gerüſtet, mit verhängtem Zügel zu ſchreiben, ohne daß man ſich die geringſte Furcht ankommen laſſen darf, Tadeler und Gegner ſich auf den Hals zu hetzen. Gleichwohl iſt es wohl an dem, daß das Nichts, davon ich rede, in gewiſſe Abſätze verhüllet und verwickelt wird, die aus Worten zuſammen geſetzt ſind. Dieſen Ausdrücken legt der Gebrauch gewiſſe Bedeutungen bey, und es iſt nicht ganz unmög-

*) VI Bagatelle.

lich,

lich, daß ein Leſer, wenn er alle dieſe Bedeutungen zuſammen ſetzet, nicht einen ganzen Sinn darinne gewahr werden ſolte. Man muß auch noch bekennen, daß der Endzweck dieſer Schreibart dahin gehe, dem Nichts dieſer Abſätze alles Anſehen, ſo man nur erdenken kan und mag, eines weſentlichen Dinges beyzubehalten. Zutragen kan ſichs wohl auch, daß eben der Leſer in einem andern Abſatz der Rede, der von allem Sinn und von aller Bedeutung eben ſo leer, als der erſtere iſt, einen Sinn zu finden glaubet, und indem er ſich auf dieſe beyderſeitige Einbildung gründet, dem hochglänzenden Nichtsſprecher Schuld giebt, er ſey in einen Widerſpruch geſtolpert.

Allein einem ſolchen Schriftſteller wird es ſehr leicht fallen, ſich geſchicklich aus dergleichen Fall zu ziehen. Denn, wie er wirklich nichts bedeutendes in ſeine Perioden geſetzet und geſchrieben hat, ſo iſt er allezeit Herr, dieſelben nach ſeiner Phantaſie zu drehen, und einen Sinn einzuſchieben. Siehe, ſo wird mein Kunſtrichter im bloſſen ſtehen.

Beſſer aber kan er verfahren, indem er thut, als ob er ſeine zuſammen gepackten Abſätze der Schrift oder Rede erläutert, ſich aber dabey gleichförmiger Perioden bedienet, und da kan es ihm nicht fehlen, ſeinen Tadler aus dem Wege zu bringen, daß er nicht weiß, wo er verirrt iſt. Er hat gut ſagen, der Autor wiſſe ſelbſt nicht, was er redte oder ſchriebe, ſeine Schreibart wäre ein Gallimathias, er wird deswegen doch die Lachenden nicht auf ſeine Seite bekommen. Das Publicum hält es allezeit mit dem Zärtlichen, mit dem Feinen. Seine Eitelkeit läſſet es nicht anders zu, als daß es glaubet, man müßte durch eine finſtere Decke durchſehen können, welche den vermeinten Sinn

umwickelt hielt. Es ſpottet eines ſolchen Vernünftlers nur, der von alle dem nichts verſtehet, was nicht ſo trocken, als ſeine Einbildung zu ſeyn pfleget.

Was mich betrift, der ich aufs höchſte nur meine Gedanken zu verdünnen weiß, ſtehe freylich mehr auf dem Fang, als die groſſen Meiſter der Kunſt, von denen ich geredet habe. Wie ich aber mit dem kunſtrichterlichen Geſchlecht niemals gerne was zu thun zu haben verlange, ſo werde ich ihnen in dem, was mir noch in dieſem meinem Blat übrig iſt, fein zuvorkommen, wenn ich einen Begrif von meinem ganzen Plan vorlegen, und eine Beſtimmung der Wörter geben werde, deren ich mich am meiſten bedienen möchte, aus Beſorgniß, man dürfte denſelben wohl gar einen andern Sinn beylegen, als ich ihnen zutheilete. Wohlan, laßt ſehen!

Durch Vernunfttrotzer, (Rationaliſtes), verſtehe eine gewiſſe Secte von philoſophiſchen Menſchenfeinden, welche nichts für gründlich, und unſerer Neigung wirklich würdig achten, als Vernunft und die Tugend, die ihrer Meinung nach nichts anders, als eine ausübende Vernunft iſt, im Gegentheil alles für Lappereyen halten, was nicht von der Vernunft herrühret, oder mit derſelben genaue Verwandſchaft hat.

Dieſes nun iſt, nach ihrer Phantaſie, eine Maxime, welche der verehrungswürdige Grund zu der Menſchen ganzen Aufführung ſeyn müſte. Allein unter uns geredt, es mag wohl die gefährlichſte Ketzer-Maxime ſeyn, die der Hochmuth zum Verderben des ganzen menſchlichen Geſchlechts erfunden hat.

Wir wollen aus allen Kräften in dieſem Werke arbeiten, dieſem unbeſcheiden trotzigen Grundſatze einen

Riegel vorzuſchieben, und zeigen, daß, was ſie gemeiniglich Bagatellen oder Lappereyen nennen, allen unſern Unterredungen und Handlungen das rechte Leben geben müſſe, wenn wir nicht ſo ſtolz und hochmüthig werden wollen, den Beyfall wackerer artiger Leute zu verlieren, welches doch gleichwohl der edelſte Trieb iſt, der eine ſchöne Seele aus einer verſchlafenen Unwirkſamkeit zu ziehen vermag.

Die Bagatelle kan in die allgemeine und beſondere abgetheilet werden. Die erſtere erſtreckt ſich auf alles Vornehmen und auf alle Handlungen, welche die gemeine Meinung aller wohlgeſitteſten Völker, oder wenigſtens die gemeinen Begriffe eines Volks, unter dem wir leben und weben, die unter dieſer Nation eingeführten Gewohnheiten und herrſchenden Moden zum Grund und zur Richtſchnur hat.

Dieſe Bagatelle iſt es nun, die den Freyheitsbrief eigentlich im Beſitz hat, uns zu leiten, zu führen, und der wir eben diejenige Ehrerbietung ſchuldig ſind, deren ſich die Vernunft unter den Vernunfttrotzern anmaſſet.

Die beſondere Bagatelle iſt der einen ieden Menſchen beherrſchende Eigenſinn, welches man eigentlich eines ieden eigne Kappe nennet. Dieſe nun iſt ſo gar hochanſehnlich und verehrungswürdig nicht, als die allgemeine, wider welche ein kluger und beſcheidener Menſch niemals etwas reden noch ſchreiben darf.

Mit der andern iſt es nicht ſo beſchaffen; Es muß einem ieden vergönnet ſeyn, über den eigenſinnigen Sparren ſeines Nachbars zu lachen, wenn er nur wohl genug zu leben weiß, damit er geſchehen laſſen kan, daß man das Vergeltungsrecht ausübet.

Zu

Zu Folge dieſer Beſchreibungen, ſo ich gegeben habe, iſt nun ein weiſer und verſtändiger Menſch, ein ſolcher Mann, der ziemlich reine Begriffe von den angenommenen Meinungen ſo wohl, als von den Worten und dem Thun eines ieden beſondern Menſchens heget, um die erſtern mit den letztern in Vergleich zu ſetzen, und daraus zu ſchlieſſen, ob dieſes Thun und dieſe Worte tugend- oder laſterhaft, lächerlich oder verſtändig ſind.

Aus dieſen Beſchreibungen wird man auch leicht begreifen können, was man ſich für einen Begrif von einem Narren, albern Kerl, abgeſchmackten Schöps ꝛc. zu machen habe.

Die allgemeine ſowohl, als die beſondere Bagatelle, kan wieder in die ernſthafte und in die ſcherzhafte eingetheilet werden. Die erſtere begreift die wichtigſten Aeſte der Wiſſenſchaft und der Geſchicklichkeit in ſich. Die andere hat ihren Einfluß in alles dasjenige, was man Witz, Geiſt, Annehmlichkeit, Luſt und Vergnügen nennet.

Es thut mir leid, geehrter Leſer, daß ich mich genöthiget gefunden, meine Materie, wegen ihrer Wichtigkeit, ſo gar ernſthaft und nach einer genauen Lehrart abzuhandeln; allein ich muſte doch auf einmal mich von alle dem loswickeln, was dich im Leſen meines Werks würde haben verwirren können.

Nunmehro iſt dein und mein Verſtand aufgekläret, und ich bin verſichert, daß ich mit dieſen allgemeinen Grundſätzen, ſo ich hier feſtgeſtellet, einem ieden Kunſtrichter, er ſey wer er wolle, ſeine Ladung geben könne.

Man möchte mir aber auch noch einwerfen, warum ich, da ich mich zum Beſchützer der Bagatelle aufwer-

ſe, mit den Vernunfttrotzern in ein Horn blies, und ein ſo gehäßiges Wort gebrauchte. Die allergewiſſenhafteſten Verehrer der angenommenen Meinungen würden niemals viel Vergnügen daran finden, daß man ihren Geſchäften und Zeitvertreiben den Namen Bagatelle beylegte.

Dieſer Einwurf ſcheinet zwar vernünftig gnug zu ſeyn, er iſt es aber wirklich nicht. Ein Ausdruck iſt weder verächtlich noch ehrwürdig, als nur in Anſehung des Begrifs, den man ihm beyleget. Es giebt dergleichen, die ſehr ehrwürdig ſind, und doch verächtlich werden. Vormals war eine Klugthuerin (Prude) ein in ihrer Aufführung ganz ordentliches Frauenzimmer, heut zu Tage heißt es ein Weibsbild, welches mit ihrem geordneten Betragen prahlet und groß thut. Die Religion, wie der gelehrte Biſchof zu Bangor anmerket, bedeutete vormals ſo viel als Tugend, und ſeiner Meinung nach, verſteht man anietzo darunter was man will, ausgenommen die Tugend.

Eben alſo kan ein verächtliches Wort ſehr leicht auch ein ehrwürdiger Ausdruck werden, und es geſchiehet auch in der That ſehr öfters.

Ich traue mir ſehr wohl zu, es alſo einzurichten, daß es mit dem Ausdruck Bagatelle ſich ganz anders verhalten ſoll. Ich werde deren Nutzen und Annehmlichkeit ſo aus einander zu ſetzen, ihr auch ſolche edle und vortheilhafte Begriffe beyzulegen wiſſen, daß gewiß ein ieder Menſch, der dieſes Wort nur nennen hört, darüber Mund und Ohren vor Verwunderung aufſperren ſoll. Ja, diejenigen ſelbſt, die nur ein wenig für ihre Ehre beſorgt ſind, werden einen Ruhm darinne ſuchen, daß man ſie für Leute anſehen möchte, die auf die Bagatelle denken, die Bagatelle ſchreiben,

ben, und ſelbſt leibhafte Bagatelle über und über ſind.

Hier haſt du alſo meine Vorrede, Geneigter Leſer. Ob ſie wohl etwas weitläuftiger gerathen, ſo iſt ſie gleichwohl auch, für einen Zeitlauf, darinne langweilige Vorreden, die öfters mit dem ganzen Buche ſelbſt um den Raum ſtreiten, ſehr beſcheiden eingerichtet. Nun vermeine ich wohl alle Schwierigkeiten, die meine flüchtig fortſtreichende Feder aufhalten möchten, völlig bey Seite geſchaft zu haben. Zum allerwenigſten glaube ich doch, daß ich meine Hinterthür ziemlich ſicher gemacht habe, wo ich vor den Verfolgungen des um ſich beiſſenden Geſchlechts der Kunſtrichter hinaus ſchlupfen kan. Ich werde alſo die völlige Materie antreten, und alles, was mir in den Sinn kommt, von mir geben.

Nachricht.

Ich erſuche alle diejenigen, welche Wörter und Redensarten wohl zuſammen zu häufen wiſſen, mir fein viel Briefe zu ſchreiben, mich darinne zu loben, mich zu tadeln, mein Urtheil über gewiſſe Sachen zu fordern, oder auch mir etwas mit Nichts zu melden. Sie ſollen aber auch wiſſen, daß woferne ſie ſolches nicht für gut befinden, ich an mich ſelbſt ſchreiben werde, wie ſolches durch den unter den Zuſchauern, Miſanthropen, und andern Schriftſtellern, meines gleichen, löblich eingeführten Gebrauch üblich iſt. Ich könnte auch wohl noch den Umgang mit weiland meinen Freunden, den Vernunfttrotzern, wieder in den Schwung bringen, nicht etwan ihren Wahn anzunehmen, nein, ſondern das Publicum mit deſto mehr Veränderung in Gerichten zu beluſtigen.

X : X : X

XVII.

Betrachtungen über die ſinnreichen Einfälle oder Bon-Mots *.

Das Bon-Mot iſt eigentlich ein Einfall eines lebhaften Verſtandes, in welchem etwas unerwartetes, neues mit einer Richtigkeit in einem Begrif verbunden, und mit einer wohl übereinſtimmenden Stärke ausgedruckt wird. Das annehmlichſte darinne iſt, daß es ſich recht wohl ſchicken müſſe.

Man kan überhaupt allen Einfällen, auf die ſich meine Beſchreibung ſchicket, den Namen eines Bon-Mots beylegen. Gleichwohl aber nennet man gemeiniglich nur die Einfälle Bon-Mots, welche mit einem ſcharfen Scherz gewürzet ſind.

Ein Bon-Mot kommt von der Einbildungskraft, und läßt ſich nicht erdenken. Es überraſchelt das Nachſinnen und die Vernunftſchlüſſe. Der Verſtand, ſo es hervor bringt, ſiehet alsdenn erſt, wenn es da iſt, den glücklichen Streich des Gedankens, den weit faſſenden Sinn und den Endzweck, den es in ſich ſchließt, er wundert ſich ſelbſt darüber, daß es ſo wohl gerathen iſt.

Ein ſinnreicher Einfall entſteht von ohngefehr, und ein Bon-Mot vom Zufall, wie öfters einer einen Diamant findet, den er zu ſuchen nicht in Willens geweſen. Edelgeſteine aber werden in Berggruben gefunden, und der Zufall läßt das Bon-Mot nirgends als in einem lebhaften Verſtand und in einer fruchtbaren Phantaſie ſchimmern.

Oft-

*) XXX Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Oftmals iſt einerley Einfall und einerley Ausdruck deſſelben bey einem närriſchen Kerl eine Narrheit, bey einem witzigen Geiſt wird er ein Bon-Mot. Dieſe Maxime kommt nicht aus meiner Werkſtat. Die Ehre, ſo mir davon gebühret, beſtehet nur darinne, den Sinn derſelben zu erläutern, und deren Wahrheit an den Tag zu legen.

Die meiſten Bon-Mots beſtehen in der Art des Ausdrucks, welcher dem Verſtande, ohne alle Mühe, zwo gleich wahre Bedeutungen vorſtellet, davon aber die eine, ſo ſonderlich in die Augen fället, ein ganz unſchuldiges Anſehen führet, die andere verdeckte öfters eine ſinnreiche Bosheit enthält.

Dieſe Doppelſinnigkeit iſt bey einem Menſchen, dem der Witz fehlet, ein Mangel der richtigen Denkensart. Er weiß dasjenige, was er denket, nicht anders, als durch Worte auszudrücken, die nur einerley Bedeutung haben.

Bey einem witzigen Geiſt iſt dergleichen Doppelſinnigkeit eine Geſchicklichkeit, wodurch er, ohne einige Falſchheit zu begehen, zween unterſchiedene Begriffe hervorbringet, davon der verborgenſte, denen, die ebenfalls ſo viel Witz beſitzen, eine feine Spötterey entdecket, welche einem etwas dickhäutigen Witz, oder nicht allzulebhaften Verſtande, unbekannt bleibet.

Was iezuweilen ein Bon-Mot machet, iſt nichts anders, als eine glückliche Freyheit eines einigen ungebräuchlichen Ausdrucks. Oefters beſteht auch die Kraft eines Bon-Mots nicht darinne, was man ſagt, als vielmehr in dem, was man darunter, als eine gezwungene Folgerung der Worte, die man ſpricht, verſteht, darauf man die genaue Aufmerkſamkeit derer, ſo zuhören, zu lenken geſchickt iſt.

Die Bon-Mots ſind nicht geſchickt, eine ganze Erzählung auszufüllen, noch weniger laſſen ſie ſich in der Eil erſinnen. Oefters haben ſie ihren ganzen Werth gewiſſen dabey vorfallenden Umſtänden zu danken, die ſich mehr empfinden, als beſchreiben laſſen.

Gar ſelten kommt das Bon-Mot von einem ruhigen geſetzten Gemüth, es iſt gemeiniglich eine Wirkung einer aufgebrachten Leidenſchaft, welche ihre Hitze nach dem Gehirne führet. Zu denen Bon-Mots wird eine Art der Entzückung, wie zur Poeſie, erfordert.

Uiberhaupt iſt die Luſt, ſo ein niedlicher Schmaus einflöſſet, die Quelle dergleichen ſinnreicher Einfälle. Die Lebensgeiſter, ſo durch die neuerlichen Nahrungsſäfte in den Adern aufgebracht werden, und die ſubtilen Dünſte, ſo ein niedlicher Wein, der nicht im Uiberfluß genoſſen wird, ſind überaus fähig, dergleichen angenehme hüpfende Auswürfe zu verurſachen. Wer wird bey nüchternen Leibe viel Bon-Mots vorbringen?

Gewiß iſts, daß zu den Bon-Mots Verſtand und Phantaſie erfordert werden. Noch gewiſſer iſt es auch, daß es an Weisheit mangeln müſſe, wenn man ein Handwerk daraus macht, durch lauter Bon-Mots zu reden. Die ſich hieraus eine Ehre zu machen ſuchen, ſpeiſen uns immer mit tauſend armſeligen Lappereyen ab, ehe ſie drey bis vier ſchmackhafte Biſſen vorſetzen.

Ich habe bereits geſagt, daß die Uiberlegung und ein bedachtſamer Fleiß zum Weſen eines Bon-Mot nichts beytrage; folglich müſſen diejenigen, welche ſolche Zufälle ausſtöbern, aber nicht erwarten wollen,

ihre

ihre urtheilende Vernunft erſticken, und ſich einer erhitzten Einbildung preis geben, welche, weil ſie nur vom Glück geleitet wird, ſich zwanzig mal in leere Begriffe verirren muß, ehe ſie ein einzig mal dagegen die ſeltſame Uibereinſtimmung des Richtigen mit dem Neuen treffen wird.

Alles was ſie vorbringen, ſind faſt nichts anders, als abgeſchmackte Wendungen, gedrechſelte Gedanken, freye Worte, verzierte Redensarten, und kalte Deutungen. Dieſer Miſchmaſch macht ein unverſtändlich, lächerliches Geplärre her, welches den vernünftigen Sinn empöret, und nur von ſolchen Leuten bewundert wird, die nichts für ſchön halten, als was ſie nicht verſtehen.

Iſt nun gleich das Bon-Mot keine Wirkung des Nachdenkens, ſo iſt doch gewiß, daß die Einfälle ſolcher Leute, die ſich an eine genaue Ordnung zu denken gewöhnt haben, die Richtigkeit ihres Verſtandes darinne ſpüren laſſen.

Dergleichen Leute haben ihre Phantaſie, ſie mag ſo munter und lebhaft ſeyn, als ſie nur will, unter den ſtrengen Zaum des vernünftigen Nachdenkens bereits gebracht, und ihre Lebhaftigkeit, ſo des Gebiſſes ſchon gewohnt iſt, hält ſich auch zu der Zeit zurücke, wenn das Nachdenken den Zügel nicht ſo feſt anhält.

Vielleicht mag wohl der Mangel dieſes genauen Nachdenkens die Alten bey der Eigenſchaft des Bon-Mot und des feinen Scherzes verführet haben.

Unter denen ſinnreichen Reden, welche ihre Bewunderer den Nachkommen überlaſſen haben, finden ſich ſehr wenige, welche dieſen Titel und den Namen der Bon-Mots verdienen. Die meiſten darunter

ſind kalte Zweydeutigkeiten, die man dem Hanswurſt auf der Marktſchreyerbude kaum zu gute halten würde.

Ein in gutem Ruf ſtehender unter den Alten ſagte, er wundere ſich gar nicht, daß das Gold eine ſo bleichgelbe Farbe habe, weil allzuviel Leute nach ihm liefen.

Ein anderer ließ ſich bey Gelegenheit eines Diebs, der Chalcus, d. i. Kupfer, hieß, vernehmen: Es ſey kein Wunder, daß groſſe Diebſtähle in Athen geſchehen, weil daſelbſt die Mauren nur von Erde gemachet, da doch die Diebe von Kupfer wären. Man dürfte etwan denken, dieſer ſpitzfindige Spruch habe einen griechiſchen Schluß und Wortverdreher zum Vater, und es würde ſchwer fallen, ihn dem berühmten Demoſthenes zuzueignen. Gleichwohl iſt er doch der Schöpfer deſſelben. Ja, dieſer Geiſt der erſten Gröſſe, deſſen Beredtſamkeit die Seele des athenienſchen Volks, und der Schiedsrichter aller Bewegungen dieſes aus ſo vielen widerſinnigen Theilen beſtehenden Körpers war, ſtieß gar öfters wider alle Klippen bey den Scherzreden an. In dieſen hätte man gewiß den Verfaſſer der donnernden philippiſchen Reden verkennen ſollen.

Cicero ſchiene nicht recht zufrieden zu ſeyn, daß ihn ſein hoher Verſtand in die erſten Würden des römiſchen Reichs geſchwungen hatte, er wolte auch den Namen haben, daß er ein ſinnreicher Scherzredner ſey. Allein ſeine ungeheure Eitelkeit war gröſſer als ſein Verſtand, und die Frucht dieſes Hochmuths beſtand in einem Zwang, ſchlimme Scherzreden hervor zu bringen, welche ihm eine ziemliche Anzahl mächtiger Feinde über den Hals zogen.

Nach

Nach einem Treffen darinne Pompejus den Kürzern zog, tröſtete ſich ein Rathsherr damit, daß noch ſieben Adler in ihrem Lager ſich befänden: Das wär eine trefliche Sache, erwiederte Cicero, wenn wir wider die Aelſtern und Raben zu ſtreiten hätten. In dieſer ſpitzigen Antwort würde noch etwas ſinnreiches zu finden ſeyn, wenn die Adler, ſo den Römiſchen Legionen zum Panier dieneten, nicht von Silber, nuhin zum Vogelkrieg ganz untüchtig geweſen wären.

Ein andermal, da er einen Redner mit einem geſchwollenen Halſe ſahe: Man ſieht es wohl, daß dieſen ſeine Reden treflich aufſchwellen. Von den meiſten Spitzfindigkeiten dieſes Gelichters, ſo wohl in Rom, als in Griechenland, welches beydes von der feinen Art zu ſcherzen wenig verſtand, ſind uns Fratzen von ihnen zurück gelaſſen worden, die unter den Namen der Artigkeit und des attiſchen Salzes verkaufet worden ſind.

Ich wundere mich, daß die Daciers und andere Gelehrten die Wortſpiele des Plautus wider den Tadel des Horaz vertheidigen und den Beyfall des Cicero zum Behuf dieſes comiſchen Dichters anführen wollen. Siehet man nicht deutlich genug, daß dieſer Redner durch ſein Lob, ſo er dem luſtigen Schauſpieler beyleget, ſeinen eignen Witz hat kützeln wollen? Zu der Zeit, da die Herren Rogvelaure und Bautru am Hofe mit den Titeln ſinnreicher Scherzredner glänzten, konnten ſie nicht natürlich reden, und man hatte den Entſchluß gefaßt, alles, was ſie ſagten, für ein Bon-Mot anzunehmen. Man glaubte nicht, daß ſie Bon-Mot-Sprecher wären, weil ſie ſein ſcherzten,

man

man hielt aber ihren Scherz eben deswegen für fein, weil man sie für jene hielte.

Mich deucht der andere dieser Herren, sagte einmal von einem verstellten Menschen, daß er mit falschem Salz getauft: Er gieng nur zur Nebenthüre ein: Er suchte immer falsche Schlupfwinkel, darzu er noch eine Reihe Redensart von gleichem Schrot und Korn setzte, mit denen ich aber mein Gedächtniß nicht habe belästigen wollen. Allem Ansehen nach hat er diese Possen nur für Possen hingesagt; indessen hat man doch dieselben mit Gewalt zu einem sinnreichen Einfall gemacht, und man sagt, gar es sey eine Sammlung von Bon-Mots zu drucken untersagt worden, woferne man diese darinne aussen lassen würde.

Man war nicht zufrieden, diese Herren mit blinder Bewunderung und offnem Munde anzusehen, iedermann that sich Gewalt an, ihnen nachzuahmen. Man trat in keine Gesellschaft, wo man nicht fünf bis sechs vorher, zu Hause ausgeschmiedete Bon-Mots in der Tasche mit brachte. Hatte man sich ganze Stunden abgeängstiget, ohne seine ausstudirten Einfälle von sich zu geben, auch Himmel und Erden wohl umsonst bewegt, die Unterredung nach der Küste dieser Bon-Mots zu lenken, muste man öfters mit seiner Bürde wieder nach Hause gehen, oder man hatte vielmehr alle Mühe vergebens angewendet, die Frucht seines kümmerlichen Nachdenkens bewundern zu lassen.

Ich würde diesem Stück aus der Geschichte des Witzes keinen Glauben geben, wenn mir nicht ein Dichter wohl bekannt wär, der niemals in Gesellschaft gehet, er habe denn einen Vorrath von zehen oder ein

Dutzend

Dutzend Einfällen aus dem Stegreif in ſeiner Briefetaſche bey ſich. Er machts mit ſeinem Verskram geſcheider, als die Bon-Mots'precher mit ihrer Proſe. Er führt einen Freund mit ſich, der ſchon abgerichtet iſt, die rechte Zeit abzupaſſen, dieſe vorher aufgeſetzte, augenblicklichen Einfälle zur Geburt zu befördern. Iſt dieſer Freund ohngefähr nicht beyhanden, ſo iſt der gute Dichter hin, ſeine Lebhaftigkeit verlöſcht, die Ader trocknet ein.

Vielleicht mag der fruchtbarſte Witzling in ſeinem Leben kaum ein halbes Dutzend Bon-Mots geſprochen haben, welche den Beyfall eines vernünftigen Mannes verdienen *). Man betrachte nur die beſten Sammlungen dieſer ſinnreichen Einfälle, ſo wird man ſehen, daß ihnen die Beſchreibung beſonders richtig paſſet, welche Martial überhaupt von einem Buche giebt.

XVIII.

Von der Redekunſt und Beredtſamkeit **.

Es iſt eins der gefährlichſten Vorurtheile wider die Vernunft, wenn man glaubt, man werde nichts mehr erdenken können, was nicht andere vor uns bereits erdacht hätten. Wären nicht von Zeit zu Zeit muthige Geiſter aufgeſtanden, das Joch dieſes Vorurtheils glücklich abzuſchütteln, ſo würde daſſelbe allein fähig genug geweſen ſeyn, dem Menſchen die Vernunft

*) Siehe XXIII Abhandlung vom Lachen.

**) XXI Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

nunft zu einem ſehr unnützlichen Hausrath zu machen, und ſie in einen Abgrund der Unwiſſenheit zu verſenken, daraus ſie nichts zu reiſſen fähig geweſen wär. Ueberdem iſt es ſo falſch, daß ich wohl zu behaupten mich unterwinden darf, man könnte über die bereits aufs deutlichſte an den Tag gelegte Materien, dennoch genug neue Erläuterungen aufbringen, wenn man nur Muth und Stärke des Geiſtes gnug beſitzet, ſich von den Ketten des Anſehens oder der Autorität loszureiſſen, und die Vernunftſchluſſe aus ſeiner eignen Vorrathscammer heraus zu nehmen. Noch nicht gnug! Es trägt ſich öfters zu, daß man ohne ſonderliche Unterſuchung voraus ſetzet, es wären gewiſſe Dinge von unſern Vorfahren aufs tiefſte bereits eingeſehen worden, von denen ſie doch kaum die äuſſerſte Schale berühret haben. Bey dieſem phantaſtiſchen Grund denkt man nicht einmal dran, ſich an dergleichen Materien zu vergreifen, ſondern man läßt ſie liegen, als ob ſie ſchon vom Grund aus erſchöpft wären.

So gehet es mit der Beredtſamkeit und Redekunſt. Alle Welt meinet, man könnte nichts mehr ſagen, das neu und vernünftig heraus käme. Gleichwohl wird man ohne Verwegenheit behaupten können, daß man bis hieher nicht vielmehr, als weitſchweifende Regeln davon gegeben, weil es immer noch an einem richtigen und beſtimmten Begrif davon gemangelt hat.

Was? wird man ſagen, hat nicht der berühmte Pater Rapin eine weitläuftige Abhandlung von der Beredtſamkeit geſchrieben? Allerdings, lang und weitläuftig genug. Ein kurzer Vortrag zeigt, daß man ſeine Materie richtig und wohl begriffen habe, und dieſer Pater ſcheinet nur deswegen geſchrieben zu haben,

haben, damit er uns zeige, daß er keinen richtigen Begrif davon gehabt.

Nach einer weitläuftigen Zergliederung alles deſſen, was er zur Beredtſamkeit erforderlich zu ſeyn meinet, geſtehet er ſelbſt, daß er mit ſeiner Unterſuchung nicht zufrieden ſey. Er iſt genöthiget, zu ſagen, daß es faſt unmöglich wär, ſeinen Gegenſtand zu beſchreiben, und das Herz ſolchen eher empfinden könne, als daß ihm der Verſtand zu beſchreiben wiſſe. Man kan alſo wohl ſagen, daß man ein wenig ungewiſſer von dieſer Leſung wegzehet, als man darzu gekommen iſt. Des Harlekins Vernunftſchluß gefällt mir beſſer, da er über einen Satz in der Arzneywiſſenſchaft, den Hippocrates und Galenus anzog, ſagte er von dem erſtern, er habe davon ſtill geſchwiegen, ſo viel den andern anlangte, habe er ihn niemals geleſen.

Die Urſache, warum man von der Beredtſamkeit ſo verwirrt geredet hat, iſt dieſe, daß man ſich nicht die Mühe genommen, die wahre Beredtſamkeit von der falſchen aufs richtigſte zu unterſcheiden, und ſie nie anders, als nur überhaupt und als eine Kunſt betrachtet, einem etwas zu bereden, was man will.

Ein beredtſamer Mann, nach dem faſt durchgehends ſich davon gemachten Begrif, iſt ein geſchickter Betrüger, der mit den Leidenſchaften und den Vorurtheilen der Zuhörer in Bund getreten, den Verſtand zu verblenden, und ſie nach ſeinen Zwecken zu leiten, das heißt: Er iſt kein allzuredlicher Mann, dem man ſeine ſchlimmen Meinungen aus Gefälligkeit gegen ſeinen artigen Witz ſo hingehen läſſet. Wer ſchreiben will, muß ſich feſt einprägen, daß man niemals eine Materie, wo es auf Vernunftſchlüſſe ankommt, richtig abhandeln kan, wenn man ſelbige nicht beſchreibet,

oder um wenigſten ihre Beſchreibung den Leſern leicht und begreiflich machet. Eine gute und richtige Beſchreibung gilt oftmals mehr, als eine ganze Abhandlung, und diejenige ſo Mr. de la Motte von dem Erhabenen gegeben hat, unterrichtet und befriediget mich weit eher, als das ganze Buch, ſo Longin davon geſchrieben hat. Darf ich mich unterſtehen, dieſem berühmten Mann unter den Neuern nachzuahmen und allhier eine Beſchreibung von der wahren Wohlredenheit zu verſuchen? Hier iſt ſie. Die wahre Beredtſamkeit iſt eine Kunſt, richtige Vernunftſchlüſſe, welche in einer natürlichen und leichten Ordnung auf einander folgen, mit aller Deutlichkeit in einer dem Gegenſtand gemäſſen Schreibart, auszudrücken. Ich meine, daß dieſe Beſchreibung einen vollſtändigen Begrif von der Sache gebe. Der Endzweck der wahren Beredtſamkeit iſt die Uiberzeugung. Man kan nicht anders, als durch Vernunftſchlüſſe überzeugt werden. Dieſe ſind aber ohne alle Wirkung, wenn ſie dunkel und verwirrt ſind, auch wenn ſie nicht in einer natürlichen Ordnung und durch klare, deutliche und der Sachen Beſchaffenheit gemäſſe Ausdrücke empfindend gemachet werden. Eigentlich gehören nur zwo Dinge zur Wohlredenheit. Die Richtigkeit im vernünftigen Schlüſſen und die Art und Weiſe dieſe Vernunftſchlüſſe ins volle Licht zu ſetzen. Man möchte mir hierbey einwenden, als hätte ich nur ein Stücke der Wohlredenheit beſchrieben. Es ſey nicht genug die Vernunft zu überzeugen, das Herz muſte auch gerühret werden, und folglich muſte den Vernunftſchlüſſen zugleich der bewegende Nachdruck beytreten, wenn man von der vorhabenden Sache einen völligen Begrif geben wolte.

Ich

Ich gebe allerdings zu, daß der Endzweck der wahren Beredtſamkeit auch auf die Rührung des Herzens gehen müſſe, und daß der davon ertheilte Begrif ganz gewiß mangelhaft ſey, wenn man das nachdrücklich rührende nicht mit beyfügt. Man wird aber befinden, daß meine Beſchreibung nicht weniger gut und richtig ſey, wenn man etwas genauer überlegen wird, worinne das nachdrücklich rührende, oder der bewegende Nachdruck beſtehet, und was eigentlich das Herz rührend bewegen heiſſet.

Das Herz rühren, iſt nichts anders, als gewiſſe vortheilhafte Leidenſchaften vor die Meinung erwecken, welche anzunehmen, man Verlangen trägt, und der rührende Nachdruck iſt förderlich, dieſe Leidenſchaften darinne zu erregen, indem man zeiget, daß unſere Meinung vortheilhaft, nützlich, ehrbar, oder angenehm ſey, wenn man ihr beytritt.

Man wird mir daher leicht zugeben, daß man bey der Uiberzeugung der Vernunft, nicht aber bey der Rührung des Herzens, den Anfang machen müſſe. Der Endzweck der Beredtſamkeit, von dem wir handeln, iſt, richtige Vernunftſchlüſſe machen, und ein in Bewegung, in Verwirrung ſtehendes Herz läſſet die Vernunft niemals in der Freyheit, die ihr zur richtigen Wirkung nöthig iſt. Niemand zweifelt, daß die Leidenſchaften des Herzens die Quellen aller Vorurtheile ſind, wolte man ſich man alſo bemühen, Vorurtheile zu erwecken, ſo würde dieſes nicht überzeugen, ſondern vielmehr betrügen heiſſen, und man fiel augenſcheinlich in eine falſche Beredtſamkeit.

Es bleibt alſo gewiß, daß man zeigen muß, eine Meinung ſey wahr, ehe man zu erkennen giebt, daß

uns an derſelben gelegen ſey. Wie wolte man aber darthun, daß wir Antheil daran zu nehmen Urſache hätten, wenn es nicht durch Vernunftſchlüſſe geſchiehet?

Sind nun die zu dieſem Ende anzuwendenden Vernunftſchlüſſe gründlich und richtig, ſo ſiehet man deutlich, daß das nachdrücklich rührende zugleich in meiner Beſchreibung enthalten iſt. Wenn ſie im Gegentheil ihre Falſchheit unter einem äuſſerlichen ſchimmernden Firnis verdecken, ſo gehören ſie zur falſchen Beredtſamkeit, und ſind nichts anders, als Wirkungen einer niederträchtigen, und einem redlichen Mann unanſtändigen Betrügerey.

Wolte man die Beredtſamkeit nach dieſen wenigen Regeln abmeſſen, ſo würde man vielleicht nicht ſo öfters redneriſche Figuren und Blumen einſtreuen, wo Vernunftſchlüſſe ſtehen ſolten; man würde iezuweilen einem Worte kein Beywort zur Geſellſchaft geben, vielleicht würde man auch eine Sache weit lieber mit einem wohl erleſenen Worte ausdrücken, als ſelbige unter vier gleichgeltende Worte einſcharren, und einen, allen Leuten bekannten Ausdruck eher, als ein neumodiſches Wort gebrauchen. Kurz, man würde alles dasjenige, als unnöthig und überflüßig halten und verwerfen, was nichts beytragen würde, die Stärke eines Vernunftſchluſſes recht empfindend zu machen.

XIX.

Die Redekunſt auf der Canzel*.

Ich habe geſagt, daß die zärtlich feine Redart ſich vollkommen wohl auf die Canzel ſchicke**. Ich werde mir iezo angelegen ſeyn laſſen, ſolches zu beweiſen, und zu zeigen, daß ein zarter feiner Verſtand, wenn er inſonderheit wohl ausgeſchmückt iſt, als eine weſentliche Eigenſchaft eines Predigers betrachtet werden müſſe. Ich ſehe allerdings hierbey ſchon voraus, daß ich mit den Vernunfttrotzern Händel bekomme, deren Gründe über dieſes Capitel ſcheinbar genug ſind, und alſo wohl verdienen, daß man ehrbare Leute gegen die Eindrücke wohl verwahret, die ſie in ihnen machen möchten.

„Nach der Meinung dieſer Vernunftſclaven, „ſind in den Predigten der erſten chriſtlichen Prediger „weder Schmuck noch feine Zierlichkeit zu finden. „Man trift nichts anders, als rührend ſtarke Ver„nunftſchlüſſe darinne an, die mit den aufs richtigſte „beſtimmten und zur Deutlichkeit geſchickteſten Wor„ten ausgedrückt werden.

„Sie geben zwar zu, daß keine Materie zu finden, „bey der man die Redekunſt nicht anbringen, und die „auch von dieſer nicht etwas gewinnen könnte. Al„lein iede Sache erfordert eine ihr zugehörige beyoeme „Beredſamkeit, und man ſey allezeit beredſam, wenn

* XXVIII Bagatelle.

** Siehe oben die XIII Abh. den ſatyriſchen Vorbericht zur Bagatelle.

„man ſich mit deutlichen, und nach den Begriffen, die „man andern beybringen will, wohl eingerichteten „Worten ausdrückte.

„Wenn Cicero für den Poeten Archias das Wort „führet, ſo redet er zierlich, fein, geſchmückt, weil er „bedacht iſt, in den Gemüthern der Richter ein gün„ſtiges Wohlwollen gegen einen Dichter zu erwecken. „In dieſer Abſicht konnte er nicht beſſer thun, als an„genehme Schildereyen, ſchöne Blumen aus der Poe„ſie und den ſchönen Wiſſenſchaften anzubringen.

„Er ließ es aber wohl bleiben, einen ſchönen Geiſt „vorzuſtellen, als er im verſammelten ganzen Rath dem „Catilina ſeine Laſterthaten verwies, und ſeine gottlo„ſen Anſchläge wider das Vaterland unter Augen ſtel„lete. Bey dieſer Gelegenheit ſpielt ſeine Beredtſam„keit nicht. Sie iſt vielmehr mit Donner und Bli„tzen gewaffnet, einen mächtigen Böſewicht zu vertil„gen, und Gut und Blut wohlmeinender Bürger zu „vertheidigen.

„Dieſer römiſche Bürgermeiſter hatte ebenfalls „nicht Luſt, mit angenehm geſchmückter Beredtſam„keit vorzutreten, als er vor dem Volk, dem Milo zum „beſten, redete, der einen berühmten Böſewicht, mit „Nahmen Clodius getödtet hatte. Er ſonne im „Gegentheil darauf, triftige Beweiſe anzubringen, „und ſolche durch eine männliche und kräftige Rede„kunſt in ihr volles Licht zu ſtellen. Er ſuchte die „Grundſätze des Naturrechts hervor, welche dem Men„ſchen die nachdrücklichſte Pflicht auferlegen, ſein eig„nes Leben, auch mit der Beraubung des Lebens desje„nigen ſelbſt, der den Angrif thut, zu vertheidigen. „Er ziehet aus den Umſtänden des Vorfalls alles,

„was nur einigermaſſen wahrſcheinlich machen kan, „daß Milo ſich in dieſem Zuſtande damals befunden „habe. Nachdem er endlich alle ſeine Kräfte ange„ſtrenget, die Vernunft der Zuhörer, dem Angeklag„ten zum Vortheil, auf ſeine Seite zu bringen, ſo „ſucht er ſie auch zu bewegen, daß ſie ſeine angebrach„ten Gründe gut und gültig zu ſeyn, ſelbſt verlangen „müſſen, indem er die Tugend des Milo und ſeine „dem Vaterlande erwieſene wichtige Dienſte mit einer „rührenden Beredtſamkeit vorſtellet.

„Hätte dieſer groſſe Redner anders verfahren, die „Römer würden gewiß nicht ermangelt haben, wie „ehemals bey anderer Gelegenheit, da Cicero ſehr zur „Unzeit einen ſchönen Geiſt abgeben wollte, zu ſagen: „Habemus lepidum Conſulem. Wir haben einen „poßirlichen Mann zum Bürgermeiſter.

„Wendet man dieſe Grundſätze und Beyſpiele auf „die Redekunſt der Canzel an, welche ganz andere, „ernſthafte und wichtigere Materien betreffen, als der „Tod des Clodius, und die Verſchwörung des Cati„lina ſind; ſo wird man ohne Schwierigkeit erkennen, „daß dem allgemeinen Vernunftſinn und der Wohl„anſtändigkeit nichts mehr entgegen ſeyn könne, als „ein Prediger des Evangelii, der ſich beſchäftiget, den„jenigen die Ohren zu kützeln, ihre Phantaſie zu er„götzen, und mit angenehmen Begriffen zu beluſtigen, „die er bekehren, und rechtſchaffene Leute aus ihnen „machen ſoll: Mit einem Wort, der die Stellen aus „der heiligen Schrift nur deswegen herlieſt, damit „er nur mit ſeinen Zuhörern darüber luſtig ſpielen mö„ge, und ſolchen Leuten Blumenſträuſſergen austheilt, „welche doch einer nahrhaften Koſt vonnöthen haben.

Sehet, das habe ich nicht ein- sondern vielmal von den Vernunftrotzern schwatzen gehört. Meine Leser sehen also wohl, daß ich nicht von der Art solcher Streiter bin, die weder Treu noch Glauben halten, und die Gründe ihrer Gegner matt und schwach vortragen, damit sie dieselben desto tapferer bestreiten können. Gar nicht: ich gleiche vielmehr den irrenden Rittern im Amadis, die einen entsetzlichen Riesen ohnbewaffnet antrafen, der guten Gelegenheit aber sich durchaus nicht bedienten, ihn mitten von einander zu hauen; sondern ihn mit Ruhm und Ehre zu bekämpfen, auch warteten, bis er einen undurchdringlichen Panzer angeleget, und seine Faust mit einer Keule, so groß als ein Mastbaum, gewaffnet hatte.

Ich treibe aber die Großmuth noch weiter. Ich helfe noch darzu meinen Widersachern, und lege ihnen ihre ganze Rüstung an: So will ich sie haben. Nur fort, zur Sache!

Ich gebe zu, daß der Vernunftschluß, den ich alleweile angeführet habe, richtig passen würde, wenn er nicht auf der unverdaulichen Einbildung gestützt wär; Daß man nur deswegen ein Mensch sey, um Vernunftmäßig zu denken. Eine Phantasie, deren Falschheit ich schon mehr als einmal, wie ich glaube, sattsam erwiesen habe.

Ein Prediger ordnet einen Plan, er machet Grundsätze, aus denen zieht er Folgerungen. Er mag nun alles dieses auf die edelste Art, und mit der größten Stärke ausdrücken, wie er will, was soll ich damit machen, ich, der ich keine Seele habe, mithin einem an einander hangenden Vernunftschluß nicht folgen kan? Wie sollte mir eine Rede gefallen, die mir als ein ewiger Mischmasch vorkommen würde?

Man

Man könnte mir zwar hierbey einwenden, daß der berühmteſte Prediger hier zu Lande, das Geheimniß entdecket hätte, die unter ſeinen Zuhörern befindliche Vernunftſtrotzer und andere eben ſo wohl zu vergnügen. Indeſſen ordnet er ſeinen Plan, ſtellet Grundſätze, ziehet Folgen, läßt ſeine vorhabende Sache niemals aus dem Geſicht, und alles dieſes verrichtet er mit einer faſt geometriſchen Richtigkeit. Seine Beredtſamkeit iſt nicht gekünſtelt fein, mit Blümgen geſchmückt und kindiſch; ſondern edel, ſtark, rührend. Sie dienet nur, ſeine Beweisgründe aufzuklären, und ſie in ihrer ganzen Stärke und Schönheit darzuſtellen. Sie kömmt nicht in die Hitze, und giebt ſich in keine heftige Bewegung, als bis die Vernunft völlig überzeugt, und nichts mehr übrig iſt, als daß die über alles liebenswürdigſte und angelegentlichſte Wahrheit von dem Herzen geſchmeckt werden möge.

Ich muß allerdings hierbey zugeſtehen, daß ich das alles mit Vergnügen zugebe, und ich will um dieſes Beyſpiel nicht etwan zu entkräften, einen Haufen Tadler anführen, die von dieſes Predigers Reden das ſchlimmſte ſagen, gleichwohl nicht unterlaſſen, dieſelben anzuhören. Dieſes will ich nur ſprechen, daß der allgemeine Beyfall ſich weder auf die Stärke der Vernunft, noch auf die ihm vermeinte eigne Beredtſamkeit beruhe. Dieſes iſt ſo wahr, daß, da ich unlängſt einen anſehnlichen Mann, der aus deſſen Predigt kam, fragte, was er davon hielt: Alles Gutes, ſagte er, es ſind lauter Vernunftſchlüſſe. Der gute Mann mochte, wie es ſchien, eben ſo wenig Geſchmack an der lieblichen Ausſprache, an der angenehmen Geſtalt, die durchaus liebenswürdig iſt, als vielmehr an der Vernunft haben.

Die übrigen Zuhörer sind nicht alle von dem Schroot und Korn, wie dieser ist. Ich bin gewiß versichert, daß sie diesen geschickten Mann nicht bewundern und an seinen Reden keinen so innigen Gefallen tragen, als nur deswegen, weil sie dabey durch eine wohlklingende Musik ergötzet werden, welche aus kleinen artigen rothen Mündern ertönet, und mit Bewegung schöner weissen fleichigten Hände vollbracht wird.

Nichts ist gewisser, insonderheit in Ansehung des Frauenzimmers, welche mir zum öftern versichert haben, daß ihnen kein Prediger auf der Welt das Herz besser rühren könnte, als Herr S... Gewiß weiß ich eben nicht, ob sie albern genug waren, sich einzubilden, daß die Tugend nicht nützlich und liebenswürdig zugleich seyn könnte, wenn gleich dieser Herr keine durchdringende und wie ein silbern Glöckgen tönende Stimme, kein schönes Gesicht, und keine schöne Hand hätte. Dieses aber weiß ich ganz sicherlich, daß sie von seinen Vernunftschlüssen nicht eine Sylbe begriffen, und daß auch diese nicht die geringste Spur in ihrem Verstande hinterlassen. Ich werde diese überaus fruchtbare Materie weiter fortsetzen.

* * *

*Wenn ein Frauenzimmer vorgiebt, sie könnte von niemanden, als vom Herrn S.... recht gerührt werden, so fasset ihr Ausdruck weder einen deutlichen noch entscheidenden Begriff in sich, sondern es ist eine Verwirrung der Bilder in der Phantasie, die sich ihr vorstellen, wenn sie etwas empfindet, davon sie gerührt zu seyn glaubet.

Das Mechanische in den Menschen richtet sich auf die verschiedene Bewegung der Stimme mit eben der Noth-

*) XIX Bagatelle.

Nothwendigkeit, als die Saiten des Inſtruments ſich nach den Fingern oder nach dem Bogen eines Spielenden richten. Mithin nennet das Weibsvolk, von dem wir reden, dasjenige gerührt, wenn zwiſchen dem Ton des Predigers und ihren Sinnen eine angenehme Übereinſtimmung obwaltet.

Das Herz des ſchönen Geſchlechts, überhaupt zu reden, iſt ein Inſtrument, ſo auf den Ton der Zärtlichkeit gepaſſet iſt, und ſobald die tönende Stimme eines Predigers dieſe Saite berührt, ſo entſtehen in dieſem empfindlichen Herze mancherley Bewegungen, die es für andächtige annimmt, weil ſie in der Kirche und von einem Diener des Evangelii erregt werden. Gleichwohl ſind es eben ſolche Bewegungen, wie die Zärtlichkeit einflöſſet.

Wenn ein Prediger mit einem freundlichen, bittenden, eindringenden Ton ſeine Zuhörer erſuchet, daß ſie ihr Heil in Obacht nehmen ſollen; ſogleich empfindet Celimene eben die Bewegung in ſich, als wenn ihr ein Liebhaber eine Liebeserklärung mit dem allerrührendſten Ausdrücken machet, die ihm ſeine Leidenſchaft und ſein Gedächtniß an die Hand giebt. Wenn eine erhabene, drohende, donnernde Stimme von der Canzel herunter poltert, ſo empfindet das Herz der Schönen einen gleichen Schauer, der ſie betrift, wenn ihr Liebhaber gegen ihre Unempfindlichkeit mit einem zärtlichen Ungeſtüm in Zorn geräth, ſie verliebt ſchimpft, und nicht wieder zu ihr zu kommen drohet.

Eigentlich iſt es demnach das ſchöne Aeuſſerliche dieſes geſchickten Mannes, was ihm einen allgemeinen Beyfall und eine Hochachtung zuziehet. Sein erhabener Geiſt, die Stärke ſeiner Vernunft, und ſeine

wahre Beredtſamkeit rühret alſo niemanden, als die kleine Anzahl der Perſonen, die recht gründlich vernünftig zu denken, oder wenigſtens einem vorgetragenen Vernunftſchluß von Folge zu Folgen nachzugehen wiſſen.

Meinen Beweis mit einem Beyſpiel zu beſtärken, will ich eine Erzählung anbringen, die einmal ein ehrbarer Bürger ſeiner Frau von einer Predigt des Hrn. S... aus der Kirche mit nach Hauſe brachte.

Ey wohlan, mein liebes Kind, ſprach ſie, du kommſt aus der Predigt des Hrn. S... hat er nicht wieder, wie allezeit, rechte Wunder gethan?

Ach der groſſe Mann! Er kan nur allein rechte Predigten thun.

Ey ſag mir doch was aus ſeiner Predigt, lieber Schatz. Ich bedaure recht, daß ich nicht habe in die Kirche gehen können.

Der Wunderprediger, antwortete der Mann, er thut Wunderdinge, alles geht durch Mark und Bein was er ſagt, er wecket auf, es kan nichts vortreflicher und ſchöner ſeyn.

Sag mir doch was, mein liebes Kind, du kanſt es ſo hubſch erzählen.

Herzlich gerne. Seinen Text nahm er aus dem Capitel... Warte, es wird mir gleich beyfallen, ich habe ein Ohr in mein neues Teſtament gemacht. Darauf that er den Eingang mit einer langſamen, geſetzten Stimme. Endlich ſchritte er zu der Sache, er machte fünf Sätze, ja fünfe oder ſechſe... ich weiß nicht gewiß. Das alles legte er mit einer Kraft und ſo deutlich aus, das nicht die geringſte Schwerigkeit überblieb. Darauf kam er zur An-

wen-

wendung, er zog die ſchönſten Sprüche aus der Schrift an, er erhöhete die Stimme, darbey machte er die anſehnlichſten Gebehrden: Es kan nichts ſchöners ſeyn. Frag nur den Herrn....

Das iſt wahr, ſagte die gute Frau, es iſt mir recht leid, daß ich nicht drinne geweſen bin!

Verlangt man noch ein ſtärkeres, allgemeineres und richtiger paſſendes Beyſpiel?

Wem iſt der Hr. G... wenigſtens der Reputation nach, nicht bekannt, zur Schande aller Schildwachten und Theatiner? In ſeiner Predigereigenſchaft, wie in allen andern, ſieht er einem vernunftmäßig ſchlieſſenden Menſchen ſo ähnlich, und iſt mit dem obbenannten vortreflichen Mann eben ſo zu vergleichen, wie eine Auszierung der Opera auf dem Schloſſe zu Verſailles. Ich will alſo zwiſchen diſſen beyden Männern keine weitläuftige Vergleichung anſtellen, die man nicht einmal auf einem Blat zuſammen nennen ſollte; nur ſo viel will ich ſagen, daß Hr. G... wie ein anderer Orpheus die Ehre genieſſet, durch ſeine Stimme den Pöbel in einer unſerer Städte, wo man ſich auf den Geſchmack von guten Predigten was rechts zu gute thut, haufenweis an ſich zu ziehen. Ich weiß wohl, daß ein ehrvergeßner Menſch kan gelehrt, ein Philoſophe ein Redner ſeyn, allein hier kommt es auf alle dieſe Lumperey nicht an. G... iſt ein junger, ſtarker, wohlgewachsner Purſch, der eine ſchöne Stimme hat, und ſich wohl gebehrden kan, dieſes mit hohen Worten und einem prächtigen Miſchmaſch ausſtaffirt, machet alles zuſammen die treflichen Eigenſchaften eines groſſen Predigers aus.

Die Natur hat nicht allen Leuten die Gaben verliehen, die wir anietzo abgeſchildert haben, und in der Re-

dekunſt dasjenige ausmachen, was man groß, edel, und das erhabene nennet. Viele Prediger haben keine ſonderliche Stimme, ihre Gebehrden ſind nichts weniger als einnehmend, die Arme können ſie ebenfalls nicht recht gebrauchen, daß ſie damit recht herum ſchwärmen. Was ſollen ſie nun anfangen, beliebt zu werden? Sollen ſie ſich gelüſten laſſen, gründlich, einfältig, deutlich zu predigen, zween oder drey Zuhörern zu gefallen, da die andern unterdeſſen gähnen? Das mögen ſie nur bleiben laſſen. Wenn ſie mir folgen wollen, müſſen ſie ſich lieber auf das zärtlich feine, zierliche, liebliche, und zärtlich ſüſſe befleiſſigen.

Ihre Rede ſey ein angenehmes Gemengſel von Gegenſätzen, Beſchreibungen, artigen Gedanken, poetiſchen Sentenzen, oder ſchönen Sprüchen aus den Kirchenvätern, nach der Ausgabe des P. Bouhours. Um die Ordnung und gezwungene Lehrart mögen ſie ſich nur keine Mühe geben. Denn wer davon urtheilen will, müßte die Predigten vom Anfang bis ans Ende hören, das würde gewiß ſehr lächerlich ſeyn, wer es von allen Zuhörern fordern wolte.

Auf ſolche Art redet man nicht mit der Leute Vernunft, man ſpricht mit ihrer Phantaſie, die allezeit gelernig iſt, und alles mit Luſt annimmt, was man ihr zum Zeitvertreib ſchmeichelhaftes vorſaget. Das iſt der ſicherſte Weg, ſeine Zuhörer nicht wieder leer nach Hauſe zu ſchicken, ſondern ſie wenigſtens mit fünf bis ſechs ſchönen Bildergen zu bereichern, welche ihr Gedächtniß bey ieder Predigt aufheben kan.

Wie nun dergleichen Rede eigentlich eine Sammlung verſchiedener Gedanken iſt, ſo braucht ſie auch

keine

keine beſtändige Aufmerkſamkeit, darzu ohnediß die wenigſten Leute aufgelegt ſind. Ein Zuhörer behält allezeit noch einige Zeit im Vorrath, ſeiner Einbildung und ſeinen Sinnen freyen Lauf zu laſſen. Er darf nur dann und wann die Ohren ſpitzen, einen ſchönen Gedanken, oder eine lieblich feine Redensart zu erſchnappen. Uiber dieſes hat man auch Merkmale, daran ein witziger Menſch leicht abnehmen kan, wenn der Prediger was artiges vorbringen wird. Gemeiniglich kündiget er ſolches mit ein wenig Huſten oder Spucken an, darinne ihm alle Zuhörer nachfolgen, und er giebt das Zeichen von dem folgenden artig feinen, wenn er die Rede annehmlich fallen läßt, und ſie mit einem lieblichen Ton wieder erhebet.

XX.

Die Ironie *.

Ich habe mich nicht wenig gewundert, daß der berühmte Hr. de Crouzas ſeines vor einiger Zeit heraus gegebenen Buchs wegen, von der Kinderzucht, von der Geiſtlichkeit ſeines Vaterlandes mit ſo heftigem Eifer getadelt worden iſt. Man hat erſchreckliche Lehren darinne entdecket. Den Hof- und Lehrmeiſtern junger Standesperſonen zu rathen, daß ſie dieſelben zum Hochmuth, zur eiteln Ehre, zum Geiz, kurz, zu einem Wuſt böſer Gewohnheiten anführen ſollen, welche einen Edelmann vom Bürger und Bauer unterſcheiden! Könnte etwas himmelſchreyenders und mehr vermaledeytes erdacht werden!

Wahr

* LXXXIV Bagatelle.

Wahr iſts, daß ſein ganzes Buch von dergleichen Lehren voll iſt. Es gereichet aber auch einer ganzen Geſellſchaft hochgelahrter Perſonen zum gröſten Schimpf, daß ſie dieſe handgreifliche Ironie, welche in dem ganzen Werk vom Anfang bis zu Ende herrſchet, nicht gemerket haben. Selbſt diejenigen, denen es am unentbehrlichen Vernunftſinn fehlet, eine Ironie ihrer natürlichen Eigenſchaft nach zu entwickeln, würde der Name des Hrn. de Crouzas, und der Ruhm, den ihm ſeine vortrefliche Schriften erworben, einzig und allein haben auf den Trichter führen können. Sie hätten wohl riechen müſſen, daß ein Mann, der mit ſolcher Richtigkeit denkt, einen ſolchen Satz, welcher dem allgemeinen vernünftigen Sinn ſchnurſtracks entgegen lauft, ohnmöglich im Ernſt habe vertheidigen können. Ich muß geſtehen, dergleichen ungeheure Dummheit ſetzt mich in Erſtaunen, und ich halte mich verbunden, allhier einige Begriffe von der Natur der Ironie in Richtigkeit zu ſetzen, den Schimpf und die Schande abzuwenden, damit das Publicum nicht in dergleichen unſinnige Fehler gerathen möge.

Die Ironie iſt demnach nichts anders, als eine ſcherzhafte verkehrte Rede, deren man ſich bedienet, eine Wahrheit mit deſto gröſſerer Stärke, und auf angenehmere Art vorzutragen, als man von derſelben nicht ſo leicht gerühret werden könnte, wenn ſie ernſthaft und geradezu, vorgebracht werden möchte.

Ich habe bemerkt, daß der groſſe Theil des Publici ſich einbildet, als wären alle Ironien der Wahrheit wirklich entgegen ſtehende Dinge. Gewiß iſts freylich, daß es viele von dieſer Art giebt, die das Ab-

ges

geſchmackte einer Meinung oder einer That durch ſolche Beweisthümer vorſtellen, welche beym erſten Anblick dieſelben zu vertheidigen ſcheinen. Dergleichen Ironien aber ſtehen der Wahrheit nicht durchaus entgegen, wie die meiſten Leute davor halten. Da ich den erſten Theil meiner Bagatelle ſchrieb, war dieſer alberne Irrthum ſehr gemein. Viel Leute, denen man weiß gemacht hatte, man müßte alles im ganzen Werk für Ironie halten, bemüheten ſich die Deutung zu finden, indem ſie den natürlichen Sinn eines ieden Perioden verkehrten, dadurch aber, weil ſie die Eigenſchaften dieſer Art der Ironie nicht kannten, in weit gröſſere Verwirrung fielen.

Man kan ganz wohl zu rechte kommen, wenn man ſich auf wahre Grundſätze ſteifet, und daraus keine andern als vollkommen richtige Folgerungen ziehet. Man läßt ſie ſodann auf einen falſchen Schluß hinaus laufen, und thut, als ob man auf eine verkehrte Weiſe dieſe Schlüſſe mit groſſer Richtigkeit daraus herleitete. So verhielt ſichs, da ich von überflüßiger Schwelgerey in der Republick redete, behauptete ich, daß ſie wohl zu entſchuldigen wär, weil in allen neuerrichteten Republiken ſich die Tugend allezeit in ihrem vollen Glanze zeigte, und die Laſter ſich nach dem Maaß vermehreten, ie weiter ſich die Grenzen ausbreiteten. Dieſe Maxime iſt mehr als zu wahr, die Kenntniß des menſchlichen Herzens und die Hiſtorie leiſten die Gewähr hierüber. Wolte man aber geradezu reden, ſo würde man ſehr unrecht ſchlieſſen, daß die überflüßige Schwelgerey in den Staaten, die in eine groſſe Aufnahme gekommen wären, nothwendig herrſchen müßte. Dieſes hieß, die menſchlichen Handlungen, welche von einer freyen und vernünftig denken-

kenden Grundursache herkämen, mit Bewegungen unbelebter Cörper vermengen, welche eine nothwendige Folge der unwandelbaren Regeln der Bewegungen sind. Mithin fällt der Schluß, den ein vernünftiger Verstand aus dieser Ironie ziehen kan, dahinaus, daß allzuüberflüßige Schwelgerey bey allen denen eine Entschuldigung verdienen könne, die der Vortreflichkeit ihrer Natur absagen, und sich in die Classe unvernünftig wirkender Grundursachen setzen wollen.

Die verkehrten Wahrheiten sind aber nicht allein Ironien. Will man sich der Ironie gemäß ausdrücken, so muß man das Gegentheil, so man zu vertheidigen sich anstellet, eben nicht richtig beweisen. Es ist schon genug, wenn man etwas, so unterschieden ist, behaupten will. Der Hr. de Crouzas scheinet gar nicht den Endzweck gehabt zu haben, unrechte Lehren zur Erziehung der Jugend von vornehmem Stande zu ertheilen. Sein Absehen gieng vielmehr dahin, die gemeinen Maximen der Eltern und Vorgesetzten lächerlich zu machen. Diese Art von Ironie schlägt darnieder, sie will nichts behaupten. Ihr Absehen ist, den Irrthum zu erkennen zu geben, ohne die entgegenstehende Wahrheit zu lehren. Jezuweilen will man nur die Falschheit eines Grundsatzes handgreiflich machen, auf dem man doch Grundwahrheiten zu bauen suchet. Wie verfährt man hier? Man nimmt den Grundsatz von der Stelle weg, wo man gewohnt war, ihm alle Ehrerbietung zu erweisen, leget ihm einen andern Gegenstand bey, aus diesem Grundsatz ziehet man sodann die richtigsten Folgen, welche die abgeschmacktesten Thorheiten heraus bringen, daraus zeigt man sodenn, wie verdächtig diese Quelle seyn müsse.

Jezu-

Jezuweilen geht man aber auf eine weit feinere Art zu Werke, wenn man die Schwäche eines Vernunftſchluſſes aller Welt vor Augen legen will. Man bedienet ſich eben des Vernunftſchluſſes, eben der Grundſätze, eben der Ordnung: Man entblöſſet aber alles dieſes von den ſcheinbaren Ausdrücken, deren ſich der Autor bedienet, der ſich ſelbſt betrüget, oder andere zu betrügen ſuchet, ſein abgeſchmacktes Vorgeben zu verhüllen. Man entkleidet den Vernunftſchluß von den Fragen, von einigem redneriſchen Angſtgeſchrey, welche die Leute an ſtat der Aufmerkſamkeit verwirrt machen. Alles unnütze Reden ſchafft man bey Seite, welches zwiſchen den Folgerungen eingeſtreuet iſt, und die wahren Folgen aus den Augen verjaget, auf ſolche Weiſe ſtellet man das armſelige Gerippe in ſeiner elenden Geſtalt vor Augen.

Ein andermal gebraucht man ſich nicht des Vernunftſchluſſes ſelbſt, den man tadeln will, ſondern bedienet ſich nur einer gleichförmigen Manier, ſo verfähret die Ironie des berühmten Meiſterſtücks eines Unbekannten, welche vieler geſchickteſten Leute Beyfall nach, ein vollkommenes Stück in ſeiner Art iſt. Der Verfaſſer greift der Ehre der Ausleger nicht offenbar ins Geſichte, damit würde er wenig gewonnen haben. Das bereits völlig eingenommene Publicum beiſſet hier nicht an. Das ſind hochberühmte Leute, Gelehrte vom höchſten Rang. Man beſtehet ſteif und feſte darauf, im Homer, im Pindar Schönheiten anzutreffen, die ihr falſcher Witz eingeſchoben hat. Dieſe findet man ſo reizend ſchön, durch die weitläuftige Beleſenheit dieſer groſſen Leute ſo vortreflich ausſtaffirt, daß man nicht einmal an einen Zweifel gedenket, ob ein unvernünftiger Sinn darinne liege. Man ſetzt

voraus, daß sie denselben in einer ungeheuren Menge grosser Tröster schon aufgesucht, und es daher eine Unmöglichkeit sey, daß sie ihn nicht gefunden haben sollten.

Durch meine über diese Sache gemachte Betrachtungen siehet man leicht ein, daß die Ironie nicht allen Leuten gerecht, und es überhaupt einem Autor, der von allen Leuten gelesen zu werden verlangt, für eine schlechte Klugheit auszulegen sey, wenn er sich dieser Schreibart bedienen will. Denn dieselbe wohl einzusehen, wird einige Wissenschaft der Materien, ein vernünftiges Nachdenken, und eine ziemlich beständige Aufmerksamkeit erfordert: Folglich wird ein vernünftiger Schriftsteller, wenn er anders nicht für eine gewisse Classe von Leuten allein zu schreiben, sich vorsetzet, in der Schreibart der Ironie so behutsam zu verfahren wissen, daß zum wenigsten der dritte Theil seiner Leser den andern zwey Dritteln auf die Sprünge helfen kan. Uiberhaupt thut man nicht wohl, die Ironie in Materien anzuwenden, die ein tiefes Nachsinnen erfordern. Sie muß nur mit dem gemeinen Vernunftsinn übereinkommen, den man doch vernünftiger Weise bey allen Menschen vermuthen kan.

Heute habe ich ein wenig ernsthaft geschrieben, es kam auch auf Vernunftschlüsse an. Im nächstfolgenden Stück will ich von dieser Materie etwas aufgeweckter reden, und mich bemühen, den Weg zu zeigen, den uns der gute Vernunftsinn bahnet, die Ironie recht zu verstehen.

* * *

*In meiner vorhergehenden Abhandlung habe ich gezeiget, daß die für das Publicum überhaupt vorzutra-

*) LXXXV Bagatelle.

tragende Ironien niemals die allgemeinen und einfachen Begriffe überſteigen müſſen, welche in allen Menſchen gewiß zu finden ſind, woferne man etwas von ſich ſelbſt vorbringen, eigene Vernunftſchlüſſe machen, und die Achtung gegen den allgemeinen Vernunftſinn haben will, die er billig verdienet. So viel die Ironien betrift, welche tiefſinnige Dinge, oder beſondere Profeßionen angehen, müſſen ſelbige von denen ausgelegt werden, die ſich auf die Sachen wohl verſtehen.

Es wird ihnen aber doch auch nicht gelingen, wenn ſie ihre Beurtheilung nicht auf eben die Sätze gründen, denen man folgen muß, wenn man den Sinn der Ironien finden will, ſo die Sittenlehre und das menſchliche Thun angehen, kurz, die von dem allgemeinen Vernunftſinn umſchränkt werden.

Die erſte und vielleicht auch die einzige vornehmſte Regel, die man bey dieſer Sache zu beobachten hat, iſt dieſe: daß man ſich in ſeinem Urtheil nicht übereilen möge, daß man ein Werk vom Anfang bis zum Ende leſe, die verſchiedenen Theile deſſelben gegen einander vergleiche, die Fähigkeit des Verfaſſers, ſeine Schreibart, ſeine Einſichten reiflich beobachte, und aus der Gegeneinanderhaltung aller Dinge urtheile, ob er im Ernſt oder im Schertz ſchreibet, und was ſeine Abſichten ſeyn möchten. Will man einen ieden Abſatz ſeines Vortrags ins beſondere beurtheilen, und ſie aus dem allgemeinen Verhältniß, welches ſie unter einander haben, ſetzen, ſo wird man gewiß einen verwirrten Haufen von Begriffen zuſammen bringen, daraus man nicht klug werden, noch etwas vernünftiges ſchlieſſen kan.

Beyſpiele machen die Sache deutlicher. Wir wollen das Meiſterſtück eines Unbekannten vor uns

men. Wahr iſts, daß man gar nicht weit leſen darf, ſo wird man bald ſehen, was des Verfaſſers Abſicht iſt. Die Geſtalt des Mathanaſius, die Lobverſe auf den Verfaſſer, der beyfällige Zuruf werden einem verſtändigen Leſer nicht lange Bedenken machen, was er davon glauben ſoll. Dieſes alles möchte nun wohl nicht das ſchönſte Stück vom Werk ſeyn, allein es iſt ein Fehler, den das Publicum auf gewiſſe Art zur Nothwendigkeit gemacht hat. Wir wollen ſetzen, das Werk hätte ein weit ernſthafteren Eingang, wir wollen die Begriffe betrachten, die in einem wohl eingerichteten Verſtand entſtehen müſſen, nach dem Maaß er ſich mit der Leſung der Schrift beſchäftiget. Hier finde ich ein Lied: L'autre jour Colin malade &c. Ich ſehe es von einem Geſetz zum andern durch, da tref ich ſchlechte Redensarten, ſchlechte Reime an, es hat alle Eigenſchaften eines Gaſſenlieds. Es iſt auch wahr, daß ich hier und da etwas natürliches daran finde, iedoch von dem Natürlichen, welches von ohngefehr ſich ereignet, und welches ſeine Grundurſache merken läßt. Gleichwohl unternimmt ein Schriftſteller dieſes Lied zum Gegenſtand ſeiner Lobeserhebung. Muß er nicht ein Narr, ein offenbarer Schulfuchs, oder auch vielleicht ein Mann ſeyn, der es nicht ernſtlich meinet, und etwan eine Abſicht verſteckt, die nicht ſo gleich in die Augen fällt. Ich fange an ſeine Anmerkungen zu leſen. Hier finde ich Gelehrſamkeit, Witz, einen feinen Scherz, gute Schreibart. Der Verfaſſer beſitzet Verſtand, unfehlbar hat er Luſt zu ſcherzen. Ich leſe fort. Ich treffe geheimnißvolle Schönheiten an, die man aus den allergemeinſten und noch darzu aus den ſchlechteſten Ausdrücken zu zwingen bemühet iſt: Eine Menge von angeführten Griechiſchen, Franzöſiſchen, Lateiniſchen Stellen. Der Ausleger macht

bey

bey Gelegenheit eines Nichts recht wunderbare Ausſchweifungen. Er vereiniget mit ſeiner vorhabenden Sache, durch die mit den Haaren darzu gezogene Verbindung alles, was ein ſeichter Verſtand aus einer weitläuftigen ins Gedächtniß gefaßten Gelehrſamkeit ſchöpfen, und zuſammen ſtoppeln kan. Der Autor iſt noch darzu in ſeine Gelehrſamkeit ganz entzückt verliebt, er wünſcht ſich ſelbſt Glück zu ſeinen ſeltenen Entdeckungen.

Bin ich nun gleich nicht gelehrt, ſo merke ich doch, daß dasjenige, was ich leſe, eine Ironie ſey, und alles anders verſtanden werden müſſe, ich bin nur nicht im Stand, die Sache recht auszudeuten, und es fällt mir unmöglich, die wahre Güte dieſes Werks auf den rechten Ort zu bringen. Mithin, nur im Vorbeygehen zu erinnern, können die Ignoranten und die Petitmaitres, welche ihr gröſtes Vergnügen in dieſem Buche gefunden zu haben, vorgeben, hieraus lernen, daß ihre Bewunderung nur geborgt und entlehnt iſt. Habe ich mich aber mit den Auslegern vieler Werke ſelbſt bekannt gemacht, oder man hat mir nur von ihrer Schreibart einen Begrif ertheilt, ſo werde ich den Zweck dieſer Schrift ganz ſicher einſehen, das Unternehmen wird mir gefallen, und die Art und Weiſe, wie es ausgeführet iſt, ein ergötzliches Vergnügen machen. Eben ſo wenig wird mirs ſchwer fallen, die wahre Abſicht der Vergleichung des Chapelain mit dem Homer* zu entdecken und daraus zu ſchlieſſen;

Daß ein Schriftſteller durch ſeinen Ausleger berühmt werden kan. Ob nun wohl nichts leichter und

*) Parallele entre Homere & Chapelain, ſo der Ausgabe des Chef d'Oeuvre angefüget iſt, und den Hrn. van Effen zum Verfaſſer hat.

natürlicher ist, als daß man auf diese Art alle gute Ironien entdecken kan, so haben doch gewisse Leute das oftgedachte Meisterstück für das elendeste Geschmiere gehalten. Andere haben das Lied, auf des Mathanasius Treu und Glauben, als eine unvergleichliche Ode befunden, und in seiner Auslegung ein rechtes Wunderzeichen der Gelehrsamkeit angetroffen.

Mit der ebenfalls gemeldteten Vergleichung ist es eben so gegangen. Ich weiß gewiß, daß man vor mehr, als zwölf Jahren, dieselbe nach Amsterdam schickte, daß sie daselbst gedruckt werden sollte. Der Buchhändler, an den man sie gesendet hatte, wies sie einem erzgelehrten Mann in dieser grosser Stadt, der diese Schrift für herzlich lächerlich ansahe, indem er gar nicht begreifen konnte, wie sich ein Autor so sehr vergehen könnte, den Fürsten der Poeten mit einem, von allen Schulknaben ausgepfiffenen Reimschmid in Vergleichung zu setzen.

Von tausend närrischen Urtheilen, so man von meinen Bagatellen in diesem Bande gefället hat, will ich bey dieser Gelegenheit nichts einmal gedenken.

Giebt es nun Leser, welche keine Ironie zu finden wissen, wo doch selbige vorhanden ist, so finden sich hingegen eben so viel, welche die Kunst besitzen, Ironien dahin zu bringen, wo keine sind, oder auch nicht einmal seyn können. Dieses ist aber eine unglückselige Wirkung einer gewissen subtilen Dummheit, einer gekünstelten Narrheit, welche noch verachtungswürdiger, als die Narrheit selbst, eine blosse Wirkung der Natur ist. Erbärmlicher Zustand, daß man Leute seyn muß, die aus gar zu starker Vernunft verkehrte Schlüsse machen!

⁂

XXI. Die

XXI.

Die Satyre*.

Wie weit iſts wohl erlaubt, die Satyre, oder feine Spötterey zu treiben? Es liegt allerdings viel daran, ſolches richtig zu beſtimmen.

Viel Leute bilden ſich ein, es ſey ſchon gnug ſich in dieſer Schreibart hervor zu thun, und eine etwas weitgetriebene Bosheit wohl zu vergeben, wenn ſie mit einem lebhaften und recht feinen Witz vergeſellſchaftet wär.

Dieſer Meinung kan ich durchaus nicht beyſtimmen, und wenn ja meine Aufführung nicht mit meinen Gedanken von dieſer Materie aufs genaueſte übereinſtimmet, ſo geſchiehet es gewiß mehr aus Nachläßigkeit, als daß ich mit Vorbedacht meinen eignen Regeln entgegen handeln ſollte.

Was die Spötterey betrift, welche die Werke des Verſtandes, des Geiſtes, oder wie man ſie nennen will, des Witzes angreifet, ſo halte ich davor, daß man ſich dasjenige zu Nutze machet, was Boileau in ſeiner neunten Satyre ſaget, inmaſſen es gewiß iſt, daß ein ieder Leſer das Recht hat, ſeine Meinung über dasjenige, was er lieſt, zu ſagen. Wer ſeine Sachen drucken läßt, der nimmt das Publicum zu ſeinem rechtmäßigen Richter an, und unterwirft ſeine Werke der ganzen Welt zur Entſcheidung.

Uiberdieſes verbeſſern dergleichen Satyren den Geſchmack der Leſer und der Schriftſteller, ſie dienen zum Damm wider die reiſſende Fluth elender Schmie-

*) LXXIII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

rereyen, welche ohne ihren Widerſtand, die gelehrte Republick kläglich überſchwemmen würden.

Nur muß man ſich in Acht nehmen, daß man nicht gewiſſen, von Galle und Hochmuth ſtrotzenden Geiſtern nachahmet, die alle und iede Werke, ob ſie gleich deren Werth mehr als zu wohl ſelbſt erkennen, anzubellen pflegen. Man ſolte meinen, ihre Reputation erhielte ihren Zuwachs von anderer ihrem Untergang, und das Lob, ſo ſie andern ſtehlen, ſollte das ihrige, welches ſie zu verdienen ſich einbilden, gröſſer machen.

Die Critik, ſo man über die Schriftſteller ergehen läſſet, muß billig und vernünftig ſeyn. Man muß denenjenigen, mit eben ſo viel Vergnügen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, welche Bewunderung verdienen, als man ſolche Schmierer lächerlich machet, die durch ihr elendes Zeug den Titel eines Autors ſchänden.

Man wird es dem Boileau nicht leicht vergeben, daß er ſo oft wider dieſe Regel angeſtoſſen, wenn er etliche Schriftſteller durchgezogen hat, die allem Anſehen nach, ſeine Achtung wohl verdienten.

In ſeinem Geſang von der Eroberung Namur, würde er ſo gar den Fontenelle ſelbſt nicht verſchonet haben, wenn ihm nicht einige wohlmeinende Freunde dieſen Anſchlag widerrathen hätten, der für ſeine Ehre weit ſchädlicher, als für die Reputation dieſes berühmten Vertheidigers der neuen Schriftſteller ausgefallen ſeyn möchte.

Gleichwohl konnten die unſtreitigen Verdienſte des Quinaut ſich wider die Spöttereyen dieſes unbarmherzigen Kunſtrichters eben ſo wenig, als Bourſault die ſeinigen in Sicherheit ſetzen, der doch ein vernünftiger Schriftſteller, und kein ſchlechter Poet war.

So

So wenig kan man dieſen Titel dem Verfaſſer der Fabeln des Eſopus, und des Eſopus am Hofe, zwo Schauſpiele, wo Einbildungskraft, Verſtand, Kunſt und Witz allenthalben hervorleuchten, abſprechen. Man kan ſo gar ſagen, daß dieſe Werke der Ehre des Boileau keinen Eintrag gethan haben würden, wenn er gleich ſelbſt der Verfaſſer davon geweſen wäre.

Iſt es nun gleich erlaubt, die Schriftſteller durch die Hechel zu ziehen, ſo bleibet es indeſſen doch auch wahr, daß man ſich dadurch einen eignen Krieg mit dieſen Herren auf den Hals ziehet, welche in Anſehung ihrer geliebten Früchtgen des Witzes keinen Scherz verſtehen. Weit beſſer iſts, und man geht gewiſſer, wenn man ihnen nicht zu nahe tritt, ſie nur gehen läſſet, alles abgeſchmackte Zeug vielmehr bewundert, als ſich eine groſſe Menge unverſöhnlicher Feinde, ohne Noth, auf den Hals zu ziehen ſuchet. Kan man wenigſtens der Verſuchung nicht widerſtehen, ſeinen gerechten Abſcheu gegen eine nichtswürdige Schmiererey zu erkennen zu geben, ſo iſt es ſehr rathſam, daß man ja ſeinen Namen, nach höchſter Möglichkeit, verberget, damit die Galle eines beleidigten Schriftſtellers keinen gewiſſen Gegenſtand finde, über den ſie ſich hergieſſe, ſondern in der freyen Luft zu verduften genöthiget werde.

Allein die Satyre, ſo die Schriften anzwackt, iſt nur eine Kleinigkeit gegen die Spötterey, welche die Sitten in die Augen ſchlägt.

Dieſe letztere hat mit der Redlichkeit eines Schriftſtellers eine ganz andere Verbindung, und erfordert weit mehr Vorſichtigkeit, damit ſie nicht in eine Ver-

leumdung abarte. Von der Spötterey der Sitten iſt nur ein Schritt zur Verleumdung, und die natürliche Unart der Menſchen macht dieſen Schritt noch darzu ſehr ſchlüpfrich.

Unſtreitig gewiß iſt es, daß man das Laſter durchhecheln, und die Menſchen von dem, was unrecht und ſchändlich iſt, unvermerkt ableiten darf, indem man ihnen das auslachenswürdige aufdeckt, welches alle Welt gleich durch zu vermeiden bemühet iſt. Hierinne beſtehet das Amt der Satyre, ohneracht ſie iezuweilen das Laſter mit allem Ernſt angreift und aus den Satyren, Predigten, eben wie aus den Predigten, Satyren werden. Soll aber die Satyre nutzbar werden, ſo muß man bey dem Angrif des Laſters ſich ſorgfältig hüten, daß man von demſelben keine Spuren in den Schriften merken läßt. Allenthalben muß der Character eines aufrichtigen Liebhabers der Tugend, und eines wider die Verderbniß des Zeitlaufs ernſtlichen Eiferers durchſcheinen.

Sobald man gewahr wird, daß ein Autor ſeine Spöttereyen aus der Bosheit ſchöpfet, ſobald er blicken läßt, daß er ſich eine Luſt aus einer Materie machet, darinne die Laſter ſeine Galle in Bewegung bringen; ſo verhindert uns der gegen den Verfaſſer erregte Widerwille, daß man ſeine guten Lehren keiner Aufmerkſamkeit würdiget, und meinet, es könne aus einer ſo unreinen Quelle nichts achtungswürdiges hervor ſpringen.

Kan man wohl mit Nutzen und ohne allen Abſcheu Satyren leſen, welche ihren Urſprung aus dem Haß ziehen, den ihre Verfaſſer wider die Perſonen tragen, die ſie durchhecheln? Es ſcheinet, daß man auf einmal alle

alle zu erdenkende Fehler ſich anſchaffen müſſe, wenn man das Unglück haben will dieſen Herren zu mißfallen. Gewiß iſts, daß dieſe Fehler ſogleich wieder verſchwinden, ſobald die aufgebrachte Leidenſchaft, die ſie erzeugt hat, in die Ruhe kommt. Dergleichen verächtliche Satyren erinnern mich eines Jeſuiten, deſſen Mr. Pascal in ſeinen Provincial-Briefen Meldung thut.

Dieſer ehrwürdige Pater hatte ſich eingebildet, als ob ein Dominicaner der Verfaſſer eines gewiſſen Buchs, die ganze Geſellſchaft zu beſchimpfen, ſich vorgeſetzet habe. In dieſer feſten Meinung gebrauchte er ſich der Jeſuitiſchen Lehre, welche ſeine Feinde zu ſchänden und zu ſchmähen erlaubet, und beſchuldigte in einem Werk, ſeinen vermeinten Widerſacher öffentlich, daß er ein Erzketzer, der allerabſcheulichſten Laſter ergeben, und des Feuers würdig ſey. Einige gemeinſchaftliche Freunde bemüheten ſich, dieſe Herren mit einander wieder zu verſöhnen. Der Dominicaner verſicherte hoch und theuer, daß es ihm nie in Sinn gekommen, die ehrwürdige Geſellſchaft zu tadeln; der Jeſuit war mit dieſer Erklärung zufrieden, erkannte ihn für einen rechtſchaffenen Orthodoxen, für den ehrlichſten Mann, der aller wackern Leute Hochachtung verdiente: Er ſcheuete ſich ſo gar nicht, die Thorheit zu begehen, und einige Zeugen darzu zu nehmen, die dieſe Erklärung beſtärken mußten.

Ich denke, daß ich anderswo geſagt habe, es ſey faſt unmöglich, die Sitten und das Betragen mit einem ſcharfen Tadel anzuſtechen, wenn man nicht die Abbildung nach der Natur gewiſſer Originalien ſchildert. Es giebt aber wenig Fälle, wo man, ohne ſich einer Verleumdung ſchuldig zu machen, die Perſonen

nennen kan, welche man striegeln will. Man vergehet sich auch eben so sehr, wenn man sie mit solchen Umständen beschreibet, daran sie iedermann erkennet; also ists ein Thun, sie also zu beschreiben, oder mit Namen zu nennen.

Ein rechtschaffener Mann muß bey dem Hauptcharacter derer, die er abschildert, fremde Umstände anfügen, und sich bemühen, der boshaften Neugier der Leser alle Spuren zu entziehen. Insonderheit wird aber diese Vorsichtigkeit erfordert, wenn man das Lächerliche bey Leuten anstechen will, welche ausser dem wesentliche Verdienste besitzen, mit denen sich das Lächerliche öfters nicht gar übel zu vertragen pflegt.

Bey vielen Lesern findet sich so manche Art von Bosheit, daß sie, sobald als sie sehen, es werde ein Mann von Verdiensten nicht ohne Grund angezwackt, in Ansehung seiner guten Eigenschaften ihm nichts zu gute halten, sondern die Reinigkeit seiner Sitten und alle seine unsträflichen Handlungen zugleich mit unter das Lächerliche ziehen. Wie aber ein rechtschaffener Mann der Tugend allezeit so viel Ehrerbietung schuldig ist, daß er sie von der Verachtung erretten, und von dem abgeschmackten Urtheil eines unbilligen Lesers sicher stellen muß; so würde es unendlich besser seyn, geringe Fehler tugendhafter Leute mit Stillschweigen zu übergehen, als dieselben der Gefahr eines leichtfertigen, unbesonnenen Spottvogels auszusetzen, der keinen Geschmack von wahrer Tugend besitzet.

Man mag, wird man sagen, seine Abschilderungen verstellen wie man will, die Bosheit der Menschen wird sich ihr vermeintes Recht deswegen doch nicht nehmen lassen. Führet man sie gleich von dem wahrhaf-

haften Gegenſtand einer Satyre ab, ſo weiß ſie ſich ſchon wieder zu erholen, wenn ſie dieſelbe dem erſten, dem liebſten, der ihr in den Lauf kommt, zutheilet, und wird Stein und Bein ſchwören, daß dieſe Perſon genennet ſey. Solte alſo dieſe Betrachtung nicht einen ehrlichen Mann von dem Tadel verkehrter Sitten zurückhalten, damit er nicht Anlaß zu einer giftigen Verleumdung geben möge!

Ich geſtehe aufrichtig, daß ich dieſer Meinung nicht beypflichte. Wenn man ſich von allem demjenigen enthalten wollte, was die Bosheit der Menſchen erregen kan, ſo müßte man gewiß durch ſein ganzes Leben in einem ewigen Stillſchweigen und in einer todten Unwirkſamkeit bleiben. Nichts iſt ſinnreicher, nichts der Erfindung fähiger, als die Bosheit. Sie findet allenthalben ihre offene Bahne; hindert man ſie von der einen Seite, ſo weiß ſie ſich ſchon auf der andern Luft zu machen, und durch die ungewöhnlichſten Wege zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Ich weiß wohl, daß dieſes ſehr verkehrt geſchloſſen heißt, wenn man ſpricht: Bin ich nicht Urſache an einem Uibel, ſo kommt daſſelbe wohl auf andere Weiſe, mithin kan ich ſelbiges ohne Schuld wohl verurſachen. Allein mich deucht, dieſes iſt beſſer geſchloſſen, wenn man ſaget: Man müſſe den Nutzen nicht verabſäumen, nach welchem man ſeine Handlungen richtet, wenn etwan zufälliger Weiſe ein Uibel daraus entſtehet, ſo ebenfalls wohl entſtehen könnte, wenn gleich dieſer Nutzen nicht dabey wäre. Mich dünket demnach, daß man der Satyre, welche, wenn ſie klüglich angewendet wird, wahren Nutzen ſchafft, deswegen nicht entſagen müſſe, weil zu befürchten ſey, daß die Verleum-

dung

dung möchte dadurch erreget werden, die doch diesem ohneracht unter den Menschen Zerrüttung genug anrichten würde, wenn sich auch kein öffentlicher Tadler der Sitten fände.

Wie viel vortrefliche Werke würde dergleichen ausschweifende Vorsichtigkeit dem Publico entzogen haben? Sie hätte uns die unnachahmlichen Lustspiele des Moliere geraubet, welche so heilsame Lehren enthalten, und zur Verbesserung der Misbräuche des Hofes und der Stadt so grosse Frucht geschaffet haben. Der Theophrast unserer Zeit würde seine unvergleichlichen Characteren nicht fortgesetzet haben, darinne alle Menschen ihre Narrheiten, wie in einem richtigen Spiegel betrachten können, wenn er sich durch die boshafte Auslegung, so man seinen Schildereyen angedichtet, hätte wollen abschrecken lassen. Diese Schlüssel, so nachtheilig sie auch für den Herrn de la Brüyere selbst so wohl, als für andere gewesen sind, mit welchen man die Originalien seiner Bilder zu entdecken vermeinet, haben ihn nicht schüchtern gemachet, er hat vielmehr Lehre auf Lehre, Character auf Character gehäufet, ohne sich die Verachtung rechtschaffener Leute zuzuziehen.

Diesem muß man noch beyfügen, daß der wesentliche Nutzen guter Satyren weit grösser und dauerhafter, als das Uibel ist, welches sie nur zufälliger Weise betrift. Die boshaften Auslegungen, so man ihnen andichtet, machen in der That nur wenig Personen Verdruß, welcher nur auf eine gewisse Zeit währet: Da hingegen ganze Völkerschaften, aus den in diesen Satyren enthaltenen Lehren ihren Nutzen ziehen, und deren späteste Nachkommen durch den Tadel

der

der Laſter und Narrheiten ihrer Vorfahren gebeſſert werden können.

XXII.

Der ſpöttiſche Scherz*.

Ich werde hiervon nicht von Grund aus handeln. Man hat dieſes in ganzen Abhandlungen bereits gethan, darinne man ein langes und breites zu behaupten bemüht geweſen, daß der ſpöttiſche Scherz (Raillerie), die Schranken der Leutſeligkeit nicht überſchreiten, und man die Grundregel unſerer Pflichten gegen einander in Acht nehmen müſſe, mit andern alſo zu verfahren, wie man vernünftiger Weiſe verlangen kan, daß man mit uns umgehen möge.

Die einzige Folgerung, ſo ich aus dieſer Regel zu ziehen, mir vorgeſetzet habe, iſt dieſe, daß einem Menſchen, der Verſtand zu haben vorgiebt, nichts unanſtändiger ſey, als einen armen Unſchuldigen mit Spötterey zu belegen, der keinen andern Fehler als ſeine Blödſinnigkeit hat, und deſſen Unglück man aus dieſer Urſache in Betrachtung ziehen müſſe. In dieſer Aufführung äuſſert ſich eben die Art der Ungezogenheit, wenn ein Mann ſeine Hand an ein Weib leget, oder wenn ein Dorfedelmann einen Bauer prügelt, der ſeinen Buckel dienſtgehorſamſt darreichet, und ſich zu wehren nicht unterſtehen darf.

Eine ganz andere Bewandniß hat es mit einem laſterhaften Narren, den man bey aller Gelegenheit ſchrauben

*) LXXXI Bagatelle.

ben kan, ohne dem guten Vernunftſinn, noch der Leutſeligkeit Eintrag zu thun. Was würde der Böſes thun, der z. E. den alten Menalkas hechelte, welcher niemals ein Buch aufgeſchlagen hat, noch die erſten Begriffe des Vernunftſinns beſitzet, und dennoch den Stein der Weiſen in allen Wiſſenſchaften gefunden zu haben vermeinet, der ſich noch darzu einbildet, er müſſe ſich nicht nach den Regeln der Vernunft richten, ſondern dieſe müßten ſeine tollen Entſcheidungen von ihm annehmen. Hat hier ein rechtſchaffener Mann nicht das Recht, ihn zum Reden zu bringen, damit er ihn gemachſam in das Labyrinth ſeiner eignen Widerſprüche fangen und verwickeln könne? Wie ſoll man mit dem ſtoppelbärtigten Lyſander verfahren, der mit einem ungeſchliffenen Trotz ſich ein Vergnügen, wie ein König macht, die Vernunft zu verachten, und ſich mit Vorſatz von ihr zu entfernen ſucht, wenn man ihn dahin leiten will, auch eine Art von Großmuth aus dem feſten Entſchluß machet, unvernünftig zu leben und zu ſterben, ob er gleich zur Vernunft gelangen könnte.

Es verhält ſich mit der ſcherzhaften Spötterey, wie mit allen andern ihrer Natur nach gleichgültigen Dingen, die durch Umſtände böſe oder gut werden können. Soll ſie erlaubt ſeyn, muß ſie einen gründlichen Nutzen ſchaffen, oder wenigſtens demjenigen, der ſich ihrer bedienet, keine eitle Luſt bringen, dabey ein anderer, ohne einigen davon zu ziehenden Nutzen, nur allein leiden muß.

Will man folglich wiſſen, ob ein laſterhafter Narr würdig iſt, daß man ihn lächerlich mache, ſo muß man unterſuchen, ob die Narrheit eine Wirkung oder eine Urſache ſeiner Laſter ſey. Denn es giebt Leute, welche eben deswegen Narren ſind, weil ſie laſterhaft

ſind,

ſind, eben wie es laſterhafte Leute giebt, weil ſie von Natur keine Fähigkeit beſitzen, nachzudenken. Dieſe leztern muß man nicht ſcherzend ſpotten, beſſer zu ſagen, man kan es nicht thun. Dasjenige, was ein ſpöttiſcher Scherz heiſſet, iſt viel zu fein, zu ſpizfindig, als daß es den geringſten Eindruck auf ihren, ſo zu reden, dickhäutigen Verſtand machen könnte. Ihre Dummheit dienet ihnen zu einem Panzer, wo nichts durchdringet.

Die Witzlinge ſind ſelbſt die natürlichſten Gegenſtände der ſcherzhaften Spötterey, wenn ſie ihre Gabe misbrauchen. Sie verdienen weit eher, daß man ſie hechelt, und der wahrhafte ſpöttiſche Scherz kan die beſte Wirkung bey ihnen thun.

Ich meine den wahrhaften ſpöttiſchen Scherz, eine geſchickte und feine Wendung des Witzes, aus welcher einer bald merken kan, daß man gewiſſe Unvollkommenheiten bemerket, die man ihm nicht gerade zu verweiſen, oder vorwerfen will. Es iſt wie ein leichter Stich, den man einem Menſchen verſetzt, daß er zuſammenfahren ſoll; dahingegen der grobe Scherz einem Stockſchlag nicht ungleich iſt, damit man einen Fühlloſen einen Schlag verſetzet, daß er zu ſich ſelber kommen ſoll.

Die Beſſerung iſt nicht der einzige Endzweck der ſcherzhaften Spötterey, den Tugend und Vernunftſinn gut heiſſen. Sie hat iezuweilen nur das Vergnügen und die Ergötzung in der Geſellſchaft zur Abſicht. Sodann iſt ſie bloß ein angenehmer Streit des Witzes und des feinen Verſtandes, worinne ſich rechtſchaffene Leute einlaſſen, die viel zu erleuchtet und zu höflich ſind, als daß ſie ſich unter einander Verdruß machen, oder

aus bloſſen Spaß Widerwillen zuziehen ſolten. Die Stiche fallen niemals auf Fehler oder Unvollkommenheiten, die einen Menſchen gehäßig oder verächtlich machen. Man greift einige kleine Schwachheiten, einige wohl zu entſchuldigende Unordnungen, ein wenig Praleren, eine kleine Eitelkeit an.

Wenn der ſpöttiſche Scherz hierzu gebraucht wird, ſo kan er mit gutem Recht das Salz und Gewürz des Umgangs heiſſen. Niemals werden Leute vom Verſtand denſelben ſo leicht merken laſſen, als wenn man dergleichen Angriffe thun, oder aushalten muß. Die Luſt des Angrifs, und die Nothwendigkeit der Vertheidigung, macht die Einbildung hitzig, ſie erwecket Muth und ſchaft Hülfe, die ſie bey kaltſinnigem ruhigem Zuſtand vergebens ſuchen würde. Man ſiehet iezuweilen bey ſolchen Gelegenheiten, wie ein Menſch durch ſeinen Gegner getrieben wird, er weicht, er kan nicht weiter, und in ſeiner Verwirrung verſetzt er ſeinem Widerſacher einen Stich, deſſen ſich dieſer nicht vermuthet hatte, der auf einmal den Sieg nach der Seite des Uiberwundenen neiget. Allein es iſt ſehr ſchwer, das Vergnügen von dergleichen luſtigen Spas zu genieſſen. Es wird eine ſo gute Gabe des Verſtandes und Witzes, ſo viel Manier, ſo viel Artigkeit darzu erfordert, daß es etwas wunderſeltſames iſt, zween bis drey ſolche witzige Geiſter zu finden, die ſich darzu ſchicken.

Gleichwohl will ein ieder ſpaſſen und ſcherzen, die allermeiſten thun es aber mit einer Art, daß der spashafte Spötter mehr erbärmliches Mitleiden, als der Gegenſtand ſeines albernen Scherzes verdienet. Scarron ſpricht in ſeinem comiſchen Roman, daß

zu

zu ſeiner Zeit die Ballhäuſer die Oerter geweſen, wo die ſcherzhaften Spottvögel nach ihren zu dieſer Kunſt geſchicklichen Gaben ſich verſammelt hätten. Anietzo haben die Caffeehäuſer dieſen Vorrang, und hier ſpottet und ſcherzet ein ieder dem es beliebt, er mag einen natürlichen Beruf darzu haben oder nicht.

Das allerlächerlichſte iſt hierbey, daß daſelbſt öfters eine prächtige ſtuffenweis auf- und niederſteigende Ordnung unter den Spas- und Spottvögeln angetroffen wird. Wie die Narrheit ihre unendliche Eintheilung hat, ſo verhält ſichs auch mit der Materie. Meiſtentheils trägt ſichs zu, daß ein Narr berechtiget zu ſeyn vermeinet, einen andern, der im Range der Narrheit unter ihm ſtehet, lächerlich zu machen, und da ſchüttet er die elendeſten, abgeſchmackteſten Narrenſcherze über ihn aus. Er kützelt ſich mit dem boshaften Vergnügen, daß er ihn ins Bockshorn jaget, in ein dummes Stillſchweigen verſetzet, und noch darzu zwinget, Reißaus zu geben. Doch nur ein wenig Gedult. Hier kommt ein anderer Luſtigmacher, der den Sieger den Daum aufs Auge halten kan, wie es dieſer dem Uiberwundenen gethan hat.

Mein Hemon, nur Gedult, ſpricht er, du ſolſt gerächet werden.

Der arme ſiegreiche Narr zittert und bebet vor den, der da kommt, wie der kühne Turnus vor den Aeneas, da er entwafnet den Todesſtreich erwartete. Er iſt ſchon im voraus verwirrt, er wirft einige Vertheidigungsſtiche um ſich, und bald ſieht man ihn liegen. Dieſer Dritte findet kein Qvartier von einem Vierten, und ſo geht die Folge dieſer einander nachſtehenden Narren immer fort, wie ich geſagt habe.

Gewiß aber iſt es auch, daß in iedem Caffeehauſe ein herrſchender Oberſpasvogel ſeine beſtändige Reſidenz hält, wider den ſich keiner leicht aufwirft. Jeder fürchtet ſich für ihm, ieder verehret ihn, nicht anders, wie die Chineſer dem Herrn Teufel Opfer bringen. Ob er gleich ſeines erhabenen Witzes wegen von allen gehaſſet wird, ſo unterſtehet ſich doch keiner, daß er in ſeiner Abweſenheit übel von ihm ſpricht, aus Furcht, es möchte ihn ein Blauſtrumpf bey ihm verrathen. In ſeinem Beyſeyn ſcherzet keiner, ſondern man hilft ſeine Spöttereyen unterſtützen, und ſtößt die Stiche, ſo er verſetzet, nur noch tiefer ein. Dieſer Kerl unterläßt nicht leicht, den Sammelplatz des Zahres wenigſtens einmal zu beſuchen, wo ſein Ehrgeiz ein ſo annehmliches Futter findet. Er thut auch ſehr wohl daran. An tauſend andern Orten, wo ſeine ungezogene Frechheit Brache liegen müßte, würde er Naſenſtüber kriegen, und einer, der auf dem Caffeehauſe, Gascon, den andern Narrenrang hat, wird von dem ſchlechteſten Petitmaitre bey dem Roſſelli hingeſtreckt.

Nicht allein aber in den Caffeehäuſern finden ſich ſolche Regenten des elenden Spaſſes, man trift ſie gleichen in allen Zuſammenkünften an. Keine Geſellſchaft iſt ſo klein, darinne nicht ein Hausnarr zu finden, der das Ziel aller ſeiner Geſellen ſeyn ſollte. Welcher unter der Narrenpritſche des Oberſpötters ſeufzen muß, ſchöpft wieder Luft, ſo bald der Hausnarr eintritt. Er weiß, daß man ihn mit frieden läßt, und da raft er ſich zuſammen, damit er ſich an dem armen Gimpel, wegen der Züchtigung, die er erlitten, aufs grauſamſte wieder rächen möge. Hier fährt nun die ganze Geſellſchaft in der Runde her-

herum auf den Zielzweck ihrer witzigen Einfälle los. Es geht ihm, wie dem la Rancüne, der im Wirthshauſe von ſo viel Fäuſten angepackt wurde, daß er kein Plätzgen an ſeinem Leibe gegen die Schläge bedecken konnte, und ſie ſich endlich unter einander ſelbſt balgten. Gemeiniglich iſt aber bey dem guten Hausnarrn eine gute Eigenſchaft anzutreffen, die ihn ſo zum Geſpötte macht. Er iſt furchtſamer und viel beſcheidener, als die andern, die er auch durch ſeinen guten Vernunftſinn iezuweilen noch übertrift. Die im Kreis um ihn herum Spaſenden ſind dem zuſammen gerotteten Pöbel der Vögel nicht ungleich, die um eine Nachteule herum ſchwirren, und ſich unterſtehen dürfen, den Günſtling der Minerva Hohn zu ſprechen.

XXIII.

Das Lachen*.

Ich habe wohl angemerkt, daß meine Bagatelles, welche den Nahmen am beſten verdienen, am angenehmſten geweſen ſind, ob ſie mir gleich die wenigſte Mühe gekoſtet haben. Wenn ich mich ſelbſt unterſtehen darf, von meinem Werk zu urtheilen, ſo würde ich behaupten, daß meine kleine Stücken, darinne ich ſcherze, weil ich Luſt zu ſcherzen habe, gewiſſen Ironien lange nicht beykommen, worinne ich mir einige wichtige Wahrheiten vorzutragen vorgenommen, indem ich ſelbige in einen weit feinern Scherz verkleidet hatte, der nicht ſo luſtig, als gewiſſe unverdeckte Poſſen, und offenbare Scherzſpiele waren. So eitel bin ich eben noch nicht, daß ich mir einbilden

*) XLIII Bagatelle.

ſollte, als wär mir dergleichen Unternehmen allezeit gelungen; ich bin aber doch verſichert, daß, wenn mirs von ſtatten gegangen, ich dadurch nur einer kleinen Anzahl von Leuten gefallen haben würde, die einen feinen Verſtand beſitzen, und die Abſichten eines Schriftſtellers ſo wohl, als die Natur der vorhabenden Sache einzuſehen geſchickt ſind.

Verſtändige Leute machen ſich kein ſonderliches Vergnügen daraus, aus vollem Hals zu lachen. Sie lachen lieber ein wenig mit Maſſen und guter Art, und wenn ich ſo ſprechen darf, ihre Vernunft lachet mehr, als ihre Gemüthsbewegungen.

Das Lachen muß gleichwohl etwas recht angenehmes ſeyn, und es muß eine beſondere Luſt darinne ſtecken, wenn der Leib durch und durch einige bebende Erſchütterungen, mit wiederholtem Schlucken empfindet. Derjenige, welcher den Menſchen als ein lächerliches Thier beſchrieben, hat es überaus wohl getroffen, man mag den Sinn der Worte nehmen, wie man will. Es bleibt doch allezeit gewiß, daß alle Leute überhaupt ſich daraus ein Vergnügen machen, andere zum Lachen zu bewegen. Man weiß ſich recht viel damit, wenn es einem gelinget, und man wird recht verdrießlich, wenn es nicht gerathen will.

Der gute Lycidas hat Verſtand, Nachdenken und Wiſſenſchaft, er beſitzet alles, was ihn im Umgang angenehm machen kan. Seine Reden ſind überaus nützlich, voller Annehmlichkeit für diejenigen, welche Verſtand gnug haben, ſchöne Wahrheiten in einem glücklichen und natürlichen Ausdruck hoch zu ſchätzen. Sobald er aber unter junge Leute geräth, ſcheinet es, als ob er die hohen Gaben ſeines Verſtandes vergeſſe,

und

und nach der Ehre ſtrebete, Narren und dummen Schöpſen etwas zu lachen zu machen. Der gute Greis fühlt wohl, daß er ihnen aus ſeinem eignen Vermögen nichts zu lachen geben kan, die Natur widerſetzt ſich gar zu ſtark, ſo erzählt er ihnen Hiſtörgen und ſchnackiſche Einfälle. Er bringet deren ein Dutzend gute, böſe und mittelmäßige her, das iſt auch ſein ganzer Vorrath! Tauſendmal hat er ſie ſchon wieder aufgewärmt, was aber das ſchlimmſte noch dabey iſt, beſitzet er die Gabe, die artigſten Erzählungen elend und abgeſchmackt zu machen, wenn ſie unter ſeine Hände kommen. Er flickt ſie mit ziemlich groben Fäden zuſammen, endlich findet er aber doch das Ende, und da lächelt er. Denn er iſt zu geſcheut, als daß er immer lachen ſolte. Er wartet, daß man eine volle Salve von Lachen geben ſoll. Es kommt nichts: Die frechſte Gefälligkeit könnte es ſo weit nicht treiben. Er ſieht ſich unter ſeinen Zuhörern um, ſie ſehen einander an, an ſtat des Lachens herrſcht Dummheit. Er fängt wieder von neuen an zu erzählen, wiederholt das Ende noch einmal, dehnet es ein wenig, macht eine Erläuterung drüber, daß gar nichts daraus wird. Es will niemand lachen. Er ſetzt noch einen Schwanz daran, alles iſt ſtille. Wie glücklich wäre Lycidas, wenn nur endlich einmal ein leichtfertiger Vogel den armen Mann aus der Verwirrung mit lachendem Geſchrey helfen wolte, daß ihm ſein Bonmot bezahlet würde.

Ich kenne einen Dorfedelmann, der ſich ſtark einbildet, er beſitze eine Gabe, die Leute lachend zu machen, und niemand iſt ungeſchickter darzu. Seine Stärke beſteht ebenfalls in Erzählungen, die gemeine Stütze aller abgeſchmackten Spasvögel, ſo nicht

Feuer genug beſitzen, eine tolle Phantaſie rege zu machen. Zweymal im Jahr verläßt er ſeine Hufe, daß er in der Stadt bey einer alten Tante ſpeiſet, die Verſtand hat, da bringt er ſeinen groſſen Tölpel, den Sohn mit. Das ganze Jahr durch hat er fünf Hiſtörgen, folglich wird die Tante zweymal im Jahr damit abgeſpeiſet. Sie betreffen alle das Volk in ſeinem Dorfe, die ſo albern ſind, wie die Kutſchkäſten. Die erſte geht auf den Amtmann, die andere auf den Pfarrer, die dritte auf den Schulmeiſter, und ſo fort an. Ein voreiliges Lachgeſchrey, nach ſeiner Art, erſtickt öfters ſeine Hiſtörgen in der Mache. Wenn er ſie aber nach zwanzig unterbrochenen Abſätzen endlich glücklich heraus gebracht, ſo muß er ſich beyde Seiten halten, daß er nicht vor Lachen zerplatzet, und ſein dicker Wanſt, der gewaltig bebet, macht, daß der Stuhl unter ihm krachet. Weil er zu gleicher Zeit ſpeiſet und redet, ſo machet ſich das Geſchrey vom Lachen durch den vollen Mund einen freyen Gang, und ſpritzet rund um ihn herum, Fleiſch und Broſamen, zum groſſen Schaden aller Kleider der anweſenden Gäſte.

Scheinet es endlich, daß er mit ſeinem Spiel zu Ende iſt, ſo unterläßt ſein artger Herr Sohn nicht, für ſeines lieben Papa Ehre und Reputation beſorgt zu ſeyn, indem er ihn wieder aufmuntert: Ey, lieber Papa, ſie haben nicht an den Müller gedacht; das iſt der tolleſte Kerl unter allen, ich muß allezeit lachen, wenn ich an ihn denke. Dabey ſchlägt er ein häßliches Lachen auf, als ob er närriſch würde, ſtößt und ſtampft mit den Füſſen um ſich herum, und es fehlt wenig, daß er ſich die Haare nicht aus den Kopf rauft.

Potz tauſend, ja, ſchreyt der Alte, es iſt gut, daß du mich an ihn erinnerſt. Mit alle dem, unſer Müller iſt ein rechter Galgenvogel, er hat Verſtand wie ein Teufel. Da geht eine neue Erzählung an, eine neue Gefahr drohet dem armen Stuhl, da fliegen die Brocken wieder um und um aus dem Munde des ſpeiſenden Sprechers. Das luſtigſte kommt noch, der Sohn ſtimmt nicht nur mit dem Papa in lachendem Schreyen mit ein, ſondern er verſteht den Tact, noch eher als der Papa, inne zu halten, damit er dem Gelächter des guten Mannes, wenn es ſinken will, aufhelfe, und ihm Zeit laſſe, friſchen Athem zu holen, deſto höher wieder anzuſetzen. Noch nicht alles. Wenn ſich die verzogenen Geſichter der Beyſitzer wieder aus den Falten gelegt haben, thut der Sohn einen neuen Ruck mit Lachen, dann und wann hält er die Hand vor den Mund, daß es nicht heraus fahren ſoll. Dadurch fordert er die Kraft zum Lachen des alten Lachers wieder von neuem heraus. Der Schwarm geht wieder an, und der Vater erweißt dem Sohne die Gegendienſte, die ihm dieſer geleiſtet hat, ſo ſpielet die Geſellſchaft mit einander fort. Sie gehen wieder nach dem Dorfe, und haben eine fürſtliche Luſt gehabt.

Alle Welt liegt faſt in dieſem Spital krank, einer mehr der andere weniger mit dem Narrheitsfieber behaft. Der Gipfel der Ehre beſteht darinne, daß man ſeinen Nächſten zum Lachen bringt. Erzählungen, Spasreden, Zoten, Zweydeutigkeiten, närriſche Flüche, Grobheiten alles dienet den Zuhörern die Milz durchzuſchütteln. Der ernſthafte Rathsherr, der beſtaubte Schulfuchs, der Handwerksmann, inſonderheit der Schuhflicker, der Tagelöhner und Bauer, alleſammt

machen ſich damit zu ſchaffen, und ieder meint, er könne es am beſten. Indeſſen iſt es auch gewiß, wie Scarron ſagt, daß iedes Stadtviertel ſeinen Oberſpasvogel habe, die ſich inſonderheit unter dem Pöbel hervor thun. Dergleichen Hauptſpasvirtuoſe iſt ein privilegirter Mann, der in ſeiner Jugend ein Soldat oder Lakey geweſen ſeyn mag. Ich ſage in ſeiner Jugend, denn alte Grauköpfe ſind allezeit gröſſere Liebhaber vom Poſſenreiſſen, als junge Leute. Damit er ſich in ſeiner Profeßion recht vollkommen mache, muß er leſen können, und ſeine Wiſſenſchaft recht anzuwenden, alle Jahr die Hiſtorien und Geſchichte, ſo an den Calendern angedruckt ſind, fleißig zu Rathe ziehen. Wenn er hierzu noch den Eulenſpiegel, Claus Narren u. d. m. anwendet, und bey den jährlichen Jahrmärkten dem Hans Wurſt der Zahnbrecher und Marktſchreyer andächtig zuhöret, ſo iſt er ein ganzer Mann, ein rechter luſtiger Körper, der eine ganze Geſellſchaft luſtig machen kan. Seine Nachbarn dürfen ſich in ſeinem Beyſeyn nicht unterſtehen, iemanden lachend zu machen, ſondern wenn er nicht da iſt, beluſtigen ſie die Geſellſchaft mit geborgten Poſſen, ſie begnügen ſich mit einigen ihm abgeſtohlnen tollen Ausdrücken, die ſie glücklich gemerkt haben, und lachen alſo nur aus der andern Hand. Man ſtelle ſich nur den albernſten Tölpel, den blödſinnigſten Gimpel vor, ſo wird man ſehen, daß, ob er gleich weiß, er ſey zu nichts geſchickt, er dennoch glauben wird, daß er ſo gut als ein anderer, Poſſen machen könne, und er hat recht. Das Poſſenreiſſen hat ein Verhältniß mit dem verſchiedenen Vermögen des Verſtandes. Ein Narr würde ganz allein über ſeine Poſſen lachen müſſen, wenn ſich die umſtehenden Narren ein Gewiſſen machten, ihm nachzufolgen, da

ſie

ſie eben den Poſſen ſchon Millionenmal gehöret haben. Die gröſten Narren lachen aber in dergleichen Fall aus vollem Mund und Herzensgrund, allem Anſehen nach zu bezeugen, daß ſie das ſchöne Zeug wohl verſtehen, und ſo dumm nicht wären, als man wohl dächte. Warum ſolten ſie auch nicht lachen? Es giebt Leute, die ein Lachen über ein Nichts aufſchlagen. Einer lacht, damit der andere auch lachen ſoll, und dieſe unſinnige Seuche ſteckt iezuweilen eine ganze Geſellſchaft an.

Darf man ſich daher wohl wundern?

Und trift ein Narr nicht ſtets noch einen gröſſern an,
Der beſſer lachen kan?

* * *

*Die Profeßionsverwandten im Lachen recht genau kennen zu lernen, iſts dienlich, daß man ſie unter gewiſſe Claſſen bringe. Die erſte, ſo mir einfällt, begreift die Poſſenreiſſer, (Goguenards). Dieſem Character eine rechte Geſtalt zu geben, wird, überhaupt zu ſagen, ein Zuſammenlauf der Natur und des Glücks erfordert.

Der Poſſenreiſſer iſt ein Mann, der kein Jüngling mehr iſt, in welchem Alter die allzulebhaften Leidenſchaften iezuweilen unſinnig machen. Sein Temperament iſt vollblütig, er hat einen dicken Bauch und dicke Waden. Das Geſicht iſt rund, voll, und glühet einwenig, freudige, vergnügte, nicht aber allzulebhafte Augen ſtehen ihm im Kopf, und man meinet, man habe dergleichen gemeines Geſicht ſchon geſehen. Gemeiniglich iſt es ein Mann, der bequem lebet, und ſich von allen widerwärti-

gen

* XLIV Bagatelle.

gen Unfällen ſicher zu ſeyn glaubet. Er denkt und empfindet nicht. Sein gröſtes Vergnügen iſt, immer in Geſellſchaft zu ſeyn, ſonderlich, wo es was zu ſchmauſen giebt. Er hat eine treffliche Kehle zum Lachen, er lacht einen guten Baß. Daher wird man auch ſein lachendes Geſchrey gleich von weitem hören. Erblickt er euch, ſo bald lauft er mit vollen Schritten auf euch zu, er ſchüttelt euch die Hand: Ey, guter, ehrlicher Freund, ſpricht er, daß ihm Bauch und Achſeln ſchüttern, gehts noch luſtig? Der Donner, geſtern haben wir beym Damon recht geſchmauſet, es iſt ein kreutzbraver Mann, immer luſtig, er weiß von keiner Melancholie: Was denken Sie darvon? Nach dieſem legt er euch ſeine groſſen breiten Hände ſo derb auf die Schultern, daß er ſie euch aus dem Gelenke ſchieben möchte, ſagt euch zehn Sprichwörter, zwanzig Fratzen her, wünſcht euch guten Appetit, und geht mit eben dem lachenden Geſchrey wieder von euch, mit dem er euch angeſprochen hat. Das beſte an ihm iſt noch, daß er euch zu nichts zwinget. Lachet ihr nicht, ſo verdrießt es ihm nicht, er giebt kaum Achtung darauf, und wenn es ja geſchieht, ſo iſt er damit ſchon zufrieden, daß er zu euch ſaget: luſtig, zum Henker, Sie ſehn ja ſo verdrießlich aus, wie eine Schlafmütze. Endlich umarmet er, ſchüttelt euch, drehet euch herum, und läßt euch mit Frieden.

In der andern Claſſe der abgeſchmackten lachenden Spasvögel finden ſich die Schabernacke, welche die Franzoſen Poliſſons nennen. Man weiß, daß dieſer franzöſiſche Ausdruck in ſeiner eigentlichen Bedeutung die kleinen leichtfertigen Jungen anzeiget, die auf den Gaſſen herum lauffen, und ſich aus ihren leicht-

leichtfertigen Poſſen ein Recht machen, die Leute zu hudeln, daß ſie ſich ärgern. Durch ein ganz natürliches Gleichniß bedeutet es auch gewiſſe boshafte Narren, welche die Geſellſchaften beluſtigen, und bald dem einen, bald dem andern unter allerhand kindiſchen Poſſen ein Fleckgen anhängen. Sie tappen gern mit den Händen zu, haben weder Schaam noch Scheu, und ſtrotzen von Zoten und Zweydeutigkeiten, poßierlichen Redensarten.

Ein Schabernack hält ſichs für die gröſte Ehre, wenn er, wie ſie es nennen, einen ertappen, oder fangen kan. Er denkt, daß er der geiſtreichſte Witzling ſey, wenn es ihm in Worten oder Thaten darinne gelinget. Bald thut er, als ob er die Nähterey eines Frauenzimmers anſehen will, und ſticht ſie mit einer Nadel gelinde in Finger. Ein andermal ſtellt er ſich ganz geheimnißvoll an, und unter dem Vorwand, ihr etwas ins Ohr zu ſagen, giebt er ihr einen Kuß. Alle ſeine Reden haben einen doppelten Sinn, dieſes ſind alberne Schlingen, gegen welche ſich ſolche Poſſenreiſſer, gleichen Gelichters, fürſehen, vernünftige Leute aber gar ſelten in Acht nehmen, daß ſie nicht gefangen werden ſolten. Sie ſind ein rechter Glücksmann, wird er iezuweilen ſprechen, ich aber bin kein Glückskind. Wenn ein vernünftiger Mann dieſe Worte in ihrer natürlichen Bedeutung nimmt, und bemühet ſich dem Schabernack zu erweiſen, daß er ſehr Unrecht thue, wenn er mit ſeinem Schickſal nicht zufrieden ſey; ſo antwortet er mit lachendem Geſchrey, er iſt in ſeinem Herzen erfreut, daß er witziger iſt, als der andere, den er gefangen hat, und etwas reden könne, das man nicht leicht begreift. Hat er nun eine Weile dieſes Narren-

renſpiel getrieben, ſo löſet er endlich ſein Räthſel auf. Was ſtreiten wir viel darüber? Wir ſind ja eines Sinnes. Ich habe ja nur geſagt, daß ich kein Kind bin.

Auf ſolche Art geht er gleichſam auf den Wortfang aus, und wenn er einige ertappt hat, ſo macht er ſich ein Vergnügen, als wenn er was rechtes verrichtet hätte.

Dieſe Claſſe beſtehet meiſtentheils aus jungen Studenten. Es iſt aber auch wahr, daß ſich eine kleine Anzahl bejahrter Leute mit einmiſchen. Jedoch giebt es Leute, ſonderlich unter der Franzöſiſchen Nation, die niemals alt werden, und bey wohl gepflegter Narrheit ſich in dem Vorzug einer ewigen Jugend erhalten.

Nun folgt die Claſſe der Stocknarren, (Bouffons). Sie iſt zahlreich, und es ſind wenig Geſellſchaften, wo ſich nicht ein Narr dieſer Art einſchleichet, und für andern hervor thut. Ein Stocknarr iſt ein aus Worten und Gebehrden zuſammen geknetetes Ding. Zum halb todt lachen iſt es eben nicht nöthig, daß ſeine Reden verſtändig ſind, es braucht nicht, daß ſie zuſammen hangen, der alberne Ton der Ausſprache iſt hinlänglich gnug dazu. Wenn er einen Poſſen vom Harlekin krumm oder gerade mit ein paar verdrehten Schritten, verzerrten Gebehrden, und eine kurzweilige Wendung aus eben der Bude erſchnappt hat, ſo kan er ſich auf einen allgemeinen Beyfall gewiſſe Rechnung machen. Hat er vollends die Geſchicklichkeit, etwas weniges vom Pierrot und dem Scaramuze, nebſt einen Theil der den Marionetten abgeſtohlnen Gebehrden beyzumiſchen, ſo wird

er

er ein Wundermann, ein groſſer Geiſt, ohne dem keine Ergötzlichkeit beſtehen, kein Schmaus mit Luſt und Vergnügen vollbracht werden kan.

Die Claſſe der kurzweiligen Haaſenköpfe, (Badins), welche ins kleine gezogene mit etwas vom Schabernack gewürzte Stocknarren ſind, will ich hier nicht einmal anführen.

Bey den Bonmotiſten aber werde ich mich etwas mehr aufhalten, die eine Profeßion daraus machen, die Leute recht aus dem Grunde zu lachen zu bringen. Unter allen ſchlechten Poſſenreiſſern ſind dieſes die ernſthafteſten. Man ſolte faſt ſagen, ſie opferten ihre beſondere Freude der öffentlichen Ergötzung großmüthig auf. Wie ſie in die Geſellſchaften gemeiniglich mit einem ſtarken Vorrath von lauter ſchönen Sachen beladen, treten, die ſie bey guter Zeit und Gelegenheit auszupacken und vorzulegen gedenken, ſo wird man an ihnen unruhige, unentſchloſſene Gebehrden gewahr. Sie leiden etwas rechts, ſie liegen in Kindesnöthen, zwanzig mal ſperren ſie den Mund auf, und machen ihn vergeblich wieder zu. Der ſinnreiche Einfall, das Bonmot erfordert einen Zeitpunct, der nicht zertheilet werden muß, das geringſte Wörtgen, ſo ſich zwiſchen dieſem Augenblick und den ſchönen Gedanken einſchleicht, würde denſelben von ſeiner Stelle rücken, und ihn kalt machen, denn glüend muß er aufgetragen werden. Daher iſt eben ein Bonmotiſt beſtändig zerſtreut. Spricht man ihm ein Wort zu, er höret nichts, er hat nur mit dem allgemeinen Umgang zu thun, darauf paſſet er. Denn er muß laut ſprechen, damit es iedermann recht vernehmen kan. Das iſt die Hauptregel.

Ob wohl das ächte Bonmot* insgemein aus einer lebhaften, luſtigen, etwas heftigen Phantaſie erzeuget wird, die Bonmotsſprecher auch überhaupt witzige, feine und artige Geiſter ſind: Immaſſen ſie, ſo bald der glückliche Augenblick erſcheinet, ihren ſinnreichen Einfall mit recht auserleſenen Worten vortragen, alle dieſelben vorher mit der Goldwage abwägen, und auf alles, was ſie ſagen, ſehr aufmerkſam ſind; ſo werden ſie doch niemals dabey lachen; ſondern, wofern ſie ſo glücklich ſind, andere zum Lachen zu bringen, alsdann vermiſchet ſich das Vergnügen, ſo ſie empfinden, mit dem artigen Bonmot, und erwecket in ihnen eine weit gröſſere Freude, als die ganze Geſellſchaft ſchmecken kan. Wiederfähret dergleichen Glück einem in dieſer Kunſt geſchickten Mann zweymal in einem Nachmittag, ſo geht er in ſich ſelbſt vergnügt nach Hauſe, bringt den Abend über ſeinen erlangten Ruhm mit Jauchzen zu, und ſtudiret auf Verfertigung neuer ſchönen Einfälle.

Man meine doch nicht, daß ich ein vollkommener Heraclit, ein geſchworner Feind aller Luſt und Freude, und allezeit in der tiefſten eiskalten Ernſthaftigkeit verſenkt ſeyn ſolte. Aus verſchiedenen meinen Schriften erſcheinet das Gegentheil.

Ich will ebenfalls, ſo gut als andere, die Leute gerne lachend machen, und meine Anforderung hat eben keinen beſſern Grund. Der Leſer mag ſelbſt davon urtheilen. Nur iſt mein Endzweck allein dahin gerichtet, zu zeigen, daß es überaus gut wäre, wenn vernünftige Weſen, die Maxime des Moliere annehmen wolten: Narrenspoſſen ergötzen nicht. Uiberdieſes aber liebe ich auf der Welt nichts mehr, als

* Siehe XVII Abh. von Bonmonts.

als einen Mann, der Verſtand und Witz beſitzet, den die Natur mit einem luſtigen Temperament begnadiget, der die Gabe hat rechtſchaffenen Leuten etwas zu lachen zu machen. Er lauft nicht herum, einige verwelkte Blümgen aufzuſammeln, er pflückt ſie ab, wie ſie ihm vor die Hand kommen, und ſie haben doch alle friſche Annehmlichkeiten. Er thut nach witzigen Gedanken nicht ängſtlich, ſie werden ihm zu keiner ſchweren Laſt, die ihm die Schultern faſt eindrücket. Seine ſinnreichen Einfälle entſpringen mitten im Umgang, und thun ihre Wirkung, ſobald ſie entſtehen. Da ſie ihm nicht ſchwer ankommen, macht er ſich auch keine Ehre daraus, er macht, daß man lachen muß, ohne in ſeinen blinzelnden Augen die geringſte Zufriedenheit blicken zu laſſen. Ich muß es aber frey bekennen, daß mich der elenden Luſtigmacher abgeſchmackte Poſſen in eine jämmerliche Trübſinnigkeit verſenken, und mittelſt einer wunderlichen mechaniſchen Empfindung, ein beſtändiges ſchmerzhaftes Krabbeln in den Achſeln verurſachen, daß ich nun ſeit verſchiedenen Jahren bereits mir es habe recht ſauer werden laſſen, ſie beſcheidener, höflicher und gefälliger zu machen.

XXIV.

Der Geſchmack *.

Ein gewiſſer bejahrter Mann, der von einem verſtändigen Menſchen wegen eines Lehrſatzes ſeiner Religion, im Scherz ausgeſpottet wurde, gerieth in einen heftigen Zorn, welcher gemeiniglich die Schutzwehr aller Unwiſſenden iſt. Einer von ſeinen Freunden wendete alle Mühe an, ihn wieder zu beſänftigen. Endlich kam doch der gute Mann wieder zu ſich ſelbſt, und ſagte mit einer etwas bedächtigen Mine, er hätte wohl Unrecht, daß er ſich ſo ereifert habe: Der Herr ſcherzte ja nur, und zudem darf man über den Geſchmack nicht zanken. Dieſe gemeine Redensart war hier ſo verkehrt angebracht, als es nur hätte geſchehen können, und es finden ſich tauſend andere Gelegenheiten, wo man ſich derſelben mit eben ſo wenigem Nachdenken bedienet. Man weiß vielmal nicht, was man ſagt, wenn man von dem Geſchmack redet, man betrüget ſich auch gewaltig, wenn man ihn auf Sachen des Verſtandes ziehet, und behaupten will, der Geſchmack gehöre nicht unter die Vernunftſchlüſſe, darüber man ſtreiten könnte.

Es giebt zwo Arten des Geſchmacks. Die erſte nenne ich den Vergleichungsgeſchmack, die andere den Geſchmack nach Grundſätzen. Der erſtere iſt eine gewiſſe Gewohnheit von einigen Gegenſtänden, nach den Begriffen des Schönen und Guten zu urtheilen, welche man aus dem Beyfall der Leute ziehet, die man für Kenner dieſer Sachen zu halten pfleget.

Nach

*) LXXI Bagatelle.

Nach dieſer Art vom Geſchmack nun geſchichet es, daß ein Menſch, dem der Beyfall bekannt iſt, den die Erzählungen des de la Fontaine von einſehenden Leuten erhalten haben, wenn er dieſelben mit Aufmerkſamkeit geleſen, wenn er die Wendungen des Verſtandes, die witzigen Ausdrücke, ſo in denſelben herrſchen, einſiehet, keine andern Fabeln, als dieſe, hochſchätzet, es ſey denn, daß ſie dieſem vortreflichen Original, ſeinen Gedanken nach, gleichkommen. Eine dergleichen Erzählung, wollen wir ſetzen, wäre auf eine leichte natürliche Art angebracht. Der Verfaſſer hätte alle Umſtände ſo richtig gewählet, daß ſie fähig wären, eine That, einen ſinnreichen Einfall ins helle Licht zu ſtellen, er hätte ſeine Erzählungen hier und da mit kurzen, artigen, geiſtreichen und zu rechter Zeit angebrachten Gedanken ausgeputzt; ſo würde dieſelbe doch in hundert Zügen den Fabeln des Fontaine nicht beykommen. Bald würde in der Schreibart, bald in den artigen Anſpielungen auf dieſes oder jenes, etwas fehlen.

Eben dieſer Geſchmack iſt auch bey einem Schauſpieler, der den Baron gehöret und dieſen berühmten Mann, der von ganz Frankreich mit ergötzlicher Bewunderung angeſehen wurde, wenn er ſeine Perſon auf der Schaubühne, mit der Ausſprache, mit allen behörigen Gebehrden geſpielet, betrachtet hat. Baron muß alſo aufs genaueſte nachgeahmet werden. Der Schauſpieler copirt demnach die guten und ſchlimmen Eigenſchaften ſeines Muſters, und in dergleichen knechtiſchen Nachahmung vermeinet er ſeine Kunſtregeln anzutreffen.

Dergleichen Copiſt findet ſein Intereſſe dabey, wenn er ſpricht: Man muß vom Geſchmack nicht

ſtreiten. Sein Vorgeben hat Grund. Man frage ihn, warum er bey Vorſtellung des Oreſtes einige Augenblicke ganz unbeweglich ſtehet, und warum er ſodann ſeine Stimme, wie ein Unſinniger erhebt? Er iſt nicht fähig, eine andere Urſache davon zu geben, als daß er ſolches von den geſchickteſten Comödianten ſo geſehen habe: Das iſt ein Geſchmack. Man frage eine Sängerin auf der Opera, warum ſie bey eben nicht ſonderlich rührenden Stellen ihre Stimme ſo künſtlich erhebe? Was wird ſie antworten? Die berühmte Chammeslee thate es ebenfalls, welche für die beſte Opernſängerin ihrer Zeit gehalten wurde. Der Geſchmack kan ſich zu einer Zeit an dem oder jenem Ort verändern. Vielleicht wird in der Opera geredet, und ein Luſtſpiel geſungen. Die geringern Acteurs werden ſich nach denen beſten ihrer Muſter richten, und zur Urſache ihres Betragens anführen, daß ſie dem Geſchmack folgten.

Der Vergleichungsgeſchmack machet alſo die halb ſchönen Geiſter, die Halbkenner, die Halbtadler, oder Critiker, das Volk, welches unter den Idioten in Anſehen ſtehet, und den wahrhaftig geſchickten Leuten eben ſo unerträglich fällt, als die dummen Unwiſſenden ſelbſt. Denn jene trotzen auf ihre vermeinten Einſichten; ſind halsſtarrig und nicht zur Vernunft zu bringen; da hingegen dieſe noch zur Wahrheit gelenkt werden können, wenn man ihnen klare und deutliche Grundſätze vorleget, und richtige Folgerungen bis auf die vernünftigen Schlüſſe ziehen lehret.

So viel den wahren Geſchmack betrift, den ich den Geſchmack nach Grundſätzen genennet habe, ſo

iſt

iſt derſelbe nichts anders, als die Vernunft ſelbſt, die bey gnugſamer Uibung eines Gegenſtandes und gefundener Wahrheit, Schönheit und Güte deſſelben, ſo gleich ihren Beyfall giebt, oder denſelben verſaget, ohne daß ſie förmliche Vernunftſchlüſſe machen darf. Ob nun wohl dergleichen Entſcheidungen eben ſo ſchnell, als die Empfindungen des Annehmlichen oder Unannehmlichen in uns geſchehen, ſo kan man doch, wenn Zweifel darwider entſtehet, deren Richtigkeit beweiſen, indem man auf den Grund ſeiner ſchnell gemachten Vernunftſchlüſſe ganz ſicher zurück gehen darf. Von dieſer Art des Geſchmacks läßt ſich allerdings ſtreiten, und es muß auch geſchehen.

Hierbey iſt wohl anzumerken, daß die rechte Güte des Geſchmacks in einer Vereinigung des Geſchmacks nach Grundſätzen, und des Vergleichungsgeſchmacks beſtehe, daß auch dieſer letztere überaus geſchickt ſey, den erſtern zur Vollkommenheit zu bringen, und deſſelben Fortgang beträchtlich zu erleichtern. Ein Menſch, der ſich öffentliche Reden zu halten anſchicket, und wohl weiß, was die Stimme und die Gebehrden zum Werth guter Vernunftſchlüſſe und zur Stärke der Ausdrückungen beytragen, derſelbe muß in dem Innerſten der Natur forſchen, darinne die Stellung und Gebehrden ſo wohl, als den zu Erweckung verſchiedener Gemüthsbewegungen geſchickten Ton der Worte zu finden. Er würde aber zu dieſer nützlichen Erkenntniß ſpäte gelangen, wenn er nicht ſeinen Fleiß bey Unterſuchung der Natur zugleich mit auf gute Muſter wenden, und ſich nicht üben wolte, ſeine Entdeckungen gegen das Vorbild eines vortreflichen Redners zu halten, welcher von einem ganzen Volk bewundert wird.

So iſt es ebenfalls mit einem Menſchen beſchaffen, der ſich bemühet, richtige Begriffe von einem ſchönen Geiſt zu machen. Wenn er ſich nur allein beſchäftigen will, aus unveränderlichen Grundſätzen der Vernunft und weſentlichen Empfindungen des Herzens dasjenige zuziehen, was man in Anſehung des Verſtandes, ſchön, annehmlich-erhaben, zärtlich-fein nennet; ſo werden ſeine Unterſuchungen viel zu tiefſinnig, beſchwerlich und mühſam werden. Weit geſchwindere, leichtere Entdeckungen wird er aber machen, wenn er ſeiner Aufmerkſamkeit mit Beyſpielen hilft, was man überhaupt in den Schriftſtellern vortreflich oder mangelhaft findet.

Es iſt, meines Erachtens, nichts geſchickter, den Character eines Verſtandes zu entdecken, der ſich an den Vergleichungsgeſchmack recht ſclaviſch hält, und ſich von den Vernunftſchlüſſen aufmerkſamer Betrachtung der Natur, der Dinge entfernet, als wenn man gewiſſe Begriffe von dem Kriechenden oder Niedrigen in der Schreibart, in Erwegung ziehet. Man hat geleſen, auch von geſchickten Leuten hören ſagen, daß man das Niedrige mit höchſtem Fleiß vermeiden ſoll; man hat aber das wahre Weſen dieſer Niedrigkeit niemals in reifliche Betrachtung gezogen. Man hat den Endzweck eines Schriftſtellers nicht erwogen, noch bedacht, warum er dieſe vermeinten Fehler begangen haben ſoll. Man fällt nicht allezeit in das Niedrige, wenn man gewiſſe Thaten zergliedert, Umſtände anführet, welche an ſich ſelbſt ſchlecht, verächtlich, und der allergeringſten Sorte der Menſchen eigen ſind. Man ziehet oftmals aus ſolchen Dingen nützliche, gründliche, unerwartete Betrachungen, welche von dieſer erzwungenen Niedrigkeit weit lebhafter,

wun-

wunderbarer, und zum tiefern Eindruck geſchickter gemachet werden.

Der gute Vernunftſinn machet in dergleichen Fall dasjenige, was die Worte Niedriges umhüllen, gut und edel. Wovon ich Beyſpiele gnug aus dem berühmten Dr. Swift und andern, zum Beweis meines Vorgebens anführen könnte.

XXV.

Die verkehrte Beurtheilung der Schriften *.

Des Animaux le pire c'eſt un ſot
Plein de fineſſe.

Kein Thier iſt ſchlimmer als ein Narr,
Der voller Streich und Ränke ſteckt.

*** *** ***

Dieſes iſt der Schluß eines Rondau der Verwandlungen des Benſerade, der uns einen richtigen und verſtändigen Ausdruck darleget. Es iſt gewiß, daß einem den Kopf nichts wüſter machen kan, als ein Menſch, der nur aus Mangel der Urtheilungskraft Liſt und Spitzfindigkeit im Kopfe hat. Dergleichen Character iſt gleichwohl nicht ſeltſam, und die Natur hat zur Strafe aller rechtſchaffenen Leute gar verſchwenderiſch damit verfahren.

Diejenigen, welche reichlich damit verſehen ſind, wenden alle ihre Kräfte an, Redlichkeit und Aufrich-

*) XXX Bagatelle.

tigkeit von dem Betragen des menschlichen Geschlechts zu verbannen. Ihrer Einbildung. nach, geschiehet nichts auf der Welt nach dem geraden und einfältigen Weg der Natur, wenn insonderheit die Schauspieler auf der Schaubühne der Welt eine grosse Vorstellung machen.

Belegt ein Fürst einen von seinen Lieblingen mit einer Ungnade, so geschiehet es nicht deswegen, weil dieser Glücksball einmal das Maul zu weit aufgethan, und etwas gesagt hat, was dem grossen Herrn verdrossen, oder weil der Fürst aus Schwachheit, die der menschlichen Natur anhängt, an demjenigen heut ein Mißfallen hat, den er gestern sehr wohl leiden konnte. Nein, das wäre viel zu gemein gedacht. Der Günstling muß einige Cabinetsstreiche ausgeplaudert haben, oder es geschiehet nur aus einer Staatsfinte, und der Minister ist nur in einer blinden Ungnade, damit er mit einer widrigen Hofpartey sich vereinigen, und ihre Streiche entdecken kan. Mit einem Wort, der Fürst hustet und räuspert sich nicht, es müssen lauter Staatsstreiche und allezeit eine politische List darhinter stecken.

Von dieser eingebildeten Staatsfintensucht leiden nun nicht allein die, so am Regimentsruder sitzen, und Republicken regieren. Wir armen Schriftsteller sind in gleicher Verdammiß. Ohneracht wir doch schon unsere Noth mit unsern lächerlichen Auslegern auf dem Halse haben, so mögen wir es machen, wie wir wollen, man spricht, wir denken anders, als wir reden. Was wir schreiben, dabey ruft man: Was sagt man von Trisotin? und wir erwecken bey einem witzigen Leser tausend geheimnißvolle Gedanken, an die wir nie gedacht haben.

Das

Das Buch des Herrn Crouzas von der Auferziehung vornehmer Leute, giebt ein ſchönes Beyſpiel dieſer Thorheit an die Hand. Ein ſchöner Geiſt, der Witz hatte, bildete ſich ein, das ganze Werk ſey ein Gewebe von lauter verkehrten Wahrheiten: dieſem falſchen Urtheil folgten darauf alle Leute nach. Gleichwohl iſt es klar am Tage, daß dieſer vortrefliche Autor ſehr ernſtlich von der Sache redet. Man wird auch daran gar nicht zweifeln, mit ſo wenig Aufmerkſamkeit man auch nur einen Beweis von zehen bis zwölf Seiten unterſuchet, mit dem er beſtärket, daß der beſondere Eigennutz eines ieden Menſchen, ſo grob als man ſich denſelben vorſtellet, mit der Tugend einerley Sache ſey.

Geiſter von gleichem Schlag haben faſt eben ſo von dem Ausleger des Meiſterſtücks eines Unbekannten, von der Vergleichung des Homers mit dem Chapelain* geurtheilet. Was aber das Luſtigſte hierbey iſt, ſo denkt mehr als ein ſchöner Geiſt von demjenigen, was ich anietzo ſchreibe, eben das. Ich würde ſolche Dinge nicht geglaubet haben, wenn ich nicht durch den überzeugendſten Beweis davon überführt worden wäre. Das gieng ſo zu:

Vor einigen Tagen beſuchte mich ein guter, ehrlicher ſechzigjähriger Handelsmann. Er iſt noch von altem Schroot und Korn, der ſich um die Moden wenig bekümmert, als nur in ſo weit, daß man ihn nicht auslache. Sein guter Vernunftſinn iſt durchs Studiren nicht verwöhnt, noch ſeine Frömmigkeit durch die Andacht verrückt worden. Man hält ihn für geitzig, weil er ſehr reich iſt. Er macht ſich aber keine Ehre daraus, daß man es ihm anſehen ſoll. Seine

*) Siehe oben XX Abh. von der Ironie.

mäßige und ordentliche Lebensart macht, daß ſein Alter keines Wagens nöthig hat. Er trägt eine einfache reinliche Kleidung, dabey ſorgt er aber, daß viel ehrbare Leute nicht im Winter ohne Kleider gehen mögen. Er iſt aber dabey auch ein Mann, der ſeine Magd ausſchilt, wenn ſie ein ganzes Bund Reißig unter den Torf legt, ſolchen anzuzünden. Hingegen iſt aber auch keine Perſon im Lande, die ſich bey öffentlichen Sammlungen für die Armen beſſer, als er, angreifet.

Dieſer ehrliche Greiß, den ich anietzo beſchrieben habe, kam ſogleich auf dieſes mein Werk zu reden.

Leute, ſprach er, welche ſich auf die Schreibart verſtehen, haben mich verſichert, es ſey eine ausgemachte Sache, daß dieſe Schrift von eben der Feder herkäme, die den **Menſchenfeind** geſchrieben hat. Ich laſſe mich darüber nicht ein, weil ich keine deutlichen Begriffe von den Grundſätzen habe, darauf dieſe Herren ihre Urtheile bauen.

Was ich zu wiſſen glaube, iſt dieſes, daß in ihrer Bagatelle ein deſto nützlichere Satyre enthalten, ie mehr ſie mit einer anſcheinenden Gefälligkeit gegen die Laſter und Narrheiten der Menſchen bedeckt iſt. Die meiſten unter ihnen, haben ſo viel Verſtand nicht, ihre Sache ſo gut zu vertheidigen, als ſie es thun. Sie müßten aber doch auch ſehr dumm ſeyn, wenn ſie nicht merken könnten, wie falſch und lächerlich die Urſachen in der That wären, welche Sie zu ihrem Behuf ſo wohl geſchminkt und gefirneſt vorſtellen.

Kurz, ihre Schreibart gefällt mir nicht übel, und ich dürfte mich wohl unterſtehen, ihnen zu rathen,

then, daß ſie ſelbige auf einen eben ſo nützlichen, als fruchtbaren Gegenſtand anwenden möchten. Auf den erſchrecklichen Uibermuth nemlich, und auf die erſtaunliche Schwelgerey, welche nicht allein unter den Hofleuten, ſondern auch unter uns Handelsleuten, wie das Unkraut aufwachſen.

Lieber GOtt! wie ſehr haben ſich die Zeiten ſeit meiner Jugend geändert, da die Handelsleute, ſtolz auf ihre Profeßion, ihre Kinder allezeit darzu auferzogen, welches auch das ſicherſte Mittel zur Erhaltung der Familien und der Republik war.

Jetzo aber ſchämt man ſich einer Handthierung, der man doch alle ſein Glück und Wohlſeyn zu danken hat. Sobald man zwo bis drey Tönngen Goldes vor ſich ſiehet, ſo geſchwind iſt man bedacht, aus ſeinen Söhnen eben ſo viel Herren zu machen. Man ſchickt ſie auf die Univerſität, wo ſie den guten Vernunftſinn ausſchwitzen, ohne etwas mehr zu lernen, als ihre Väter zu verachten, und ihre Güter mit Leibes- und Seelen-Schaden zu verſchwenden. Das heißt ſtudiren, und ſich zu obrigkeitlichen Würden geſchickt machen.

Was würde der alte gute Prinz von Oranien ſagen, wenn er ietzo wieder auf die Welt kommen ſollte? Der die alten ehrlichen Greiſe für ſeine Herren hielte, die ſich mit ihm, ehe ſie in den Staatsrath giengen, unter einen Baum ſetzten und da einen biſſen Brot und einen Hering mit einander verzehrten. Was würde er für Augen machen, wenn er in einem Kaufmannshauſe eine Kutſche für den Herrn, eine Caroſſe für die Frau anträf? Was würde er ſagen, wenn er die Schenk-

Tiſche

Tiſche mit den auſſerleſenſten Weinen, die Tafeln mit wunderlich unter einander vermengten Gerichten beſetzt fände, die wir der ſpitzfindigen Schwelgerey der Fremden zu danken haben? Wie würde er den Sohn eines Handelsmanns betrachten, der ſein Kleid mit Gold und Silber ſo ſtark beſchlagen hat, daß man zweifelhaftig wird, ob es aus der Schmiede, oder aus einer Schneiderwerkſtat herkommt?

Darf man ſich daher wohl noch viel wundern, wenn unſer Handel von Tag zu Tag den Krebsgang gehet? Und iſts nicht ganz natürlich, daß Uiberfluß und Schwelgerey ein Land verwüſtet, das die Mäßigkeit aufgerichtet, und wieder alle den Reichthum, den die grauſamen Spanier aus den Eingeweiden von America geriſſen, ſo tapfer vertheidiget hat?

XXVI.

Die altväteriſche und neumodiſche Tugend *.

Wer ſiehet nicht ein, daß dieſe Rede nichts anders iſt, als das Geplappere gewiſſer alter Graubärte, die ſich mit einer gewiſſen Lebensart ſteif und feſt vereinigt haben, mithin ihre altväteriſchen Gewohnheiten für ſo viel Grundſätze der Vernunft anſehen, und, daß ich mich der Worte des Terenz bediene: nur was ſie thun, für recht und klug halten.

Viele philoſophiſche Moraliſten haben die Spur dieſer altfränkiſchen Meinungen wohl entdecket, und befunden, daß ein Greis iederzeit dasjenige bewundert und verehret, was in ſeiner Jugend vorgegangen iſt, nur aber deswegen, weil er dazumal im rechten Stand war, ſeine Perſon zu ſpielen.

Wenn er aber die Grundregeln, welche zu dieſer gegenwärtigen Zeit gänge und gebe ſind, und die Qvellen betrachtet, aus denen unſere jungen Leute ihre Glückſeligkeit ſchöpfen, ſo verhält ſich die Sache ganz anders. Er ſelbſt kan nicht mehr dahin reichen, darum kommt ihm dieſe Qvelle ſeicht und trübe vor.

Ein alter Flachsbart, der in ſeiner Jugend galant geweſen iſt, wird niemals ermangeln, die alte Art verliebt zu thun, der neuern vorzuziehen. Nichts findet er für annehmlicher, als einer Liebhaberin wegen, unſinnig zu werden, die aus einer angenommenen ſtolzen Kaltſinnigkeit lange Zeit Widerſtand thut und den Sieg

*) XXXI Bagatelle.

Sieg aufs theuerſte verkauft hat. Woher kommt das? Von nichts anders, als weil ihm einige Siege ins Gedächtniß kommen, die er vor Olims Zeiten auf ſolche Weiſe erhalten haben mag, und ihn gegen tauſend verliebte Thorheiten und weibiſche Abgöttereyen ſchadlos ſtellen.

Eben dieſer alte Graukopf findet in der edlen Freyheit, die heut zu Tage in dem Reich der Zärtlichkeit ihre Herrſchaft hat, nichts, ſo ihn zufrieden ſtellt. Er ſiehet nichts, als eine trotzige Ungezogenheit in den cavaliriſchen Mienen der Liebhaber und in der Leichtſinnigkeit der Schönen, wie die erſtern mit Muth angreifen, die andern aber gemeiniglich ohne Schwerdtſtreich ſich ergeben.

Die Urſache ſeines Eckels kommt auch daher, weil ihn die Mode nichts mehr angehet, und er nicht im Stand iſt, aus eigner Erfahrung zu lernen, daß die mannigfaltigen leichten Triumphe ihre annehmlichſte Luſte, eben ſo wohl, als ein einziger mühſam erlangter Sieg mit ſich führen, deſſen Genuß meiſtentheils kaum die Zeit, die Narrheiten und den bittern Verdruß belohnet, dadurch man zu deſſen Erlangung gerathen iſt.

Ich glaube herzlich gerne, daß unſere guten ehrlichen Vorfahren, wenn ſie wieder auf die Welt kommen ſollten, allerdings Mühe und Noth haben dürften, ihre Herren Enkel und Urenkel zu erkennen und die Sachen auf ganz andern Fuß fänden, als ſie dieſelben verlaſſen haben. Allein mit allem gegen ihre bäuriſchen Geiſter ſchuldigen Reſpect geſprochen, ſcheinet mir aber, daß ihre Verwunderung auf ſchlechten Sand gebauet ſey.

Dar-

Darüber darf man ja dennoch ſich nicht wundern. Zu ihren Zeiten war der Trieb, ſo die Leute beherrſchte männlich, muthig, ſtark, ſtandhaft, aber auch nicht ſcharfſinnig, und nachforſchend. Von der geſunden Philoſophie wuſte man noch nichts. Da hingegen anietzo die Batavier und Deutſchen von einem zarten, höflichen, neugierigen Triebe, der dem philoſophiſchen Genie gleich kommt, welcher eine ſtutzende Verwunderung zur Unwiſſenheit rechnet, regieret und geleitet werden.

In der That kommt auch die Verwunderung ihrer ungehobelten Seelen von einer groben Unwiſſenheit her. Unſere Sitten haben ſich mächtig geändert, das iſt freylich wahr, unſere Städte nicht weniger. Eins iſt eben ſo wenig, als das andere wunderbar. Nichts auf der Welt iſt leichter, einen Menſchen, der nur auf ſeine Ergötzlichkeiten, d. i. auf ſein wahres Intereſſe, ein wenig aufmerkſam ſeyn will, davon zu überführen.

Ich ſetze eine unſtreitige Wahrheit voraus zum Grundſatz. Es iſt nemlich ein gewiſſer beſtändiger Theil von denjenigen, was man Tugend und Laſter nennet, vorhanden, welcher ſich in die Sitten des ganzen menſchlichen Geſchlechts ausbreitet. Dieſer Theil verdicket ſich in einem Lande, nach dem Maaß, als er ſich in einem andern verdünnet, ohne doch von ſeinem allgemeinen moraliſchen Klumpen etwas zu verlieren. Es iſt mit ihm nicht anders, als mit der Materie beſchaffen, welche ihrer Natur nach, unwandelbar und in ihrem allgemeinen Klumpen einerley bleibet, iedoch in dieſem weiten Umfang der Welt unter tauſendfachen Geſtalten und immer veränderten Zuſätzen und Abnahmen ſich herum ringelt, und was

ſie

ſie zur vierſchrötigten Geſtalt eines Schweizers anwendet, bey der magern Geſtalt eines Spaniers oder Mohren wieder gewinnet.

Nun geſchiehet es aber durch eine natürliche Verkettelung der zweyten Grundurſachen beſtändig, daß ein ziemliches von dieſem Theil der Tugend und des Laſters gegen die nicht allzuwohl befeſtigten Reiche und neu aufkeimenden Republiken ſich wendet.

Die Urſache iſt handgreiflich. Die Tugend iſt unſers Geſuchs weder nützlich noch würdig, als nur in ſo weit ſie unſer beſonder Intereſſe in dem allgemeinen Nutzen aller Menſchen, inſonderheit aber der Geſellſchaft, darinne wir leben, finden läſſet. Nun kan ſich aber die Vereinigung des allgemeinen Nutzens mit dem beſondern Intereſſe in einem ſchwachen Staat, den nur ein wenig ſcharffehenden Augen ſo leicht nicht entziehen.

Rom, war noch in ſeinem Urſprung mit kriegeriſchen Völkern umgeben, die alle ſchon auf ſeinen Untergang bedacht waren. Jeder Bürger ſahe wohl ein, daß ein einziges unglückliches Gefecht ihn und ſeine Familie der Grauſamkeit des Uiberwinders ausſtellen würde, dannenhero brachte ihn dieſes darzu, die tapferſten Thaten zu verrichten und eine mehr als menſchliche Standhaftigkeit zu zeigen, dieſes Unglück abzuwenden.

Eben dieſer Bürger konnte ſich leicht die Rechnung machen, er würde mit dem Staat zugleich verlohren ſeyn, wenn er nicht durch eine groſſe Mäßigkeit ſich nur mit dem nothwendigſten begnügte, um den allgemeinen Schatz deſtomehr zu bereichern, und wenn die Jugend nicht durch Arbeit und Enthaltung

den

den Leib geſund und ſtark erhielt, damit er die beſchwerlichſten Unternehmungen ausrichten könnte.

Der Ehrenpunct miſchte ſich ebenfalls mit ins Spiel und indem er die Mitbürger zu einer lebhaften Nacheiferung antrieb, nöthigte ſie dieſe ihre Pflichten weiter zu erſtrecken, und ſie zu den edlen Ausſchweifungen zu zwingen, welche öfters den Staat durch den freywilligen Tod eines beſondern Mitglieds zu erretten, welches Ruhmbegierde gnug beſaß, ſeinen Eigennutz für das Wohlergehen der ganzen Republik hinzugeben.

Da aber dieſer ſchwache Staat, durch die muthige Tapferkeit einer kleinen Anzahl ſeiner Unterthanen geſtärket und beträchtlich vergröſſert wurde, war er nun auch dahin gebracht, die Laſter ſeiner Bürger zu ertragen, und erlaubte ihnen, ſich aller Unordnung zu überlaſſen, welche der Republik keinen augenſcheinlichen Schaden mehr zuziehen konnte.

Je weiter ſich die Grenzen ausbreiten, ie mehr entfernet ſich die Verbindung beyderſeits Nutzen aus den Augen, und man findet öfters ſein beſonders Glück, wenn man den Grund des öffentlichen Wohlſtandes untergräbet.

Als ein reicher und gewaltiger Unterthan eines Staats überlaß ich mich allem Hochmuth, dem Uiberfluſſe und aller Schlemmerey, durch dieſe angenehme und prächtige Laſter reize ich das ganze Volk an, meinen Fußtapfen nachzugehen.

Was liegt daran? Das gegenwärtige Geſchlecht meiner Zeitgenoſſen wird ſich aufs beſte ergötzen, und aufs höchſte wird niemand, als etwan unſer Urenkel, wegen unſerer Narrheiten leiden müſſen.

Sind wir denn verpflichtet, die Liebe gegen das Vaterland bis in die künftigen Zeiten und ins tauſende Glied, zu treiben? Pure Thorheit! Unſere Nachkommenſchaft ſieht ſich in elenden Umſtänden, die da machen, daß ſie ihren Ahnen alles Unglück auf den Hals fluchet. Laßt ſie machen, was ſie kan, und ſich ſo viel als ihr möglich iſt, aus dem Schlamm heraus ziehen.

Verdruß und Widerwärtigkeiten wird ſie bald antreiben, ihre Zuflucht wieder zur Tugend und Standhaftigkeit ihrer Vorfahren zu nehmen. Der Eigennutz wird ſich dem allgemeinen Wohlſtand wieder nähern, und unſere Enkel werden vielleicht das Glück haben, wenn ſie ſich demſelben mit einem herrlichen Muth aufopfern, ein Geſchlecht hervor zu bringen, welches uns nachahmen, und da es nichts mehr beſorgen darf, ſeine Nachkommen ebenfalls zwingen wird, ſich von neuem nach der Tugendſeite zu lenken.

Aus dieſer Schlußrede, die alle Geſchichte der Zeiten beſtätigen, ſiehet man alſo handgreiflich, daß es mit der Nachfolge der Tugenden und Laſter in einem Staat, nicht anders, als mit der Folge des guten und ſchlimmen Wetters beſchaffen iſt, und daß eine wie die andere, durch gewiſſe nothwendige Grundurſachen erzwungen werde.

XXVII.

Die Neugier *.

Die Begierde zu wiſſen, ſo wir die Neugier nennen, iſt eine von den andern darinne ganz unterſchiedene Gemüthsbewegung, daß ſie der Seele auf die geheimeſte Art ganz eigen iſt, dahingegen die andern ihren Urſprung aus dem mechaniſchen Werkgerüſte des Leibes ziehen. Gleichwohl hat ſie mit den übrigen leiblichen Leidenſchaften dieſes gemein, daß ſie die allerbeſte und nützlichſte iſt, wenn ſie wohl angewendet wird, und im Gegentheil nichts ſchädlicher und ſchlimmer ſeyn kan, als wenn ſie die Vernunft nicht beſtändig in ihren richtigen Schranken hält. Nur eine wohl überlegte Neugier treibet die Seele, daß ſie den Wiſſenſchaften oblieget, damit ſie eine Menge richtiger Begriffe einſammele, und mit einem Wort, die Vortreflichkeit ihrer Natur immer vollkommener mache. Eine unbedachtſame Neugier hingegen erfüllet unſer eignes Herz mit der unruhigſten Verwirrung und kläglichſten Unordnung, indem ſie verdrießlich, widerwärtig, und in den Augen andrer häßlich machet.

Niemals zeigt ſich die Neugier in ihrer ausſchweifendſten Narrheit, als wenn ſie ſich mit allen Kräften bemühet, in zukünftige Dinge einzudringen. Armſelige Sterbliche! Wir haben das Vermögen nicht einmal, uns von tauſend Arten der Verwirrung los zu machen, die uns gegenwärtig hudelt, wir ſtraucheln alle Augenblicke bey iedem Schritt, welches uns die

*) XCI Bagatelle.

betrübte Erfahrung handgreiflich zu erkennen giebt: Und dennoch, anstat daß wir vielmehr die vergangene Vorfälle in reifliche Betrachtung ziehen solten, Lehren der Klugheit und Weisheit daraus zu schöpfen, ringen und wünschen wir unsere Verwirrung immer mehr zu vergrössern, und unsere schwache Vernunft mit der Last unsers bevorstehenden Schicksals nachdrücklicher zu beschweren.

Wäre eine dergleichen fähige Kunst, das zukünftige Schicksal zu entdecken, vorhanden, so wäre auch gewiß, daß solches unvermeidlich, und diese Kunst die allergefährlichste und für das menschliche Geschlecht schädlichste Sache von der Welt seyn würde. Ein mit aller Gewißheit vorher gesehenes Unglück würde sich unserer Einbildung bemächtigen, mit den furchtsamsten Begriffen unaufhörlich ängstigen, alles gegenwärtige wesentliche Gute in Ruhe und Zufriedenheit zu geniessen, verhindern, und also alles Vergnügen unsers Lebens vergiften.

Anderer Seits würde sich unsere Phantasie mit dem Begrif einer zukünftigen gewissen Glückseligkeit beständig vereinigen, der ihr endlich so gemein wäre, daß selbiger nach und nach die schmeichelnde Annehmlichkeit verlöhre, und wenn dieses Glück erschien, so würde es uns kaum rührend vorkommen.

Dieser unstreitigen Wahrheit dennoch ohngeacht, herrschet diese unsinnige Neugier in allen Altern, und bey allen Völkern. Sie hat überdieses noch die Höfe der Fürsten verunehret, und so gar die Thronen beschimpfet, von welchen doch die Weisheit, als von ihrem Mittelpunct, sich über ein ganzes Volk mit vollem Schimmer ausbreiten solte. Sie hat zween der thö-

thörigſten Widerſprüche mit einander zu verkuppeln gewußt, nemlich die Gewißheit in der Weiſſagung, und die Möglichkeit, die verkündigten Dinge zu vermeiden. Aus dieſer ungeheuren Meinung ſind tauſend ſchändliche Grauſamkeiten verübet worden. Mächtige Beherrſcher, welche von einer unſinnigen Raſerey wider den vermeinten Thronfolger, den die wahnwitzigen Zeichendeuter darzu beſtimmt hatten, aufgebracht worden waren, bewegten Himmel und Erde, denſelben zu vertilgen: Und indem ſie öfters in ihrem wütenden Grimm ihren Zweck verfehleten, brachten ſie dadurch ſolche Umſtände hervor, welche der Weiſſagung, der ſie ganz unbekannt geblieben ſeyn würden, eine Erfüllung zuwege brachten. Abergläubiſche Völker müſſen denjenigen natürlicher Weiſe anders nicht, als einen Menſchen anſehen, den die Gottheit zu ihrem Beherrſcher beſtimmt hat, welcher ſo glücklich iſt, dem barbariſchen Aberglauben eines Fürſten zu entgehen, der ihn, als einen fürchterlichen Feind betrachtet, und beſorgt iſt, er wird ihn vom Thron ſtürzen.

Bey den Heiden ſcheinet dieſe Neugier einigermaſſen eine Entſchuldigung zu verdienen, weil ſie die mancherley Arten in das zukünftige einzudringen, für eines der weſentlichſten Stücke einer Religion hielten, die nichts anders als ein verwirrtes Gemenge der ungereimteſten Unſinnigkeiten war. Unmöglich aber läßt ſie ſich bey gewiſſen Leuten entſchuldigen, die das Recht zu beſitzen vermeinen, ihr Vermögen des vernünftigen Nachdenkens zu gebrauchen, und ein Handwerk daraus machen, nichts ohne die geringſte Prüfung anzunehmen.

Zum Glück iſt unſer Vaterland dasjenige von den Ländern der Welt, wo die abergläubiſche Meinungen nicht nur unter vernünftigen Leuten, ſondern auch unterm Pöbel am wenigſten herrſchen. Hier ſieht man keine Geſpenſter, man weiß von keinen Erſcheinungen noch von Hexen etwas, weil niemand ſolche Poſſen glaubet. Man verbrennet auch hier die Hexen nicht, weil die Jecken- und Narrenhäuſer darzu beſtimmt ſind, die Leute, ſo die Vernunft verlohren haben, zu beherbergen.

Es iſt auch nichts gar zu gemeines, daß allhier Weiſſager und Zeichendeuter Glauben fänden: Gleichwohl aber iſt doch dieſe Narrheit eben auch ſo gar ſeltſam nicht, als man ſich wohl einbilden möchte. Wahr iſts zwar, daß die Weiſſagerkunſt, ſo viel ich weiß, nicht von Männern getrieben wird, und man ſeine Zuflucht zu keinem weiſen Mann, wohl aber zur weiſen Frau nimmt. Denn, wie die Neugier beym weiblichen Geſchlecht weit lebhafter und ausgelaſſener, als bey dem unſrigen zu ſeyn pfleget, ſo giebt es Närrinnen, die weiſſagen wollen, und noch gröſſere, die ſich bey ihnen Raths erholen.

In unſern meiſten Städten findet man abgeſchmackte Sibyllen, die eine Art von Wahrſagerey treiben, welche der Antiqvität und ihren Weiſſagern gänzlich unbekannt geweſen iſt, weil ſie noch nichts vom Caffee gewußt haben. Vermittelſt dieſes Getränks, welches der Gebrauch in ganz Europa eingeführet hat, ſagen ſie allen denjenigen wahr, welche närriſch genug ſind, ihre Narrheit, oder ihre Betrügerey zu bezahlen.

Sehet einmal, wie ſie zu Werke gehen. Sobald das Getränk behörig zubereitet iſt, füllt man der

Per-

Perſon, welche von ihrem zukünftigen Schickſal Nachricht haben will, das Schälgen. Wenn ſie daſſelbe ausgetrunken, wendet ſie ſolches ſogleich um, wie es kommt. Die Wahrſagerin nimmt es, hebt es auf und beſichet den Bodenſatz mit der tiefſinnigſten Aufmerkſamkeit. Hier nun ſiehet ſie Liebhaber, Mithuhler, Kutſchen mit ſechs Pferden, Briefe, Extraposten, Couriers, Leichenbegängniſſe, Ritterorden, und was weiß ich mehr vor Wunderdinge. Dieſe verſchiedene Hirngeſpinſte ſtellet ſie ſo ordentlich zuſammen, als ihr möglich iſt, und macht darüber eine weitläuftige Auslegung von vergangenen und noch zukünftigen Abentheuern, die man mit einem andächtigen Stillſchweigen anhöret.

Dergleichen Weiber müſſen ſich nun freylich bey unſinnigen Neugierigen Beyfall ſchaffen, ſo ſchlecht ihnen auch der erſte Verſuch in ihren Handwerk von ſtatten gegangen ſeyn mag. Solche fehlgeſchlagene Anfänge machen ihnen nichts deſtoweniger weitläuftige Bekanntſchaften, ſonderlich kommen ſie mit dem albernen Dienſtvolk in Gemeinſchaft, das allezeit ſeine Herrſchaft zu verrathen und zu verkaufen bereit und willig iſt. Durch dieſes Mittel ſind ſie im Stande, von dem Vergangenen richtige Nachricht zu bekommen, und ſich wegen des Zukünftigen gar leicht Glauben zu erwerben.

Ich habe Damen vom Range geſehen, die mit einer Bande ſolcher Wahrſagerinnen in Verkehr ſtanden, und den Rath dieſer weiſen Frauen bey allen nur ein wenig bedenklichen Fällen einholten. Ich kenne auch andere, welche durch die gewöhnlich gepflogene Gemeinſchaft mit dergleichen lächerlichen Pack glaub-

ten, ſie könnten ſelbige nun entbehren, und tranken niemals Caffee, da ſie ſich nicht ſelbſt wahrſagten. Was man aber am ſchwereſten glauben ſollte, iſt dieſes, daß es Perſonen giebt, die Verſtand haben, und alle Gründe wider dieſe abgeſchmackte Weiſſagungsart mit völligem Beyfall einſehen, dennoch aber der Neugier zu ſolchen Narrenspoſſen ſich zu entſchlagen, nicht mächtig genug ſind. Sie haben zwar, wie ſie ſelbſt ſagen, keinen andern Endzweck, als ſich an den ungeſchliffenen Träumereyen, die man ihnen vorſaget, zu ergötzen; man ſieht aber aus ihrer Beſtürzung im Geſicht mehr als zu wohl, daß dieſe Träumereyen nur gar zu ſtarken Eindruck in ihnen machen, und daß ſich ihr guter Vernunftſinn von der Phantaſie bey der Naſe herum führen läßt.

Es iſt wohl wahr, ſagte mir einsmals eine von dieſen Neugierigen, die ſonſt vernünftig genug war, daß man nicht begreifen kan, was der Caffee mit den zukünftigen Begebenheiten für eine Verbindung auch nur im allergeringſten haben könne. Gleichwohl aber hat man mir, unbekannter Weiſe, durch dieſes Mittel Dinge vorher geſagt, die aufs genaueſte eingetroffen ſind. Die gute Dame wuſte nicht, bey wie viel verſchiedenen Gelegenheiten wir uns ſelbſt betriegen helfen, ohne, daß wirs wiſſen, oder daran gedenken. Mit einem ziemlichen Vorrath von Leichtgläubigkeit und heftigem Verlangen etwas wunderbares zu erzehlen ausgerüſtet, iſt es ſchon genug, wenn wir ein Fünkgen Gleichheit mit dem finden, was uns gewahrſaget wird, daß wir alles vor wahr halten. Indem wir unvermerkt uns ſelbſt etwas vorlügen, ſo ſetzen wir etwas zu, nehmen weg, verbeſſern, ordnen, ändern den Zuſammenhang und

Fol-

Folge der Weiſſagung nach unſerm Belieben, endlich verehret man ſeine eignen ausgeheckten Hirngeſpinſte, und betrügt ſich mit ſeinen ſelbſt eignen Erfindungen.

Ehe ich ſchlieſſe, muß ich noch ſagen, daß ich nicht eben davor halte, als ob dieſe weiſe Frauen völlige Betrügerinnen wären, ich halte ſie meiſtentheils mehr für wahnwitzig, als ſpitzbübiſch. Indem ſie ihrer albernen Phantaſie den freyen Zügel laſſen, ſo können ſie leicht in den auf tauſenderley Art zertheilten Bodenſatz des Caffees eben ſo wohl mancherley Figuren ſich vorſtellen, als gewiſſe blödſinnige Leute See- und Feldſchlachten in den Wolken ſehen, und zuſammen ſtimmende Töne in dem Läuten der Klocken hören wollen.

XXVIII.

Die Vernunft *.

Vor einiger Zeit kam in einer mächtigen Republik eine Prinzeßin an, deren Gegenwart eine gewaltige Verwirrung verurſachte. Ihre Kleidung war ſchlecht und ungekünſtelt, in ihren Gebehrden zeigte ſie Beſcheidenheit und was eben nicht gemein iſt, ſie ſchien nur denenjenigen ſchön, die ſie in der Nähe mit rechter Aufmerkſamkeit betrachteten. Sie nennete ſich Vernunft, und das Liebenswürdige an ihrer Perſon, wie auch ihre edle Gedenkensart, war mit der richtigſten und tiefſten Einſicht in die allernützlichſten Dinge begleitet. Sie hatte ſich kaum ſehen laſſen, ſo wollte ſie mit einer durchaus unumſchränkten Gewalt

*) LXXXIX Begebenheit.

über die Meinungen der Menschen herrschen, indem sie behauptete, daß sie vermöge des natürlichen Rechts ihrer Herrschaft unterworfen wären. Oftmals machte sie denenjenigen das Bürgerrecht streitig, welche zu ihrem Behuf eine auffer Zweifel gesetzte Verjährung anziehen wollten. Jezuweilen erkühnete sie sich gar, zwo von ihnen zu gleicher Zeit zu verweisen, ob sie gleich einander in ihrem Interesse gerade entgegen standen, und eine davon allem Ansehen nach, sich ohne Zweifel durch den Untergang der andern aufgeholfen und festgesetzet haben würde. Ihrer Meinung nach hatten einige physicalische Meinungen eine ziemlich romanenhafte Gestalt, und sie erwartete schon nächster Tage die Abentheuer des Magnets in fünf Bänden, nach dem Aufzug des Don Quixote.

Ohneracht sie sich nun sehr angelegen seyn ließ, auf eine leutselige und gelinde Art zu regieren, so zog sie sich nichts destoweniger einen grossen Haufen Feinde auf den Hals, welche desto erbitterter gegen sie wurden, weil sie eines berühmten Prinzens Partisans waren, der den Nahmen Vorurtheil führte. Er war schon sehr alt; gleichwohl flösste ihm sein Alter neue Kräfte ein. Er hatte ein trotziges und ziemlich dummes Ansehen, eine starke und gebieterische Stimme, dabey auch eine verächtliche Miene. Sein Alter und sein gebietender Ton der Rede hielte seine Unterthanen in so blindem Gehorsam, daß sie niemals an keinen Aufstand dachten. Es wurde für die abscheulichste Missethat gehalten, wenn man sich nur in den Sinn kommen ließ, ob an seinen Orakelsprüchen gezweifelt werden könnte. Mithin brauchte es weiter nichts, die gute Prinzeßin zu verdammen, als den Beweis ihrer Absicht, neue Gesetze einzuführen. Die

Sache

Sache lag am Tage, weil ſie ſich daraus ſelbſt eine Ehre machte.

Damit man ſie aber noch gehäßiger machen möchte, erkundigte man ſich aufs genaueſte und boshafteſte nach ihrer Aufführung. Man entdeckte endlich, daß ſie mit einem gewiſſen Manne in vertrauter Freundſchaft lebte, der von ſeiner Frau zu einer gefährlichen Neugier verführet worden war, und ſich dadurch mit allen ſeinen Nachkommen ins äuſſerſte Unglück geſtürzt hatte. Niemals iſt eine gröſſere Ungerechtigkeit, als dieſe Beſchuldigung, erhöret worden. Sollte dieſe liebenswürdige Dame den Fehler ihres unvorſichtigen Freundes verantworten? Hatte ſie wohl das mindeſte unterlaſſen, denſelben, durch ihre weiſeſten Rathſchläge, zurück zu halten? Rennete er nicht ſelbſt in ſein Unglück, weil er ihre heilſamſten Lehren in den Wind ſchlug?

Was half aber dieſen unverſöhnlichen Feinden alle dergleichen Entdeckung? Nichts: Sie hielten ſie für ein ſchändlich Weibsſtück, welches mit einem laſterhaften Menſchen ſich gemein gemacht, für eine verlauffene Metze, mit der kein erbarer Menſch umgehen dürfte. Bey den groſſen Herren war ſie unbekannt, von den Gelehrten wurde ſie verſchmähet und verachtet, daß ſie alſo öfters genöthiget war, ſich in ſchlechten Bauerhütten zu behelfen, allwo ſie aber eine ſo groſſe majeſtätiſche Hoheit von ſich ſehen ließ, welche auf einem Throne mit einem weit nützlichern Glanz um ſich geſtralet haben würde. Das allerjämmerlichſte für ſie war noch dieſes, daß ihre vertrauteſte Freunde öfters ihr Intereſſe aus den Augen ſetzten, damit ſie nur den Vortheil ihres geſchworren Feindes, des Vorurtheils, befördern möchten. Wahr iſts wohl, daß ſie iezuweilen

weilen wieder auf beſſere Gedanken für ſie kamen, ihre Verſchmähung war ihr aber iederzeit deſto empfindlicher, ie mehr ſie ihrer Feinde ungerechtes Verfahren einſahe.

Es würde ein unbeſchreiblich weitläuftiges Werk werden, wenn man alle Zwiſtigkeiten erzählen wolte, die ſie mit ihrem Widerſacher gehabt hat, der ihr in allen Dingen aufs heftigſte widerſtand. Behauptete die Vernunft, daß der gewiſſe Grenzen überſchreitende Muth eine unſinnige Verwegenheit ſey, ſogleich bezog ſich das Vorurtheil auf den Alexander und führte deſſen Eroberungen an. Fande ſie die glückſeligſte Staatsklugheit in der genauen Beobachtung der Redlichkeit, ſo redete es von Philipp und ſeinen glücklichen Staatsſinten. Kamen ſie auf die Wiſſenſchaften zu ſprechen, ſo brachte es die Wirbel, die ſieben Veränderungen her, wenn ſie behauptete, daß eine ſinnreiche und artig angebrachte Sache zu nichts dienete, wenn ſie nicht gründlich und deutlich wäre. Waren ſie von ohngefehr einmal über einem Dinge einig, ſo blieb ſie doch immer ſeine Feindin, denn ſie konnte überhaupt nicht vertragen, daß man Meinungen ſo auf gerathe wohl hin annehmen ſollte.

Wie dieſe unglückſelige Prinzeßin nun wohl ſahe, daß ſie ihre Rechte gegen einen ſo mächtigen Feind nur vergebens vertheidigte, fiel ſie endlich auf eine unſchuldige Liſt, damit ſie ſich nur ſeinen Augen entzöge. Sie ſteckte ſich in die Kleidung eines Mannes, und gab ſich den Nahmen guter Vernunftſinn, iezuweilen nennete ſie ſich allgemeiner Vernunftſinn, welcher Nahme noch beſcheidener herauskam. Eine kleine Anzahl ihrer eifrigſten Unterthanen erkannten ſie unter dieſer Verſtellung gar wohl. Ihre abgeſagteſten

ſten Feinde wurden damit betrogen, und bekannten ſich für ihre Liebhaber, iedoch ohne ſich Mühe zu geben, ſie recht im Grund zu kennen. Einige Leute haben mich verſichern wollen, ſie hätten ſie öfters, bald in einen Feldmeſſer, bald in einen Philoſophen, gar ſelten aber in einen Theologen, und niemals in einen Wort- und Sprachgelehrten verkleidet angetroffen.

XXIX.

Die gelehrten Geiſter *.

Uiber was für einer wichtigen Sache müſſen doch Herr Starrkopf und Vielwitz in Streit gerathen ſeyn? Sie ſchütten ganze Ströme von Schmähungen über einander her. Groſſe Bücher werden mit ihrem Haß, Zorn und Feindſchaft angefüllt. Sie ſtrengen die äuſſerſten Kräfte an, ihre gemeinſchaftliche Schande unſterblich zu machen. Allem Vermuthen nach muß es die wichtigſte Sache von der Welt ſeyn, welche dieſe hochgelehrten und anſehnlichen Männer in Harniſch gebracht hat. Glaubt doch das nicht. Vielwitz hat einer Stelle des Horatius eine neue Auslegung gegeben; und Starrkopf hat die Frechheit gehabt, eine ſolche unglückſelige Neuerung nicht zu leiden. Der gelehrte Haß iſt eines der gefährlichſten Dinge. Unter den gelehrten Zänkern zeichnen ſich inſonderheit aus die Dichter, die Kunſtrichter, und die Theologen. Es iſt wohl wahr, daß die Philoſophen iezuweilen eben nicht viel klüger und weiſer ſind, und ihre Grundlehren von der beſcheidenen Mäßigung ihnen öfters im Halſe ſtecken bleiben, auch

*) LIX Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

auch nicht bis ins Herz dringen: Man muß aber bekennen, daß der Zorn unter ihnen nicht so allgemein und heftig, als bey den übrigen Gelehrten zu seyn pfleget.

Die Dichter.

Tadelt einen Poeten mit der allermöglichsten Bescheidenheit, er wird gewiß nicht unterlassen, sehr unwillig auf euch zu werden. Versetzet euren Tadel mit einem Scherz und machet nur einen seiner artig vermeinten Gedanken lächerlich, so habt ihr gewiß seinen unsinnigen Haß am Hals. Dieser Haß macht ihn noch darzu boshaft und ungerecht. Ob er gleich überzeugt ist, daß ihr ein guter und geschickter Poet seyd, welches er auch selbst gegen seine Freunde nicht in Abrede stellen kan; so wird er doch in seinen Gedichten bey aller Gelegenheit die Titel eines Reimschmidts, eines Ignorantens u. d. m. gegen euch verschwenden.

Immittelst sind doch die Dichter so ganz unversöhnlich nicht. Es darf nur ein guter Freund darzwischen kommen, und ihnen die gegenseitige Hochachtung des eines vor dem andern in geheim versichern, sogleich sind sie versöhnt. Sie ziehen ihre Schimpfworte zurück, der Reimschmidt wird zum Poeten gemacht, und der Ignorant in einen geschickten Mann verwandelt. Es scheinet, als ob sie gewiß glaubten, man könnte nichts gutes schreiben, wenn man zum wenigsten nicht ihr guter Freund sey. Besieht man die Sache recht beym Licht, so gründet sich ihr Streit mehr auf Narrheit, als Bosheit.

Die Kunstrichter.

Man muß es den Kunstrichtern zum Ruhm nachsagen, daß sie der Schwachheit nicht unterworfen sind, sich

ſich mit ihren Gegnern iemals zu vertragen. Der Unterſchied ihrer Meinungen giebt die Urſache zu ihren Streitigkeiten, und dieſe Urſache bleibt unaufhörlich. Ein Kunſtrichter wird gewiß nimmermehr ſprechen: Ihr habt Recht. Wenn er vorher geſagt hat, daß ihr Unrecht habt, ſo vertheidiget er ſein Vorgeben, bis auf den letzten Tropfen der Dinte. Und ſollte er morgen ſterben, ſo wird er heute doch noch Schriftſteller anführen und Schimpfreden ausſtoſſen.

Die Theologen.

Die Theologen laſſen es in ihren Streitigkeiten nicht bey Worten bewenden. Wenn ſie Macht haben, gehen ſie viel weiter, und werden wechſelsweiſe Verfolger und Verfolgte. Sind ſie ohnmächtig, ſo vertheidigen ſie ſich durch lauter Vernunft. Sie wiſſen das ausſchweifende und unmenſchliche in der Verfolgung mit dem gröſten Nachdruck auf das geſchickteſte abzuſchildern. Sobald ſie die Oberhand erhalten, iſt die Vernunft nicht mehr ihr rechtmäßiger Richter, und ſie haben die Sittenlehre wieder verlernt, die ihnen ihr Elend ſo getreulich gelehret hatte. Wenn es Regenten geſtatten wolten, ſo würde ſich gewiß iede Secte eine Inquiſition zulegen, und man würde aus einem Grundſatz des Eifers gegen den Schöpfer der Welt, die Menſchen von dem ganzen Erdboden durch Mord und Brand vertilgen.

Vielleicht haue ich hierbey über die Schnur. Zum wenigſten aber iſt doch ſo viel gewiß, daß die meiſten Theologen von der beſcheidenen Art ſelbſt ihre Widerſacher nicht widerlegen können, ohne ſie mit dem Titel: von Ketzern, Schismatiſchen u. d. m. zu beehren, und dieſen Titeln noch darzu, durch die gehäßigſten und

abſchr-

abſcheulichſten Beyworte die rechte Stärke zu geben. Kan man wohl, wird man einwenden, an Leute mit kaltſinniger Gelaſſenheit zu denken, fähig ſeyn, welche die Grundſtützen der rechtgläubigen Religion wankend zu machen, ſich erfrechen? Sie ſind allerdings widerwärtige Leute. Ich bin auch endlich ganz der Meinung, daß ihre Irrthümer gefährlich ſind, und man verhindern muß, damit dieſer Gift nicht die geſunden Glieder der Kirche angreifen möge.

Muß man aber ſie deswegen mit Namen beläſtigen, denen man die fürchterlichſten Begriffe beyleget, und ſie dem Volke als die entſetzlichſten Ungeheuer vormahlen? Erfordert es ja eine unumgängliche Nothwendigkeit, daß ein ernſthafter Theologe Schimpfworte brauchen ſoll und muß, ſo wende er ſie doch lieber an die Freygeiſterprofeßionsverwandten. Dieſe greifen die Religion mit gefliſſentlichem Vorſatz an, ohne der Sache Erkenntniß, bloß, weil ſie ihr gram ſind, und ſie ihrem Intereſſe Eintrag thut. Diejenigen aber, welche man Ketzer nennet, ſind oftmals in ihrem Irrthum mit eben ſo redlichem Herzen befangen, als wir in unſerer Orthodoxie ſtehen. Wenn die Abſicht das Weſen eines Laſters nur allein beſtimmt, ſo kan man diejenigen ſchwerlich unter die Zahl der Laſterhaften rechnen, die aus Mangel der Einſicht fehlen, oder aus einem Vorurtheil ſündigen, davon ſie ſich zu befreyen keine Kräfte haben. Sie verdienen demnach mehr Mitleiden, als daß man ſich über ſie erzürnen, oder ſie gar haſſen ſollte.

Die Sache iſt aber ſo klar und deutlich, wird man ſagen, daß ſie doch nur die Augen aufthun ſollten. Sehr gut; man gehe indeſſen nur mit den Leuten um, vielleicht findet man ſie ſo ungeheuer abſcheulich nicht,

als man denket. Man fange nur an mit evangeliſcher Freundlichkeit ſich ihres Herzens zu bemeiſtern, man ſuche ſodann in ihrem Verſtande den ungezweifelten Grundſatz auszuwickeln, auf dem unſere ſo klar und deutlich vermeinte Meinung ruhet, und führe ſie von Folge zu Folge, mit aller Gelindigkeit auf die wahre Lehre. Erlangt man bey dergleichen Aufführung ſeinen Endzweck nicht, ſo kan man ſich wenigſtens damit beruhigen, daß man ſich bemühet hat, ſeinen Nächſten zu bekehren. Dieſes iſt das einzige Mittel, ohne welches man unmöglich weiter kommen kan, wenn man ſeine Ausſprüche nicht mit Wunderwerken zu beſtätigen vermögend iſt.

Das allererbärmlichſte bey dem theologiſchen Eifer iſt, daß die Zänkereyen nicht allezeit über klare und deutliche Sätze entſtehen, in welchen niemand, ohne einem augenſcheinlichen hartnäckigen Eigenſinn, oder aus einer ſehr groben vorgefaßten Meinung irren kan. Meiſtentheils ſind es verſteckte, verwickelte Schwierigkeiten, darinne allenthalben Tiefen und Abgründe zu finden ſind, wo einem die Wahrheit ſelbſt nicht allezeit wahrſcheinlich vorkommt. In ſolchen und dergleichen Dingen kan man, ohne Eigenſinn, ohne Vorurtheil, mit tiefer Einſicht und Verſtande irren. Die gröſten Geiſter werden oftmals darinne verwirrt, weil ſich die Schwierigkeiten in ihrem Verſtand in der gröſten Stärke zeigen.

XXX.

Musterung einiger Schriftsteller*.

Zu einem vortreflichen Schriftsteller ist eine schöne Einbildungskraft, ein feiner Witz, ein richtiger Verstand, eine weitläuftige Erkenntniß noch nicht hinlänglich: Er muß bey diesen allen auch ein redliches gutes Herz, zusammt der Gedenkensart eines ehrlichen und rechtschaffenen Mannes besitzen.

Ein Autor, dem diese Eigenschaft mangelt, giebt sich insgemein in seinen Werken deutlich zu erkennen, und die Erhabenheit seines Geistes kan die Niederträchtigkeit seines Herzens niemals verdecken. Unsere Schriften sind insgemein Abschilderungen von uns selbst. Die Gefälligkeit, so wir gegen unsere Neigung und Laster hegen, treibet uns, selbige ohne Scheu merken zu lassen. Wir vermeinen, daß unsere Schwachheiten dem Verstand eines Lesers eben so annehmlich vorkommen werden, als sie sich unserer verwöhnten Einbildung vorstellen. Gottlosigkeit, Zaghaftigkeit, niederträchtiges Mistrauen, Liebe zur Schwelgerey haben nichts unangenehmes für denjenigen an sich, dem sie durch die Gewohnheit schon gänzlich ins Geblüt geschlagen sind. Er spricht ganz zuversichtlich davon, und denket nicht, daß er sich einen Abscheu der Leute zuziehet, deren Geist von der Verführung des Herzens rein ist, und sich die Fehler in ihren wahren Farben abbildet.

Die Erfahrung bestätiget meine Worte. Die Lust des Homers zum Wein, legt sich durch seine wieder-

hol-

*) LXVII Abhandlung aus dem Menschenfeind.

holten Lobreden dieſes Getränkes gar deutlich zu Tage; und bey der geringſten Unterſuchung des Anacreon ſpüret man gar leicht, daß ſeine Triebe ſowohl als ſeine Gedichte unter Wein und Liebe getheilt geweſen ſind. Man mag auch noch ſo viel Zärtlichkeit, natürlich leichte und artige Ausdrückungen in ſeinen Werken finden, ſo wird doch ein ehrliebender Leſer ohne Ekel nicht anſehen können, daß ſie hauptſächlich auf Schwelgerey abzielen: „Man muß trinken, man „muß lieben; Alle Augenblicke, die man nicht zum „Genuß dieſer Annehmlichkeiten der Sinnen anwen„det, ſind vor verlohren zu halten.„ Sehet diß iſt der Endzweck, wohin ſich alles lenket, was Anacreon gedacht und geſchrieben hat. Seine Verſe enthalten nur allein in ſich, daß er dieſen einzigen Gedanken auf verſchiedene Art zur Thätigkeit gebracht hat.

Wir wollen uns einer Seits die Werke eines wohlgebohrnen Mannes vorſtellen, deſſen Gedanken durch eine weiſe Auferziehung ausgearbeitet worden ſind, und dem man einen allgemeinen Abſcheu gegen alles niederträchtige und ſchändliche eingepflanzet hat; andern Seits hingegen einen Autor von niedriger gemeiner Ankunft betrachten, deſſen Gedanken man verwildern, und den Unordnungen der verderbten Natur zur Beute überlaſſen hat: Ich bin verſichert, daß eine aufmerkſame Beurtheilungskraft aus beyder Schriften ſogleich ihre verſchiedene Character erkennen wird.

Ich weiß ſehr wohl, daß die Geburt an und vor ſich ſelbſt nichts zu der Art und Weiſe beyträgt, mit der ſich ein Autor in ſeiner Schrift abſchildert. Allein eine gute Auferziehung iſt insgemein eine Folge

der Geburt. Es iſt auch gnug, daß man von dem Unterricht eines tugendhaften, einſehenden und ehrliebenden Vaters den Vortheil ziehet, ſein Gemüth nicht mit Meinungen zu beflecken, die einem rechtſchaffenen Mann unanſtändig ſind.

Horaz redet und ſchreibet allezeit auf eine edle Art von der Freundſchaft, von der Dankbarkeit, von Verachtung des reichen Uiberfluſſes, daß man ſeiner niedrigen Ankunft niemals gewahr wird, wenn er nicht ſelbſt ſo großmüthig geweſen wäre, uns von derſelben Nachricht zu geben. Eben dieſes großmüthige Geſtändniß bringt den Begrif zur Vollkommenheit, den uns ſeine Werke von der edlen Schönheit ſeines Gemüths beybringen. Wir können nicht zweifeln, daß er nicht die Sorgfalt mit Verſtand erweitert habe, welche ſein Vater an ihn gewendet, indem er den Fehler ſeiner Geburt zu erſetzen, ihm die Gedenkensart eines vornehmen Mannes beygebracht hat.

Unter den alten Schriftſtellern macht Salluſtius eine Ausnahme von dieſer Regel, deren ich oben gedacht habe. Man weiß, daß er ein Geizhals und Schwelger war, der ſich als ein ſchlimmer Bürger und ſchändlicher Mann bey denen von dem römiſchen Volk ihm aufgetragenen Aemtern verhalten. Indeſſen bemühet er ſich, uns die ſchönſten und erhabenſten Begriffe von der Tugend beyzubringen, und ſchilt unaufhörlich wider die Laſter, welche in ſeinem Vaterlande im Schwange giengen. Wenn man ihn nach ſeinen Geſchichten beurtheilet, ſo müßte man ihn vor einen andern Cato anſehen.

Mir iſt gar nicht unbekannt, daß ein Autor auf ſolche Art betrügen kan, wenn ſeine laſterhafte Gemüths-

müthsbeſchaffenheit die Oberhand über die erhaltenen guten Lehren beſtreitet, und doch richtige Begriffe von der Tugend behält, obſchon ſein ungezogenes Naturell ihn hindert, dieſelben mit Vortheil zu gebrauchen. Sodann kan es wohl geſchehen, daß er durch die Stärke ſeines Verſtandes den Mangel edler Empfindungen erſetzen kan; iedoch iſt dieſes etwas ſehr ſeltſames. Ein durch die Liebe zur Tugend entflammtes Herz theilt der Einbildung eine gewiſſe Hitze mit, welche ſie durch ſich ſelbſt zu empfinden, allzuviel Mühe anwenden müßte. Wenn demnach Salluſtius ſelbſt tugendhaft geweſen wäre, vielleicht würde er uns eine weit lebhaftere und vollkommenere Abſchilderung der Tugend hinterlaſſen haben.

Ovidius war ein Liebhaber der artigen Buhlerey, ſeine Schriften legen es mehr als zu deutlich vor Augen. Auſſer dieſem aber leget er den Leſern ſeiner Gedichte ſo ſchöne Meinungen, zärtliche Empfindungen und ſo erhabene Characteren vor, daß man leicht denken kan, er habe ſie nach ſeinem eignen Herzen geſchildert. Das Schreiben der Hypermneſtra in ſeinen Heldenbriefen, an ihren Gemahl Lynceus kan unter vielen als ein vortreflich Zeugniß dienen.

XXXI.

Die unnütze Gelehrsamkeit*.

Kann man wohl mit gleichgültiger Gelassenheit ansehen, daß sich unser Zeitlauf von einer Art gelehrter Leute bey der Nase herum führen lasse, denen man diesen Titel für andern vorzüglich beygeleget, und die sich unterwinden dürfen, denselben anzunehmen, als ob sie ihn verdienten!

Gelehrt seyn ist das allerschätzbarste auf der Welt.
Gelehrt seyn ist auch das allerlächerlichste Ding.

So widersprechend auch diese Sätze scheinen, so wahr sind sie gleichwohl alle beyde. Man hat dieses den verwirrten Begriffen zu danken, die man mit den Worten verbindet, und der albernen Art zu reden, die man selbst nicht verstehet. Derjenige, welcher den Nahmen eines Gelehrten mit Recht verdienet, ist ein Mann, der viel nützliche Dinge gelernet hat, welche durch bedachtsame Betrachtungen seinen Vernunftschlüssen die behörige Stärke geben, und ihm deutliche Einsichten in seine Pflichten verleihen, daß er hierdurch sein Leben mit Weisheit und Zufriedenheit vollenden könne.

Derjenige, welcher sich in Besitz des Titels eines Gelehrten gesetzet hat, bedeutet einen solchen Mann, der sich den Verstand mit altfränkischen Fratzen aus dem Alterthum, ohne Wahl und Unterscheid, verwirret hat. Er weiß iedes Worts ganzen Stammbaum herzusagen, nach seiner Meinung ist ein iedes Wort Ara-

*) XII Abhandlung aus dem Menschenfeind.

Ar·biſch, Chaldäiſch, Phönicisch, es iſt noch eine groſſe Gnade wenn er es Griechiſch bleiben läßt. Er verbeſſert eine dunkle Redensart bis ins äuſſerſte Verderben. Uiber die Aufſchrift eines Schaupfennigs zerſinnet er ſich, daß er wie eine Leiche erblaſſet, und es ſcheinet, die Zeit habe ſelbige nur deswegen mit dem Untergang verſchonet, damit ſie ſeinen Verſtand, mit guter Art, auf die Folterbank liefern könnte. Mit einem Wort, er bekümmert ſich gar nicht, dasjenige zu wiſſen, was ein vernünftiger Menſch rechtmäßiger Weiſe zu wiſſen, nicht entbehren kan, damit er ſich nur ein Anſehen geben möge, als ob er Dinge wiſſe, die nur wenigen bekannt ſind, und die doch ieder Vernünftiger herzlich gerne vergeſſen möchte, wenn er ſie zum Unglück, etwan einmal gelernet hätte.

Iſt nun ſein Gehirn mit dergleichen ſeltſamen Wiſſenſchaften vollgeſtopft und beladen, ſo will ihm der Titel eines groſſen Mannes noch viel zu trocken ſeyn. Er bejammert alle diejenigen, welche ihre Bemühungen auf wirklich wichtige Dinge anwenden. Mit einem ſolchen Mann wird er ſich nicht einmal in gleichen Rang ſtellen wollen, der ſeinen Fleiß auf die Erhaltung ſeines Nächſten wendet, die Qvellen der Krankheiten in den Labyrinthen der Muskeln, der Adern, und andern Theilen des menſchlichen Leibes ausſpüret, davon die allergeringſte einen lebendigen Beweis der unendlichen Weisheit ihres Baumeiſters zu Tage leget.

Für ihn iſt ein Philoſophe, der alle Kräfte anwendet, ſeiner Vernunft die erſtere Reinigkeit herzuſtellen, und ſich der Sclaverey der Sinnen und der Lei-

denſchaften, auch aller Vorurtheile zu entziehen, ein rechter erbärmlicher Gegenſtand.

Alle die Stunden hält er für übel angewendet, oder verlohren, die man zur Erkenntniß der gegenſeitigen Pflichten vernünftiger Weſen anwendet, und ihnen Grundſätze zur Vernunft und zu dem wahren Nutzen der verſtändigen Creatur anweiſet. Das iſt für ihn nur alles ein Gewäſche. Weit lieber ſucht er aufs genaueſte zu wiſſen, wie die Hoſen der Griechen, und die Wämſer der Römer zugeſchnitten, wie die Kinderklappern dieſes Volks geſtalt geweſen, wie die römiſchen Ammen die Kinder gewieget haben: Ob die Iliade ein Miſchmaſch verſchiedener Lieder, oder ein ausgeführtes Gedicht ſey, und ob *Diabolus*, der Teufel, von *dia*, zwey, und *bolus*, der Biſſen, weil er die Menſchen auf zween Biſſen verſchlingt, hergeleitet werde. Von dergleichen vortreflichem Zeug muß man recht ungeheure Folianten voll machen, wenn man einen unſterblichen Nahmen und den höchſten Rang in dem Tempel des Andenkens unter den Scaligern, Salmaſiern, Daciern, und andern groſſen Männern erlangen will.

Ich hätte wohl Luſt mit euch, ihr hochberühmten Männer, mich ein wenig in Vernunftſchlüſſe einzulaſſen, wenn ich nur in eurem Gehecke den geringſten Grundſatz vernünftig zu ſchlieſſen antreffen könnte, und wenn euer Verſtand nicht bey lebendigem Leibe unter den *Variæ Lectiones*, verſchiedenen Lesarten, und unter dem ehrwürdigen Schutt des Alterthums vergraben läge. Wie ich nun faſt in Verzweiflung gerathe, daß er ſich iemals wieder aufhelfen möchte, ſo will ich euch hier lieber mit einem kleinen Stück aus

der

der Geſchichte entgegen kommen, wenn ihr anderer Geſtalt eure Blicke einem fliegenden Blatt zu würdigen belieben wollet, welche ſonſt nur gewohnt ſind, ungeheure Rieſenbücher anzuſehen, deren abſcheuliche Gröſſe alle Leute, die nicht ſo laſttragende Arbeiter ſind, als ihr, in Furcht und Schrecken ſetzen.

Alexander, dem es, ſeinen Eroberungsſparren bey Seite geſetzt, an gutem Vernunftſinn eben nicht fehlete, liebte die Wiſſenſchaften, und alle, die ſich durch ihren Witz für andern auszeichneten, konnten an ſeinem Hofe einen Schutz wider das Schickſal finden, welches ſich ſchon zu der Zeit mit einem ſchönen Geiſt nicht vertragen konnte. Er war der freygebigſte Prinz von der Welt. Man konnte ihn nicht mehr kränken, als wenn man ſeine Geſchenke nicht annehmen wolte, und von ihm wohl ſagen, was Salluſtius vom Cäſar ſpricht, daß er nichts verſagte, als nur dasjenige, was er ganz unwürdig hielt, wegzugeben. Man wird leicht denken, daß er ſich ein wenig Kummer machte, wenn er gleich Wohlthaten gnug unnützlich weggab, und daß manche Gelehrte, manche berühmte Männer geſuchet haben werden, durch ſeine Vermittelung ſich mit ihrem feindſeligen Verhängniß auszuſöhnen. Einmal fande ſich ein Virtuoſe bey ihm ein, der ihn als einen Zeugen einer wunderwürdigen Kunſt, die er nur allein verſtand, brauchen wolte. Man wolle doch ja nicht meinen, als wolte ich von dem kunſtreichen Baumeiſter ſprechen, der ſich ihm anheiſchig machte, aus dem Berg Athos eine Bildſeule des Alexanders zu verfertigen, welche in der einen Hand eine groſſe Stadt halten, mit der andern aber einen Fluß heraus ſtrömen laſſen ſolte. Das wäre wohl freylich ein Kunſtſtückgen geweſen, welches ſich der

Mühe belohnet haben würde, es zu betrachten: Gegen die wunderbare Geschicklichkeit aber, so dieser Künstler besaß, von dem wir reden, war es doch nur eine Bagatelle. Durch eine langwierige Uibung hat er sich die seltsame Gabe zuwege gebracht, ein Hirsekörnzen durch ein Nadelöhr zu werfen, ohne iemals einen falschen Wurf zu thun, wovon er die Probe vor dem ganzen macedonischen Hof ablegte. Alexander schien über ein so ausserordentliches Wunder ganz gerührt zu seyn, und mein Wundermann weissagete sich schon zum voraus in des Königs Stellung sein auf ihn wartendes grosses Glück, als der König Befehl ertheilte, man solte dem kunstreichen Manne eine gute Anzahl Nehnadeln mit einem ergiebigen Sack voll Hirsekörner verehren, diese Kunst, die er so glücklich erfunden habe, in die höchste Vollkommenheit zu setzen. Dieses war die ganze Belohnung, mit welcher Alexander eine Erfindung bechrte, die, so sonderbar sie auch ist, dem menschlichen Geschlecht nicht den geringsten Nutzen schaffet. Ich erzehle euch freylich nichts neues, meine Herren, was ihr nicht schon wisset. Allein ihr werdet doch wohl, wie ich euch zutraue, bey Lesung dieser Geschichte begriffen haben, daß euch der Alexander diese Verehrung der Nadeln und des Hirsen gemacht habe, und daß die Anwendung des Witzes desjenigen geschickten Mannes, welcher der Gegenstand der verächtlichen Spötterey des Alexanders war, die eurige sey? Der ganze Unterscheid, den ich darinne antreffe, ist dieser, daß eine Geschicklichkeit erfordert werde, darzu keiner fähig ist, des Mannes seinen Anschlag auszuführen, da hingegen ein anderer eben so gut als ihr, so dumm er auch seyn mag, Tag und Nacht lesen, ungeheure Anmerkungen, ins Kreuz und in die Qveere machen kan. Man solte

fast

faſt gar ſagen, daß ein bleyſchwerer Verſtand eine erforderliche Eigenſchaft zu einer ſo unabläßigen, trockenen und unfruchtbaren Arbeit ſeyn müſſe. Aufrichtig zu ſprechen, Ihr Herren, was für Früchte können wohl die Menſchen von euren arbeitſamen Nächten einerndten? Werde ich wohl etwas darinne antreffen, das meinen Verſtand ſchöner, meine Seele vernünftiger, mein Herz tugendhafter machet? Wird ein Prinz, ein König, die Kunſt, ſein Volk, wie ein kluger und vernünftiger Vater ſeine Kinder, zu regieren, lernen? Wird ein Unterthan die Bereitwilligkeit, die Befehle eines vernünftigen Fürſtens zu befolgen, darinne finden? Lehret ihr einem Hausvater das Geheimniß, das Herz und den Verſtand eines Sohnes einzurichten, auf den er ſeine angenehmſte Hofnung ſetzet? Werden endlich alle Menſchen von euch in der Kunſt unterwieſen, ihre Glückſeligkeit in ſich ſelbſt zu finden, und ſolche von ihrer Vernunft, als eine Beylage zu fordern, die ihr von der Fürſehung anvertrauet worden iſt? Wenn ihr Herren doch hierauf ein wenig zu denken belieben möchtet. Iſt euch die koſtbare Vernunft um deswillen verliehen worden, ein kurzes Leben über die Auslegung des Cicero zu vollführen, und über eurem eilften Bande die Seele auszublaſen?

Glaubt mir ſicherlich, der Menſch iſt nicht geſchaffen, Geheimniſſe in den Phantaſien der Dichter auszuſtöbern, noch die Zweifelsknoten im Pindar und Homer aufzuknöteln. Ihr braucht keine ſonderlichen Kräfte zu dem Vernunftſchluß anzuwenden, daß mein Tadel nicht ungegründet ſey, und mein Rath wäre, alles dasjenige, was euch euer Fleiß über eure Arbeit annoch von Vernunft übrig gelaſſen hat, darauf zu wenden, daß ihr begreifen lernet, euch einer

Wiſ-

Wiſſenſchaft zu ſchämen, welche bis hieher der Gegenſtand der Hochachtung bey euch, der Verachtung aber bey andern geweſen iſt. Man wolle doch nicht glauben, als ob ich ein Feind der ſchönen Wiſſenſchaften wäre. Den Misbrauch, den man mit denſelben treibt, haſſe ich. Ich ſtudiere die Geſchichte, die Aufführung der Menſchen zu betrachten, aus ihrer Klugheit und Verwegenheit Regeln einer weiſen Vorſichtigkeit zu ziehen. Ich brauche einen allgemeinen Begrif von den Sitten der Alten, damit ich nicht in Leſung ihrer Werke alle Augenblicke behindert werde. Die Wiſſenſchaft der Sprachen dienet mir faſt eben ſo wohl hierzu. Vortrefliche Verſe leſe ich, die Schönheit des Geiſtes, die Erhabenheit der Gedenkensart, die fruchtbare Einbildungskraft, die Stärke des Ausdrucks und die gute Zuſammenſtimmung der Worte zu bewundern. Mit einem Wort, ich will aus meinem Leſen Nutzen, oder zum wenigſten ein vernünftiges Vergnügen ſchöpfen, keinesweges aber über eine dunkle Stelle vor Angſt ſchwitzen, und die mir, wenn endlich auch die Deutlichkeit heraus gebracht iſt, zur Belohnung aller meiner Arbeit und meines Schweiſſes nichts mehr, als einen ſehr gemeinen, und wohl gar dem vernünftigen Sinn entgegen ſtehenden Gedanken liefert.

XXXII.

Anmerkungen über die Ketzerey und Orthodoxie*.

Meine Abſichten bey Unternehmung dieſes Werks an den Tag zu legen, will ich hiermit aufrichtig und ohne Spötterey geſtehen, daß ich mir vorgenommen habe, die Menſchen von dem lächerlichen Eindruck abzuführen, den die Gewohnheit und die Mode in ihnen machen, wodurch die ewigen unveränderlichen Grundſätze der Vernunft, welche doch die einzige Richtſchnur unſerer Aufführung ſeyn ſollen und müſſen, entkräftet werden.

Ich hielte davor, die ſpöttiſche Schreibart würde mir zu meiner Abſicht förderlich ſeyn. Der Beweis, daß

*) Dieſes iſt eigentlich die XXXVI Bagatelle. Denn da der Verfaſſer die vorhergehenden Bagatellen in der Ironie geſchrieben, veränderte er bey dieſer ſeine Schreibart. Daher auch der Verleger der Oeuvres diverſes de Mr. van Effen ſolche der Bagatelle als eine Hauptvorrede vorgeſetzet hat. Das Sendſchreiben, auf welches ſich der Verfaſſer darinne beruſet, iſt: Eſſai ſur la Maniere de traiter les Controverſes en forme de Lettre addreſſée à Mr. de la Chapelle à Utrecht chez J. M. Viſch. ingleichen, Suite de l'Eſſai ſur la maniere &c. Imprimé pour l'Aureur chez Jean van Duren 1730. 8. An die darinne feſtgeſtellten Grundſätze und daraus gezogene Folgerungen, welche auf Gerechtigkeit und den Geiſt des Chriſtenthums geſtützet ſind, hat noch niemand den Angrif mit einer Beantwortung unſers Wiſſens gewaget. Die Uiberſetzung deſſelben ſoll nächſtens den deutſchen Leſern ebenfalls mitgetheilet werden.

daß Wahrheit, Tugend, Verstand, alles was schön, groß, edel, von der Vernunft, als einer unwandelbaren Quelle herfliesset, ist nichts anders, als ein Grundsatz, von welchem alle Menschen, die nur ein wenig mit Verstande nachdenken, überzeugt sind, ob sie gleich, wenn man ihre Handlungen stückweis untersuchet, gegen desselben Deutlichkeit und Klarheit einen Abscheu zu haben scheinen. Dergleichen beständiger Widerspruch zwischen ihren allgemeinen Begriffen, und ihren ganz besondern Urtheilen hat mich veranlasset, einen Querstrich zu machen, wodurch ich ihnen ihre Abweichungen verstellter Weise zu erkennen zu geben, und sie unter Scherz und Spiel zu einer heilsamen Einigkeit mit sich selbst zu führen, gedachte. Diesen Zweck zu erlangen, stellte ich mich an, als ob ich das Wesentliche von der Tugend und von der Religion entfernte, und bestärkte meine verdrehten Schlüsse mit der gemeinen Aufführung solcher Leute, die doch unter den Menschen für gescheut und einsehend gehalten werden.

Die Wahrheit ist eine Art der Mode. Man suchet sie in dem Eindruck, den die Gewohnheit, nicht aber das Eingeben der Vernunft in uns machet. Man setzet zwischen der Tugend und Religion eine Scheidewand, welche nichts anders ist, als eine hochgestirnte Tugend, die man nach dem besten Gesichtspunct aufstellet. Indessen bestehet sie fast allenthalben in einer Zusammenfügung gewisser Gebehrden, gewisser Stellungen, die etwas bedeuten sollen, und man glaubt, sich mit der Gottheit richtig abgefunden zu haben, wenn man selbige mit einigen dergleichen ausgekünstelten Verbeugungen abzahlet.

Sehet, dieſe Wahrheiten ſtellet uns die Erfahrung unter Augen, die man in allen Secten, wiewohl mit einiger Ungleichheit antrift. Ich zeige ſie nur an, allein ich habe vor rathſam befunden, mich ein wenig weiter über die falſchen und gefährlichen Begriffe heraus zu laſſen, die man den Wörtern Ketzerey und Orthodoxie beyleget, welche in der bürgerlichen Geſellſchaft eben ſo groſſes Unglück, als Krieg und Peſtilenz angerichtet haben, und berechtiget zu ſeyn ſcheinen, der Vernunft mit der ausgelaſſenſten Frechheit Hohn zu ſprechen.

Das Sendſchreiben, welches über dieſe Materie ans Licht getreten, iſt mein Werk*. Ich bin allzuaufrichtig, als daß ichs verleugnen ſolte, und die darinne feſtgeſtellten Grundlehren ſcheinen mir viel zu vernünftig zu ſeyn, als daß ich mich ihrer ſchämen dürfte. Anſtat alſo die darinne enthaltene Beweisthümer zu verantworten, will ich hier mich vielmehr bemühen, ſelbige zu befeſtigen und zu erläutern.

Das einzige Mittel, zur Wahrheit auf eine rechtmäßige Art zu gelangen, beſtehet nur allein in Vernunftſchlüſſen. Jezuweilen ziehet die Vernunft alle ihre Kräfte aus ihrem eignen Schooß heraus. Jezuweilen erhält ſie Beyhülfe von einer anſehnlichen Autorität, deren ſie ſich aber nicht eher bedienet, als bis ſie dieſelbe in ſtiller Aufmerkſamkeit reiflich erwogen, und nachher ihre Gewißheit empfunden hat. Sie mag nun nach einer Art zu Werke gehen, nach welcher ſie will, ſo wird ſie doch keinen Schritt über die Deutlichkeit thun, ſondern ſie machet ſogleich Halte, wo ihr die klaren und deutlichen Begriffe zu entgehen anfan-

*) Siehe die vorgeſetzte Anmerkung.

fangen. Sie begnüget ſich viel eher mit einer wenigen Anzahl deutlich erwieſener Wahrheiten, als daß ſie ſich in einen verwirrten Haufen übel zuſammenhangender Meinungen, und weitſchichtigen Wahrſcheinlichkeiten verirren ſolte.

Ein ieder Menſch, der ſich der unſchätzbaren Eigenſchaft vernünftig zu ſchlieſſen, auf ſolche Art gebrauchet, erfüllet dannenhero die wichtigſte Pflicht, ſo ihm als einem Menſchen oblieget. Er zeiget ſich der Vortreflichkeit ſeiner Natur nicht unwürdig. Er verleihet der in ihm redenden Stimme der Gottheit ein aufmerkſam gelehriges Ohr. Derjenige im Gegentheil, welcher ſeine Vernunft in einer glücklichen Träg- und Faulheit ſtecken, ſich durch den Strom angenommener Meinungen auf gerathe wohl mit fortziehen und treiben läſſet, ob er wohl Kraft und Stärke genug beſitzet, ſich derſelben entgegen zu ſtellen, iſt der allerverachtungswürdigſte, wenn auch gleich die Maſchine ſeines Herzens von den vortreflichſten Eigenſchaften und den glücklichſten Neigungen zuſammen geſetzet wäre.

Den erſtern habe ich den Orthodoxen genennet, weil ſein ganzes Betragen zu erkennen giebt, daß er die Nothwendigkeit einer genauen Unterſuchung annimmt. Dieſes iſt eine Grundwahrheit, und eine Quelle, woraus alle andere Wahrheiten entſpringen.

Den andern nenne ich einen Hauptketzer, weil ſeine Aufführung gnugſam zeiget, daß er dieſen Grundſatz aller Erkenntniß zu verwerfen ſcheinet, und die Wahrheit verabſcheuet. Ich behaupte auch, daß dieſes die einzige unwandelbare Richtſchnur ſey, nach der man

man die Orthodoxie von der Ketzerey unterſcheiden und abmeſſen könne.

Mir iſt nicht unbekannt, daß, wenn durch Orthodoxie die reine Lehre verſtanden wird, man derſelben einen weſentlichen Sinn beyleget, allein der Gebrauch, den man von dieſem Sinn zu machen pfleget, muß ſehr ungewiß ſeyn. Die reine Lehre beſtehet für ſich ſelbſt recht weſentlich, es iſt aber keine Secte, die nicht glauben ſolte, ſie habe ſolche, mit Ausſchlieſſung aller andern Secten, wahrhaftig im Beſitz. Dieſe Meinung iſt in einem unter andern Erkänntniſſen vermengten und mit eingeſchloſſenen Glauben, (fide implicita), eben ſo wohl, als in einem durch Schlüſſe feſtgeſtellten Glauben, (Foi raiſonnée), von einerley Stärke. Obgleich erwieſen iſt, daß die reine Lehre für diejenigen eben ſo viel, als nichts ſey, welche aus einem höchſtgroben Irrthum die Wahrheit gefunden zu haben vermeinen, wenn ihnen gewiſſe Ausdrücke bekannt ſind, deren Sinn ſie nicht erreichet, geſchweige die Begriffe gegen einander verglichen haben.

Man möchte aber ſprechen: Wäre wohl der Menſch ſo unglücklich, daß er ſich niemals ſelbſt von dem Beſitz der Wahrheit überzeugen könnte, und daß mithin alle andere, die ſeiner Meinung entgegen wären, in Irrthum ſtecken? Die Schwierigkeit hat etwas von einer feinen Zärtlichkeit. Die Deutlichkeit iſt das einzige Kennzeichen der Wahrheit, gleichwohl fällt es oftmahls ſehr ſchwer, die falſche Deutlichkeit von der wahrhaften zu unterſcheiden. Vormals hatte ich gewiſſe Meinungen, die ich ietzo nicht mehr hege, und ſo viel ich mich noch erinnern kan, machte dieſe Meinung in meinem Gemüth eben den Eindruck, den ich

ietzo empfinde. Indessen ist es gewiß, daß es Wahrheiten giebt, welche allen Menschen allgemein, klar und deutlich, folglich auch unstreitig wahr sind. Dergleichen findet man an den Mathematischen und in der Sittenlehre, die eines fast so richtigen Beweises fähig ist, als die Geometrie, und den beträchtlichsten Theil der reinen Lehre ausmachet. Die mathematischen Wahrheiten dürfen eben nicht für tiefsinnige Betrachtungen angesehen werden, die nur einzig und allein in den Geschäften des Lebens ihren Nutzen hätten. Indem sie uns nach einer gewissen Lehrart die tiefsten Geheimnisse der Natur aufklären, erweisen sie das Daseyn GOttes allen denenjenigen auf eine unüberwindliche Art und Weise, deren Aufmerksamkeit nur nicht durch eine schlimme Einrichtung des Herzens zerstreuet wird, sie lehren uns auch, wie wir uns in allen unsern übrigen Schlüssen verhalten sollen.

Es ist wahr, daß die Religion Lehren enthält, die man vor ganz ausserordentlich wichtig ansiehet, in deren Betrachtung die Deutlichkeit, weil sie nicht gänzlich allgemein ist, mehrere Gewißheit erfordert. Man kan hiervon viele zureichende Ursachen beybringen.

Die erstere hat ihren Ursprung in den Begriffen der Orthodoxie selbst, welche mir sehr gefährlich vorkommen.

Ein Vater überläßt seinen Söhnen, so zu reden, ein Paket von Meinungen, welches mit Haß und Verachtung gegen die vermeinten Ketzer aufs sorgfältigste eingewickelt ist. Sie betrachten dieselbe, als eine heilige Beylage, welche man nicht anrühren darf. Dieses Erbschaftspaket wird also von einem Geschlecht

zum

zum andern, als ein Familien-Stück, wohlbehalten wieder überlaſſen, bis endlich ein muthiges Hertz, ein aufgeweckter freyer Geiſt ſolches aufzubinden waget, allen darinnen enthaltenen Kram Stückweiſe unterſuchet, und nur dasjenige aufhebet, was der vernünftige Sinn für gut befindet. Bis auf den Zeitpunct waren dieſe Meinungen gegen die wahrhafte Deutlichkeit, ſo zu reden, mit einer gekünſtelten Klarheit verheget, die ihren falſchen Schimmer aus der Qvelle der Leidenſchaften ſchöpfte.

Oefters trägt ſichs wohl zu, daß ein Menſch durch die Stärke der ihm beywohnenden Vernunft zu einer edlen Herzhaftigkeit angetrieben wird, ſeine Meinungen zu muſtern, allein es fällt ihm faſt nicht möglich, von ſeiner Unterſuchung Nutzen und Vortheil zu ziehen. Er verrichtet dieſelbe mit dem feſten Entſchluß, in ſeinen bereits gefaßten Begriffen nichts zu ändern. Die Wahrheit ſtellet ſich ſeinen Augen vergebens vor. Sein Gemüth iſt mit dem Abſcheu gegen die Ketzerey blind gemacht, es zittert ſchon, wenn es nur einen Schatten davon gewahr wird. Die Liebe für ſeine Meinungen flöſſet ihm eine fremde Kraft ein, welche ihn gegen die ſchwachen Gründe, ſo ſie zu unterſtützen ſcheinen, unüberwindlich machet; eben dieſelbe wirket in ihm Ruhe und Zufriedenheit bey den geringſten Schlupfwinkeln, in welchen er den richtigſten Beweiſen aus dem Wege treten kan. In währender Unterſuchung unterſtehet er ſich nicht ſein Gemüth in das glückſelige vollkommene Gleichgewicht zu ſetzen, welches durch das Gewicht der Beweiſe wankend gemacht werden kan.

Wird man mir erlauben, aufrichtig zu reden, ſo werde ich ſagen, daß dieſes ein Fehler der meiſten

Geiſtlichen aller Secten zu ſeyn pfleget. Es giebt wackere rechtſchaffene Perſonen unter ihnen, welche den Geiſt der Verfolgung verabſcheuen, nichts deſtoweniger aber ſich dennoch von ihrem unartigen Religionseifer bey der Naſe herumführen laſſen. Uiberhaupt lehren ſie, daß es unrecht ſey, die Ketzer zu haſſen, und in beſondern Stücken vergeſſen ſie ihre eignen Maximen. Sie begnügen ſich nicht damit, daß ſie dasjenige, was ihnen Wahrheit zu ſeyn ſcheinet, mit aller Stärke vortragen, ſondern ſie belegen diejenigen, ſo dieſes nicht zugeben, mit den gehäßigſten Namen und Beyworten.

Läſterliche Meinungen, gottloſe Irrthümer, ausſchweifende Vergehungen, verdammliche Meinungen, ſind die Ausdrücke, dadurch ſie die Gemüther ihrer Zuhörer zum Voraus ſchüchtern machen, ehe ſie dieſelben durch die Stärke der Beweiſe zu überwinden bedacht ſind. Das Gleichgewicht iſt nicht mehr im Stande, und der Zuhörer iſt bereits nicht mehr fähig, die Wahrheit durch rechtmäßige Wege zu ſuchen.

Man muß geſtehen, daß dergleichen Aufführung eines Prieſters aus einer brennenden Liebe gegen die Wahrheit herrühre; allein es iſt eine Leidenſchaftsliebe, welche keine Schlüſſe vertragen kan.

Sie ſetzen voraus, daß die Seligkeit, zum Theil, von dem Beyfall, den man gewiſſen Lehren beylegte, abhienge, es ſey nun derſelbe mechaniſch, oder durch Schlüſſe erweckt geworden. Sehet, daher kommt der ſchreckhafte Schauer, welcher die Seele überfällt, und bey der Unterſuchung der Wahrheit verwirret macht, wenn ſich nur der geringſte Irrthum in Anſehung ſonderbarer Lehren blicken läſſet.

Ein

Ein ernſthafter, anſehnlicher und erleuchteter Mann ſpricht zu mir, ich befände mich auſſer dem Stand der Gnade, wenn ich dieſes oder jenes nicht glauben würde: Ich aber wolte es wagen, ewig unglückſelig zu werden, wenn ich mich der Gefahr einer Unterſuchung ausſtellete? Ich wolte in dieſem Stück mein eigner Feind werden? Da ſey Gott vor! Beſſer iſts, daß ich meine Einbildung zwinge, meiner Seligkeit ſich anzunehmen, und daß ich mich lieber ſelbſt betrüge, indem ich mir einbilde, ich glaube das oder jenes, davon ich durch keine Stärke eines Beweiſes überzeugt bin.

Es finden ſich wenig Seelen von ſolcher Stärke, welche dergleichen Schrecken nicht unterworfen ſeyn ſolten, daher kommt es, daß der gemeine Haufen der Menſchen glaubet, er habe weit mehr Gefahr von Seiten der Lehre, als von Seiten der Lebenspflichten zu beſorgen. Die meiſten Leute werden dannenhero ihr ganzes zeitliches Glück und Wohlſeyn zu eben der Zeit für die reine Lehre aufopfern, in welcher ſie einen Ehebruch oder eine himmelſchreyende Ungerechtigkeit mit aller Frechheit begehen.

Gewiſſe Gemüther von erhabenen Sinnen, unternehmen auf einige Art, das Joch der vorgefaßten Meinung abzuſchütteln, und glauben wohl, daß vielleicht die Seligkeit von dieſer oder jener Lehre, die ihnen der Pfarrer vorſaget, nicht abhienge. Sie ſind gleichwohl überhaupt in der feſten Meinung, daß man nicht im Stande der Gnade ſtehe, wenn man das Unglück habe, in einen Irrthum über die Hauptſtücken der Religion zu gerathen. Dieſe Meinung dringet ſie, nichts zu unterlaſſen, die Wahrheit zu erhalten,

unterdessen sind doch alle ihre Bemühungen immer mit tödlicher Bangigkeit begleitet. Je stärker das philosophische Nachdenken bey einem dergleichen Gemüth ist, ie geneigter ist dasselbe, nichts anzunehmen, was nicht aufs genaueste erwiesen worden, und immer wieder auf die Folgerungen zu sehen, die es aus seinen Grundsätzen gezogen hat, ie mehr findet es also Ursache mit einer ängstlichen Furcht zu ringen, es möchte die Wahrheiten verfehlen, von denen seine ganze Seligkeit abhieng. Die Untersuchung wird ihm ein beschwerliches und fürchterliches Geschäft, und es kan leicht geschehen, daß seine Seele in eine beständige Verzweiflung verfället.

Nichts ist demnach von grösserer Wichtigkeit, als daß man mit aller unpartheyischen Gleichmüthigkeit und kaltsinniger Gelassenheit untersuche, ob dergleichen schreckhafte Furcht gegründet sey, und ob ein Irrthum wohl verdammlich seyn könne, wenn man aus redlichem Herzen, und ohngeacht aller seiner möglichsten Bemühung richtig zu urtheilen, darein befangen worden.

Ich werde deutsch heraus sagen, daß ich mich genöthiget sehe, dieses nicht zu glauben, in Betrachtung der hohen, edeln, und grossen Begriffe, die wir uns von der Güte und Gerechtigkeit GOttes machen müssen. Der von mir vorgestellte Irrthum ist unüberwindlich. Die falsche Deutlichkeit, welche uns als eine Wahrheit vorkommt, verpflichtet uns, daß wir uns daran halten. Kurz, in diesem Fall vergehen wir uns, ohne lasterhaft zu seyn, und es ist uns nicht möglich, daß wir die Vergehung vermeiden könnten. Wolte man sich einbilden, man könnte sich die göttliche Rache auf den Hals ziehen, wenn man etwas unmög-

mögliches zu verrichten nicht im Stand ſey, ſo würde man den Grund aller Vollkommenheiten Gottes untergraben, man würde GOtt den liebenswürdigſten Character der Gerechtigkeit und Güte rauben, der allein vermögend iſt, eine vernünftige Creatur anzutreiben, die Gottheit als ſein höchſtes Gut zu betrachten.

Man dürfte mir hierbey einwenden, daß Gerechtigkeit und Güte in GOtt ganz von einander unterſchiedene Eigenſchaften wären, immaſſen er ſelbſt anbefohlen, ihn als gütig, aber auch als gerecht zu betrachten? Dieſer Einwurf würde die allergefährlichſte unter allen Ketzereyen ſeyn. Die Natur eines jeden denkenden Weſens iſt, daß es ſich liebet. GOtt kan alſo nicht anders, als ſich ſelbſt überſchwenglich lieben, und folglich iſt ihm nicht möglich, daß er uns gewiſſe, ſeinen Eigenſchaften widerſprechende Einrichtungen, als tugendhaft und liebenswürdig vorſtellen könnte. Fände ſich hierinne eine Art der Möglichkeit, ſo würden die Menſchen die elendeſten unter allen Creaturen ſeyn, mithin würde ſie GOtt nicht nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen haben, als nur deswegen, damit er ſie zu Opfern eines herrſchſüchtigen Eigenſinns hergeſtellet hätte. Wir würden aus dem verwunderswürdigen Bau der Welt nichts anders als einen allmächtigen Urheber von unendlicher Weisheit urtheilen, hingegen aber keinen Grund ſeiner Wahrheit finden können, und in unaufhörlicher Unruhe über der Erfüllung ſeiner Verheiſſungen ſchmachten müſſen.

Ich glaube nicht, daß ein Menſch ſo verwegen ſeyn ſolte, mir dieſe Grundſätze abzuleugnen, und folglich habe ich das Recht, daraus den Schluß zu machen,

daß GOtt die Ketzereyen nicht bestrafe, in die wir durch die bemühete Untersuchung aus redlichem Herzen, verfallen, und in die wir anders nicht gerathen, als daß wir unsere Pflicht ausüben: Sondern, daß er uns strafen werde, wenn wir unterlassen, gnugsame Kräfte anzuwenden, unsere Begriffe aufzuheitern, weil eben diese Kräfte bey uns beruhen.

Ich bin völlig überzeugt, daß meine Meinung hierüber nicht allein von der höchsten Deutlichkeit, sondern auch für das menschliche Geschlecht höchst nützlich sey. Ein hiervon überzeugter Mensch findet sich im Stande, die Untersuchung, mit einem von allen Leidenschaften befreyten Gemüth, mit einem von dem Joch der Vorurtheile entledigten Verstand, mit einer von aller schreckenden eiteln Furcht entbundenen Seele anzutreten. Er findet sich fähig und geschickt, der Stimme der Vernunft im andächtigen Stillschweigen Gehör zu geben. Er wird nicht die geringste Schwierigkeit machen, alle seine vorhergehende Urtheile vor dem Richterstuhl der guten Vernunft zur Erinnerung zu bringen, und sich bemühen, alle geheime Vorurtheile, die seiner Aufmerksamkeit entwischt seyn möchten, zu entdecken. Allezeit gelehrig, allezeit zur Deutlichkeit empfindlich, wird er ohne Aufenthalt sich von der vorgefaßten Meinung los machen, und die verwegene Einbildung, als habe er sich einvor allemal aller Vorurtheile entschlagen, für die allergefährlichste halten. Siehet er sich gezwungen, sein Urtheil aufzuschieben, und an demjenigen zu zweifeln, welches von ihrer Einbildung stolzen, oder auch scharfsinnigen Gemüthern klar und deutlich vorkommt; so wird er sich zufrieden stellen, seine Pflicht zu beobachten, ohne ängstliche Unruhe zweifeln, und

sich

ſich nicht für laſterhaft halten, weil er vernunftmäſſig handelt. Er wird die Entſcheidung mit Gelaſſenheit ſo lange ausſetzen, bis er ſich durch ein helleres Licht geleitet empfindet. Niemals wird er diejenigen für Feinde GOttes und der Wahrheit anſehen, die ſeine Meinungen nicht annehmen. Seine Freundſchaft und ſeinen Haß gegen den Nächſten wird er niemals auf ihre Begriffe, ſondern vielmehr auf ihre Sitten, auf ihre Aufmerkſamkeit und Nachläſſigkeit gegen die reine Lehre, gründen. Das hinreichende Vergnügen in Betrachtungen, dieſes mit der Seele innigſt vereinigte Vergnügen wird in ihm durch keine ängſtliche Verwirrung geſtöret werden. Er wird begierig ſeyn, daſſelbe zu ſchmecken, und alle Augenblicke mit der rührendſten Luſt darzu anwenden, welche ihm die unumgängliche Nothwendigkeit der Geſchäfte des bürgerlichen Lebens übrig läſſet. Er wird empfinden, daß an der guten Einrichtung und Vermehrung ſeiner Begriffe zu arbeiten, eben ſo viel ſey, als den koſtbarſten Schatz einzuſammeln, ſeine Seele immermehr zu erweitern, derſelben auch gröſſere Vollkommenheit, und eine erhabenere Majeſtät zu verſchaffen.

Wolten nun die Menſchen dieſer geruhigen Gelaſſenheit noch die heilſame Vorſichtigkeit beyfügen, ſich nicht weiter zu wagen, als ihre Begriffe reichten, denen leeren Ausdrücken, die keinen Sinn haben, nicht etwas wirkliches beyzulegen, keinen Satz ohne vorhergehende richtige Beſtimmung aller Wörter anzunehmen; ſo glaube ich gewiß, daß auch nur ein gemeiner Verſtand die Wahrheit leicht finden werde. Eine allgemeine Deutlichkeit wird allen Menſchen die nothwendigſten Wahrheiten gar bald einleuchten laſſen.

Gewiſſe Lehren, darinne die ſtärkſten und ſcharfſinnigſten Gemüther die gröſten Schwierigkeiten finden, würden vielleicht unentſchieden bleiben, und eine weiſe Zurückhaltung unſerer Neugier eben dieſe Schranken ſetzen, welche die Natur zur Scheidewand unſerer Einſichten geſtellet hat. Dem ſey nun wie ihm wolle, das Reich der Wahrheit würde ruhig und friedlich ſeyn. Unſere Liebe gegen daſſelbe würde in einer gelaſſenen Ergebenheit der Vernunft beſtehen, mit welcher die ſchwermenden Leidenſchaften nichts zu thun fänden. Der Eifer würde nicht mehr dem Blute ähnlich werden, welches in einem kranken Cörper durch die Adern brauſet; ſondern vielmehr in einer gelaſſenen Gleichheit wie in einem geſunden Leibe ſanfte fort rollet.

Mir iſt gar nicht unbekannt, daß Leute von wahrer Frömmigkeit vorgeben, man könne die Wahrheit nicht mit wirklicher Uiberzeugung, ohne Wirkung der Gnade, beſitzen. Sie wollen mir aber verzeihen, daß ich ihnen berichten darf, wie ſie ſich einer ihnen ſelbſt unverſtändlichen Sprache bedienen. GOtt bewahre mich, daß ich die Hülfe der Gnade, als ein Hirngeſpinſt blödſinnig Andächtiger, verwerfen ſolte. Ich treffe ſie in der heiligen Schrift viel zu allgemein, klar und deutlich an, als daß ich in ihrer weſentlichen Wirklichkeit den geringſten Zweifel ſetzen könnte: Ich finde ſo gar nichts der Güte GOttes würdigers, als daß er der Schwachheit der vernünftigen Creatur zuſtatten kommt, wenn dieſelbe mit demüthigſter Verehrung dieſe Beyhülfe aus der Quelle des Lichts zu ziehen bemühet iſt. Allein ich werde auch niemals glauben können, daß die Gnade die Vortrefflichkeit unſerer Natur umſtürzen, und aus einem verſtän-

ſtändigen frey wirkenden Weſen, eine durch das noth-wendige Maaß der Werkkunſt erbaute blinde Maſchine habe herſtellen wollen. Wenn ſie uns erleuchtet, ſo geſchiehet es, daß ſie unſere Leidenſchaften beruhiget, die Wolken der Vorurtheile zerſtreuet, unſere Aufmerkſamkeit erwecket, dieſelbe ſtandhaft machet, und unſere Einſichten ſtärket und belebet. Sie flöſſet uns keine dumme mechaniſche Uiberzeugung in die Seele, von welcher man ſich unmöglich einen richtigen Begrif machen kan; ſondern ſie hilft unſerer Vernunft auf, die Stärke der Beweiſe rührend zu empfinden, und dadurch zu einer natürlichen und vernünftigen Uiberzeugung zu gelangen. Wolte man anderer Geſtalt ſich auf eine von dem Heiligen Geiſt unmittelbar hervorkommende mechaniſche Uiberzeugung berufen, ſo würde man ſich eines Beweiſes, den eine groſſe Anzahl der Secten mit aller Zuverſicht zurück zu ſchieben bereit ſeyn würde, folglich eines Beweiſes, der nichts bedeutet, bedienen.

Dieſes iſt meine Meinung von der Orthodoxie, worüber ich keinen Federkampf ausſchlagen werde, wenn iemanden die Luſt ankommen ſolte, mir darüber eine Fehde anzukündigen. Ich ſetze ſie ſtat der Vorrede*) anhero, weil ich befunden habe, daß ſie allzu ernſthaft ſey, unter dem Werk meiner Bagatelle Platz zu nehmen. Sie iſt eine Auslegung über die vorhergehende ſpöttiſche Abhandlungen, darinne ich verſtellter Weiſe vorgegeben habe, als ob Tugend und Wahrheit Dinge wären, ſo in der Einbildung beſtänden, auch nur von der Zeit und Umſtänden abhiengen. Ich ſehe auch kein ander Mittel. Man muß entweder der Meinung beyfallen, die ich lächerlich ge-

*) Siehe die obige Anmerkung.

gemacht; oder man muß diejenige annehmen, für die ich anietzo das Wort recht im Ernſt geredet habe.

Was ich von dem mechaniſchen Werkgerüſte der Menſchen, (Mechanisme des Hommes), geſagt, hilft zur Unterſtützung eben dieſer Wahrheit, und ich kan ſchwerlich glauben, daß meine Leſer nicht die Einſicht haben ſolten, dasjenige zu begreifen, was ich von der königlichen Erbwürde geſagt, und von der Glückſeligkeit, ſo die Eitelkeit von der Einbildung bettelnd erborget, lachend vorgetragen habe.

Meine erſtern vier bis fünf Bagatellen gehen auf die Fehler der galanten Schreibart, ſo ich bey den franzöſiſchen Schriftſtellern, nach der neueſten Mode, angemerkt habe, welche das vermeinte Delicate, (zärtlich feine), einiger geheimnißvollen Redensarten, der ſchuldigen Pflicht eines Autors, etwas vernehmliches zu Markte zu bringen, vorzuziehen ſcheinen. Inſonderheit habe ich mein Abſehen auf eine gewiſſe klein abgekürzte Schreibart, die einen Abſatz, in eine ziemliche Länge, durch zwanzig kleine Sentenzen dehnet, die mit artigen Wind ausgeſtopft, von allen weſentlichen etwas mager und leer ſind, und eben dadurch einen aufmerkſamen Leſer beheren, der keine andere Eigenſchaft als ein paar anſehnliche Ohren hat.

Ich habe auch von den natürlichen Urſachen der Nachläßigkeit der Menſchen in guten Sitten und in der Liebe gegen das Vaterland geſprochen. Die Urſachen, die ich davon vorgebracht, ob ſie gleich voller Spötterey hingeſchrieben ſind, werden doch gewiß und wahr bleiben, ſo lange die Menſchen nothwendig wir-

ken-

kende Dinger ſeyn, von den Umſtänden, darinne ſie ſtehen, durchaus abhangen, und die Fackel der Vernunft ſich nicht leuchten laſſen wollen.

Da ich überzeugt bin, daß dieſe Räthſel ſich ohne Zauberey werden auflöſen laſſen, ließ ich mich von der guten Meinung, die ich von den Menſchen hatte, mich einmal gerne bey der Naſe herum führen. Nunmehro aber will ich meinen Plan ändern. Die Haupteinrichtung meines Werks ſoll nun nichts mehr von Spötterey an ſich haben, wiewohl ich auch nicht ganz und gar gut davor ſeyn will. Denn es fällt gar ſchwer, ohne ein wenig Spöttersalz beym Spielen mit einzuſtreuen. Wenn mir aber ja der Kützel darzu ankommen ſollte, ſo werde ich die Blätter bezeichnen, und ihnen einen kleinen Schild mit anhängen, damit ſich das Publicum darnach richten könne.

Ich will meinem Titel Gnüge thun, und wenn ich künftig hin alles das eine Bagatelle nennen werde, was der Vernunft Tort thut, ſo müßte es nicht gut ſeyn, wenn das Werk mit dem Titel keine Wechſelverbindung haben ſolte; wenn es auch nicht wäre, ſo würde es eben ſo viel nicht zu bedeuten haben. Ich bin recht begierig von allen Dingen zu reden, und mich von meinen Betrachtungen auf gerathe wohl hinführen zu laſſen, wo ſie hin wollen. Heißt das wohl ſein Wort nicht halten, wenn man mehr zahlt, als man verſprochen hat?

XXXIII.

Schreiben von der Orthodoxie *.

Mein Herr,

Allem Vermuthen nach, wissen Sie schon, daß anschnliche Theologen sich heftig über ihre Theologische Maschine und über Ihre orthodoxen und Coccejanischen Begriffe geärgert haben. Sie haben daraus sogleich geschlossen, daß Sie weder ein Coccejaner, noch ein Orthodoxe seyn müssen.

Meine Meinungen sind Ihnen vorlängst bekannt und Sie müssen gewiß überzeugt seyn, daß ich ein Orthodoxe bin, wenn ich ja kein Coccejaner seyn sollte. Das heißt aber nicht, als ob ich meine Meinungen durch die Mühle der Orthodoxie hätte durchfegen lassen. Gar nicht, ich bemühe mich mit der Religion nützlich zu beschäftigen, weil sie doch die wichtigsten Materien enthält, und nach einer reiflichen Untersuchung habe ich meinen Begriffen keine gemässer, als die in diesem Lande herrschet.

Wie aber der Eifer der Vernunft nicht so gar heftig und ausgelassen ist, als der Eifer vorgefaßter Meinungen, so bekenne ich Ihnen, daß ich über den geringsten Anschein eines Lasters der beleidigten Orthodoxie nicht so geschwind in den Harnisch gebracht werde.

Ein Irrthum, darein man mit redlichem Gemüth gerathen kan, findet bey mir so geschwinde Vergebung, als eine Sache von der Welt erlangen kan, und nach mei-

* XVI Bagatelle.

meinen Gedanken, iſt keine abſcheulichere Ketzerey, als der dürftigliche Haß wider die Ketzer.

Bey ſo geſtalten Sachen wird man leicht glauben, daß ich ſo geiſtreich nicht bin, den Irrthum in Ausdrücken auszuſtöbern, die dergleichen nicht augenſcheinlich in ſich faſſen, noch daß ich mich wider die arme Bagatelle panſtern ſollte, die ich ins Geſicht gefaßt habe.

Alles was ſie mir hören läſſet, und alles was ſie witzigen Gemüthern zu vernehmen giebt, beſtehet darinne, daß man laſterhaft und lächerlich würde, wenn man ein Orthodoxe und Coccejaner nach einer pur mechaniſchen Einrichtung wäre, wie man es eben ſo wohl ſeyn würde, wenn man auf den Fuß dieſes Grundſatzes ein Voetianer oder Ketzer wäre.

Sie haben ihren Leſern verſprochen, dann und wann Briefe von ihren guten Freunden, den Vernunftstrotzern, mitzutheilen, damit Sie das Publicum in einer beliebten Veränderung ihrer Gerichte ergötzten. Heute will ich Ihnen in Erfüllung ihres gegebenen Worts Hülfe leiſten, indem ich Ihnen einige Betrachtungen über die Orthodoxie einreiche; ein Wort, welches das zweydeutigſte von der Welt, und von einer für die Geſellſchaft höchſt gefährlichen Doppelſinnigkeit iſt.

Wenn dieſe Betrachtungen für die Bagatelle das Wort nicht auf eine ſo leichtfertige ſpöttiſche Art, wie die Ihrigen, reden, ſo greifen ſie dieſelbe doch an, und folglich haben ſie mit Ihrem Titel eine gnügliche Verwandſchaft.

Die Orthodoxie kan, wie die Bagatelle, in die allgemeine und beſondere abgetheilet werden.

Die

Die allgemeine Orthodoxie ist die herrschende Religion eines ieden Landes.

Nach dieser Beschreibung ist der Jünger oder Schüler des Confucius ein Orthodoxe in China, und alle andere Bewohner des Erdbodens sind Ketzer. In Europa sind alle Heyden Ketzer, und die reine Lehre gehöret den Christen eigen. In Spanien sind die Protestanten des Feuers schuldige Höllenbrände. Bey uns sind alle Catholiken verdammt, denn aus Gnaden erlassen wir ihnen noch die zeitliche Strafe. Ob nun wohl die Orthodoxen eines ieden Strichlandes sich diesen Titel eben trotzig beylegen, als wenn er ihnen niemals streitig gemacht würde, so fehlet es doch auch nicht an ziemlich unterscheidenden Begriffen von der allgemeinen Orthodoxie. Die Sache kömmt auf die Berge und Flüsse an, welche für eine iede Gerichtsbarkeit zu Grenzen dienen, und so wenig einer in der Erdbeschreibung bewandert seyn mag, so versteht er doch, was Ketzer und Orthodoxe in diesem Sinn bedeuten soll. Allein was für ein Gewirre verfitzet die Begriffe nicht in einander, wenn man in die Zertheilung der besondern Orthodoxie eindringen will?

Die in iedem Lande herrschende Religion zertheilt sich allezeit in verschiedene Secten, welche in einigen Lehren übereinkommen, in andern aber uneinig sind, und sich gemeiniglich weit grimmiger hassen, als wenn ihre Meinungen einander in allen Stücken schnurgerade widersprechend streitig wären.

Diese Secten haben ebenfalls wieder ihre fernern Abtheilungen, und es fehlt wenig, daß man die besondere Orthodoxie nicht auf die Art beschreiben müsse, daß sie eine besondere Meinung eines ieden

den einzelnen Menſchens in Anſehung der Religion ſey.

Mir iſt eine ganz neue Meinung in den Sinn gekommen, über eine Sache, die nur deswegen etwas zu bedeuten hat, weil ſie von meiner Eitelkeit ein Anſehen bekommt. Ich ſelbſt bin ein **Orthodoxe**, dieſes wird mir hoffentlich kein Menſch ſtreitig machen, und alle diejenigen, welche ſo hartnäckig ſich aufführen und meine Beweiſe nicht für voll anſehen wollen, ſind ſchlechtweg **Ketzer**. Darf ich ſie nun gleich nicht öffentlich davor erklären, ſo weiß ich doch wohl, was ich von ihnen denke, und was alle Welt mit mir denken wird, wenn man nur einmal die Augen recht aufthun wollte.

Auf ſolche Art faſt pflegt ieder arme Sterbliche zu ſchlieſſen, und auf dergleichen elenden und jämmerlichen Vernunftſchluß ſteifet man ſeinen lächerlichen Haß und ſeine freundſchaftliche Zuneigung. Die nichtswürdigſte unter ſeinen Lumpen-Meinungen, wenn ſie ſein Nachbar annimmt und mit ihm glaubet, macht ſogleich einen Mann aus demſelben, der Geiſt und Verſtand hat, der Aufrichtigkeit und Redlichkeit, kurz, alle gute Eigenſchaften eines wackern Mannes beſitzet.

Alles dieſes ungereimte Weſen kommt daher, daß die Menſchen recht mit Vorſatz den hohen Vorzug ihrer Natur verachten, und dieſelbe nicht würdigen wollen, die Grundſätze ihrer Schlüſſe und Aufführung aus der Vernunft zu ſchöpfen, welche in unſerer Seele die Statthalterſtelle des unendlich vernünftigen Weſens vertritt.

Würde man ſich an die heiligen Verordnungen halten, ſo würde die allgemeine ſo wohl, als die beſon-

re Orthodoxie, wie ein Schatten verſchwinden, welche den Verſtand mit den dickeſten Finſterniſſen umziehet und dadurch ein Mittel gefunden hat, den Saamen des Haſſes in die Seele der Menſchen auszuſäen, worinne doch eine zärtliche brüderliche Liebe gegen den Nächſten der fruchtbare Acker aller Tugenden ſeyn ſollte. Sodann würde gar bald nur eine einzige Orthodoxie, nur eine einzige Ketzerey ſtatt behalten, welche feſt und unveränderlich blieben, von denen man gar leicht einen deutlichen und unterſcheidenden Begriff faſſen könnte. Der Name eines Orthodoxen würde ſodann einem ieden Menſchen mit Recht beygeleget werden, der durch richtige Erkenntniß der Gröſſe und Schönheit der Vernunft, ſich würde angelegen ſeyn laſſen, dieſelbe auszuarbeiten, und deren Stärke durch unausgeſetzte Uibung zu vermehren; der in brennender Liebe zur Wahrheit iede Meinung mit möglichſter Sorgfalt unterſuchen würde, ehe und bevor er ſeine Begriffe von derſelben feſſeln ließ; und der ſich bemühen würde, einem ieden Satz von Wichtigkeit nur dasjenige Maaß der Wahrſcheinlichkeit zuzutheilen, welches ihm die Vernunft anwies.

Ein ieder im Gegentheil würde ein Ketzer ſeyn, der aus Faulheit, Unachtſamkeit, Liebe zu den Lüſten, aus Verachtung gegen alles, was in ihm ſelbſt edles, majeſtätiſches iſt, nichts glaubet, oder wenn er ſich ja einbildet, er glaube, nur einen ſo vermengten Glauben an dasjenige hat, was ihm andere unter dem Namen der Wahrheit verſagen.

Ich bin gewiß verſichert, daß keine geringe Anzahl derer, welche ſich in dieſer Beſchreibung kenntlich gemacht finden, ſtutzen oder gar als über eine entſetzliche Sache erſchrecken möchten, daß ihnen die Haare zu

Berge

Berge ſtehen. Was, werden ſie ausrufen, nach dieſer Rechnung ſoll man unter die Orthodoxen gezehlet werden, wenn man die reine Lehre verwirft; und ein Ketzer ſeyn, wenn man ihr gleich anhängt? Man ſoll lobwürdig heiſſen, ob man gleich in Irrthum verſenkt iſt; und laſterhaft werden, wenn man gleich die reineſte Wahrheit zur Seite hat? Dieſe Wahrheit ſollte, als eine gleichgültige Sache angeſehen werden?

Sachte! dieſes ſind lauter übereilte Urtheile, eine pure Unachtſamkeit gegen die unwandelbaren Grundſätze der Vernunftſchlüſſe. Die Wahrheit iſt nichts weniger, als eine gleichgültige Sache. Wäre ſie dieſes, ſo würde der Gebrauch der Vernunft unnützlich ſeyn. Die Unterſuchung wäre das mühſamſte Geſchäft, davon man die geringſte Belohnung vergebens zu erwarten haben würde. So viel wäre gewiß, daß die Wahrheit etwas gleichgültiges ſeyn könnte, wenn ſie uns, als ein Geſchenk, von ohngefähr zugefallen, nicht aber eine Frucht unſerer angewandten Bemühung wäre.

Die Wahrheit iſt allerdings etwas, und eine der unendlich koſtbarſten Sachen für einen vernünftigen Menſchen: Sie iſt ſich durch gute Beweisgründe ihr ſelbſt eigen. Für denjenigen iſt ſie freylich nichts, ſie iſt gar nicht vorhanden, der ſie nicht verſteht, der ſie nicht einſiehet; der viel zu unwiſſend iſt, als daß er ſie mit Vernunft vereinigen kan, und dasjenige Glauben nennet, wenn man gewiſſen Wörtern anhängt, die man mit den Begriffen nicht verglichen hat, um derſelben Uibereinſtimmung zu empfinden.

Durch einen Zufall in Irrthum seyn, und von ohngefähr gewisse Ausdrückungen annehmen, die für einen, der sie untersuchet, als wahr erkannt werden, ist einerley: Hier herrschet auf einer Seite, wie auf der andern einerley Faulheit, einerley Unachtsamkeit, die von der allerhöchsten Vernunft, von der allerhöchsten Gewalt straffällig erkannt werden.

Man sage mir doch, ob die Seligkeit davon abhange, daß ein Mensch zu Constantinopel, zu Madrit, zu London oder zu Jerusalem gebohren und auferzogen worden sey; und ob nicht die Geburt und die Auferziehung insgemein von unserer Religion die Entscheidung giebt!

Sollte aber wohl ein Mensch, der nach vorgängiger fleißiger und genauer Untersuchung, nach eifriger Bemühung, seine Vernunft durch andere Einsichten aufzuklären, nach aller Anwendung seiner Kräfte, die Wahrheit zu erlangen, in ketzerische Meinungen verfället, dieses unglückseligen Vergehens wegen nicht gestrafet werden können? Diesen Einwurf lasse ich unbeantwortet, mein Herr. Ihre Leser mögen sich solchen selbst beantworten, und wenn sie denselben mit gesetztem Gemüth wohl erwogen haben, so werden sie ihn ohne alle Schwierigkeit zu beantworten wissen.

XXXIV.

Die Dichtkunſt *.

Die Dichtkunſt hat zu allen Zeiten ihre Feinde, doch auch ihre Vertheidiger gefunden. Diejenigen, ſo ſie ſchützen und verfechten, berufen ſich mit allem Recht auf die erſten weiſen Leute in der Welt, welchen der Abſcheu des menſchlichen Herzens gegen alle Sittenlehren wohlbekannt war, daher ſie die Einbildung der Menſchen mit der Poeſie bezaubernd fiengen und durch dieſen Weg die Weisheit in ihre Seelen leiteten. Der ſogenannte göttliche Plato wird von den Widerſachern im Gegentheil angeführet. Dieſer berühmte Schüler des Socrates verbannete alle Poeten aus der in ſeiner Phantaſie aufgerichteten Republik, weil er ſie für dem menſchlichen Herzen gefährliche Giftmiſcher anſahe. Indeſſen iſt es doch gewiß, daß dieſer Philoſoph es nicht ſowohl der Dichtkunſt, als vielmehr den Dichtern, die einen Mißbrauch mit derſelben trieben, entgelten laſſen wollte. Seine Abſicht lenkte ſich überdieſes auf ſolche Leute ſeiner Zeit, die ganz Griechenland mit aufgeſperrtem Munde bewunderte, ohnerachtet ſie die Gottheit auf die Schwachheit der Menſchen herunter zerreten und daraus ein Muſter der Laſter und der Unſinnigkeiten machten. Ausgemacht iſts, daß Plato die Poeſie hochhielt. Seine Schreibart ſcheinet nach dem Homer eingerichtet zu ſeyn, aus dem er öfters gewiſſe Stellen anführte, darinne die edlen und erhabenen Wahrheiten, mit Hülfe der Dichtkunſt aufs prächtigſte ins Licht geſtellet werden. Mithin ta-

*) LXXXVIII Bagatelle.

delt er nichts, als den Mißbrauch einer recht guten Sache.

Anietzo noch werden von Zeit zu Zeit Streitſchriften vor und wider die Poeſie gewechſelt. Sie ſcheinen mir ſehr unnützlich zu ſeyn, weil nichts leichter fällt, als die Sache mit wenig Worten auszumachen. Zu dem Ende kommts nur darauf an, in die Natur der Sache einzudringen. Die Poeſie iſt nichts anders als eine abgemeſſene Rede, welche durch Pracht, durch feine Zärtlichkeit, oder Annehmlichkeit der Gedanken und Redensarten, die Einbildung rühret und ergötzet, die Aufmerkſamkeit zugleich auch im Verſtand erwecket und unterhält. Werden dieſe annehmliche Zierrathen der Wahrheit und Tugend umgehangen, ſo darf man nicht zweifeln, daß ſie denſelben einen höhern Glanz geben und einen leichtern Weg in den menſchlichen Verſtand und das Herz bahnen können.

Der ſtärkſte Einwurf, den man wider die Poeſie machet, beſtehet darinne, daß es nicht wohl möglich zu ſeyn ſcheine, als ob die Vernunft bey den Schwierigkeiten nicht groſſen Zwang leiden müſſe, darein ein Dichter bey Abmeſſung der Verſe geſetzt würde. Allein dieſe Unmöglichkeit halte ich für ein Hirngeſpinſt. Wir finden öfters ſo viel Vernunft in den Verſen der größten Geiſter, welche weit freyer und ungezwungener, als in der aufs beſte zuſammen gefaßten Proſe, erſcheinet. Wahr iſts, daß dieſes etwas ſeltenes zu ſeyn pfleget, weil wirklich ein Verſtand von auſſerordentlicher Stärke erfordert wird, alle Hinderniſſe zu überſteigen, welche die Poeſie der Freyheit in Vernunftſchlüſſen entgegen ſtellet. Alles, was man aus dem angeführten Einwurf ſchlieſſen kan, lauft

dahin

dahin aus, daß man ſich allerdings wundern müſſe, wie ſich eine ſo groſſe Menge Leute in dieſe Kunſt eindringen mögen, darinne man doch eine Verbindung vieler Gaben, die auf gewiſſe Art nicht mit einander vereinigt werden können, ſchwerlich fortzukommen vermag. Dergleichen nun ſind die Stärke der Einbildungskraft und die Richtigkeit der Vernunftſchlüſſe. Man kan zwar ſolches gewiſſen Versſchreibern endlich noch zu gute halten, die für das unwiſſende Publicum ſchmieren, und ſich ſelbſt bewundern, weil ſie bewundert werden. Ich laß es denen auch noch hingehen, welche eine Geſellſchaft guter Freunde, die für Kenner gehalten werden, lobet und rühmet. Allein kan man wohl die Gefälligkeit für ſich ſelbſt ſo gar weit treiben, daß man ſeine Verſe für gut hält, weil ſie von ſeiner Frau, und zwey bis drey Kindern hochgeſchätzt werden? Der Fall iſt nicht zu begreifen, und ſcheinet aus dem Bezirk der menſchlichen Schwachheit überzutreten. Gleichwohl hat er doch ſeine wirkliche gute Richtigkeit. Ich habe ſelbſt ſolche Reimſchmidte geſehen, die durch Wind und Moraſt, durch dicke und dünne hin gereimet haben, ob ſie gleich nicht das Vergnügen genoſſen, daß eine einzige von ihren Strophen gelobt worden wär. Von ſolchem Schroot und Korn war der alte Damon, der gewiß noch bis dieſe Stunde reimen würde, wenn er noch lebte. Er war ein Gelehrter, das kan man ihm nicht abſprechen und der ehrlichſte Mann ſeiner Zeit.

Krieg, Staatskunſt, Religion, Liebe, alles gab ſeiner geſchwind fort ſtreichenden Dichterey Gelegenheit. Kaum war ein Sonnet, oder ein Gedicht ausgeheckt, ſo zeigte er daſſelbe einer Bande von guten und vernünftigen Freunden, welche viel zu höflich waren,

ren, als daß ſie ihn in ſeiner Schwachheit mit Lobſprüchen hätten vollends verſinken laſſen ſollen, auch darbey ſo viel mitleidige Liebe beſaſſen, als daß ſie den guten Mann durch eine Freyheit unnützlicher Weiſe hätten beleidigen wollen. Seine Verſe wurden geleſen. Man ſagte kein Wort darzu, und Damon ſteckte ſie zu ihrem andern unglücklichen Geſchwiſter mit aller gelaſſenen Zufriedenheit wieder in Schubſack. Bey ſeiner Heimkunft gieng das Reimen wieder vom friſchen an, und er nahm ſich die Mühe nicht mehr, ſeine poetiſchen lieben Kinder dergleichen kaltſinnigen Aufnahme wiederum auszuſtellen.

Ein junges Frauenzimmer, die ich kannte, welche gar zu lebhaft war, als daß ſie ſich an die Wörter im Wörterbuche gehalten hätte, nennete die Reimerey des Damon und ſeines gleichen, Verszwinger. Ich dächte, man könnte dieſes Wort annehmen. Wir haben zwar das Wort Reimſchmidte. Wenn aber eine Sache gar zu gemein wird, ſo ſind gleichbedeutende Ausdrücke ſehr nützlich.

XXXV.

Die Beurtheilung der Werke des Witzes *.

Die Werke des Witzes zu beurtheilen, findet ſich eine gewiſſe Art und Weiſe, ſo überhaupt unter allen Perſonen ſehr gewöhnlich iſt, die Einbildungskraft beſitzen, etwas ſtudirt, und einige Begriffe aus der Art zu denken des P. Bouhours erſchnappt haben, denen aber die philoſophiſche Gabe fehlet, in die Natur

*) LXXVIII Bagatelle.

Natur der Sache ſelbſt einzudringen. Dieſe Art von Leuten haftet mit ihrer Aufmerkſamkeit lediglich an den Gedanken, an den glänzenden Stellen, die in einem Werk reizen und rühren, aus der Anzahl dieſer Züge nun rechnen ſie deſſen Preis aus. Gleichwohl iſt es nur ein leichtes Verdienſt, ein witziges Werk herzuſtellen. Es giebt derſelben durchaus ſchlechte, welche der Phantaſie durch tauſend neue und glückliche Wendungen, und mit vielen richtigen und ſchimmernden Gedanken zugleich ſchmeicheln. Dieſe Wendungen und Gedanken können nichts zur Sache thun, und das Stück, welches von denſelben zuſammen geſetzt iſt, kan dennoch von aller Kunſt und gutem Vernunftſinn leer und entblöſſet ſeyn.

Den rechten Werth eines Gedichts, z. E. zu erkennen, muß man den wahren Zweck des Verfaſſers recht auszuwickeln wiſſen, alles, was er unſerm Verſtand vorſtellet, dahin leiten, und ihm wegen Anwendung der Vernunftskräfte und der Bemühungen des Witzes, die er anzuwenden verbunden iſt, ſeinen Anſchlag glücklich auszuführen, alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Es iſt noch ein anderer Fehler, der dieſen kritiſirenden ſchönen Geiſtern ſehr anhängt, und aus eben dieſer Quelle den Urſprung ziehet, daß ſie ſich nur allein bey gewiſſen Ausdrücken aufhalten, welche etwas lebhaftes oder zärtlich feines verſprechen, und dabey über einfältige geringe Worte, von denen ſie nichts wunderbares gewärtig ſind, hinſtreichen. Eben dadurch berauben ſie ſich aber öfters des Vergnügens, welches eine der ſchönſten Gedenkensart im Schreiben in dem Gemüth erregen kan. Ein erhabener Geiſt gebrauche ſich dergleichen äuſſerliche Einfälle gar öfters, die

gröſsten und edelſten Wahrheiten dahinein zu wickeln, oder im Gemüth des Leſers einen Haufen von Begriffen zu erwecken, welche ſich zu erkennen geben, und alle Ausdrücke übertreffen. Dieſes iſt ſodann eine deſto gröſſere Schönheit, und weit höher zu achten, welche ihren Glanz von der Vernunft erhält, die doch allezeit der entſcheidendſte Character der Vortreflichkeit unſers Weſens bleiben wird.

Man ſehe nur, wie Scarron, in einer Zuſchrift an die Königin von Frankreich, ſeiner hohen Wohlthäterin, ſich vernehmen läſst:

Groſſe Königin, liebe Frau,
Gewiſs, ihr ſeyd ein gutes Weib.

Wenn ſich ein ſchöner Geiſt die Mühe nimmt, nur einen Augenblick auf dieſen Zug nachzudenken, ſo wird er den Ausdruck darinne kurzweilig genug befinden, und der einem Mann, welcher ſich mit der luſtigen Schreibart abgiebt, ſehr würdig iſt. Vielleicht mag auch Scarron ſelbſt gedacht haben, er ſey zu entſchuldigen, wenn er dergleichen nicht ſonderlich ehrerbietigen Ausdruck gegen eine groſſe Prinzeſsin gebraucht, und den er nicht leicht einem andern vergeben würde, wenn er der Königin den Titel eines guten Weibs beyzulegen, ſich unterſtanden. Will man aber darüber nur ein wenig Aufmerkſamkeit anwenden, ſo wird man ohne Zweifel ſpüren, daſs unſer comiſche Poet bey dieſer Gelegenheit, die Einfalt und anſcheinende Grobheit dieſer Ausdrücke ſo wohl anzubringen gewuſst habe, daſs es nicht möglich iſt, es könnte eine ſchmeichelhafte Lobeserhebung, und eine künſtlichere Anwendung gewiſſer zärtlich feinen verdeckten Liebkoſungen aus einem groſſen Haufen der prächtigſten auserleſenſten hohen Worte hervor ſteigen. Man wird

mich

mich hoffentlich nicht für einen Ausleger hierbey anſehen. Scarron hatte Nachdenken, er wußte auf ſeine Art zu leben, viele Stellen ſeiner Werke ſind Gewährsleute für ihn. Es wird mir nur erlaubt ſeyn, ſeine Gedanken auf eine Art auszuwickeln, wie ich mir dieſelben vorſtelle.

Gütigkeit iſt gewiß die liebenswürdigſte Eigenſchaft, die allerangelegentlichſte Tugend, deren ein menſchliches Gemüth fähig iſt. Sie iſt das ſtärkſte Band der Geſellſchaft, und in einer ieden Perſon, wo ſie ſich antreffen läßt, würdig, gelobt und bewundert zu werden. Alle Menſchen, wenn ſie zum wenigſten keine Ungeheur ſind, haben einigen Saamen im Herzen davon liegen. Er wird aber durch ein beſtändiges Wohlergehen erſtickt, welches, weil es die Gemüther gewiſſer gar zu unglückſeliger Sterblichen von dem Begrif des Elendes entfernet, ſie verhindert eine Neigung des Herzens zu fühlen, die man Mitleiden nennet, und mit dem kläglichen Zuſtand anderer eine Verhältniß hat. Dieſe Beſchaffenheit verzehret ſich und ſtirbt ab, wenn ſie nicht in Uibung erhalten wird, und da nimmt ſodann öfters eine abſcheuliche Härtigkeit ihren Platz ein. Ganz anders verhält ſichs, wenn man das Glück hat, einen Begrif vom Elend, durch ſeine eigne Erfahrung zu erhalten. Denn ſo geſchiehet es gewiß, daß man ſich den Pflichten der Leutſeligkeit nach dem Maaß, nach welchem man die nöthige Hülfe anderer Menſchen empfindet, deſto mehr nähert.

Ein elender bedrängter Menſch findet öfters die ſicherſte Hülfe nur bey ſolchen Leuten, die faſt ſo elend und hülfbedürftig ſind, als er ſelbſt iſt. Man ſiehet iezuweilen einen armen Handwerksmann und Tage-

löhner

löhner seinen Bissen Brot auf die edelste Art unter seiner Familie aus: auch wohl seinem Nachbar mittheilen, der ausser Stand ist, seine Kinder zu ernähren. Woher entstehet doch wohl diese erstaunliche Liebe? Der arme Wohlthäter erinnert sich noch auf die lebhafteste Weise des Vergnügens, davon er gerühret worden ist, als er in der dringendsten Bedürfniß einen Trost erhielt. Vielleicht spornet ihn eben diese Noth an. Er stellet sich leicht und geschwind in den Platz seines Nachbars.

Mit einer in den Armen des glückseligen Wohlstandes schlafenden Person hat es eine weit andere Beschaffenheit. Wie mag man doch verlangen, daß sie in dem strengsten Winter, wohl bedeckt, wohl gefüttert sich einbilden solte, daß es sehr kalt sey? Wie solte sie selbst empfinden, daß der Hunger und Appetit, den sie sich wünschet, andern so viel Verdruß machen solte? Darzu ist ihre Einbildung viel zu schwach.

Wo solte das Mittel herkommen, das den reichen Thalerhold antriebe, seinen nächsten Anverwandten mitleidig anzusehen, der doch der rechtschaffenste, ehrlichste Mann ist, und die geringste Handthierung treiben muß, nur sich des Hungers zu erwehren? Seine ganze Seele ist mit Lust und vergnügter Bequemlichkeit angefüllt, daß nicht das geringste Räumgen mehr darinne zu finden, wo sich schmerzliche Empfindungen aufhalten könnten. Sein Papagoy ist von einer gefährlichen Krankheit wieder genesen, sein Schooßhündgen befindet sich munter und gesund, worüber soll er sich bekümmern? Indessen lebet Thalerhold und seines Gleichen unter Leuten, sie sehen iezuweilen unglückselige Personen vor ihren Augen, sie hören wie die-

dieſelben ihren jämmerlichen Zuſtand mit den beweglichſten Worten und mit eindringendſten Tönen zu erkennen geben, welche die Natur einer ieden Leidenſchaft einpflanzet. Es iſt durchaus nicht möglich, daß ſie von dem Elend einen ſeichten Begrif haben, der Grundſatz einer Gütigkeit ſich gar nicht in ihren Herzen finden, und von Zeit zu Zeit rege werden, auch durch tauſend annehmliche Empfindungen, die ihn niederdrücken, durchdringen ſollte.

Es kan faſt nicht geſchehen, daß eine zum Thron ausdrücklich geſchaffene Creatur, welcher alles, was um und neben ihr iſt, erweiſet, ſie ſey von ganz andern Leim, als wir gebildet, und mit der Menſchheit kein Verhältniß hat, dieſer liebenswürdigen Schwachheit, ſo man Mitleiden nennet, fähig ſeyn kan.

Eine Königin, welche ſagen hörete, daß viel arme Hungers geſtorben wären: Sind das aber nicht närriſche Leute, ſagte ſie, können ſie nicht Käſe und Brot eſſen? Das wäre ja wohl beſſer, als eines ſo elenden Todes ſterben. Die arme Dame glaubte, es ſey unmöglich, daß es Leute geben ſolte, denen die allergemeinſten Nahrungsmittel fehlten, und daß man nicht Hungers ſterben könnte, bis keine Faſanen, Ortolanen und Rebhüner mehr vorhanden wären. Nichts iſt natürlicher. Zwiſchen ihrem Zuſtand und dem äuſſerſten Elend iſt eine groſſe Kluft befeſtiget, und fällt ſehr ſchwer von dem einen aufs andere zu denken.

Man könnte überaus füglich auf die milde Liebe ziehen, was Ovidius von der Liebe ſpricht:

Non bene conveniunt, nec in una ſede morantur,
Majeſtas & Amor.

Wel-

Welchen Grund menſchlicher Empfindungen muß alſo nicht eine Königin beſitzen, welche den Titel eines guten Weibes verdienet? Wie muß ſie nicht die Kräfte der Vernunft angeſtrenget haben, dieſen edlen Grundſatz der Güte zu erwecken, den alles, was um ſie webet und ſchwebet, ſchlafend zu machen ſich bemühet? In Wahrheit, wenn die Tugend nach dem Maaß der Bemühung, ſie zu erlangen, belohnet werden ſoll: Wenn Verdienſte mit ihren Schwierigkeiten aufs richtigſte abgewogen ſind; ſo iſt die Tugend eines ganzen Volks, in Vergleich mit der Tugend eines mächtigen Beherrſchers, der einer Leutſeligkeit fähig iſt, vor nichts zu rechnen, und der einzige Titel: eines guten Weibs, iſt des Jahrgelds allein werth, welches

Scarron von der Königin in Frankreich

zog.

Der vernünftige Philoſoph,

oder

auserleſene

Abhandlungen

zur Einrichtung und zum Vergnügen

des

Verſtandes, Witzes und Herzens.

Aus den franzöſiſchen Schriften

des ſcharfſinnigen

Herrn Juſt van Effen

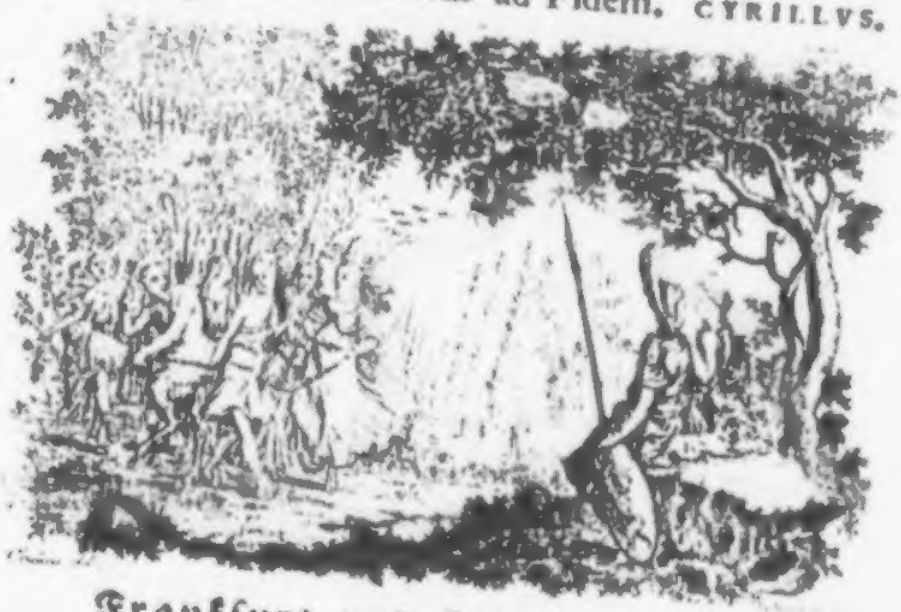
gezogen und deutſch herausgegeben

von

D. Oſterländer.

Zweyter Band.

Philoſophia Catechiſmus ad Fidem. CYRILLVS.



Frankfurt und Leipzig, 1754.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Des

vernünftigen Philoſophen

zweyte Abtheilung.

Moraliſche Abhandlungen.

Des zweyten Bandes
erste Abtheilung.

Inhalt
der moraliſchen Abhandlungen.

I. Vernunftmäßige Betrachtung über die Mildigkeit bey Allmoſen 3
II. Von der Auferziehung der Kinder 30
III. Die Selbſtliebe 58
IV. Die verkehrte Eigenliebe 66
V. Die verkehrten Characteren 74
VI. Unterſchied der Eitelkeit, des Stolzes und Hochmuths 81
VII. Der Hochmuth 87
VIII. Das Heldenthum 94
IX. Unbilliger Tadel der Eitelkeit 101
X. Die Annehmlichkeit der eiteln Einbildung 107
XI. Die glückliche Narrheit der Eitelkeit und der Phantaſie 114
XII. Die Herrſchaft des allgemein eingeführten Gebrauchs 120
XIII Die Herrſchaft der Mode im Verſtand, Witz und Herzen 131
XIV. Die Mode in der Andacht 139
XV. Der Eheſtand nach der Mode 146
XVI. Die wahre und eingebildete Glückſeligkeit 149
XVII. Die Liebe 156

Inhalt.

XVIII. Liebesgedanken. Ernſthaft verliebte Narren 162
XIX. Abbildung der luſtig verliebten Narren 170
XX. Die altväteriſche Liebe 176
XXI. Die Liebe des Frauenzimmers 185
XXII. Der Kleiderputz des Frauenzimmers 194
XXIII. Vorſicht des Frauenzimmers, den Verluſt ihrer Liebhaber zu vermeiden 203
XXIV. Urſachen der ſonderbaren Zuneigung des ſchönen Geſchlechts gegen Kriegsleute 209
XXV. Die Schamhaftigkeit und Unverſchämtheit 218
XXVI. Von der Höflichkeit 226
XXVII. Die wahre und falſche Beſcheidenheit 235
XXVIII. Widerſprechender Character in der Empfindlichkeit bey groſſen und kleinen Widerwärtigkeiten 243
XXIX. Das vergröſſerte Unglück 246
XXX. Das Leben 247
XXXI. Von dem Tode 254
XXXII. Der Nutzen moraliſcher Unterweiſung durch Fabeln 263
XXXIII. Der Menſch. Eine Fabel 270
XXXIV. Ironie, über den unüberwindlichen Trieb nach Reichthum 276
XXXV. Das unbillige Afterreden gegen das ſchöne Geſchlecht 282

Des zweyten Bandes
zweyte Abtheilung.

Inhalt
der vermiſchten Abhandlungen.

I. Die ächte und falſche Staatskunſt 293

II. Das Ceremoniel 302

III. Fortſetzung vom Ceremoniel 308

IV. Ironie über die Erbherrſchaft 318

V. Fortgeſetzte Ironie über das Erbprofeſſorat 333

VI. Die Zauberey der Gewohnheit 345

VII. Die veränderliche Neigung der Völker 351

VIII. Vergleichung des Frauenzimmers einiger der vornehmſten Völkerſchaften in Europa 361

IX. Fortgeſetzte Vergleichung 367

X. Fortgeſetzte Vergleichung 374

XI. Betrachtung über den liſtigen Witz der Italiäner 380

XII. Der Geiſt der Partey 386

Inhalt.

XIII. Vergleichung der Europäer mit den Barbaren 391

XIV. Der Adel und die hohe Geburt 399

XV. Die Reiſen 408

XVI. Die Pedanterey 415

XVII. Die Studenten- und Frauenzimmerpedanterey 421

XVIII. Von der vorzüglichen Ehrerbietung gegen das Alter 427

XIX. Eine Manufactur von Zuſchriften 435

XX. Anmerkungen über die Vorreden der Bücher 440

XXI. Schreiben eines Autors an das erleuchtete Publicum, welches zur Vorrede eines Werks beſtimmt iſt, ſo nächſtens ans Licht treten wird 446

XXII. Vergleichung des Atticus mit dem Cato 452

XXIII. Die alten Batavier 455

XXIV. Die Mäßigkeit der alten Holländer 462

XXV. Amſterdam 464

XXVI. Harlekins wohlmeinender Rath, ſein Glück zu machen 472

***

I.

Vernunftmäßige Betrachtung über die Mildigkeit bey Austheilung der Allmosen *.

§. 1. Jedermann hält die Mildigkeit für eine liebenswürdige Tugend.

Es ist nicht leicht eine Tugend, von welcher die Menschen vortheilhafter sprechen, als die Mildigkeit. Alle Welt stimmet überein, daß der menschlichen Gesellschaft nichts unentbehrlicher, einem guten Herzen nichts anständiger und überhaupt keine liebenswürdigere Tugend sey. Man macht sich einen so schönen und prächtigen Begrif davon, daß man für sich selbst einen Abscheu haben würde, wenn man sich wolte in den Sinn kommen lassen, ein hartes unbarmherzig Gemüth zu haben, welches gegen die Noth und Dürftigkeit des Nächsten unempfindlich seyn solte. Diejenigen selbst, welche niemals keine mitleidige That ausgeübet haben, schreien aus recht herzlich guter Meinung wider dergleichen nichtswürdige Gemüthsverfassung. Sie bilden sich ein, daß sie willig und bereit seyn würden, die edlen Pflichten der Menschlich-

*) XXXIX Abhandlung aus dem Menschenfeind.

lichkeit auszuüben, ſobald als ſie hinreichende Urſachen darzu antreiben würden. Denn bis hieher haben ſich wichtige Beweggründe gefunden, diejenigen abzuweiſen, welche ihrer Beyhülfe nöthig gehabt, oder ſie darum angeſprochen haben.

§. 2. Sonderbare Entſchuldigungen, wenn man ſie nicht ausubet.

„Man müßte etwas vor ſich bringen, damit man „in ſeinem Alter wider die ſchmähliche Armuth ſicher „geſtellt ſey. Bis auf dieſe Stunde haben ſie nur „ein mittelmäßiges Glück genoſſen. Ihr erſter Ge„genſtand der Mildigkeit müſſe ihre eigne Familie „ſeyn. Dieſe wohl und vortheilhaft zu verſorgen, „müſſe man etwas hinlegen. Was ſind es auch „für Leute, die zu der Leutſeligkeit dieſer tugendhaften „Perſonen ihre Zuflucht genommen haben? Elendes „unbrauchbares Volk; Herumläufer, die aus dem „Betteln ein Handwerk machen; Faullenzer, verſof„fene; jung unverſchämtes Pack, die keine Auffüh„rung haben; alte Schlingel, die durchaus nicht ar„beiten wollen; ſieche Leute, die durch ihre Schwelge„rey ſich muthwillig um ihren geſunden Leib gebracht „haben; Witben, die wohl hätten leben können, wenn „ſie unverheirathet geblieben wären, da ſie aber die „Raſerey ankam, zu heirathen, ſetzten ſie eine Men„ge Kinder auf die Welt her, die Hungers ſterben „müſſen. Wer mehr? Fremdlinge, die nur hätten „in ihrem Vaterlande bleiben können, und mit ih„ren Klagen und Seufzen ihren eignen Mitbürgern „die Ohren vollwimmern mögen. Warum haben „es dieſe Leute nicht, wie wir, gemacht? Wären ſie, „wie wir, fein mäßig, vorſichtig, wachſam, arbeit„ſam, geſchickt geweſen, was gilts, ſie würden ſich

nicht

„nicht in ſo elendem Zuſtand befinden. An ſtat die „reichen und wohlhabende Leute zu überlaufen, wür„den ſie nicht ſelbſt im Stand ſeyn, Armen mitzuthei„len? Soll ſich ein ehrlicher Mann ſolcher Leute we„gen, die an ihrem Elend ſelber Schuld ſind, ins Ver„derben bringen? Hat er deswegen ſeine ganze Lebens„zeit ſo viel ſchwere Arbeit und Mühſeligkeit ausge„ſtanden, daß er nun die Früchte derſelben dem erſten „Faullenzer, der ihn anläuft, und die Hand ausſtreckt, „in den Rachen ſtecken ſoll; und wenn wirs endlich „am Ende recht beſehen, warum wenden ſich ſolche „Leute, die es ja verdienen, daß ihnen geholfen werde, „nicht an reichere und wohlhabendere Perſonen, die „gröſſer Vermögen, als wir beſitzen, oder gehen nicht „ins Allmoſenamt?

§. 3. Die Beſchaffenheit ſolcher Entſchuldigungen wird beleuchtet.

Sehet dieſes ſind zum Theil die wunderbaren Urſachen, mit welchen die nichtswürdigſten und unbarmherzigſten Gemüther ihre unmenſchliche Grauſamkeit zu bemänteln pflegen, die ſie in dem Schooß ihrer Barbarey beruhigen, und ihre häßliche Geſtalt vor ihnen ſelbſt zu verbergen ſuchen. Alle dieſe Gründe ſind vortreflich, ſo bald man nur wünſchet, daß ſie es ſeyn ſollen. Man kan nicht allen Leuten unter die Arme greifen dieſes iſt ein Grundſatz, welcher deutlich beweiſet, daß es nicht nöthig ſey, einem Menſchen zu helfen, oder beyzuſtehen.

Meine Abſicht geht anietzo dahin nicht, ſolche grobe Sophiſtereyen des Herzens zu beſtreiten. Wenn man ſie nur anführet, ſo ſind ſie bereits hinlänglich widerleget. Die natürliche geſunde Vernunft ver-

mag nichts wider dergleichen unnatürliche Waffen. Sie ſind auf gewiſſe Art ganz unwürdig, daß man mit ihnen anbinden ſolte. Wenn dergleichen nichtswürdige Leute von ihrer ſchändlichen Unempfindlichkeit ja einmal zu ſich ſelbſt kommen, ſo geſchichet es gewiß nicht aus großmüthigen Bewegungsgründen. Ihr Herz weiß nichts davon. Es iſt unmöglich, daß es eine heilſame Bewegung hervorzubringen vermag. Solche niederträchtige Gemüther können nur durch verächtliche Bewegungsgründe gerühret werden. Man muß ihnen eine knechtiſche Furcht einjagen, ſie in Schrecken und Erſtaunen ſetzen, indem man ihnen das unbarmherzigſte Gericht vorleget, welches über diejenigen kommen wird, die keine Barmherzigkeit ausgeübet haben.

§. 4 Unterſuchung gewiſſer falſcher Maximen, durch welche ſich ſonſt vernünftige und tugendhafte Perſonen von Uibung der Mildigkeit abhalten laſſen.

Ich bin vielmehr entſchloſſen, gewiſſe unvermerkte Täuſcherenen ans Licht zu ſtellen, mit welchen ſich eine groſſe Menge Leute ſelbſt betrügen, die ſonſt nicht unvernünftig, und gar ehrbare Leute ſind, und werde ſuchen, die Falſchheit gewiſſer Maximen zu entdecken, welche die Leidenſchaften recht ſcheinbar zu bemänteln wiſſen, und die man aus Unbedachtſamkeit für ungezweifelt gewiß annimmt.

§. 5. Ob man Uibelthätern gutes thun ſoll.

Die Klugheit muß allezeit der Mildigkeit zum Wegweiſer dienen. Dieſes iſt eine unſtreitige Wahrheit, welche man aber jämmerlich mißbrauchet. Befielt denn, z. E. die Klugheit, daß man böſen und laſterhaften Leuten gutes thun ſoll? Allerdings, ſie verlangt die-

dieſes. Allein ſie will nur haben, daß ihr eure Mildigkeit in Anſehung ſolcher Leute, in etwas engere Grenzen einſchlieſſen möget, als ihr euren großmüthigen Wohlthaten zu ſetzen pfleget, welche verdienſtvolle Elende von euch erfordern. Soll denn der Uibelthäter, den die gehäßigſten Laſter abſcheulich machen, in dem erbärmlichſten Elende umkommen? Befreyen uns ſeine Laſter von der Pflicht ihm beyzuſpringen, und Linderung zu verſchaffen? Er iſt ein Menſch, er leidet. Dieſes iſt ſchon genug zu einem Gegenſtand unſerer Mildigkeit. Gleichwohl verdient ein ſolcher Menſch nicht, daß er lebet. Er iſt des Todes ſchuldig. Ich gebe es zu. Allein ihr ſeyd nicht ſein Richter; euch ſteht das Recht nicht zu, ihn zu ſtrafen: Und ihr bringt ihn doch auf einige Art ums Leben, wenn ihr nicht verhindert, daß ihn eine Krankheit aus der Zahl der Lebendigen wegreiſſet. Erfordert es der Nutzen der Geſellſchaft augenſcheinlich, daß er ſterben ſoll, und ſeine Lebensſtrafe den Böſen ein Beyſpiel gebe, ſo trete man ihm doch nur, als ein Chriſt bey; als ein rechtſchaffener Bürger aber helfe man ihn in die Hände der Gerechtigkeit liefern. Denn wenn man in dieſem Stücke mildthätig ſeyn wollte, ſo würde man gegen das gemeine Weſen eine Grauſamkeit ausüben.

§. 6. Ob man gegen liederliche Schlemmer, ſo ſich ſelbſt ins Elend gebracht, mildthätig ſeyn ſoll?

Es giebt wackere Leute, welche eben ſo ungütige Geſinnung gegen ſolche Unglückſelige hegen, die zwar keine Uibelthäter der erſten Gröſſe ſind, ſich aber doch durch ihre Schwelgereyen zu Grunde gerichtet haben, und ihres Elendes ohnerachtet, von einer ſo häßlichen Gewohnheit ſich nicht losreiſſen wollen. Bettlern

von dieſer Art eben ſo reichliche Hülfe leiſten, als wohlgeſitteten Leuten, dieſes würde eine närriſche Ausſchweifung ſeyn. Es wäre eben ſo viel, als ob man ihnen Mittel und Wege erleichtern wollte, ihr wüſtes ungezogenes Leben deſto ungeſcheuter und gemächlicher fortzutreiben. Es würde auch hierdurch tugendhaften Perſonen die benöthigte Hülfe entzogen, wodurch ſie aus dem Staube gehoben, und nützliche Glieder der Geſellſchaft werden könnten. Nein, keinesweges, Laſter und Schwelgerey müſſen von unſerm blinden Mitleiden keine ſichere Stütze ſich zu verſprechen haben. Gleichwohl aber müſſen doch auch ſolche armſelige Schwelger keine unmenſchliche Barbaren antreffen, ſondern Menſchen, wie ſie, und die gleichen Schwachheiten ausgeſtellet ſind. Sie ſind die Urheber ihres Elends, dieſes iſt gewiß, allein ihr Elend iſt nichts deſtoweniger etwas wirkliches, ihre begangene Ausſchweifungen entziehen ihnen deswegen das Recht nicht, ſo ſie an unſer Mitleiden haben. Wir ſind pflichtig, ihnen nach unſerm Vermögen die Nothdurft des Lebens zu reichen. In dieſem jämmerlichen und drückenden Zuſtand kan man gegen ſolche Unglückſelige die Stärke ſeines heilſamen Raths verſuchen. Da iſt die rechte Zeit, ihnen aus der Knechtſchaft ihrer laſterhaften Gewohnheit zu helfen, und ihre Aufmerkſamkeit gegen die ſtarken Bewegungsgründe zur Beſſerung anzureizen, deren Stärke ſie in ihrem Elend deſto nachdrücklicher empfinden.

Zu groſſem Unglück ſind die Ausdrücke in dem Munde eines ehrliebenden Mannes: Es iſt ein liederlicher Schwelger: Es iſt ein Kerl ohne Aufführung; oftmahls nichts anders, als erbärmliche Figuren der Redekunſt, welche ihrem kräftigſten Verſtand

nach,

nach, nichts mehr heiſſen, als: Dieſer Menſch hat einige mal zu viel getrunken, der Menſch iſt ein- oder das andere mal in ein unordentliches Leben gerathen. Sollte man meinen, daß derjenige, welcher dergleichen grauſame Beredtſamkeit hören läßt, ſich feſt entſchloſſen haben ſollte, ſeinen Nächſten zu ſchänden? Man würde der chriſtlichen Liebe zuwider handeln, dieſes zu glauben. Nein: er iſt vollkommen überzeugt, daß wenn man der unendlich milden Liebe gefallen will, man milde und gutthätig ſeyn müſſe.

§. 7. Wie man ſich bey dergleichen Leuten mit Scheingründen betrüget.

Ohne triftige Urſachen darf er ſich durch eine böſe Neigung nicht hinreiſſen laſſen, unbarmherzig zu ſeyn. Man muß Gründe ſuchen. Die Sache iſt leicht gethan. Man ſammelt etliche unleugbare Begebenheiten auf. Das Herz erhitzt die Einbildung, welche nicht ermangelt, dieſe einzelne Begebenheiten mit den hohen Farben einer beſtändigen Gewohnheit anzuſtreichen, und die Vernunft, welche auf die Zerſtreuung abgerichtet iſt, nimmt ſich die Mühe nicht, die Sache näher zu unterſuchen.

Man verſuche es nur, und empfehle der milden Gutthätigkeit des reichen Cleobulus eine Perſon, die man für würdig hält, daß ihr von rechtſchaffenen Leuten unter die Armen gegriffen würde. Seine Stirne wird ſich ſogleich mit einem ernſthaften Panzer rüſten. Mein Herr, wird er zu euch mit einem Kopfſchütteln ſagen, Sie kennen dieſen Mann nicht. Solchen Leuten, wie er iſt, muß man nicht helfen. Ich weiß von guter Hand, daß er trinkt, und ſpie-

let. Wackere Leute haben mich theuer verſichert, daß er beträchtliche Summen durchgebracht hat. Wär es wohl billig, daß man dieſen dummen Kerl auf unſere Koſten ſpielen und ſaufen laſſen ſollte?

Wer ſollte wohl ſolchen ſcheinbaren Gründen ſeinen Beyfall verſagen? Gleichwohl haben ſie nur einen falſchen Fürnis. Es iſt wohl wahr, daß ſich dieſer Menſch iezuweilen beym Wein vergeſſen hat, er iſt durch die falſche Ehre, welche beym Geſundheittrinken herrſchet, verführet worden, und hat dem dringenden Anſuchen ſeiner guten Freunde nicht widerſtehen können. Wahr iſts ebenfalls, daß er aus Unbedachtſamkeit, im unreifen Alter und ohne Erfahrung auf dem Spiel mehr Geld gewagt hat, als er im Stand war zu verlieren. Man hat aber ſeine Aufrichtigkeit gemißbrauchet, und aus einer natürlichen Neigung zum Gewinn hat er mehr verlohren, als er in Willens gehabt hat zu wagen.

§ 8. Betrachtung ſolcher falſchen Gründe.

Allein dieſes ſind überhingehende Unordnungen, die den Character eines Menſchen nicht völlig ausmachen: Verlangt man denn, um einer Beyhülfe würdig zu ſeyn, daß man die Tugend bis zur höchſten Vollkommenheit treiben müſſe? Sind denn die Perſonen, mit denen man umgehet, niemals in dergleichen Unordnung gerathen? Werden denn nicht Verdienſte erfordert, ſich eurer Mildigkeit würdig zu machen, als man etwan braucht, die Ehre eurer Freundſchaft und Hochachtung zu erwerben? Jedoch ihr ſelbſt, Herr Eleobulus, der ihr ein ſo geſchworner Freund der Tugend ſeyd, daß ihr ſie gegen diejenigen auszuüben

übeln Bedenken traget, die ſich iezuweilen von ihr entfernet haben, findet ihr in eurer Aufführung nicht den geringſten Fehler? Hat ſich in eurer Weisheit noch niemals keine Finſterniß ereignet? Ihr würdet wohl zufrieden ſeyn können, wenn man euch einen Character beylegete, darinne nur eine kleine Anzahl von ſolchen Handlungen anzutreffen, die euch keine Ehre machen. Glaubet mir aber auf mein Wort, es iſt einzig und allein euer Geiz und die Armuth desjenigen, den man euch, eure milde Hand zu reichen, zugeführet hat, welche ſeine Fehler mit einem ſo abſcheulichen Schleyer verſtellen. Wenn er nur eine gute Tafel und einen glänzenden Staat führete, ihr würdet wahrhaftig gegen ihn der beſte Chriſt von der Welt ſeyn.

§. 9. Unbarmherzige Leute begehen noch eine gröſſere Ungerechtigkeit, indem ſie andere von der Mildigkeit abhalten.

Was aber noch in der Aufführung ſolcher Cleobulen das allerſchlimmſte iſt, ſo halten ſich dieſe Unholden durch eine andere Art der chriſtlichen Liebe ganz unvermeidlich verbunden, an alle ihre Bekannten zu arbeiten, damit ſie wider das Mitleiden, welches der elende Zuſtand eines Menſchen, deſſen ich im vorhergehenden erwähnet habe, in ihrem Gemüth erregen könnte, ſtahleiſen feſte werden. Sie eilen recht ämſig, ihren Freunden den Character dieſes Unglückſeligen, wie ihn nemlich ihre unmilde Härtigkeit, und ihr nichtswürdiger Geiz ausgedrechſelt hat, abzuſchildern, und hierdurch geben ſie dieſen Freunden einen ſcheinbaren Vorwand an die Hand, ihn abzuweiſen. Wo ſind die Mittel, ihm beyzuſpringen? Er iſt es unwürdig. Man hat die Verſicherung von einem

recht

recht glaubwürdigen Mann, von einem rechtſchaffenen Manne erhalten. Ich nenne es einen ſcheinbaren Vorwand, weil dergleichen Urſachen wahrhaftig nicht hinlänglich und trifftig ſind, wenn ſie unſere Meinungen und Aufführung einrichten ſollen.

§. 10. Was man bey den Zeugniſſen von armen Perſonen zu betrachten habe.

Das Zeugniß eines Mannes von ſattſam bekannter Redlichkeit, muß uns zwar wohl Gnüge thun, wenn es in einer Sache abgelegt wird, die eben dieſen redlichen Mann auf keine Weiſe angehet. Allein woferne die Sache einiger maſſen mit ſeinem Nutzen oder Vortheil verbunden iſt, ſo muß man dabey nicht ſtille ſtehen. Die Klugheit erfordert, daß man die Unterſuchung viel weiter treibe. Zwo Perſonen haben, z. E. einige Streitigkeit mit einander gehabt. Jeder hat ſeinen Freund. Man bemerke nur mit Aufmerkſamkeit die Art, mit welcher dieſe Perſonen die Begebenheit, ſo ſich in ihrer Gegenwart zugetragen, von der einen und andern Seite erzehlen. Einer ſo wohl, als der andere ſind ſehr redliche und glaubwürdige Männer. Sie werden beyde faſt einerley reden, gleichwohl aber in unſerm Gemüth ganz verſchiedene Begriffe erwecken. Keiner hat die Abſicht uns zu betrügen, ſie ſchildern die beſondere Beſchaffenheit der Sache ab, wie ſie ihnen ſelbſt vorgekommen iſt.

Der eine wird über einen Umſtand leicht hinſtreichen, den der andere mit groſſem Fleiß ins Licht ſetzet, und darzu noch ſeine Betrachtung fügen. Der eine wird einen leichten und geringen Ausdruck brauchen, wo der andere ein nachdrücklithes Wort anwenden wird, welches einige beſondere Nebenbegriffe mit ſich führet.

führet. Der Ton in der Ausſprache ſelbſt, eine Geberde verändern öfters eben dieſelbe Begebenheit. An ſtat eines Geſchichtserzehlers, wird man ein Redner, ohne einmal daran zu gedenken. Jeder iſt ein Anwald der Sache ſeines Freundes. Man wird einen durchaus unparteyiſchen Zeugen vonnöthen haben, wenn man ſich in dem Stand befinden will, von dieſer Streitigkeit einen genauen und richtigen Begriff zu erlangen.

§. 11. Noch andere Urſachen, welche verhindern mildthätig zu ſeyn.

Eine andere Urſache, warum viele rechtſchaffene Leute ſich nicht entſchlieſſen wollen, mildthätig zu ſeyn, iſt dieſe, weil diejenigen, welche ihren Beyſtand ſuchen: jung und ſtark ſind; weil ſie nur arbeiten dürfen; weil es billig iſt, daß ſie ſich ſelbſt verſorgen. Ich bekenne, daß dieſes die heilſamſte und dem gemeinen Weſen die zuträglichſte Mildigkeit ſey, wenn die Armen in einen Stand geſetzt werden, ihren Lebensunterhalt zu erwerben, und alſo niemanden zur Laſt ſeyn mögen. Allein hier ſieht man einen Menſchen vor ſich, der ganz wohl erkennet, daß er verbunden ſey, zu arbeiten. Er bittet euch, daß ihr ihm Mittel und Wege darzu anzuweiſen die Gütigkeit haben möchtet. Ihr könnt es auch thun. „Allein, „was! einen ſo lumpichten Kerl in mein Haus zu „bringen, für dem meine ganze Familie einen Eckel „haben würde! Uiberdem ſoll ich einen Menſchen in „Dienſte nehmen, den ich gar nicht kenne, der noch „darzu eine Geſichtsbildung hat, die mir ſehr verdächtig ſcheinet. Er mag wohl ein liederlicher Schelm „ſeyn, der ſich nur bey mir einzuſchleichen vermeinet, „daß er mich deſto gemächlicher beſtehlen kan.„ Jedoch,

doch, wenn dieſe Gründe in Anſehung eurer gut und tüchtig ſind, ſo können ſie doch wohl, bey andern nicht viel gelten. Merket ihr auch nicht bey euch ſelbſt, daß ihr dieſen armen Menſchen nur deswegen zur Arbeit verweiſet, damit ihr nur ſeiner los werden, und einen ſcheinbaren Vorwand eurer Härtigkeit haben möget?

§. 12. Mildigkeit gegen unglückliche Perſonen von edler Geburt und Stande.

Ich habe öfters noch einen weit ſchlimmern Gebrauch von dieſer vortreflichen Grundregel machen geſehen. Ich habe wahrgenommen, daß man dieſelbe gegen abgedankte Officiers angewendet hat, die ſonſt rechtſchaffene Leute und von gutem Geſchlecht waren, allein aus Nachläßigkeit bey ihrer Erziehung beſaſſen ſie keine andere Fähigkeit, als nur allein zu ihrer Profeßion. In der That verſagte man ihnen das Allmoſen nicht, welches man insgemein den Bettlern zu reichen pfleget, allein viele von den frommen und andächtigen Reichen meinten gar kräftige Gründe zu haben, denſelben nicht auf eine edlere und großmüthigere Art zu helfen: „Sie ſind noch jung und bey guten Kräf„ten, heißt es, können ſie nicht eine Kunſt, oder ein „erbares Handwerk lernen? Dergleichen nichtswürdi„ge Fehde habe ich aus dem Munde einer frommen Perſon vernommen, deren Mitleiden, gegen eine unglückliche Standesperſon, man zu erwecken ſuchte: „Gereicht es alſo dieſem jungen Menſchen nicht zur „groſſen Schande, daß er alſo von Stadt zu Stadt „herum bettelt? vor etlichen Monaten traf ich ihn an, „daß er fünf bis ſechs Gulden aus den Beuteln mei„ner guten Freunde gezogen hat, und er kommt ſchon „wieder? Ich habe aber wohl noch mehr Güte an

ihm

„ihm erwieſen, indem ich ihm ein Mittel verſchaft,
„wodurch er von ſeiner Hände Arbeit ſich ernähren
„kan. Ich brachte ihn zu einem Leinwandsfabrikan-
„ten, der ihm ſeine Handthierung lehren wollte. Al-
„lein der Junker iſt, wie es ſcheinet, viel zu ſtolz dar-
„zu, ſich ſo ſehr zu erniedrigen. Er möchte doch nur
„dieſe ſchändliche Eitelkeit an den Nagel hängen, und
„mag ſich ſelber helfen, wenn er verlangt, daß man
„ihm beytreten ſoll. Er muß wiſſen, daß kein nie-
„derträchtiger und ſchimpflicher Handwerk zu finden
„ſey, als welches er treibet.„

Kan man nun wohl auf dergleichen Gründe etwas anders antworten, als daß die Barmherzigkeit der Böſen grauſam ſey? Was für ein unumſchränktes Mitleiden erweckt nicht eine in Elend ſchmachtende Standesperſon bey einer großmüthigen Seele? Was für einen abſcheulich grauſamen Eindruck muß nicht Armuth und Erniedrigung in einem Herzen verurſachen, welches nie Gelegenheit gehabt hat, dergleichen kläglichen Zuſtand zu erfahren? Was für eine ſchmerzliche Bekränkung erwecket es nicht bey einer ſo unglücklichen Perſon, wenn ſie ihrem Elend gehorchen, vor ihres Gleichen, und wohl gar noch vor weit niedrigere ſich ſchmiegen, und von ihren harten, verächtlichen, abſchläglichen Antworten bis zur Erde gebeuget ſehen muß?

Ich gebe es allerdings zu, daß er, nach aller Schärfe, viel eher ſeine Hände zur verächtlichſten Arbeit ausſtrecken, als fortfahren ſoll, ſeinen Lebensunterhalt von der Freygebigkeit anderer Leute zu borgen. Allein was für Schwierigkeiten hat er nicht zu überwinden, ehe er in den Stand kommt, dieſen Weg zu gehen?

hen? Was für eine Gemüthsſtärke wird erfordert, wenn er ſich von den Vorurtheilen losreiſſen ſoll, welche durch die Erziehung ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hat? Er muß in einem Hui begreifen, daß die Natur eine vollkommene Gleichheit unter allen Menſchen eingeführt habe, bey welcher nichts wirklich verächtliches, als nur das Laſter iſt, und daß alle Verachtung mit der größten Standhaftigkeit ertragen werden müſſe, welche aus allen andern Quellen ihren Urſprung ziehet. Was dieſe Schwierigkeiten noch unüberwindlicher machet, iſt, daß er in einem Augenblick die erforderliche Kraft des Herzens haben ſoll, dieſem in ihm aufgegangenen Licht der Vernunft alſofort nachzugehen. Was für andere Schwierigkeiten ſtoſſen ihm nicht bey der Bewerkſtelligung dieſes Unternehmens auf! Er ſiehet ſich auf einmal unter dem verächtlichſten, ungezogendſten, gröbſten Pöbel vermengt, bey Leuten, die ſeine Manieren nicht vertragen können, und die ihrigen ihm einen beſtändigen Eckel machen. Seine Ungeſchicklichkeit wird ihm die bitterſten und unvernünftigſten Vorwürfe und Verweiſe ſeines Meiſters und die leichtfertigſten, ungehobelten Spöttereyen ſeiner Geſellen unaufhörlich das Herz durchboren. In Wahrheit, eine Perſon von vernehmen Geſchlecht, welche durch dergleichen fürchterliche Schwierigkeiten mit geſetzten Schritten zu ihrer Pflicht und Schuldigkeit hindurch treten und brechen kan, ſcheinet mir die Tugend auf den höchſten Grad getrieben zu haben, und der allererſinnlichſten, prächtigſten Lobſprüche würdig zu ſeyn. Kann man aber wohl, vernünftiger Weiſe, von ſchwachen Sterblichen, ohne alle Ausnahme, eine ſo gelehrige und der Vernunft leicht folgende Seele, eine ſo auſſerordentliche Stärke des Gemüths fordern und erwarten? Zum allerwenigſten

müßte

müßte doch dergleichen Menſchen, meines Bedünkens nach, erlaubet werden, ehe und bevor er einen ſolchen höchſt beſchwerlichen und der Selbſtliebe ſo ſehr entgegen ſtehenden Entſchluß faſſet, einen Verſuch zu thun, ob ihm nicht möglich ſey, durch Beytritt großmüthiger und empfindlicher Seelen einen erträglichern Stand zu finden, ſeines Lebens Unterhalt auf eine bequemere und nicht ſo gar äuſſerſt verächtliche Art zu erhalten. Wer dieſes nicht zugeben wollte, müßte gewißlich eine ziemlich verderbte Vernunft beſitzen, oder von der Unmenſchlichkeit, auch wohl vom Geiz ſehr häßlich und übel zugerichtet worden ſeyn.

§. 13. Unterſuchung gewiſſer falſchen Gründe, wider die Ausübung der Mildthätigkeit gegen Proſelyten.

Man findet noch einen ſehr auſſerordentlichen Bewegungsgrund, welcher viele Perſonen, die ſonſt tugendhaft und vernünftig gnug ſind, zurückhalt, ihrem Nächſten großmüthig beyzutreten. „Ich kan mich „nicht entſchlieſſen,„ hört man, „dieſem Menſchen „gutes zu erweiſen;„ Und warum denn nicht? „Er „iſt vor einiger Zeit zu meiner Religion übergetreten. Was! ihr ſchlaget einem Menſchen eure Hülfe ab, der, eurem eignen Geſtändniß nach, einer Religion abgeſagt, die voller grober Irrthümer iſt, damit er ſich öffentlich zu der eurigen bekennen möchte, die ihr ſelbſt als die einzige vernünftigſte erkennet? Das iſt ja ein recht abgeſchmackter, widerſinniger und wunderlicher Bewegungsgrund, der ſich mit dem Eifer, den alle Secten für ihre Meinungen tragen, ſehr ſchlecht zuſammen reimet. „Allein, wird man ſprechen, es geſchie„het zu Folge einer leider traurigen Erfahrung, daß „wir uns zu einer ſolchen Aufführung entſchlieſſen,

„die dem Anſehen nach ſo unvernünftig ſcheinet! Es „hat ſich eine Menge ſolcher Leute an uns gewendet. „Wir haben ihnen großmüthig geholfen, ſie ſind ein „Gegenſtand der öffentlichen ſowohl, als beſondern „Mildigkeit geweſen; iedoch ihre Laſter ſind gar bald „unter ihrer Verſtellung hervor gebrochen, und die „ſchändlichen Unordnungen ihres Lebenswandels ha„ben uns wegen unſerer leichtgläubigen Gutherzigkeit „Schimpf und Schande gemacht. Meinet man „denn alſo, daß wir uns ewig von dem falſchen Eiffer „ſolcher Leute zum Narren machen laſſen ſollen, und „da man tauſend mal betrogen worden iſt, daß man „auf ewig dumm bleiben ſoll, immer wieder von neuen „betrogen zu werden.

Man erkennet ſogleich, daß dieſes ein treſliches Geſchwätz iſt, man ſiehet ſehr hochgetriebene Redensarten, eine Beredſamkeit der Leidenſchaften, die man zu ſeinem eignen Betrug anwendet, und damit man ſeine Aufführung dem Verweis ſeiner eignen Vernunft geſchickt entziehen möge. Es iſt freylich wahr, daß ſeit einer Zeit von manchen Jahren eine ziemliche Anzahl Leute in unſerm Vaterland unter dem Namen der Neubekehrten eine Freyſtatt geſuchet haben, und daß viele unter ihnen durch ihr unartiges Leben ſich der Mildigkeit rechtſchaffener Leute unwürdig gemacht haben. Allein zum Unglück ſind es eben dieſe Leute, auf die wir unſer ganzes Augenmerk richten. Wir kehren unſer Antlitz von denen Neubekehrten weg, die ſich noch edelmüthig verhalten, und deren Einſichten und Tugenden uns erleuchten und erbauen. Der koſtbare Vorrath, den wir von dieſer kleinen Anzahl hochzuſchätzender Perſonen erhalten, ſollte uns allein antreiben, den Neubekehrten ein freundlich Geſicht zu ma-

machen, und dieſes unwürdige Volk aus unſerm Gedächtniß zu verbannen, die bey dem Abgang von einer Religion ſich unter den laſterhaften Pobel vermengt haben, der ſich bereits in dem Schooß der unſrigen befindet.

Uiberdieſes beleget man alle diejenigen unter den Neubekehrten mit einerley gehäßigem Titel, welche ein Aergerniß angerichtet haben, ob wohl ihre Fehler von verſchiedener Art ſind, und einige ſich als ſehr verachtungswürdige Leute zu erkennen geben, da indeſſen die andern Merkmale der menſchlichen Gebrechlichkeit blicken laſſen.

§. 14. Die verdächtigſten und verächtlichſten unter den Proſelyten und was dabey anzumerken.

Die verdächtigſten und verächtlichſten unter unſern Neubekehrten ſind die Ordensleute, die Mönche, welche ihre Kutte abgeworfen haben. Es ſind allerdings leichtfertige Buben, liederliche Vögel unter ihnen gefunden worden, welche die Tugend dergeſtalt verachtet, daß ſie ſich nicht einmal die Mühe genommen, auch nur den äuſſerlichen Schein zu beobachten. Andere welche vorher eine Zeitlang erbauliche Zeugniſſe einer der Religion ganz gemäſſen Weisheit von ſich gegeben, haben ſich nachher durch einige beſondere Handlungen widerſprochen. Man hat befunden, daß ſie Menſchen, und zwar mit Leidenſchaften beſeſſene Menſchen ſind, die nicht allezeit Gewalt über ihre Begierden geübet. Sogleich ſind ſie der allgemeinen Hochachtung beraubet worden, man hat ſie als die nichtswürdigſten Leute ausgeſchrien, Leute, die höchſt verdächtig worden, daß ſie unſere Religion nur deshalb angenommen, damit ſie ſich dem harten Joch ihres Ordens entſchütten, und ſich unter uns ohne Zwang

in Schlemmerey und Unkeuſchheit ſtürzen möchten. Das heißt wahrhaftig ſehr eilig fortſchreiten. Man muß gewiß ſeine eigne Aufführung nicht von eben dieſem Geſichtspunct betrachten. Ein Menſch iſt nicht ganz vollkommen. Folget es denn nun, daß er nicht aufrichtig bekehret ſey? Oder iſt denn ganz gewiß, daß eben dieſe Stärke des Verſtandes, wodurch eine Perſon ihre Vernunft von dem Joch der Vorurtheile erlediget hat, derſelben auch in einem Augenblick eine unumſchränkte Macht über ihre Begierden ertheilet habe? Iſt denn das Herz alſofort zum Gehorſam gebracht, ſo bald der Verſtand aufgeheitert worden iſt? Wenn das wäre, wenn die Einſichten der Vernunft die ganze Seele ſo geſchwind erleuchten, wir würden gewiß unter uns weit mehr Leute von weit vollkommener Tugend antreffen.

§. 15. Wie eine Bekehrung mit noch anhangenden Fehltritten zu vergleichen ſey.

Mir, meines Orts, kommt es vor, daß nichts leichter ſey, als eine, nach den vortreflichſten Grundſätzen gewirkte Bekehrung mit einigen leichten Fehlern, die noch keine völlige Gewohnheit ausmachen, zu vergleichen. Ein Menſch liebt die Wahrheit. Er beſitzet die Stärke des Gemüths, auf der Waagſchale der Vernunft die Begriffe abzuwägen, die ihm ſehr gründlich und wichtig geſchienen. Er befindet ſie leicht, er merket die Stärke derjenigen, die er bisher nicht achtet hat. Er entſchließt ſich aus einer edlen Begierde zur Bekehrung für ſeine Einſichten. Dieſelben in ſeinem Herzen verſchloſſen zu behalten, hat er allzuviel Redlichkeit, und iſt viel zu aufrichtig, als daß er ſie durch ſeine äuſſerliche Aufführung verſtellen ſollte. Er denket auf das großmüthige

ge Unternehmen, dem Haß ſeiner Secte entgegen zu treten, ſeiner Pflicht die angenehmſten Vergnügungen des Lebens aufzuopfern, und ein ander Vaterland zu ſuchen, wo ſich die Wahrheit öffentlich in ihrem Glanz ſehen laſſen darf.

Währender Zeit, da er mit dieſem ſchönen Vorſchlage umgehet, da er die Mittel ſuchet, denſelben ins Werk zu ſetzen, und da er ihn wirklich ausführet, beſchäftiget ein brennender Eifer alle Eigenſchaften ſeines Gemüths. Die Religion und die Tugend, welche von derſelben unzertrennlich iſt, ziehen alle ſeine Aufmerkſamkeit an ſich. Laſter und Schwachheiten finden ihn beſtändig auf der Hut. Er hat nur allein mit der Wichtigkeit eines einzigen Gegenſtandes zu thun. Dieſe ſchöne Einrichtung ſeines Gemüths erhält ſich noch immer einige Zeit, nach dem bereits erhaltenen Zweck ſeiner edlen Unternehmungen. Allein ſein Eifer hat nunmehro keine Schwierigkeiten zu beſtreiten, die Hitze deſſelben läßt gemachſam nach, und er wird laulicht. Die auf einige Zeit unterdrückten Leidenſchaften werden wieder rege. Der chriſtliche Held ſinkt in Ohnmacht, und der Menſch kömmt mit ſeiner unglückſeligen Gebrechlichkeit wieder zum Vorſchein. Dergleichen Veränderungen des Herzens ſind ſehr natürlich; es iſt nicht erlaubt, daran zu zweifeln. Findet man nicht Leute von einer unbeweglichen Weisheit unter denen, die der Pflicht ihre Religion öffentlich zu bekennen, Vaterland, Reichthum, Freunde, Würden, Anverwandte, alles, was nur das Leben angenehm machet, aufgeopfert haben? Siehet man nicht dergleichen Veränderungen unter ganzen Secten? So lange ſie von der Verfolgung gedrückt werden, iſt nichts als Gröſſe des Gemüths, Standhaftigkeit,

vollkommene Ergebung in die Ausübung der allerbeſchwerlichſten Pflichten, Frömmigkeit, Tugend vorhanden, welche bis aufs höchſte getrieben ſind. Allein blitzet das Verfolgungsſchwerdt nicht mehr vor den Augen herum, haben ſie das Glück einige Zeitlang in Ruhe Luft zu ſchöpfen; ſo verkühlet der Eifer, und indem ſie ſich begnügen, dasjenige zu beſitzen, was ſie die geſunde Lehre nennen, vermengen ſie ihre Sitten mit den Barbaren, oder wie man will, mit den Unſinnigen, welche vorher ihre Henker geweſen ſind.

§. 16. Vernünftige Betrachtungen bey einer unordentlichen Lebensart einiger Proſelyten.

Muß man denn etwas ſo gar abſcheuliches in den Schwachheiten eines Neubekehrten finden, die doch aus dem Temperament, wie bey uns, entſtehen; in Schwachheiten, welche bey einem bekehrten Ordensmann vielleicht noch eher, als bey allen andern Leuten zu entſchuldigen ſind? Wer weiß denn, ob nicht die Fehler, welche bey den heiligſten Leuten ihren ſchönen Character nicht austilgen, in ſeiner Seele die bitterſte und aufrichtigſte Reue erregen? Wer weiß, ob er nicht, da er vielmehr des Troſts als des Scheltens würdig iſt, den Entſchluß gefaßt habe, dieſes Aergerniß durch die erbaulichſten Mittel wieder auszulöſchen? Iſt man wohl überzeugt, daß er aus einer Unordnung in die andere fallen, und ihn weder Rath, noch Verweis davon abbringen werde? Allem Anſehen nach, reichet eure Einſicht dahin. Was noch mehr gewiß ſeyn mag, iſt dieſes, daß die Lehrer des Chriſtenthums, deren Erkenntniß noch weiter, als das eurige ſich erſtrecket, ſich gegen diejenigen, welche die Wahrheit angenommen, ganz anders verhalten, und

keine

keine unumſchränkte Herrſchaft über ihre laſterhafte Neigung zugeeignet haben werden.

§ 17. Kindiſcher Verdacht über die Aufrichtigkeit der Orthodoxie eines Proſelyten.

Allein, ein unerhörtes Laſter! ein Laſter von einer neuen Art! Hier iſt ein Ordensmann, der aus ſeinem Verſtand alle düſtere Wolken der Vorurtheile zerſtreuet hat. Er iſt ein ordentlicher, nüchterner, mäſſiger Mann. Die Unterſuchung der Wahrheit iſt ſein einziges Vergnügen. „Jedoch, man betrüge ſich „darinne nicht, man nehme ſich ja wohl in Acht, daß „man ihm Unterhalt verſchaffe. Der Mann meinet es „mit unſerer Religion nicht vollkommen gut, er iſt nicht „richtig. Ich halte ihn für einen Deiſten, wenn er aber ja „ein Chriſt iſt, ſo iſt er gewiß ein Arianer. Er ſcheuet „ſich nicht, es merken zu laſſen. Seine eigne Reden „machen die Sache klar.„ Kan wohl etwas elender und kindiſcher erdacht werden? Mögen ſich ſolche Läppereyen mit der natürlichen geſunden Vernunft reimen? Dieſer Mann hat den Weg der Unterſuchung an ſtat des menſchlichen Anſehens erwählet. Durch dieſes Mittel iſt es ihm gelungen, daß er die Vorurtheile ſeiner Kindheit glücklich überwunden. Ihr lobet ſelbſt ſeine Aufführung, er hat weislich gehandelt. Sehet, nun hat er ſeine Unterſuchung zu Stande gebracht, er ſoll ſich nun wieder von neuen unter ein Joch des Anſehens ſchmiegen. Iſt es denn billig, daß er von einer Blindheit in die andere fallen, und dasjenige bey uns in tiefſtem Gehorſam annehmen ſoll, was er dort ſo großmüthig verlaſſen hat? Noch mehr, iſt es wohl erlaubt, daß man in ein ſolches Chaos des Widerſpruchs hinein plumpe? Was! man verlangt, daß dieſer philoſophiſche Verſtand, welcher

nach und nach, und mit einer furchtſamen Vorſichtigkeit aus abgeſchmackten Meinungen ſich geholfen hat, ſein Gemüthe in höchſter Eil, ſo dumm hin, mit neuen Meinungen anpfropfen ſoll. Man will haben, daß er ohne Anſtand ſeine Begriffe auf die Mühle eures Lehrgebäudes ſchütte; man will ihn zwingen, daß er alſofort den ganzen Bündel eurer Meinungen aufſacken ſoll, ohne ſolche aus einander zu leſen, und etwas davon zu verwerfen. Man verachtet dergleichen Menſchen, weil er nicht närriſch und lächerlich ſeyn will. Man hält ihn gering, man haſſet ihn deswegen, weil er unendliche Hochachtung und alle Liebe verdienet. Sehet, was dieſes für Unbeſonnenheit, für eine beſondere Art zu verfahren iſt! Gewiß, aus eben den Urſachen, die euch dieſen Menſchen gehäſſig machen, halte ich mich für ſchuldig, ihn meiner zärtlichſten Liebe zu würdigen. Aus eben dieſen Bewegungsgründen hege ich gegen diejenigen einen ſtarken Verdacht, daß ſie nicht recht geſcheut oder wohl gar boshaft ſind, welche vorgeben, ſie hätten den Irrthum ſowohl, als die Wahrheit in der Geſchwindigkeit entdeckt. Dieſes ſind entweder zur Sclaverey geſchaffene Gemüther, die zu einer großmüthigen Freyheit unfähig ſind, oder ſie ſind Betrüger, die nur mit knechtiſcher Gefälligkeit heucheln, damit ſie ſich mit unſerm Hochmuth vereinigen, uns deſto ſicherer zu berücken.

§. 18. Beſchaffenheit vernünftiger Proſelyten.

Solche Proſelyten müſſen wir im Gegentheil haben, welche unſerer Religion Ehre machen und unſerer Nützen. Dieſes ſind aber keine andern, als dergleichen weiſe Liebhaber der Wahrheit, freye und ungebundene Leute, ſo ſich nur der Deutlichkeit unterwerfen,

ſen. Kommen ſie gleich noch mit einem oder dem andern Zweifel behaftet zu uns, deſto beſſer iſts. Sie zweifeln nicht aus Leichtſinnigkeit, nicht aus Blödigkeit des Verſtandes, laßt uns ihnen helfen und ſie aus dieſem verdrießlichen Zuſtand heraus bringen. Machen ſie ſich davon los, ohne alſofort alle unſere Begriffe aufs genaueſte anzunehmen, die wir für die weſentlichſten halten, ſo müſſen wir es ihnen nicht übel nehmen, wenn ſie ſich zu einer Secte halten wollen, zu der ſie mehr Neigung tragen. Man betrachte ſie indeſſen dennoch als Brüder, als unſere Mitgeſellen und Gefährten auf dem ruhmwürdigen Wege der Unterſuchung.

§. 19. Betrachtungen über den Mißbrauch unſerer Mildigkeit vieler Proſelyten.

Jedennoch will ich endlich mehr einräumen, als man vielleicht verlangen wird. Ich gebe zu, daß alle unſere Neubekehrte, ohne alle Ausnahme, unſerer leichten Zuneigung gemißbrauchet, daß ſie die nichtswürdigſte Falſchheit bezeiget, daß ſich auch nicht ein einziger aus aufrichtigen redlichen Herzen und edlen Grundſätzen bekehret habe. Unterdeſſen kommt hier ein Neuer hervor getreten, der ſich unſerer Mildigkeit empfielet. Es iſt ein Mönch, ja gar ein Jeſuit, wenn mans ſo haben will. Mit was für Augen ſoll man dieſen anſehen? Iſt es ſein Verſchulden, daß uns unendlich viel Buben zu Narren gehabt haben? Iſt er Urſache an derſelben nichtswürdigen Aufführung? Haben ihre laſterhaften Sitten ſeine Seele angeſteckt? Hat ſein Herz mit ihrer liederlichen Leichtſinnigkeit eine genaue Verbindung? Wird er ebenfalls ein Schwelger, ein Betrüger ſeyn, weil ſie davor erkannt worden ſind? Ich geſtehe es, daß ich keinen

ſo durchdringenden Verſtand beſitze, dergleichen wunderbare Entdeckungen einzuſehen oder zu ergründen. Dieſes gebe ich zu, es iſt natürlich, daß ein Menſch, der ſehr oft hinters Licht geführt worden iſt, vorſichtiger und mißtrauiſcher zu werden wohl Urſache habe. Allein niemals iſt es erlaubt, daß eine Vorſichtigkeit die milde Freygebigkeit erſticken darf.

Welche nur zu erdenkende Vorſichtigkeit ſoll uns doch verhindern, Neubekehrte mit freundlicher Leutſeligkeit und chriſtlicher Höflichkeit aufzunehmen? Welche barbariſche Klugheit verbindet uns wohl, denſelben mit der offenbaren Erklärung unſers verdächtigen Mißtrauens grob zu begegnen? Würde es nicht ungemein beſſer ſeyn, dieſe Perſonen in unſerer Religion zu beſtärken, daß wir dieſelbe wahrhaftig von einem Lehrer und HErrn erhalten, der leutſelig und von Herzen demüthig geweſen iſt. Dieſe Höflichkeit zwingt uns ja nicht, unſere Wohlthaten und unſere Hochachtung mit vollen Händen im Uiberfluß zu verſchwenden. Sie läßt ſich ohne alle Schwierigkeit mit einer rechtmäßigen Vorſichtigkeit überaus wohl verbinden. Sie hindert uns nicht, dieſe Proſelyten auszuforſchen und zu ſehen, ob ihre Bekehrung auf Gründen ruhe, deren Stärke ſie in ſich ſelbſt erkennen. Sie erlaubet uns von ihrer Aufführung Kundſchaft einzuziehen, und zu bemerken, ob menſchliche Bewegungsgründe zu ihrem Entſchluß, den ſie gefaſſet, das meiſte beygetragen haben. Unſere Religion iſt gar nicht von der Art, daß ſie den natürlichen guten Verſtand zum Opfer verlange.

§. 21. Anmerkung über die Ausſchlieſſung neubekehrter Ordensleute von der Lehre des Evangelium.

Es giebt Leute, welche vorgeben, das ſicherſte Mittel die neubekehrten Ordensleute auf die rechte Probe

be

be zu ſtellen, ſey dieſes, daß man ſie gänzlich von dem Dienſt des Evangelium ausſchlieſſe, und ihnen behülflich ſey, eine andere Profeßion zu ergreifen. Dieſes Mittel iſt, ohne Zweifel, vortrefflich gut bey ſolchen Perſonen zu gebrauchen, die nicht die behörigen Gaben beſitzen, oder deren Aufführung, ohneracht ihrer ſchönen Einſichten, nicht gar zu ordentlich zu ſeyn pfleget. Jedoch kommt mirs vor, daß die Leutſeligkeit wenigſtens erfordere, ſolche Leute zu Profeßionen anzuweiſen, die ſich für gelehrte Leute ſchicken und von den Handthierungen des geringſten Pöbels ſehr unterſchieden ſeyn. Allein welcher ſcheinbarer Grund ſoll uns wohl antreiben, eben alſo mit denjenigen zu verfahren, deren Gelehrſamkeit und Einſichten durch eine hinlänglich geprüfte Tugend unterſtützet werden? Mich deucht, dieſe Art von Proſelyten ſey ungemein geſchickt, der Religion die wichtigſten Dienſte zu leiſten. Die Wahrheit erhält einen Zuwachs der Stärke in dem Munde eines Mannes, welcher dieſe Wahrheit nicht von den Vorurtheilen der Auferziehung erborgt, ſondern ſich dieſelbe durch eine großmüthige und beſchwerliche Unterſuchung zuwege gebracht hat.

Sollten alle dieſe Gründe, ſo ich angeführet habe, noch nicht ihr völliges Gewicht erlangen, ſo will ich nur noch eine Frage aufwerfen: Was verlangt man, daß ein rechtſchaffener Geiſtlicher thun ſoll, der ſich wirklich von ſeinen Irrthümern losgeriſſen und durch triftige Bewegungsgründe aus ſeinem Vaterland zu gehen genüßiget worden, um unſere Religion anzunehmen? Er zeigt, daß er ſich des Haſſes derer ausſtellet, die er verläßt, mit Verachtung derer, mit denen er ſich vereinigen will, und deren grauſamen Verdacht und Härtigkeit er zu gewarten. Vielleicht ſieht

er

er ſich gezwungen eine verächtliche Profeßion unter dem gröbſten und ungeſchliffenſten Pöbel zu erwählen. „Was ein ſolcher Mann zu thun hat? Die „Sache redet von ſelbſt. Wenn er vollkommen von „der Wahrheit unſerer Religion überzeugt iſt, wenn „er glaubt, daß ſein Wohl von der Partey abhange, „die er ergreift, ſo muß er durch die größten Schwierigkeiten nach ſeinem Zweck nothwendig brechen, er „muß allen Dingen, Haß, Verachtung, Mißtrauen, „Elend trotz bieten.„ Dieſes iſt ſeine Pflicht, nichts iſt gewiſſer. Allein merkt man auch, wie hart und höchſt beſchwerlich dieſe Pflicht einen ankommt? Begreift man wohl, daß, um derſelben mit einer großmüthigen Standhaftigkeit Folge zu leiſten, es nicht hinlänglich ſey, tugendhaft zu ſeyn, ſondern, daß man auch noch des höchſten und vollkommenſten Heldenthums fähig ſeyn müſſe? Ich glaube es zu begreifen, daß ein ſolches unſern lebhafteſten natürlichen Neigungen ſo entgegen ſtehendes Opfer, dem Märtyrerthum gleich komme, wo es daſſelbe nicht noch übertrift. Giebt es wohl viel Leute, welche die Frömmigkeit bis aufs Wunderthätige gebracht haben? Iſt es billig, daß wir uns nicht zu der Geſellſchaft der Helden vom erſten Rang aufſchwingen? Sind wir ſelbſt von dieſer beſondern Claſſe, wenden wir allezeit die großmüthigen Kräfte an, unſere Aufmerkſamkeit auf die Grundregel der chriſtlichen Sittenlehre zu lenken? Auf dieſe natürliche und vernünftige Regel, die uns befielt, uns von aller Eigenliebe loszuwinden, an die Stelle anderer zu ſetzen, und mit ihnen alſo zu verfahren, wie wir wollen, daß man mit uns umgehen ſoll, wenn wir uns in gleichen Umſtänden befinden. Wahr iſt es, daß die erhabenſte Tugend durch die allerſchwerſten Wege, durch die beſchwerlichſten Hecken

der

der Hinderniſſe zu ihrer Pflicht dringen kan. Man muß aber auch erwägen, daß es nicht bey uns ſtehe, die Kräfte dieſer Tugend auf dergleichen ſchreckliche Proben zu ſtellen, indem man dieſen rauhen und beſchwerlichen Fußſteig noch mehr mit Dornen beſtreuen will. Uns kömmt es vielmehr zu, ihn eben und gleich zu machen, und wenn es möglich iſt, noch darzu mit Blumen zu ſchmücken.

§. 21. Unterſuchung der Abneigung gegen die Proſelyten.

Ich ſchlieſſe dieſe Abhandlung, wenn ich noch vorher eine einzige Anmerkung werde beygeſetzt haben. Perſonen, die ſonſt der Tugend und der Vernunft völlig ergeben ſind, haben gegen die Proſelyten, inſonderheit gegen diejenigen, ſo Prieſter oder Mönche geweſen ſind, groſſe Abneigung. Die Urſache davon iſt, weil ſie ſehr oft von dergleichen Leuten getäuſchet worden. Allein iſt unter dieſer Abneigung nicht vielleicht ein kleiner Verdruß, ein Widerwille verborgen, und ziehet derſelbe nicht ſeinen Urſprung aus der Qvelle einer ein wenig laſterhaften ſtolzen Eitelkeit? Wir laſſen uns durchaus nicht gerne betrügen, unſere Eigenliebe leidet dadurch. Ich unterſtehe mich dergleichen Perſonen zu bitten, ihr Herz zu unterſuchen, und zu prüfen, ob dieſer Verdruß nicht hauptſächlich ſeinen Einfluß in die aveſchweifende Verſichtigkeit habe, welche ſie wider dergleichen Neubekehrten vornehmen. Ich, meines Orts, hege deswegen einen ſtarken Verdacht. Haben ſie in der That ihren Beyſtand an dergleichen Betrüger verſchwendet, daß es ihnen ſchwer fällt, oder ſie auſſer Stand geſetzet ſind, armen Leuten von gröſſern Verdienſten beyzutreten? Finden ſie etwan Urſache zu befürchten, man möchte

gegen

gegen ihnen ſelbſt in der Mildigkeit nachlaſſen, und ſie würden ſich zu Grunde richten, wenn ſie ſich ſo ſtark für andere angriffen, die vorgeben, daß ſie ihre Religion annehmen wollten? Man kan wohl glauben, ohne Beſorgniß, darinne zu fehlen, daß dieſe Furcht nicht wohl gegründet ſey. Es bleibt ſehr wahrſcheinlich, daß wenn ſie etwas von ihrem Uiberfluß zurück nehmen, ſie noch wohl etwas wagen könnten, mehrmal betrogen zu werden. Eine etwas bedachtſame Eitelkeit ſollte ſie nicht davon abhalten. Es iſt ruhmwürdig, betrogen zu werden, wenn man nicht anders betrogen wird, als weil eine großmüthige Leutſeligkeit unſerer Klugheit verbietet, daß ſie ihre Vorſicht nicht allzuweit treibe, und wenn man nicht zugeben will, daß in unſerm Gemüth der kluge Mann den chriſtlichen Mann unterdrücken ſoll.

II.

Von der Auferziehung der Kinder *.

Man will angemerket haben, daß in den gegenwärtigen Zeiten die Kinder einen faſt reifern Verſtand in ſolchen Jahren beſitzen, in denen ſie vormals ſich annoch mit allerhand Kindereyen beſchäftigten und nicht einmal die erſten Gründe der Wiſſenſchaften kenneten.

Ob nun wohl dieſe auf der Gewißheit beruhende Anmerkung in der Vernunft gegründet iſt; ſo darf man ſich deswegen nicht einbilden, als ob die Natur anietzo mit ihren Werken eilfertiger verführe. Die

See-

*) LXXXIV, LXXXVI und LXXXVIII Abhandlungen aus dem Menſchenfeind.

Seelen der Menſchen ſind heut zu Tage nicht von gröſſerer Kraft und Stärke, als ſie zu den Zeiten unſerer Väter und Vorfahren geweſen ſind, und es bleibet noch immer derjenige Geiſt, der in uns eben dieſelben Kräfte wirket.

Die Auferziehung iſt der einzige Grund dieſer Verwandlung, die uns ſo wunderbar vorkommt. Vor Zeiten ſtand man in dem grundfalſchen und ſchädlichen Wahn, junge Leute wären in ihrer Kindheit aller Verſtandeskräfte unfähig. Man ließ ſie alſo in der Faulheit und Kinderpeſſen hin laufen, dahin ſie doch ihre eigne Neigung mehr als zu ſehr antreibet.

Noch nicht gnug: Es ſcheinet, man habe zu den Zeiten recht mit Fleiß darauf geſonnen, den Weg zu den Wiſſenſchaften langweilig zu machen, und mit Dornen zu verhecken, ſo ſorgfältig führete man die annoch zarten Gemüther der Jugend durch unendliche Kreuzgänge einer verwirrten und widerwärtigen Lehrart herum. Endlich hat man aber die Fähigkeit der Kinder beſſer kennen lernen, und den Weg zur Wiſſenſchaft zugleich ebener gemacht und richtiger gebahnet.

Es kan ſich leicht zutragen, daß die künftigen Zeitläufe über die Dummheit der Kinder dieſer Zeit wohl gar noch eben ſo wohl ſtutzen werden, als wir uns über die Langſamkeit der Jugend voriger Zeiten verwundern. Ich zweifle auch noch ziemlich ſtark, daß die Wiſſenſchaft der Erziehung anietzo ſchon auf den höchſten Grad der Vollkommenheit geſtiegen ſeyn ſollte.

Ohnerachtet ich wohl weiß, daß Geiſter der erſten Gröſſe, denen ich mich zu vergleichen, mir nicht in den

Sinn

Sinn kommen laſſe, dieſe wichtige Materie abgehandelt haben; ſo unterwinde ich mich doch, einige Grundlehren von der Art und Weiſe, dem Verſtand junger Leute aufzuhelfen, in Vortrag zu bringen. Es iſt nicht unmöglich, daß nicht einige nützliche Betrachtungen, ſo den gröſten und verſtändigſten Männern entgangen ſind, iezuweilen von einer ſehr eingeſchränkten Vernunft, ſollten können aufgefangen werden.

So bald Kinder zu lallen anfangen, ſo bald bearbeitet man ſich gemeiniglich, ihre Phantaſie und Einbildungskraft zu erweitern, und das lebhafte Feuer, ſo ihnen die Natur verliehen, anzufachen. Man bewundert einen muntern ſchimmernden Gedanken, man lobet einen lebhaften Einfall, man jauchzet über eine ſinnreiche Bosheit, die ſie verübet haben. Ich müßte mich ſehr betrügen, wenn ich dieſe Aufführung nicht für ſehr ſchädlich und albern befände. Ein Kind, ſo durch übermäßiges Lob ſeiner Lebhaftigkeit gereizet wird, ſtrenget ſich mit gröſſerer Macht immer mehr an: Es glaubet, daß nichts ſchöner ſey, als ſeine muntern Gedanken über andere auszulaſſen: Auf ſolche Art gewöhnt es ſich an, mit ſeinen ſinnreichen Einfällen auf alle Leute loszuziehen, und ſich mit ſeinem Witz gehäßig und unerträglich zu machen. Ich meine nicht, daß man ſein Feuer erſticken ſoll, man muß es nur wohl einrichten, und indem man ſeine muthwillige Phantaſie recht ordnet, ſolches zur Richtigkeit der Vernunftſchlüſſe zu ſparen ſuchen. Lebhaftigkeit und ſinnreicher Witz ſind Zierrathen des Verſtandes, der gute Vernunftſinn iſt das rechte Weſen, und es iſt billig und recht, die erſte Sorgfalt auf das wichtigſte Theil zu wenden.

Ich

Ich hielte davor, man machte den Anfang mit Einrichtung der Vernunft eines Kindes, und daß man nach und nach die natürliche Vernunftlehre, welche allen Geiſtern, inſonderheit denen von guter Art angebohren iſt, in ihnen aufkläre und erläutere. Man bildet ſich ein, wie ich wohl weiß, ein gutes Naturell würde auf dieſe Weiſe ſtumpf gemacht. Man vergleichet die Kindheit einem jungen Bäumgen, das durch überflüßige Früchte ſeine Kräfte erſchöpfet, und die Hofnung, ſo es von ſeiner Fruchtbarkeit ſpüren läſſet, zu ſchanden machet. Allein Gleichniſſe ſind keine Vernunftſchlüſſe; ſie dienen nicht zum Beweis, ſondern die Stärke eines Beweiſes nur zu befeſtigen. Würden zu der Lehrart, die ich anrathe, groſſe Kräfte erfordert, und ſie könnte nicht anders, als mit äuſſerſter Abmattung des Verſtandes ins Werk geſtellet werden, ſo blieb das Gleichniß nach ſeinem ganzen Umfang richtig, und der hieraus gezogene Schluß möchte meiner Meinung einen Stoß geben. Ich behaupte aber, daß es eine leichte Sache ſey, die Philoſophie der Kindheit einzuprägen, wenn man nur mit Klugheit dabey verfähret, und das Naturell, ſo man ausarbeiten will, gründlich kennet. Zwey Dinge halten, meines Bedünkens, den Gebrauch der Vernunft bey Kindern zurück. Die Kräfte ihres Verſtandes haben die Fähigkeit noch nicht, ſich lange anzuſtrengen, und ihre Begriffe ſind noch von den Ausdrücken, mit welchen man ihnen eine Wahrheit vorträget, allzuverworren.

Es kommt alſo darauf an, daß man ihnen bald Anfangs eine Beſchreibung der Worte machet, damit ſie ihre richtige Bedeutung faſſen, und deren mancherley Sinn aus einander ſetzen lernen. Dieſes kan nicht anders, als unter einem ergötzlichen Umgang geſchehen,

wobey ſie nicht einmal merken dürfen, daß ſie lernen ſollen. Man kan von ihren Tändeln, von ihren Spielen, ihnen bekannte Ausdrücke nehmen, wobey man ſie auf den bedeutenden Sinn eines Worts, welches ſie nicht zu unterſcheiden wiſſen, ohne allen mühſamen Zwang führen kan. Auf ſolche Weiſe werden ſie anfangen, nicht nur einen deutlichen Begrif von dem, was ſie vernehmen, zu faſſen, ſondern ſie werden ſich auch richtig ausdrücken lernen, und ihre Reden nicht mehr verwirrt und räthſelhaft, wie es in dieſem Alter gemeiniglich geſchiehet, vorbringen. Es wird ihnen nach dieſem leicht fallen, die erſten und einfältigen Wahrheiten zu begreifen, die man, ſo bald als man zu lallen anfängt, faſſet, und den Vorurtheilen nicht gelingen, ſolche zu verdunkeln.

Sie werden ſo gar Folgerungen ziehen lernen, wenn man ſie nur nicht zu ſehr angreift, und den Verſtand ermüdet. Wenn man ihre Fähigkeit zu dieſer Arbeit erkennen will, darf man ihnen nur in ihren Spielen folgen, welche die gemeinſte Beſchäftigung der Kindheit ſind. Dieſe Spiele haben allezeit gewiſſe Regeln, die nicht verletzt werden müſſen. Man wird ſehen, daß ſie dieſelben ſogleich merken, und wenn eins von ihren Mitſpielern darvon abzugehen ſcheinet, ſo werden ſie ſeine That mit den Geſetzen in Vergleich ſtellen, Folgerungen daraus ziehen, und mit verwunderswürdiger Richtigkeit den Schluß machen, daß dieſe That zugelaſſen, oder nicht erlaubt ſey.

Nach dem Maaß der zunehmenden Jahre muß man die Kinder ganz unvermerkt zu einer gröſſern Aufmerkſamkeit bringen, und ſie auf allgemeinere Grundſätze, beſonderer und mehr verdeckter Wahrheiten führen.

ren. Man wird bald inne werden, wenn man ſich nur die Mühe nimmt, Verſuche zu wagen, daß ſie, ohne ihnen den Kopf mit einem Haufen gekünſtelter Diſtinctionen wüſte zu machen, eine Schlußdreherey von einem richtigen Vernunftſchluß bald unterſcheiden werden. Man verſuche nur, z. E. ſie bey ihrem gewöhnlichen Zeitvertreib mit einer ſophiſtiſchen Spitzfindigkeit zu hintergehen, und wenn ſie dieſelbe entdecken, ſo trage man ihnen dergleichen unrichtigen Schluß bey einer ernſthaftern Sache vor: Was gilts, ſie werden eben ſo leicht den Knoten dieſes falſchen Schluſſes ausfündig machen. Sollten ſie ſich von ohngefähr in dergleichen gekünſtelten logicaliſchen Fallen fangen laſſen, und könnten ſich nicht wieder durch eigne Kräfte daraus wickeln, muß man ihnen heiſſen, und mit der möglichſten Deutlichkeit zeigen, worinne die Spitzfindigkeit, darauf ſie nicht Achtung gegeben haben, beſtehe. Sodann muß man ihnen die Regeln, ſo ihnen vorgeſchrieben worden, ohne Beyhülfe bey andern Exempeln anzuwenden lehren, und ihnen dergeſtalt unvermerkt und ohne alle ernſthafte Beſchäftigung weiſen, wie ſie ſich aus den ſpitzfindigen Schlußkünſteleyen heraus ziehen müſſen.

Will man ein Kind in dieſer wichtigen Wiſſenſchaft üben, ſo iſt es nicht nöthig, daß man es drey und mehr Stunden in eine Schulſtube verſchlieſſet. Dergleichen Uibung kan an allen Orten, bey allen Vorfällen und Gelegenheiten vorgenommen werden. Bey der Tafel, beym Spatziergang kan man Schule halten. Dieſelbe ſchickt ſich ſo gar bey allem kindiſchen Zeitvertreib, wobey es ohne diß ſehr nützlich iſt, daß man ſich iezuweilen mit einem jungen Untergebenen einläßt. Hier eben decket die Freude und die Luſt den Character

ſeines Verſtandes vollkommen auf, den man nicht behörig zuzubereiten wiſſen wird, wenn man keine völlige Kenntniß ſeiner guten oder ſchlimmen Eigenſchaften haben kan.

Hat man nun ſolcher Geſtalt die Vernunft eines Kindes eingerichtet, ſo kan man dieſelbe dadurch gar leicht wider den Eingang aller pöbelhaften Irrthümer ſicher ſtellen. Sie ſtoſſen ohne diß gemeiniglich wider die erſten Grundſätze der Wahrheit unmittelbarer Weiſe an, und ein Verſtand, der noch nicht Zeit und Weile gehabt hat, ſich für die Gewohnheit wohl zu verwahren, wird gar bald die Thorheit der Vorurtheile des gemeinen Haufens an ſich nehmen: Dahingegen ſich die wohl eingerichtete Vernunft eines Kindes allezeit unbefleckt erhalten, und in Unterſuchung der Wahrheit nichts hindern laſſen wird.

Auf der Welt iſt nichts freyer, als die Vernunft. Man muß alſo eines Kindes Vernunft in dieſer edlen Freyheit zu erhalten bemühet ſeyn, und ſelbige an nichts anders, als an die Deutlichkeit der Begriffe zu binden ſuchen. Man muß ihnen erlauben, wenn es auf Vernunftſchlüſſe ankommt, dem Lehrer nicht blindhin zu trauen, Einwürfe zu machen, ſeine Meinung nach allem Vermögen ſtandhaft zu vertheidigen. Es iſt in Wahrheit viel beqvemer, ihm mit einer obrigkeitlichen Mine Stillſchweigen aufzulegen, und eure Entſcheidung als Orakelſprüche anzunehmen. Das iſt aber auch, zum Unglück, das rechte Mittel, ſeine Vernunft in eine unempfindliche Gleichgültigkeit zu ſtürzen, und ihr den edlen Muth zu entziehen, der allein den Schwung über gemeine Geiſter geben kan.

Ich

Ich bekenne zwar, daß ein auf dieſe Art angeführtes Kind öfters bey Zeiten anfangen möchte, eine groſſe Meinung von ſeiner Geſchicklichkeit zu bekommen, die deutlichſten Dinge zu beſtreiten, und aus einem entſcheidenden hohen Ton zu ſprechen. Dieſes ſind nun wohl ſehr groſſe Fehler, das iſt gewiß, ſie ſind aber nicht ſo gar verzweifelt ſchlimm, daß ihnen nicht könnte abgeholfen werden.

Wollet ihr den Hochmuth eines Kindes, welches eurer Sorgfalt anvertrauet iſt, niederdrücken, ſo dürft ihr nur ſeinen Verſtand weit öfters auf ſolche Dinge bringen, die ihm unbekannt ſind, als die es weiß, damit es ſeine Unfähigkeit beſtändig vor Augen habe, und ſich alſo ſeine Eitelkeit in den Abgrund der Erkenntniſſe, welche ſein ſchwacher Verſtand noch nicht zu erreichen fähig iſt, verſenken möge.

Vor allen Dingen verwahret es nur wider den Gift der Schmeicheley. Bemühet euch ihm die Gefahr und das Lächerliche rührend empfindlich vorzuſtellen, wenn man ſich von Schmeichlern bey der Naſe herum führen läſſet, welche den gröſten Narren mit dem rechtſchaffenſten Menſchen zuſammen ſchmelzen, indem ſie den einen wie den andern loben und herausſtreichen. Ich bitte um Erlaubniß, daß ich allhier eine kleine Ausſchweifung mache.

Ich beklage die Kinder von einem gewiſſen Range recht von Herzen, die Verdienſte beſitzen, wider deren gutes Naturell ſich faſt alle Welt zu verſchwören ſcheinet. Sie haben etwan einmal zwey oder drey artige lebhafte Einfälle vorgebracht, nun ſind ſie in völliger Reputation. Sie dürfen keinen Schritt auf die Gaſſe thun, ſo umarmet man ſie, und macht ihrem

Verſtande eine Lobrede her. Nunmehr dürfen ſie in ihren Unterredungen wenig Verſtand mehr zeigen, man verrichtet dieſes ſchon für ſie, und findet darinne allenthalben einen Sinn, ja einen ſehr erhabenen Sinn ſo gar in ihren Narrenpoſſen. Diejenigen, welchen ihre Aufſicht anvertrauet iſt, müſſen äuſſerſt und ohne Aufhören bemühet ſeyn, in dieſen jungen Geiſtern die Empfindungen der Beſcheidenheit zu erneuern, welche alle Welt, aus denſelben zu reiſſen, um die Wette ſich zu beſtreben ſuchet. Man muß hier immer wieder von neuen anfangen, denn die natürliche Verderbniß des menſchlichen Herzens machet gemeiniglich, daß der Gift über den Gegengift die Oberhand behält. Ich kehre wieder zu meiner vorhabenden Sache.

Was anzufangen, wenn ein Kind bey Streitigkeiten allezeit Recht behalten will, und die Freyheit, ſo man ihm ertheilet, ſeine Meinungen zu unterſtützen, allzuweit treibet? Sein Hofmeiſter muß deſſelben Neigung wohl zu erkennen wiſſen, ob es aus Mangel der Einſicht, oder der Gelehrigkeit, nicht nachgeben will. Geſchiehet es aus hartnäckiger Haberechterey, ſo muß man daſſelbe mit Auferlegung des Stillſchweigens beſtrafen, und ihm mit Verachtung zu erkennen geben, daß man ſeine nichtigen Verdrehungen nicht zu beantworten würdiget. Sobald es ſich von dem Verdruß, den ihm dieſe Art der Verachtung ohne Zweifel zugezogen, wieder erholet hat, muß man mit aller Freundlichkeit wieder davon anfangen, auch ihm dabey zeigen, wie ſchön es ſey, eine edle Gleichgültigkeit gegen ſeine eigne Meinungen zu faſſen, und nur der Wahrheit allein nachzufolgen, daß mithin nichts rühmlicher, aber auch nichts ſeltſamer ſey, als mit gu-

ter

ter Art zu bekennen wiſſen: Ich habe Unrecht; daß man einen weit rühmlichern Sieg davon trage, wenn man ſeiner Eitelkeit dieſes Bekänntniß abtrotze, als wenn man ſeinen Gegner unter der Stärke eines nicht zu widerlegenden Vernunftſchluſſes nieder gebracht hat.

Noch nicht genug. Man muß ſeine Lehren aber auch durch eigne vernünftige Aufführung zu befeſtigen ſich angelegen ſeyn laſſen. Es wiederfährt den geſchickteſten Leuten, daß ſie von einem Kinde mit allem Recht können eingetrieben werden. In dieſem Fall muß man ſich ja nicht in Logicaliſche Auswege verſtecken, den Einſichten junger Leute zu entwiſchen. Man muß vielmehr die Schwäche ſeines Vorgebens aufrichtig bekennen, und da ſie durch die von mir angeführte Maximen bereits wohl vorbereitet ſind, ſo werden ſie dieſes Geſtändniß um ſo viel weniger, als ein Zeichen einer ſchwachen Vernunft anſehen, vielmehr aber ſolches als einen Character eines wohlgeordneten Gemüths und redlichen Herzens betrachten. Es ſcheinet mir, daß man das entſcheidende Weſen bey einem Kinde, deſſen Vernunft bereits geordnet iſt, noch leichter verbeſſern könne. Man muß ihm nur deutlich zeigen, und ſo wohl durch Beweis, als Beyſpiele zu erkennen geben, die Entſcheidung ſey ein Zeichen der Narren, wie richtige Vernunftſchlüſſe ein Character geſchickter Leute. Wird man ihm dieſe Wahrheit wohl einprägen, ſich auch hüten, in ſeiner Gegenwart, von ſolchen Materien, die Uiberlegung und Nachdenken erfordern, nicht in einem entſcheidenden Ton zu reden, überdieſes aber ſich des Mittels vor bereits eingeriſſener Krankheit bedienen, ſo wird es ſich gewiß in acht nehmen, denen Unwiſſenden beyzu-

treten, deren Narrheit durch eine lächerliche und aufgeblaſene Gelehrſamkeit noch ſchändlicher gemacht wird.

* * *

Iſt nun ſolchergeſtalt der Grund zum vernünftigen Denken bey einem jungen Menſchen gelegt, welches mir ſcheinet, das wichtigſte und beſte zu ſeyn, ſo kan hierauf nunmehro der Fleiß in der Unterſuchung ſeiner Pflichten gebauet werden. Bey einer gemeinen Erziehung macht ein Kind keinen andern Unterſchied unter guten und böſen Handlungen, als nur in der Abſicht, ihrer darauf folgenden Strafen oder Belohnungen, dieſes iſt vielleicht aber auch das allergeſchickteſte, ſelbiges auf immerdar zu verderben. Nichts iſt fähiger, ihm niederträchtige und verächtliche Meinungen in den Kopf zu ſetzen, als wenn man ſein Gemüth in eine nachläßige Unwirkſamkeit hin ſinken läſſet, und daſſelbe zum Sclaven der Furcht und Hoffnung machet. Es iſt das ſicherſte Mittel, ihn zu einer Unterſuchung zu bringen, nicht etwan, ob eine That an und vor ſich ſelbſt gut oder böſe iſt, ſondern, ob ſie anietzo für ihn gut ſey. Es wird gar bald ſeine Pflichten nach einem unvernünftigen groben Vortheil abzuwägen wiſſen, und glauben, daß alles verzönnt ſey, was nur den Augen derjenigen Perſonen ntzogen werden könne, welche Macht haben, daſſelbe u beſtrafen. Unendlich beſſer iſt es, wenn man hm ſeine Pflichten nach Grundſätzen lehret, und es nweiſet mehr der Vernunft, als dem Anſehen ſeiner chrmeiſter folgſam zu werden, damit ſich ſein Gemüth aus freyem Willen und mit einer edlen Freyheit ach dem Guten lenke.

Man

Man bilde ſich ja nicht ein, daß dieſe ſo vortrefliche Wiſſenſchaft über der Kinder Vermögen ſey, welche nach meinem Vorſchlag erzogen werden. Die Sittenlehre verbindet alle, die nur eine Vernunftskraft haben, und es iſt ganz natürlich, daß ſie durch ihr Nachforſchen darzu gelangen können, wenn ſie nur die Unterſuchung einer ſo beträchtlichen Sache mit Ernſt angreifen wollen. Erfordert ſie ja eine auſſerordentliche ſcharfe Einſicht, ſo geſchichet dieſes nur in wenigen auſſerordentlichen und beſondern Fällen, welche noch darzu auf die allgemeine Aufführung der Menſchen wenig Einfluß haben. Sie iſt mit keinen Schwierigkeiten durchflochten, als nur für ſolche, deren Vernunft man in einer ſchändlichen Trägheit hat verlüdern laſſen. Man hat ihnen allzuviel Zeit gegeben, ſich ihren Leidenſchaften zu widmen, die falſche Ehre, und andere Vorurtheile des gemeinen Haufens haben ſie mit dem unrichtigſten und lächerlichſten Wahn bereits zu ſehr eingenommen. Sie haben, wie durch eine Verjährung, in ihrem Gemüth den Beſitz, mit Ausſchlieſſung der Wahrheit, ſchon genommen: Solche aber wieder aus ihrer Seele zu reiſſen, iſt eben ſo viel, als ihnen einen Theil ihrer ſelbſt zu nehmen. Wenn endlich auch die Wahrheit ihnen mit ihrem vollen Glanz in die Augen ſtralet, und ſich ihren angenehmen Irrthümern widerſetzet, ſo ſcheinet es, als ob ſie ſich ſelbſt widerſtünden. Ein ſolcher anſcheinender Widerſpruch verwirret ihre ſchwache Vernunft, da wird unendliche Mühe und Arbeit erfordert, daß ſie ſich von ihren eingewurzelten Vorurtheilen losreiſſen, und ſie gegen alle Meinungen in eine völlige Gleichgültigkeit ſetzen können, welche eine überlegte und bedachtſame Unterſuchung erfordern. Hingegen wird die richtige Gedenkensart, darzu ein junger Menſch

bey Zeiten angeführet iſt, ihn gegen alle dieſe Fehler verwahren. Die Wahrheit trift ſodann in ihm keine andere Schwierigkeiten an, als die ſie ſelbſt bey ſich führet, welche gleichwohl zu überſteigen nicht zu ſchwer ſind.

Eine in ihren Pflichten wohl geläuterte Vernunft findet weniger Mühe, als ein mit Finſterniß und Dunkelheit umgebener Verſtand, über ein unbändiges Temperament die Herrſchaft zu behaupten; indeſſen kommt ſie doch immer zu kurz. Man muß daher auch bemühet ſeyn, das Herz bey guter Zeit mit in derſelben Intereſſe einzuflechten, und für die Tugend vortheilhafte Leidenſchaften darinne zu erregen. Man wird hierbey mit gutem Fortgang durch Beyſpiele arbeiten können. Man muß nur unabläßlich den Augen der Kinder das Betragen ſolcher Leute vorſtellen, die durch ihre Tugenden einen ewigen Nachruhm erworben haben. Man muß ihnen ihre Großmuth, Standhaftigkeit, die edle Erhabenheit ihres Gemüths, überhaupt auch ihre Leutſeligkeit, Gerechtigkeit, und alle hohe Eigenſchaften mit den lebhafteſten Farben vormahlen, damit ſie von den edlen Begriffen recht gerühret, ihnen eine zärtliche Bewunderung darüber eingeflöſſet werde: Anderer Seits müſſen ihnen die abſcheulichen Bilder ſolcher Leute vorgeſchildert werden, welche ſich durch ihre eigennützigen, grauſamen, ungerechten und ſchändlichen Thaten aller Menſchen Haß und Verachtung zugezogen haben. Hierdurch werden dero aufs empfindlichſte gerührte Herzen mit Abſcheu gegen ſolche niederträchtige Meinungen erfüllet! Dieſe einem noch zarten Gemüth eingeprägte Begriffe, werden nie verlöſchen, und wenn es auch zwiſchen Tugend und Laſter unentſchloſſen ſtehet, ſo wird es

den-

dennoch durch die beſtändig ihm vorgeſtellte Beyſpiele gerühret, denenjenigen eher zu folgen, welche es liebet und hochachtet, als denenjenigen, die ihm ſchändlich und verächtlich vorkommen.

Uiberdieſes alles muß man ein zum Nachdenken angewöhntes Kind aufmuntern, daß es die Einſichten ſeiner Vernunft allezeit zum Führer nehme, und derſelben aus Verehrung gegen die Gottheit und derſelben geoffenbarten Willen nachgehe, welcher ihnen ſobald, als es die Stärke eines Beweisgrundes merken lernet, zu erkennen gegeben werden muß.

Es ſind Beweisgründe von dem Daſeyn eines Gottes und von der Wahrheit der chriſtlichen Religion vorhanden, deren Klarheit und Deutlichkeit der tüchtig gemachten Vernunft eines jungen Menſchen, gar leicht einleuchten werden, wenn man ihr mit erläuterten Begriffen der Ausdrücke zu ſtatten kommt, und ſie wider die Tyranney der Vorurtheile ſorgfältig verwahret. Es kommt nur darauf an, daß man dieſe Beweiſe leicht und ordentlich vorträget, und niemals zu den Folgerungen ſchreitet, ehe und bevor der Grundſatz, aus dem ſie herflieſſen, zu einem recht deutlichen Begriff gebracht worden iſt.

Auch iſts ſehr dienlich, ſeinem Gedächtniß aufzuhelfen, welches die ganze Folge der Vernunftſchlüſſe nicht ohne Mühe faſſen kan, daß man ihm ſolche von ſelbſt aufſchreiben läſſet. Hierdurch werden ſich alle Theile des Beweiſes deſto beſſer in ſein Gemüth prägen, und er kan deſto leichter ieden Satz überſehen, welcher die Folgen ausheitert, die ihm Schwierigkeiten machen.

So bald demnach die Vernunft von dieſen beyden Grundwahrheiten vollkommen überzeuget iſt, kan

man

man ihm die heilige Sittenlehre der göttlichen Schriften erläutern, und ſolche mit den Geſetzen, die uns die Vernunft, ohne Beyhülfe der Offenbarung, vorſchreibet, vergleichen. Man kan ihm aufs nachdrücklichſte zu erkennen geben, wie eins mit dem andern in gewiſſen Stücken völlig gleich ſey, und wie die erſtere gewiſſermaſſen die Erkenntniß unſers Verſtandes übertreffe, welcher niemals unterlaſſen kan, Wahrheiten zu ſchmecken und zu bewundern, zu denen er aus eignen Kräften niemals würde haben gelangen können.

Endlich iſt höchſt nützlich, ihm begreiflich zu machen, daß die von der Offenbarung uns vorgeſchriebene verwunderungswürdigen Geſetze nichts anders, als unſer eignes Beſte zum Endzweck haben, und eine weſentliche gegenwärtige Glückſeligkeit ein nothwendiger Erfolg auf die Ausübung unſerer Pflichten ſey.

So viel die ſogenannten Glaubenslehren anbetrift, hielte ich davor, daß man anfangs ſich nicht in eine allzugroſſe Weitläuftigkeit einließ. Man könnte ſich begnügen, ihm diejenigen mit der möglichſten Deutlichkeit zu erklären, welche zum Grund der Religion dienen, und ſo klar und deutlich in der Heiligen Schrift enthalten ſind, daß man ſie ohnmöglich zurück weiſen kan, wenn man nicht die ſchuldige Ehrerbietung desjenigen gröblich beleidigen will, der ſie geoffenbaret hat. Es giebt aber noch andere, welche ich anzuführen nicht nöthig erachte, bey denen die geſchickteſten Männer ebenfalls wenig klare Deutlichkeit finden, und von denen ieder redliche Mann bekennen wird, daß man beträchtliche Schwierigkeiten antrifft, von welcher Seite man dieſelben betrachte. Man

muß

muß ſich in Acht nehmen, von ſolchen einem Kinde etwas zu ſagen, damit man ſeine annoch ſchwache Vernunft nicht mit einem Joch beſchwere, welches der kräftigſte Verſtand zu ertragen, kaum Stärke genug beſitzet. Ich würde mich ſehr irren, wenn ich nicht davor hielte, es ſey viel nützlicher, daß man bis in ein gewiſſes Alter nichts anders wiſſe, als daß man ein Chriſt ſey, ohne an den verſchiedenen Secten blindlings Antheil zu nehmen, welche diejenigen unter einander in Streit ſetzen, die ſich doch eine Ehre daraus machen, den Namen der Chriſten zu führen.

Erfordern endlich die Fragen eines jungen Menſchen bey reiferm Alter, daß man ihm dieſe verſchiedenen Meinungen erklären muß, ſo bemühe man ſich, mit ihm davon ohne Bitterkeit und Leidenſchaft zu reden, man lege auch denen keine gehäßige Namen bey, welche die lächerlichſten Meinungen hegen, und anſtat, daß man ſie einer hartnäckigten Bosheit beſchuldige, beklage man vielmehr ihre Blindheit und unglückliche Erziehung, welche daran Urſache iſt. Inſonderheit aber thue man, wenn es ſeyn kan, ſeiner Selbſtliebe Gewalt, und lege dieſe verſchiedene Lehrgebäude aufs treulichſte aus, man ſtelle die Gründe, dadurch ſolche unterſtützet werden, ins helle Licht. Gewiß iſts, daß ein wohl geübter Verſtand niemals ſolchen Secten beytreten werde, in welchen Menſchen-Anſehen und Aberglauben herrſchet. Soviel diejenigen anbetrift, welche einander Schwierigkeiten entgegen ſtellen, ſo auch die ſcharfſinnigſten Geiſter aufhalten, wird man meines Davorhaltens, am beſten thun, wenn man einem von allen einander gegenſeits gemachten Einwürfen wohl unterrichteten jungen Menſchen die Freyheit läſſet, ſein Urtheil aufzuſchieben,

oder wohl ſich von ſelbſt zu entſchlieſſen einer Parten beyzutreten, die ihm am vernünftigſten vorkömmt. Dieſe Maxime wird freylich wohl allen mit einem blinden Eifer eingenommenen Perſonen, wie ich nicht zweifle, ſehr mißfällig ſcheinen. Was! wird dieſer oder jener Vater ſagen: Mein Sohn ſoll durch dieſe Lehrart in Gefahr geſetzt ſeyn, ein Armenianer, oder ſonſt etwas zu werden? Den Augenblick wollte ich ihn enterben, wenn er in dergleichen vermaledeyte Irrthümer verfiel. Mein Kind, wird ein anderer ſprechen, möchte durch dieſe ſchönen Maximen verführet werden, dieſer oder jener Meinung beyzufallen, ich wollte es lieber im Grabe liegen ſehen, als, daß es ſolche betrübliche Gedanken hegen ſollte.

Auf ſolche Art glauben wir, daß unſere Kinder ihrem Untergang nahe kommen möchten, je weiter ſie ſich von unſerm angenommenen Lehrgebäude entfernten. Ich bekenne allerdings, daß ſie ſich vergehen würden, wenn ſie ſich auf ihre eignen Einſichten allein verlieſſen. Sind ſie aber deswegen auſſer aller Gefahr, wenn ſie ihre Meinungen dem väterlichen Anſehen unterwerfen?

Wir wollen ſetzen, daß man den Irrthum gewiß entgienge, wenn man die Meinung des Vaters annehme, indeſſen würde mir democh meine Lehrart nichts deſtoweniger vernünftig ſcheinen, und ich unterwinde mich noch gar, zu behaupten, daß es beſſer ſey, in einem Irrthum zu ſtecken, nachdem man vorher alle Kräfte, ſeine Vernunft recht auszuklären, angewendet hat, als der wahren Lehre, nur aus Gefälligkeit und Gehorſam, auf eine knechtiſche Art nachzufolgen.

Ver-

Verfällt man in den erſtern Fehler, ſo handelt man wenigſtens, als ein Menſch, man wendet ſeine Vernunft an, der man allein von ſeinen Meinungen Rede und Antwort zu geben ſchuldig iſt, und da man ſich weder Trägheit noch hartnäckigen Eigenſinn verzuwerfen, ſo geräth man nur in das Unglück, daß man ſich nicht durch eine gnugſame Stärke des Verſtandes von dem Irrthum losmachen kan. Iſt man aber ein Orthodoxe bloß aus Vorurtheil, ſo glaubt man, aufrichtig zu reden, gar nichts, man bildet ſich ein, man glaubet, und was man für eine Uiberzeugung im Verſtand anſiehet, iſt nichts anders als eine Leidenſchaft des Herzens. An ſtat, deß man ſeine Meinungen zur rechten Deutlichkeit bringen ſollte, ſo kommen ſie uns nur von ohngefehr alſo vor, und der bloſſe Zufall, in Anſehung der Eltern und des Vaterlands, macht nach ſeinem Belieben Juden, Chriſten und Mahomedaner.

Bey einer ſo übel angewendeten Erziehung lernet man die Meinungen haſſen und verabſcheuen, ohne dieſelben recht zu kennen, immaſſen man von Kindheit an diejenigen haſſen lernet, ſo dieſelben hegen, und ihnen beypflichten. Hieraus entſtehet der Verfolgungseifer, welcher alle chriſtliche Liebe aus Neigung zum Chriſtenthum erſticket, und das Werk GOttes zu vertheidigen, deſſen heiligſte Geſetze unter die Füſſe tritt. Dieſes iſt die Quelle des grauſamſten Mords, wo alle Gottloſigkeit und eine hölliſche Raſerey ſich mit dem Schleyer der Frömmigkeit bedeckt, damit ſie die Religion von Grund aus untergraben möge.

Wollte GOtt, daß man mit ernſtlichem Eifer die Auferziehung der Kinder in dieſem Stück zu verbeſſern

ſern ſich angelegen ſeyn laſſen möchte, und ihre Leidenſchaften nicht beſtändig anreizte, eine Secte zu lieben, damit ſie die andere deſtomehr haſſen möge! Alsdenn würden ſich alle Menſchen bald für Brüder erkennen, und der verhaßte Name eines Ketzers, mit dem man links und rechts um ſich wirft, ſollte nicht mehr vermögend ſeyn, daß einer den andern für ungeheure Misgeburten der Gottloſigkeit anſehen würde. Man würde holdſelige Freundlichkeit, ſo die Chriſtenliebe eingeben kan, anwenden, die dunkeln Finſterniſſe zu zerſtreuen, welche den Verſtand der Irrenden umgeben. Man würde überdieſes aber noch begreifen, was es für eine unſinnige Narrheit ſey, Vernunftſchlüſſe mit Todesſtrafen anzugreifen, und die Begriffe des Gemüths mit Martern und Zerfleiſchung des Leibes über den Haufen zu werfen. Ich behaupte noch darzu, die Mannigfaltigkeit der Meinungen würde ſehr abnehmen.

Die Vernunft, welche allen Menſchen einerley Grundſätze darreichet, würde ſie auch ohne alle Schwierigkeit zu einerley Folgerung in den wichtigſten Seelenheilsangelegenheiten führen, welche uns ein gegen uns mit Güte erfülltes Weſen ſo leicht gemacht hat, woferne wir nur die ihnen würdige Aufmerkſamkeit widmen wolten. Man würde allem Anſehen nach, in nichts mehr als nur allein in den allerſchwerſten, aber auch zugleich unerheblichſten Religionspuncten von einander abweichen. Unſere Irrthümer würden durch keine Trägheit, Vorurtheile, Herzensleidenſchaften, durch keinen Geiſt der Parten, noch durch eine lächerliche Verehrung unſers gleichen unterſtützt werden. Mit einem Wort unſer Verſtand würde ſich ſodann von unſerer eignen Schwachheit, welche, meines Erachtens,

die

die gemeinſte Urſache unſerer Irrungen iſt, nicht mehr äffen laſſen.

* * *

Liebhaber von Kleinigkeiten und Lappereyen werden es ohne Zweifel nicht gerne ſehen, daß ich meine Betrachtungen über die Lehrart, dem Verſtand junger Leute aufzuhelfen, fortſetze. Ich muß zu meiner Schande bekennen, daß ich mich nach dem Geſchmack dergleichen Art Leſer aus einer puren Eitelkeit gerichtet habe, damit meine Blätter nur geleſen werden möchten. Dergleichen Gefälligkeit hat iezuweilen meinem Werke Schaden gethan: da ichs aber nicht lange mehr zu treiben gedenke, ſo bekümmere ich mich auch wenig darum, dem gemeinen Haufen zu gefallen, und will viel lieber, wenn es möglich iſt, von einer kleinen Anzahl vernünftiger Leute wohl aufgenommen werden.

Wenn man ſich nur einzig und allein beſtrebet, die Vernunft eines jungen Menſchen in Ordnung zu bringen, ſo wird man in Gefahr ſtehen, das Feuer ſeines Verſtandes gänzlich auszulöſchen, und ſeine Einbildungskraft allzuſehr einzuſchränken. Sein Umgang wird alsdann viel zu trocken und ſchläfrig werden, niemals wird er ſich in der Welt auf eine angenehme Art hervor thun, und ſeine Vernunftſchlüſſe nur in ſeine Studierſtube verſchlieſſen müſſen. Dannenhero wollte ich wohl wünſchen, daß man ſeinen Witz und ſeine Einbildungskraft eben ſo wohl erweiterte und bereicherte, als man ſeinen Verſtand in Vernunftſchlüſſen und ſcharfen Einſichten übete und in Richtigkeit brächte. Denn auf ſolche Weiſe wird ſeine Lebhaftigkeit nicht ausſchweifend muthwillig und

ſeine Vernunft, die ein geſetztes Anſehen erhält, gewöhnet ſich die allerſchwerſten und ernſthafteſten Materien auf eine angenehme Art abzuhandeln.

Man kan ſich aber verſchiedener Mittel bedienen, das Feuer ſeines Verſtandes zu erwecken, und ſeine Einbildungskraft auszuſchmücken. Das erſte iſt, daß man ihn ſein Studiren nicht ſo weit treiben laſſe, bis der Geiſt müde, und die Aufmerkſamkeit matt werde. Dieſe Mattigkeit hinterläßt allezeit in der Vernunft etwas ſchläfriges und trübſinniges, daher macht ſie auch die Leute zum Umgang deſto ungeſchickter. Es iſt hiermit faſt eben, wie mit dem Magen beſchaffen, den man mit mehr Speiſen überfüllet, als er nicht verdauen kan, es bleibet allezeit etwas rohes zurück, welches in den ganzen Cörper böſe Feuchtigkeiten ausbreitet, die ihm Kraft und Muth benehmen.

Man muß überdieſes einem jungen Menſchen nach verrichteter Arbeit eine Ergötzlichkeit verſtatten, und inſonderheit das Vergnügen des Umgangs genieſſen laſſen, welches für einen vernünftigen Geiſt das ergötzlichſte iſt. Zu dem Ende wird es ſehr dienlich ſeyn, wenn man ihn in die Geſellſchaft ſolcher Perſonen führet, welche ihre natürliche ſcharfe Einſichten mit einer guten Art zu leben zu verbinden wiſſen, und durch den Gebrauch zu derjenigen Leichtigkeit im Ausdruck, zu der annehmlich ſeinen Gedenkensart, und zu der artigen vergnüglichen Unterhaltung in Geſprächen gelanget ſind, die man nirgends, als in der groſſen Welt erhalten kan, die man auch darinne weit höher achtet, als die gründlichſten Vernunftſchlüſſe, und die erhabenſten Erkenntniſſe.

Der Umgang mit artigen und vernünftigen Frauenzimmer iſt ebenfalls eine groſſe Hülfe wider das trockene

ckene Weſen, in welches der beſtändige und anhaltende Fleiß, den man auf Vernunftſchlüſſe wendet, den Verſtand verſetzen kan. Man weiß, daß eine lebhafte Einbildungskraft, ein geiſtreicher Witz, und eine zärtlich feine Wendung der Ausdrücke dieſem Geſchlechte beſonders eigen iſt. In deſſelben Umgang gewöhnet man ſich ganz unvermerkt an, ſeine Einbildungsart und deſſen Leichtigkeit einem Gedanken ſein volles Licht zu geben. Das allem Mannsvolk ſo natürliche Verlangen, den Schönen zu gefallen, nöthiget daſſelbe, ihnen nachzuahmen, und in allen Unterredungen dasjenige zu vermeiden, was nach Pedanterey riechet, die dem Frauenzimmer überhaupt zuwider iſt.

Ich finde es auch für zuträglich, jungen Leuten gewiſſe Bücher in die Hände zu geben, deren vornehmſter Endzweck die Beluſtigung iſt, und die gleichwohl unſerm Verſtand nützliche Lehren ganz unvermerkt einflöſſen, welche uns der annehmlichen Ankleidung wegen ergötzen. Darunter gehören die Schauſpiele des Moliere, welche alles enthalten, was den Verſtand beluſtigen, die Empfindungen des Herzens einrichten, den Geſchmack läutern, und die Vernunft wider alle lächerliche und laſterhafte Gewohnheiten verwahren kan.

Hierbey möchte man mir vielleicht einwenden, daß in dieſen Schauſpielen, ohnerachtet ſie die ſchönſten und klügſten ſind, ſo jemals ans Tages Licht gekommen, einige Stücke befindlich wären, welche man für die Jugend, ſo lange es nur möglich iſt, verbergen ſollte. Man wird aber, wie ich meine, dieſen Fehler gar leicht auf folgende Art abhelfen können.

Derjenige, dem die Aufſicht über einen jungen Menſchen anvertrauet iſt, und der ſich derſelben mit allem Fleiß unterziehen will, muß die Leſung mit ſeinen Untergebenen ſelbſt vornehmen, damit er ihm nicht allein die feine Artigkeit der Schreib- und Redensart, den witzigen Tadel, die Gründlichkeit einer Betrachtung, und die Schönheit eines Gedankens zu erkennen gebe, ſondern auch hauptſächlich die Begriffe in ſeiner Phantaſie richtig ordne, welche gewiſſe Ausdrücke in derſelben erregen könnten, ſo die Schamhaftigkeit nicht gnugſam geſchonet hätten. Man muß mit ihm davon in einem ernſthaften Tone reden, und ſich nicht merken laſſen, daß man von dieſen Gegenſtänden, von welchen man ſeinem Untergebenen den erſten Unterricht ertheilet, ſonderlich gerühret werde. Dieſem muß man eine weiſe und vernünftige Auslegung ſolcher zarten Materien mit wohl überlegten Lehren beyfügen, damit man die ſchwachen Herzen der Jugend mit dem Gegengift verwahre, ehe und bevor der Gift Zeit gewinnen möge, ſich über ihre Empfindungen auszubreiten.

Wird man dieſer Lehrart nicht nachgehen, und die Neugier eines jungen Menſchen in dergleichen Dingen nur abzuwenden, oder gar zu hintergehen ſuchen, ſo wird er beſtändig darauf denken. Er wird alle die Reden auffangen, welche mit ſolchen Dingen einige Verwandtſchaft zu haben ſcheinen: Wider euren Willen wird er Mittel finden, ſeine verwirrten Begriffe auszuwickeln, und eure Lehren werden ſodann allzulang verzögerte Hülfsmittel ſeyn, die das bereits tief gewurzelte Uibel auszurotten unvermögend ſind.

Es giebt Leute, welche glauben, das kürzeſte und leichteſte Mittel, dieſem Uibel vorzukommen, ſey dieſes, daß man der Jugend ſolche Bücher unterſagte, wegnehme, und ſie über dieſe kützliche Materie in völliger Unwiſſenheit ſtecken ließ. Allein, wenn ſie dieſes Verfahren ohne Vorurtheil überlegen wollen, ſo werden ſie die erſchrecklichen Folgerungen davon bald einſehen. Ein junger Menſch kan nicht immerfort unter der Aufſicht ſeines Lehrmeiſters bleiben, es kommt eine Zeit, wo er die Freyheit erhält, ohne Führer in Geſellſchaft zu gehen. Hier wird er eben ſolche Dinge, deren Wiſſenſchaft man für ihn aufs ſorgfältigſte zu verbergen geſucht hat, noch darzu in den frechſten Ausdrücken, und mit allen Zeichen eines Herzens, welches durch den unverſchämten Mund übergehet, hören und vernehmen. Dergleichen gefährliche Neuigkeit muß nothwendig ſeine Einbildung rühren, ſeine ohnediß in voller Kraft ſtehende Begierden erhitzen, und ihm einen faſt unüberwindlichen Trieb einflöſſen, ſolche Dinge weſentlich zu genieſſen, deren Vorbildung allein ſchon ſo angenehme Bewegungen in ſeinem Herzen erreget haben. Hat man man ihn aber ſchon bey guter Zeit vorbereitet, dergleichen Reden, welche ohnediß der Jugend ſehr gewöhnlich ſind, mit einem philoſophiſchen Ohr anzuhören, ſo werden ſie gewiß ſo gefährliche Eindrücke bey ihm nicht mehr verurſachen können: Iſt er noch darzu von guter Gemüthsart, ſo wird er bey dem Einfall ſolcher Gedanken ſich allezeit zugleich die Lehren in den Sinn kommen laſſen, mit welchen man ſein Herz wider alle Gefährlichkeit zu verwahren ſich bemühet hat.

Darf ich ſagen, daß die Leſung des Don Quixote mir eins von beſten Büchern zu ſeyn ſcheinet, das Gemüth

müth junger Leute zu ergötzen, und zugleich ihr Nachdenken wohl einzurichten.

Dieſes Buch hat einen allgemeinen Beyfall bey geſchickten Leuten erhalten, und es ſind der Bücher ſehr wenige, die dergleichen mehr verdienen. Es kan von allen Arten der Perſonen und des Alters mit Luſt geleſen werden. Leute, die an Lappereyen ein Vergnügen finden, können ſich weit ergötzlichern Zeitvertreib damit machen, als an den Mährgen der Zauberinnen. Die ſchönen Geiſter finden alles darinne, was ihren Geſchmack zu vergnügen fähig iſt, eine artige Schreibart, witzig ſchimmernde Gedanken, und eine annehmliche Veränderung der Materien, die aufs glücklichſte und natürlichſte mit einander verbunden ſind. Man kan noch mehr ſagen: Dieſer Schriftſteller legt den Philoſophen, welche die Schaale der Ausſchweifung, darein dieſes Werk verhüllet iſt, aufzulöſen wiſſen, eine unvergleichliche Sittenlehre, die vernünftigſten Gedanken über das Betragen der Menſchen, mit einem Wort, einen Schatz nachdenklicher Critik und vortreflicher Vernunftſchlüſſe vor Augen. Es geſchieht ſo gar, daß ſich dieſes Buch eben der Perſon, bey zunehmendem Alter und Einſichten unter allen dieſen verſchiedenen Geſichtspuncten und mannigfaltigen Grad der Güte, wie vormals artig vorſtellet. Wenn es ja einigen miſsfällt, ſo ſind es gewiſs ſolche Leute, deren allzuernſthaften Gemüthsſäure dieſes Gewebe allerhand toller Abentheuer nicht ſchmackhaft gnug vorkommt, und welche die Abſichten des Verfaſſers nicht zu erreichen Fähigkeit genug beſitzen, daß ſie den Nutzen ſeiner vortreflichen Lehren einſehen können.

Ich

Ich geſtehe allerdings, daß die meiſten jungen Leute nicht im Stand ſind, den Werth dieſes Werks zu ſchätzen: Wenigſtens iſt es ſehr nützlich, ihnen den feinen ſpöttiſchen Scherz zu zeigen, den daſſelbe über die ausſchweifende Thorheit der Romanen, und die ſchädlichen Wirkungen, ſo dergleichen Bücher in den Gemüthern der Leſer verurſachen, ausläſſet. Dergleichen Fabeln ſind ſehr geſchickt, junge Leute empfindlich zu beluſtigen. Sie geben der Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen eine angenehme Beſchäftigung, und mit Beyhülfe des Wunderbaren, von dem ihre Phantaſie gerühret wird, verhindern ſie dieſelben, daß die das Ausſchweifende in den Abentheuren und den Regeln nicht wahrnehmen, welches ein geſetzter Leſer leicht finden wird. Was könnte demnach nützlicher ſeyn, als jungen Leuten einen Autor in die Hände reichen, der ihnen vor den Werken einen Eckel beybringet, welche ihren Verſtand und ihr Herz verderben. In dergleichen Gedichten iſt alles falſch; falſche Vorfälle, falſche Tapferkeit, falſche Großmuth, falſche Gedenkensart, und die leeren Hirnbilder der Tugenden, die man herausſtreichet, ſcheinen eine Geſtalt von allen verführeriſchen Reizungen des Herzens an ſich zu nehmen.

Dieſem muß man noch beyfügen, daß in den Romanen gemeiniglich wahrhafte Geſchichte mit Erdichtungen, ſo die Verfaſſer nach der möglichſten Geſchicklichkeit verkettelt haben, enthalten ſind. Dergleichen Miſchmaſch muß nothwendig das Gedächtniß junger Leute verwirren, und die Fabel mit der wahren Geſchichte unter einander ſchmelzen.

Worzu dienet über dieſes aber ſeine Zuflucht zu Hirngeſpinſten zu nehmen, wenn man die Liebe, ſo

junge Leute natürlicher Weiſe zu dem Wunderbaren und Auſſerordentlichen tragen, ſättigen will? Die Geſchichtskunde iſt fähig gnug, ihnen überflüßige Gnüge zu leiſten, es iſt auch eine der vornehmſten und nützlichſten Wiſſenſchaften, das Gemüth der Jugend auszuzieren.

So iſt es auch nicht erlaubt, daß ein Menſch, er ſey wes Standes er nur wolle, in einer Sache unwiſſend ſeyn ſoll, darinne alle Welt gelehrt zu ſeyn vorgiebt. Man wird es iederzeit, als ein offenbares Kennzeichen einer ſehr nachläßigen Auferziehung anſehen, wenn ein Menſch nicht die geringſte allgemeine Kenntniß von der Stiftung und dem Verfall der Staaten, von den Zeitpuncten der merkwürdigſten Vorfälle, und von den Thaten der berühmteſten Männer beſitzet, die durch ihre Aufführung etwas darzu beytragen haben. Ich geſtehe, daß dieſes nur eine überhinſtreichende Geſchichtskunde ſey: Es heißt auch keine hiſtoriſche gründliche Wiſſenſchaft, wenn man alles Stück vor Stück alle geringſte Kleinigkeiten in der Zeitrechnung weiß, und wenn man die Schriftſteller mit einander vergleichen kan, welche in den Zeiten von einander unterſchieden ſind, darinne ſich ein Vorfall zugetragen, daß man deſſen richtige Zeit beſtimmen will. Dieſes iſt eigentlich nichts anders, als der äuſſere Körper der Hiſtorie. Es liegt wenig daran, die Thaten eines Cyrus, eines Alexanders, eines Pompejus zu wiſſen, nur daß man ſie weiß, und bey Gelegenheit die trefliche Stärke ſeines Gedächtniſſes ſehen zu laſſen. Herz und Verſtand vielmehr, nicht aber eine eitle Neugier müſſen in dieſer Wiſſenſchaft ihre nützliche Rechnung finden.

Der

Der vornehmſte und wichtigſte Endzweck derſelben beſtehet in der Auswickelung der Gemüthsart groſſer Leute aus ihren Thaten und Handlungen. Hier muß man die Grundſätze ausforſchen und bemerken, ob ſolche einer eitlen Prahlerey, oder vielmehr einer gründlichen Tugend zuzuſchreiben ſind. Man muß in die Urſachen ihres glücklichen Ausſchlags, in die Qvelle einiger ihrer übel abgelaufenen Unternehmungen eindringen. Man muß erforſchen, durch welche Mittel ſie ſich das Wohlwollen und die Zuneigung ihrer Mitbürger, und das Vertra[illegible] ihrer Soldaten zuwege gebracht haben. Siehe da, dieſes iſt, meines Erachtens die Art und Weiſe, wie man der Jugend die Geſchichtskunde beybringen müſſe, wenn ſie ſich in der wichtigen Wiſſenſchaft des menſchlichen Herzes vollkommen machen, und daraus die Regeln ziehen ſoll, wie ſie ſich in der Welt mit Ruhm und Klugheit aufführen und zeigen müſſe.

III.

Die Selbſtliebe *.

Solte ich auch meinen angenommenen Character des Menſchenfeinds in die Schanze ſchlagen, ſo muß ich doch behaupten, daß die Menſchen wahrhaftig ſo gar verderbt noch nicht ſind, als man gemeiniglich vorgiebt, und man ihnen Unrecht thue, wenn man ſagt, ihre beſten Thaten leiteten ihren Urſprung aus unreinen Qvellen einer niederträchtigen Selbſtliebe und einem ſchändlichen Eigennutz her.

Der Herr de la Rochefoucault hat dieſe liebloſe Meinung in ſeinen Maximen weitläuftig und nachdrücklich angeführet; man findet ſie allerdings in vielen Beyſpielen nicht ungegründet. Dieſe halbe Wahrheit, weil ſie von einem Mann von Verdienſten, als etwas Neues herkommt, hat man faſt für allgemein angenommen.

Ich weiß wohl, daß dieſer groſſe Mann nicht eben allein einen geizigen Eigennutz, ſondern alles vortheilhafte Intereſſe überhaupt verſteht, nach welchem, ſeiner Meinung nach, die Menſchen alle ihre Handlungen und Thaten zu richten pflegen. Dieſe Meinung hat Grund, nicht aber wie Herr de la Rochefoucault davor hält. Er redet von einem groben Eigennutz, den man nicht zur Abſicht haben kan, wenn man nicht die Tugend von Grund aus niederwerfen will. Nicht aber von dieſem feinen und nicht unvernünftigen Intereſſe, welches in der innerlichen Zufriedenheit beſte-

het,

*) LXXI Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

het, ſo die Tugend in einem ihr ergebenen Gemüth hervorbringet.

Die Liebe zur Gerechtigkeit iſt, ſeines Bedünkens nach, nichts anders, als eine Furcht gegen anderer Menſchen ungerechtes Betragen in Anſehung unſerer: Dankbarkeit heißt eine Begierde, erkänntlich zu ſcheinen, oder gröſſere Wohlthaten zu erlauſchen: Mäßigkeit iſt nichts als die Liebe zur Geſundheit, oder ein Unvermögen, da man nichts mehr zu ſich nehmen kan: Mäſſigung iſt Trägheit und Unwirkſamkeit des Gemüths, nicht aber eine Kraft der Vernunft, vermöge welcher man ſeine Begierden im Zaum hält: Standhaftigkeit im Unglück, heißt bey ihm eine Unempfindlichkeit des von ſeiner Noth betäubten Gemüths. Nach des Herrn de la Rochefoucault Meinung, ſind alle Thaten und alles Thun, ſo man tugendhaft nennet, böſe oder gleichgültig, denen die Selbſtliebe gar geſchicklich den Schein der Tugend anzuſtreichen weiß.

Ich bin zwar verſichert, daß er von den chriſtlichen Tugenden ganz anders denkt; allein ſeine Meinung ſcheinet mir dennoch nicht ſtathaft, in Anſehung ſolcher tugendhaften Thaten zu ſeyn, welche ihren Urſprung aus der Vernunft und Menſchheit ziehen.

Dergleichen äuſſerlich gut ſcheinende Handlungen, deren innerlichen Güte annoch ſtreitig iſt, können in pur mechaniſche, oder in ſolche Thaten eingetheilet werden, zu denen die Vernunft den Willen beyträgt, nachdem ſie vorher überlegt hat, auf welche Seite ſie ſich ſchlagen will.

Hoffentlich wird mir niemand ſtreitig machen, daß es nicht viel gute Eigenſchaften geben ſollte, welche nichts anders, als glückliche Leidenſchaften ſind, und

die

III.

Die Selbſtliebe*.

Solte ich auch meinen angenommenen Character des Menſchenfeinds in die Schanze ſchlagen, ſo muß ich doch behaupten, daß die Menſchen wahrhaftig ſo gar verderbt noch nicht ſind, als man gemeiniglich vorgiebt, und man ihnen Unrecht thue, wenn man ſagt, ihre beſten Thaten leiteten ihren Urſprung aus unreinen Qvellen einer niederträchtigen Selbſtliebe und einem ſchändlichen Eigennutz her.

Der Herr de la Rochefoucault hat dieſe liebloſe Meinung in ſeinen Maximen weitläuftig und nachdrücklich angeführet; man findet ſie allerdings in vielen Beyſpielen nicht ungegründet. Dieſe halbe Wahrheit, weil ſie von einem Mann von Verdienſten, als etwas Neues herkommt, hat man faſt für allgemein angenommen.

Ich weiß wohl, daß dieſer groſſe Mann nicht eben allein einen geizigen Eigennutz, ſondern alles vortheilhafte Intereſſe überhaupt verſteht, nach welchem, ſeiner Meinung nach, die Menſchen alle ihre Handlungen und Thaten zu richten pflegen. Dieſe Meinung hat Grund, nicht aber wie Herr de la Rochefoucault davor hält. Er redet von einem groben Eigennutz, den man nicht zur Abſicht haben kan, wenn man nicht die Tugend von Grund aus niederwerfen will. Nicht aber von dieſem feinen und nicht unvernünftigen Intereſſe, welches in der innerlichen Zufriedenheit beſte-

het,

*) LXXI Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

het, ſo die Tugend in einem ihr ergebenen Gemüth hervorbringet.

Die Liebe zur Gerechtigkeit iſt, ſeines Bedünkens nach, nichts anders, als eine Furcht gegen anderer Menſchen ungerechtes Betragen in Anſehung unſerer: Dankbarkeit heißt eine Begierde, erkänntlich zu ſcheinen, oder gröſſere Wohlthaten zu erlauſchen: Mäßigkeit iſt nichts als die Liebe zur Geſundheit, oder ein Unvermögen, da man nichts mehr zu ſich nehmen kan: Mäſſigung iſt Trägheit und Unwirkſamkeit des Gemüths, nicht aber eine Kraft der Vernunft, vermöge welcher man ſeine Begierden im Zaum hält: Standhaftigkeit im Unglück, heißt bey ihm eine Unempfindlichkeit des von ſeiner Noth betäubten Gemüths. Nach des Herrn de la Rochefoucault Meinung, ſind alle Thaten und alles Thun, ſo man tugendhaft nennet, böſe oder gleichgültig, denen die Selbſtliebe gar geſchicklich den Schein der Tugend anzuſtreichen weiß.

Ich bin zwar verſichert, daß er von den chriſtlichen Tugenden ganz anders denkt; allein ſeine Meinung ſcheinet mir demnoch nicht ſtathaft, in Anſehung ſolcher tugendhaften Thaten zu ſeyn, welche ihren Urſprung aus der Vernunft und Menſchheit ziehen.

Dergleichen äuſſerlich gut ſcheinende Handlungen, deren innerlichen Güte annoch ſtreitig iſt, können in pur mechaniſche, oder in ſolche Thaten eingetheilet werden, zu denen die Vernunft den Willen beyträgt, nachdem ſie vorher überlegt hat, auf welche Seite ſie ſich ſchlagen will.

Hoffentlich wird mir niemand ſtreitig machen, daß es nicht viel gute Eigenſchaften geben ſollte, welche nichts anders, als glückliche Leidenſchaften ſind, und

die

die Menſchen ohne vorhergehende Uiberlegung zu ihres Nächſten Nutzen antreiben. Sehr ofte liebet und übet man die Gerechtigkeit durch eine Art natürlicher Anziehungskraft zu dem, was recht und billig iſt; eben auf die Weiſe, wie manche Perſonen eine ordentliche gute Einrichtung von Natur lieben, und keine Unordnung und Verwirrung leiden können. Mit der Mildigkeit iſts eben ſo beſchaffen. Viele üben dieſelbe aus, weil ſie zum Mitleiden gebohren ſind, ohne darauf zu denken, was ihnen daraus ſelbſt widerwärtiges entſtehen könne. Nur natürlich harte unempfindliche Menſchen müſſen durch Vorſtellung, der ſie dermaleinſt zuſtoſſenden Noth, bey welcher ſie den Beytritt anderer vonnöthen haben möchten, zum Mitleiden beweget werden.

Man möchte mir hierbey einwenden, daß die Tugend in dieſer Art von Handlungen keine ſtat fände, allermaſſen dieſelben nicht von Vernunftſchlüſſen herrühreten, ſondern ihren Grund in einem gleichen Trieb mit dem Vieh hätten, ſeine Nahrung zu ſuchen, und die junge Zucht für Gewalt zu vertheidigen. Dieſes gebe ich gerne zu, es iſt aber auch gewiß, daß der Nutzen in dieſen Handlungen keinen Bewegungsgrund ausmache: Denn, wenn etwas des Nutzens wegen geſchehen ſoll, ſo erfordert ſolches vorher bedächtige Vernunftſchlüſſe.

In Betrachtung eben ſolcher Handlungen, und davon die Vernunft der einzige Grund iſt, ſehe ich nicht ab, wie man dankbar, leutſelig, liebreich, durch den einzigen Antrieb der Pflichtserfüllung werden, und durch die Ausübung dieſer Tugenden, das Wohlſeyn und die Ruhe der menſchlichen Geſellſchaft unterhal-

ten

ten könne. Es iſt ſchon gnug und hinlänglich, ein redlicher Mann zu ſeyn, wenn er auch kein Chriſt iſt, um zu empfinden, daß eine aufgeklärte Vernunft zu dergleichen uneigennützigem Betragen fähig ſey, wor-zu auch die Heyden geſchickt geweſen ſind. Man ſe-tzet voraus, daß alle ihre Tugenden falſch und unächt geweſen, und daß Ehre und Ruhm der einzige Bewe-gungsgrund ſey, der ſie darzu angetrieben habe, es wird aber nicht bewieſen. Eben ſo wenig Grund iſt auch vorhanden, daraus man einen Beweis ziehen könnte, daß Leute, die von dem Daſeyn eines vollkommenen Weſens unterwieſen ſind, ihre Hand-lungen auf das Wohlergehen, demſelben durch Ge-horſam ſeiner Geſetze gefällig zu werden, richten können.

Meine Meinung gehet nicht dahin, daß die Selbſt-liebe in mechaniſchen und vernunftig bedächtigen Handlungen, davon ich geſprochen habe, gar im ge-ringſten nicht einflieſſen ſollte. Ohne allen Zweifel iſt ſie in denſelben enthalten, nicht aber auf eine ſolche Weiſe, daß ſie ihnen den vollkommenen Schimmer mittheilen ſollte.

Mildthätige Perſonen, die das Temperament barm-herzig macht, würden nicht zum Mitleiden bewegt werden, wenn ihr Herz nicht von der ängſtlichen Be-wegung litte, darein ſie das Elend des Nächſten ſe-tzet, und wenn ihr Gemüth nicht die zufriedene Ruhe empfände, ſo bald ſie dieſer Art der Leidenſchaft Gnü-ge geleiſtet haben.

Leute, ſo mit vernünftiger Uiberlegung gerecht ſind, würden ihren Einſichten nicht folgen, woferne die Uiberzeugung, tugendhaft zu ſeyn, an allen Annehm-

lich-

lichkeiten unfruchtbar, und die innigſte ergötzlich rührende Freude nicht eine gewiſſe Belohnung der Tugend wäre.

Allein, dieſe gar nicht zu ſcheltende Selbſtliebe iſt vielmehr der Grund der Tugend. Und hätte die Tugend mit unſerm Nutzen keine Verwandtſchaft, ſo wäre ſie auch nicht fähig, uns einige Glückſeligkeit zu verſchaffen, ſo würde ſie auch an ſich ſelbſt kein wahres Gut ſeyn, man könnte nicht ſagen, daß ſie hoch zu ſchätzen, und unſerer Liebe würdig wäre. Die Tugend iſt nichts anders, als eine vernünftig richtig denkende Selbſtliebe. Sie iſt dieſe Stärke des Geiſtes, welche, mit Zerſtreuung aller Finſterniſſen der Vorurtheile, den äuſſerlichen groben Eigennutz dem zärtlich feinen innerlichen Intereſſe aufopfert. Der Beyfall, dem ſie die Vernunft ertheilet, wenn ſie mit ſich ſelbſt innerlich zufrieden iſt, die Heiterkeit eines guten Gewiſſens, welche ſich in einer tugendhaften Seele aufkläret; ſiehe, dieſes iſts, was die Tugend würdig machet, daß man ſich derſelben völlig ergiebt, ie mehr man auch an dieſem Vergnügen Geſchmack findet, ie geſchickter werden wir, die Glückſeligkeit anderer Menſchen zu befördern.

Dieſe zärtlich feine und vernünftige Selbſtliebe nun, hat nicht allein einen Einfluß in die Tugenden, dahin ſich der Menſch durch ſeine eiguen natürlichen Kräfte erheben kan, ſondern ſie iſt auch von der chriſtlichen Tugend ganz unzertrennlich, welche eine in ihren Wirkungen ganz unbegreifliche Gnade in unſern Herzen erzeuget.

Das Chriſtenthum legt der Menſchheit die Vollkommenheit bey, es zerſtört dieſelbe aber nicht. Und

iſt

iſt man ein Chriſt, ſo höret man nicht auf, ein vernünftig denkendes Weſen zu ſeyn. Es wäre, meines Erachtens, ein grober Widerſpruch, wenn man ſich den Begrif von einem denkenden Weſen machen wollte, welches ſeiner ſelbſt bewußt ſey, und ſich ſelbſt betrachten könnte, dabey aber meinte, dergleichen Weſen könnte gegen ſich ſelbſt eine kaltſinnige Gleichgültigkeit hegen. Denken, und ſich dabey nicht ſelbſt lieben können, ſcheinen mir Dinge zu ſeyn, ſo mit einander nicht beſtehen mögen. Man füge noch bey, daß ein gegen ſich ſelbſt gleichgültiges Weſen keiner Tugend fähig ſeyn könne, man mag dergleichen Begrif auch in einem Lehrgebäude hegen, in welchem man wolle. Laſſet uns einmal ſetzen, dieſes Weſen wäre überzeugt, daß es ſeinem Schöpfer eine reineſte und von aller Einmiſchung des Intereſſe befreyete Liebe ſchuldig ſey. Welcher Bewegungsgrund könnte daſſelbe wohl zu dieſem eiteln Hirnbilde der Pflicht antreiben, wenn es ihm gleichgültig wäre, tugendhaft oder nicht tugendhaft zu ſeyn? Seine Pflicht würde ihm eben ſo wenig lieb und angenehm, als ſeine Glückſeligkeit ſeyn.

Man muß niemals mit aufmerkſamer Uiberlegung die Eigenſchaft der Selbſtliebe betrachtet haben, wenn man ſich einbildet, daß die Tugend ohne dieſelbe vorhanden ſeyn und beſtehen könnte.

Wollen wir die Selbſtliebe beſtreiten, ſo iſt ſie es eben ſelbſt, welche uns dieſen Anſchlag in den Sinn giebt, und den Krieg wider ſich ſelbſt anzettelt: Unter ihrem eignen Panier tragen wir den Sieg über ſie ſelbſt davon. Gelinget es uns, daß wir ſie niederſchlagen, ſo erhebt ſie ſich aus ihrem eignen Umſturz, mit der Zufriedenheit, daß ſie übern Haufen geworfen worden:

Jedoch

Jedoch erhebt ſie ſich in einer Reinigkeit, mit Vernunft, und in der Würdigkeit, die der Vortreflichkeit unſerer Natur anſtändig iſt.

Ich könnte dasjenige, was ich in Anſehung der nothwendigen Verbindung der Tugend mit der wohlgeordneten Selbſtliebe angebracht habe, durch triftigſte aus der geoffenbarten Theologie gezogene Gründe erweiſen; man möchte mir aber dergleichen Beweiſe, wenn ſelbige in einem fliegenden philoſophiſchen Blat erſchienen, nicht zu gute halten. Wir wollen vielmehr noch ein Wort über folgende Frage hier beyfügen.

Sollte es wohl der Selbſtliebe erlaubet ſeyn, daß ſie mit dem innern Vergnügen, welches aus der Tugend folget, allein nicht zufrieden iſt, ſondern daß ſie überdieſes noch in dem Beyfall der Menſchen ihre Luſt und Nahrung ſuche? Ich halte davor, daß man hieran gar keinen Zweifel hegen dürfe. Wir ſind mit unſerm Nächſten viel zu genau vereinigt, als daß uns deſſelben Hochachtung nicht auf einige Weiſe rühren ſollte. Das groſſe Gebäude der Geſellſchaft muß ſeinen Halt und ſeine Feſtigkeit von der wechſelsweiſen Hochachtung und zärtlichen Liebe dererjenigen bekommen, von welchen es zuſammen geſetzt iſt. Hätte die Tugend keinen Eifer, ſich von auſſen zu zeigen, und Beyfall zu begehren, ſo würde dieſe allzuſtrenge Verachtung des Eigennutzes der Geſelligkeit nur allzuſehr ſchaden, auf welcher doch das Wohlſeyn des ganzen menſchlichen Geſchlechts beruhet. Man ſetze noch bey, daß, wenn man liebet und ſich nichts drum bekümmern wollte, dem geliebten Gegenſtand zu gefallen, ſolches Dinge ſeyn würden, die nicht zuſammen beſtehen könnten. Die Hochachtung dererjenigen, welche

ehr gegen uns nicht gleichgültig ſind, wird uns ebenfalls nicht gleichgültig ſeyn können.

Nur muß man ſich wider den heiſſen Durſt nach der Reputation wohl verwahren, und derſelben nicht durch dicke und dünne mit dem größten Eifer nachſetzen, oder ſolche durch verbotene Wege ſuchen. Anders nicht, als von der Hand der Tugend, iſt uns die Hochachtung der Menſchen anzunehmen, allein vergönnet. Das höchſte Lob, welches Salluſtius den Verdienſten des Cato mittheilte, beſtand hierinne, daß derſelbe viel lieber hätte wirklich tugendhaft ſeyn, als den Schein davon haben wollen. Dieſes iſt auch der wahre Character rechtſchaffener Tugend. Man muß iederzeit das wirkliche Daſeyn der Tugend dem gemeinen Ruf, als ob man dieſelbe beſäß, vorziehen. Das Vergnügen hochgeachtet zu werden, muß allezeit der Glückſeligkeit, hochachtungswürdig zu ſeyn, weichen. Es geſchiehet ſehr oft, daß man der Tugend zum Nachtheil Ehre und Ruhm erlangt, und iſt ſchwerer, als man denkt, eine allgemeine Hochachtung zu erhalten, und eine gründliche Tugend zu beſitzen. Folglich wird ein rechtſchaffener Mann bey der Wahl der Verdienſte und der Reputation die Hochachtung der Menſchen dem innerlichen Vergnügen, ſolcher würdig zu ſeyn, williglich aufopfern. Es iſt aber auch eine nicht zu ſcheltende Eitelkeit, welche der chriſtlichen Demuth auch nicht entgegen ſtehet, die Glückſeligkeit, ſeinem Nächſten zu gefallen, allen andern vorzuziehen, woferne nur dieſe Glückſeligkeit von der Zufriedenheit abhanget, daß man nicht aus ſeiner Pflicht ſchreitet, und demjenigen dadurch gefällig zu werden ſuchet, welcher uns die Vernunft zum Wegweiſer unſerer Aufführung mitgetheilet hat.

IV.

Die verkehrte Eigenliebe *.

Die meiſten Menſchen gründen ihre Hochachtung, ſo ſie gegen ſich ſelbſt hegen, und ihre Selbſtliebe nicht ſowohl auf die gute Meinung, ſo ſie von ihren vortreflichen Eigenſchaften haben, als vielmehr auf den Wahn, welchen, ihrer Einbildung nach, andere Leute davon faſſen möchten. Man thut nicht die die Frage an ſich ſelbſt: Haſt du denn Verſtand? Haſt du Großmuth? Rührt dich Empfindung gegen deinen Nächſten? Vielmehr fragt man ſich, ob uns die Menſchen für großmüthig, leutſelig, witzig und verſtändig halten. Nach dieſer Unterſuchung ſchreitet man von dem Begrif, den ſich die Leute von uns machen, mit einer feinen Art, auf ſich ſelbſt. Wir vermengen unſere Copie mit dem Urbilde, und rühmen uns wirklich der treflichen Eigenſchaften, welche doch nirgends, als in der Einbildung, die ſich andere von uns machen, vorhanden ſind.

Celinzene thut ſich was rechts zu gute, auf ihre Schönheit, die ſie doch ſelbſt gekünſtelt, nicht aber von der Natur empfangen hat, und wird über falſche Schönheit hochmüthig. Ihre, durch den weiſſen und rothen Firnis betrogene Liebhaber ſchmeicheln ihren Reizungen, und ſie ſelbſt, ihrer Seits, durch das falſche Lob betrogen, das ihr eben ſo wenig, als ihre weiſſe und rothe Farbe zugehört, gläubet in der That, daß ſie ſchön ſey, ſie würde auch groſſe Mühe anwenden müſſen, ſich eines andern zu bereden.

Alcan-

*) LXXVII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Alcantor firneſt ſeinen Verſtand faſt auf eben die Weiſe, wie Celimene ihr Geſicht an. Seine ſehr unfruchtbare Einbildungskraft bringt ihm nicht die geringſte feine Wendung, noch einen neuen Gedanken in den Sinn. Wie ſich ſein Verſtand noch in ſeinem natürlichen Zuſtand ſehen ließ, wurde er von geſcheuten Leuten nichts geachtet, die ſeine Schriften jämmerlich ſtriegelten, oder was noch kläglicher war, allen Leuten einen Abſcheu davor machten. Alcantor will gleichwohl mit Gewalt ein ſchöner Geiſt heiſſen, es koſte was es wolle. Er holt die Schminke ſeines Witzes bey Alten und Neuen. Er ſetzt die Schriften zuſammen, in welchen die beſten Stücken von andern Schriftſtellern abgeriſſen, und ziemlich geſchickt wieder zuſammen geflickt ſind, daß ſie ein beiſſendes Salz enthalten. Mit dergleichen zuſammen geſtoppelten Miſchmaſch läuft er herum und lieſt ihn unſtudirten Leuten vor, deren natürlicher Vernunftſinn gleichwohl das Schöne in den Werken des Witzes zu ſchmecken fähig gnug iſt. Man macht viel Weſens daraus, ſeine Werke werden wolkenhoch erhoben. Alcantor nimmt von den Bewunderern ſeines ſinnreichen Geiſts mit ſo herzlichem Vergnügen Abſchied, als ob das abgeſtohlne Lob ſein recht wohl erlangtes Eigenthum wäre.

Rodomont, der für einem rauſchenden Blat, das die Luft bewegt, aus Schrecken in Ohnmacht fallen möchte, bekümmert ſich um alle Ehre nichts, wenn er nur für einen Eiſenfreſſer gehalten wird. Er denket ſich ſelbſt Ebentheur, Gefechte und Zweykämpfe aus, die er andern, welche ihm nur zuhören wollen, erzählet, und welche er noch darzu mit feinen wahrſcheinlichen Umſtänden auszuſpicken weiß, ſo gut ſie

ſich nur erſinnen laſſen. Man glaubt das Ding, oder thut wenigſtens, als ob mans glaubte, denn Rodomont hat Geld, und man erſtaunet über ſeinen wunderbaren Heldenmuth. Von dem ungeheur ſchönen Begrif, den man von ihm, als von einem groſſen Held, faſſet, wird Rodomont ganz bezaubert, und dieſen Begrif ſtellet er an ſtat ſeiner eignen Perſon. Er trotzet auf ſeinen Muth ſo ſtolz, als ein Kriegsmann, der einen Sieg erfochten hat, und beſchäftiget iſt, das Blut und den Staub von ſich abzuwiſchen.

Wer ſich auf dieſe Weiſe für verehrungswürdig hält, weil man ihn hochachtet, der findet ſich oftmals ebenfalls glückſelig, weil andere Menſchen ſein Glück bewundern.

Clitander könnte mit ſeines gleichen ein recht angenehmes Leben führen, und alle Ergötzlichkeit genieſſen, welche die Freyheit verſüſſen würde. Allein der groſſe Herr ſteckt ihm im Kopf, alle Luſt rühret ihn nicht, wenn er ſie nicht mit Leuten vom hohen Rang genieſſen ſoll. Viel lieber würde er in einem beſtändigen Verdruß ſchmachten, als ſeine Ergötzungen ſo pöbelhaft erniedrigen, ſelbige mit Leuten, die unter ſeinem Stand ſind, zu theilen.

Er flicket ſich bey groſſen Herren durch Niederträchtigkeiten ein, und bezahlet die Ehre ihres Umgangs mit einer freywilligen Knechtſchaft. Eine genaue Aufmerkſamkeit auf alles ſein Thun märtert ihn und macht ihn verwirrt, er darf weder lachen, noch reden, noch ernſthaft thun, wenn ers nicht vorher reiflich bedacht hat. Man ſollte faſt ſagen, er dürfte ſich nicht unterſtehen, derjenige zu ſeyn, der er iſt. Mit ſeines

nes gleichen kan er frey, luſtig, angenehm leben. Bey hohen Perſonen iſt er gezwungen, furchtſam, auſſer ſich; ſein Gemüth nimmt, wie ein weiches Wachs, einmal ums andere unterſchiedene Meinungen an, und ſcheinet ſeine Begriffe zu verändern, ſo bald die ihrigen verändert werden.

Hat er nun in dieſer Verwandelung vier bis fünf Stunden zugebracht, ſo kehrt er in ſeine natürliche Art wieder zurück, und zeigt ſich ſeines Gleichen mit einer ſtolzen Mine, welche nicht ermangeln, ſein Glück und ſeine Verdienſte, die ihn mit Perſonen von ſo hohem Rang vereinigen, zu bewundern. Er ſelbſt ſchätzet ſich glücklich, über die Eiferſucht und Bewunderung, ſo ihm die hohe Geſellſchaft zuziehet, deren Umgang er genieſſet, ohneracht er wohl fühlet, daß ihn der Verdruß dabey bis auf den Tod ängſtiget: Dieß bedeutet aber nichts, er findet ſich davor belohnt gnug, und noch überflüßig darzu, daß er mit ſtolzer Zufriedenheit ſagen kan: Ich habe mit dem oder jenem Grafen geſpeiſt: Bey dieſer Marqviſin habe ich ſo viel im Spiel verlohren: Und das Andenken einer Sache, deren Wirklichkeit ihn den heftigſten Verdruß verurſachet, erweckt bey ihm Freude und Hochmuth.

Nichts iſt ſo unbedächtig, als daß man ſich über ſeinen Stand erheben will, und den Umgang mit Leuten von hohem Rang ſuchet, durch die Erlangung dieſes eingebildeten Glücks aber ein ſo gründliches und koſtbares, als die Freyheit iſt, zu verlieren. Was muß man nicht thun! Was muß man, um die Gnade derjenigen zu erhalten, nicht ausſtehen, welche gemeiniglich mehr Hochmuth, als andere Sterbliche beſitzen! Ich kan nicht begreifen, wie eine Perſon von

guter Vernunft ſich entſchlieſſen könne, ihre eigne Meinung zu verrathen, und der andern ihre anzunehmen, ſo unvernünftig ſie auch dieſelbe befindet. Dieſes iſt gleichwohl das Mittel, ſich bey den meiſten Groſſen erträglich zu machen. Will man mir nicht glauben, ſo widerſpreche man nur einer Perſon von hohem Range. Iſt ſie geſchickt genug, eure Einwürfe zu beantworten, ſo wird ſie gewiß eure Dummheit mit ſcharfer Lauge brühen. Muß ſie geſtehen, daß ihr Recht habet, ſo wird ſie euch doch mit groſſer Mühe kaum vergeben, daß ihr mehr Einſicht habt, als ſie ſelbſt. Nur ein einzig Mittel bleibt euch übrig, ihr müſſet ein unaufhörliches Stillſchweigen beobachten, damit ſie euch für einen einfältigen oder unaufgeräumten Menſchen halten möge.

Man könnte endlich wohl das Verlangen vieler Leute, die den Umgang mit ſehr Vornehmen ſuchen, hingehen laſſen, wenn die Groſſen Geſundheit des Leibes, und Zufriedenheit des Gemüths verſchaffen könnten. Da es aber ausgemacht iſt, daß dieſe unſchätzbare Güter nicht in ihrer Gewalt ſind, ſo kan man mit Wahrheit ſagen, daß diejenigen, welche Würden und Reichthum bey ihnen ſuchen, vielmehr ihr Glücke machen, als glückſelig ſeyn wollen.

Ich kan die groſſe Gemeinſchaft mit Prinzen nicht beſſer, als mit einem Opernſchauplatz vergleichen. Betrachtet man denſelben von ferne, ſo erſcheinet unſern Augen die allerprächtigſte Vorſtellung: Steigt man hinauf, ſo finden wir wenig oder nichts, das der Verwunderung würdig wäre.

Wahrhaftig, wenn diejenigen, ſo ſich über das Unvermögen ihrer Vernunft beklagen, nur eben die Mühe

he anwenden wollten, eine weiſe und ordentliche Aufführung zu halten, als ſie ſich beſtreben, das gnädige Wohlwollen eines groſſen Herrns zu erlangen, ich wollte ihnen meinen Kopf zum Pfande ſetzen, daß ſie einen ſo lobenswürdigen Anſchlag gewiß glücklich vollbringen könnten.

Ich weiß gar wohl, daß nicht alle Perſonen von hoher Geburt von Geringern eine niederträchtige Gefälligkeit fordern. Ich kenne deren viele, welche durch Leutſeligkeit und liebreiches Weſen ſich als Menſchen zeigen, und gerne ſehen, daß man durch ſeine aufrichtige freye Redlichkeit ſich gegen ihnen eben alſo bezeige. Dahero iſt nichts vernünftiger, als den Umgang mit dieſer Art von groſſen Herren zu ſuchen, wenn man nur ihrenthalben nicht gegen ſolche Leute nachläßig und verächtlich thut, welche eben ſo viel Verdienſte beſitzen, nur aber nicht im hohen Range ſtehen.

Es giebt Leute, welche in Anſehung des Verſtandes eben das thun, was diejenigen in Betracht des Rangs und der Geburt verrichten, von denen ich bereits geredet habe. Sie ſind begierig, den Ehrentitel eines ſchönen Geiſtes um wohlfeilen Preis zu erkaufen, ohneracht ihnen Verſtand und Wiſſenſchaft fehlet, indem ſie ſich nur zu ſolchen Leuten halten, welche das Anſehen erhabener Geiſter haben. Nichts iſt elender, als das Vergnügen, ſo ſie in dem Umgang zu genieſſen vermeinen, darinne Materien vorkommen, von denen ſie nicht den geringſten Begrif hegen, und wobey ſie ſtille ſchweigen müſſen, oder ſehr verkehrte Schlüſſe vorbringen. Es gehet ihnen nicht anders, als den Leuten, die ſich unter einem Volke befinden, deſſen Sprache ihnen unbekannt iſt. Indeſſen ſollte

man meinen, wenn man ihren Hochmuth anſiehet, daß der Verſtand der Leute, mit welchen ſie umgehen, auch in ihnen Einfluß erhalte, und ihnen eigen würde. Sie martern ſich, alle Augenblicke mit der Wiederholung, wie ſie den Fontenelle beſuchet, den Boileau geſprochen, mit dem la Fontaine geſpeiſet; oder nach deutſcher Art zu reden, mit Gellerten ſpazieren gegangen; mit Hagedorn ein Glas Wein getrunken: Leßing habe ihnen ſeine Gedichte vorgeleſen. Hierinne gründen ſie ihre Verdienſte, gleich als ob dieſe groſſen Männer ihnen eingepfropfet, und ſie mit denſelben ein Leib und eine Seele geworden wären.

Darinne werden ſie dem Rogotin, dem vornehmſten Held im comiſchen Roman ganz ähnlich, der, damit er ſeinen wunderbaren Verſtand auf die Schauſpiele zu erkennen gab, anführte, daß ſeine Mutter des Poeten Garniers Pathe geweſen, und er auch noch ſelbſt deſſen Dintenfaß wirklich im Beſitz habe.

Das Verdienſt ſolcher Leute kan keine andere Geſtalt haben, als dasjenige hat, welches die Philoſophen ein Accidens nennen, das für ſich allein nicht beſtehen kan, ſondern ſein Weſen von dem Dinge borgen muß, in dem es anzutreffen iſt.

Man findet noch andere, welche in eine demjenigen, was ich getadelt, ganz entgegen ſtehende Ausſchweifung gerathen, die noch weit verachtungswürdiger iſt.

Dieſes ſind diejenigen Leute, welche mit einer herrſchſüchtigen Gemüthsart gebohren und doch viel zu faul ſind, ſich ſonderbare Verdienſte anzuſchaffen, daher ſuchen ſie ſolches Volk auf, das weder Verſtand noch Auferziehung hat, damit ſie bey demſelben ihrer

natür-

natürlichen Begierde vornehm zu thun, Gnüge leiſten mögen, wobey ſie ſich auf die Maxime gründen:

Ein Narr trift allemal noch einen gröſſern an,
Der ihn nicht gnug bewundern kan.

Einen rechtſchaffenen Menſchen fliehen ſie wie ein Ungeheuer, dagegen ziehen ſie einen Schwarm von nichtswürdigen Pöbel hinter ſich her, dem ſie die Bewunderung ihrer Narrheit mit baarem Gelde bezahlen.

Sie laſſen ſich von niemanden zu Hauſe antreffen, wenn ſie mit Leuten ſolchen Gelichters ſchwelgen, denen ſie Stillſchweigen gebieten, wenn es ihnen beliebet, und bey denen ſie ihre lächerlichen Streiche frey auslaſſen können. Fehlet ihnen andere Geſellſchaft, ſo wiſſen ſie ſchon gewiſſe Rechnung auf ihre Lakeyen zu machen, wenn ſie nur ſich mit denſelben, als ihres Gleichen, zu Tiſche ſetzen, ſo ſtehen ſie doch noch in Gefahr, daß ſie mit weit erbarern Leuten umgehen, als ſie ſelbſt ſind.

Die ausſchweifende Thorheit ſolcher Leute, die den Umgang mit Groſſen und mit ſchönen Geiſtern ſo eifrig ſuchen, hat wenigſtens die Abſicht ſich in der Welt groß zu machen und dadurch rechtſchaffener Leute Hochachtung zuwege zu bringen. Allein die Narrheit dieſes kriechenden Ungeziefers, davon ich hier rede, dienet ihnen zu nichts anders, als zu aller Menſchen Verachtung, und daß ſie mit dem Packe, ſo ſie um ſich haben, in eine Brühe geworfen werden.

Dergleichen ſchlimmes Naturell führt gerade zur Grobheit, zu den ſchändlichſten Uippigkeiten und häßlichſten Laſtern. Zum wenigſten iſt der Verluſt des

Vermögens die gewiſſeſte Folge dieſer nichtswürdigen Aufführung, und diejenigen, ſo ſich dergleichen ergeben, fallen faſt allezeit unter den elendeſten Pöbel, über welchen ſie doch das Glück zu erheben bemüht geweſen. Oefters ſind ſie noch glücklich, daß ſie, wenn ſie ſich mit dieſem Lumpenvolk, deſſen Gefälligkeit ſie erkauft haben, ins Verderben geſtürzt, noch einen andern reichen Narren finden, den ſie, der Reihe nach, ebenfalls mit ins Elend ziehen können.

V.

Die verkehrten Characteren *.

Ein gewiſſer Herzog und Pair fande ſich einsmals bey einem prächtigen Gaſtmahl in Geſellſchafe eines Erzbiſchofs, welcher ſeiner niedrigen Geburt ohnerachtet, durch ſeine vortreflichen Gaben, zu dieſer hohen geiſtlichen Würde gelanget war. Der Herzog ärgerte ſich nicht wenig über die Freyheit dieſes Prälaten, mit welcher derſelbe ſeine Meinungen zu beſtreiten und deren Schwäche zu entdecken ſich nicht entblödete. Ihr würdet, ſagte er zu ihm, gewiß nicht übel thun, wenn ihr euch iezuweilen eurer Ankunft etwas beſſer erinnern wolltet. Ich erinnere mich derſelben mehr als zu wohl, verſetzte der Prälat, und weiß auch, wenn ihr der Sohn meines Vaters geweſen wäret, ſo würdet ihr ganz gewiß anietzo die Schweine hüten müſſen.

Nichts in der Welt iſt der bürgerlichen Geſellſchaft ſo ſchädlich, als die verkehrten Characteren. Nichts erfüllt

*) L. Bagatelle.

erfüllt ſie mehr mit lächerlichen und unnützen Volke, als dieſe verkehrte Wahl der Lebensarten. Wollte man dieſes erſchreckliche Uibel vermeiden, ſo könnte man es nicht anders machen, als daß man dem ſpartaniſchen Volk nachahmete, und die Kinderzucht nach ihrem Muſter einrichtete. Ihre Väter durften ſich nicht in ihre Erziehung mengen, weil ſie für Kinder der Republik gehalten wurden. Die weiſeſten Greiſe übernahmen ihre Unterweiſung, beobachteten ihr Betragen und waren eifrig beſorgt, ihnen die Liebe zum Vaterland einzuprägen, mithin ſie zum Nutzen des gemeinen Weſens geſchickt zu machen.

Allein zum Unglück war die Erziehung dieſer jungen Lacedämonier gar zu gleich. Dieſes Volk, welches vom Geldgeiz eben ſo ſehr befreyet, als es ein Sclave des Ehrgeizes war, dachte nur auf die Eroberung Griechenlands. Tapferer Muth war die Haupttugend, nach welcher man bemühet war, die Kinder dieſer kriegeriſchen Republik aufzuziehen.

Wollte man eine wohlgeordnete Regierung einführen, wo alle Unterthanen zur öffentlichen Glückſeligkeit das ihrige beytrügen, ſo müſte man den allgemeinen Plan darzu von Lacedämon zwar annehmen, denſelben aber auf eine beſondere Art ausführen. Die Kinder müſten mit dem Stand der Eltern nicht die geringſte Gemeinſchaft haben. Die weiſeſten, vernünftigſten und tugendhafteſten Männer eines Staats müſten die Aufſicht über ihr Thun und Laſſen beſorgen, ſie müſten die Gaben ihres Verſtandes, und die Beſchaffenheit ihres Herzens mit der genaueſten Aufmerkſamkeit unterſuchen. Wären ſie endlich zu dem Alter gekommen, wo der Character anfängt, geſetzt zu werden, alsdenn theilete man die Rollen unter ihnen

aus,

aus, die ſie auf der groſſen Schaubühne des bürgerlichen Lebens vorſtellen ſollten.

Auf ſolche Art würde kein Faullenzer vorhanden ſeyn. Nicht allein die vortreflichſten Eigenſchaften würden ans Licht geſtellet, ſondern auch die geringſten Gaben angewendet, und dem gemeinen Beſten eben ſo nützlich werden können, als oftmals die dünneſten Fäden zu dem ganzen Gewürk eines vollkommenen Stücks nützlich zu ſeyn pflegen.

Nach dem gegenwärtigen Zuſtand folgt faſt allezeit der Sohn dem Schickſal ſeines Vaters. Ein gelehrter Mann will einen gelehrten Sohn haben. Man bleuet ihm einige Worte Latein in den Kopf, die Natur mag wollen, oder nicht. Man beläſtiget das Gedächtniß mit einigen Beſchreibungen des Rechts, daraus wächſt ein Doctor und ein ſich und andern unnützer Advocat. Der Sohn eines Rathsherrn muß zum Rathsherrn-Handwerk erzogen werden, ſollte er auch ſeinem Amt und dem Andenken ſeiner Vorfahren Schimpf und Schande machen. Uiberdieſes wird man bey der ietzigen Einrichtung der Dinge befinden, daß ein betrübliches Schickſal manche Cicerons, Demoſthenes, Virgile, Cäſars und Richelieus an den Pflug geſtellet, und zu den niedrigſten Handwerken und Handthierungen verwieſen hat.

Was würde es nicht für ein reizendes Vergnügen ſeyn, wenn man ſehen ſollte, daß die Profeßions aller Menſchen nach der Fähigkeit ihres Characters durch eine weiſe und wohlbedächtige Wahl eingerichtet wären! Der kleine Prinz, z. E. welcher mit ſeiner tückiſchen, mürriſchen und wilden Mine, Anzeigen genug von einem grauſamen, blutdürſtigen Naturel giebt,

würde ein weit beſſeres, annehmlichers Anſehen haben, wenn man ihn mit dem Beile auf der Schulter, mit dem Geſtecke Meſſer und Stahl am Gürtel und allem Zubehör eines Fleiſchers durch die Gaſſen gehen ſähe. Allem Anſehen nach würde er ſich in dieſer Profeßion vortreflich hervor thun. Wie zierlich und geſchickt würde nicht eine Kutſche von dem hochwohlgebohrnen Lycidas gelenkt und gefahren werden? Dieſem jungen Herrn, der ein ſo groſſer Liebhaber von Pferden iſt, und ſich in ſeine Stube einſchlieſſet, damit er ganze Stunden beſchäftiget ſeyn kan, zehen ſelbſt gekaufte Peitſchen zu verſuchen, um zu hören, welche am beſten klatſchet. Der Ritter Cleander mit ſechzehn bunten Schildern, hat eine Rieſen-Gröſſe, eine Stentors-Stimme, eine Herkules-Stärke. Allein vermöge ſeines Geburtsrechts mergelt er ſeinen Leib durch alle Arten der Schwelgerey aus. Wie glücklich würde er, wie glücklich ſeine Mitbürger ſeyn, wenn er zur Profeßion eines Aufläders oder Laſtträgers beſtimmt, mit geſetzten Schritten ſtraff und geſchwind einher gienge, ob gleich ſeine breiten Schultern mit einer ſchweren Laſt gedrückt würden! Wie ordentlich, wie wohl übereinſtimmend würde alles ſeyn, wenn man einen ſolchen vierſchrötigten Mann die Eſelshandthierung treiben ſähe, der ein ſo glückliches Naturel darzu hat!

Mir iſt der Staatsrath eines gekrönten Hauptes bekannt, der durch wunderbares Studiren, ſich vor allen, er ſey wer er wolle, aufs Porcellain am beſten verſteht. Beym erſten Anblick unterſcheidet er, welches aus Japan oder China, altes oder neues, ſeltſames oder gemeines iſt. Er hat ſelbſt ein ganzes Magazin davon geſammelt, mit welcher Sammlung

wenig-

wenigſtens zehen groſſe Buden vollkommen beſetzt werden könnten. Eheſtens wird er eine Reiſe auf etliche Tage thun, nur eine Schaale in Augenſchein zu nehmen, ſo in ihrer Art die einzige iſt. Vielleicht kauft er ſie. Die Abſicht der weiſeſten Natur gieng dahin, dieſen Herrn in eine Porcellain-Krambude zu pflanzen. Warum muß ihn doch das falſche Glücke von ſeinem Beruf abgezogen und ihn an einen Thronhimmel geſtellet haben?

Warum muß es auch dem Cleander verhindert haben, ein ziemlich guter Buchhändler zu werden, ſo unwiſſend er auch iſt? Dieſen Mann, bey dem alle gelehrte Fremde einſprechen, eine zahlreiche und wohlgebundene Bibliothek zu bewundern, welche ihn in die Verſuchung bringt, daß er ſich den größten Gelehrten gleich achtet, ob er gleich kaum mit Mühe und Noth die Titel ſeiner Bücher leſen kan.

Dieſes iſt aber das Unglück nicht allein, welches die auf den verkehrten Platz geſtellten Characteren der Menſchen verurſachet. Ich unterſtehe mich noch zu behaupten, daß der Wahnwitz im Verſtand davon herkomme, und die Jecken- und Narrenhäuſer faſt mit lauter ſolchen unglückſeligen Leuten erfüllt ſind, deren Gaben dergleichen Zwang erlitten haben, indem man ſie zu ſolchen Dingen angehalten hat, darzu ſie ganz ungeſchickt geweſen ſind.

Man mags machen, wie man will, die natürlichen Fähigkeiten des Verſtandes verlieren ſich ſobald nicht, ſie widerſtehen fremden Fähigkeiten und Neigungen, darzu man ſie anſtrengen will, mit aller Gewalt, welches ein erſchreckliches Gewirre machen und das Gehirne verrücken muß. Man wird davon überzeugt wer-

werden, wenn man ſich nur die Mühe geben will, die Reden und Handlungen dieſer kläglichen Schlachtopfer der Gewohnheit mit einiger Aufmerkſamkeit zu beobachten. Man wird ihre natürlichen Gaben von Zeit zu Zeit unter ihrer Narrheit hervor blicken ſehen, und daher ſchlieſſen müſſen, daß, wenn ſie ihrem natürlichen Character gemäß erzogen worden wären, ſo hätten ſie vielleicht vortreflich brauchbare Glieder der Geſellſchaft werden können.

Auf der einen Seite wird man einen Schulmeiſter mit einem kriegeriſchen Geſichte ſehen, wie er den Hut in die Augen drückt, wie ein Dragoner flucht, einen Don Quixoten vorſtellet und mit dem Prügel in der Hand einen raſenden Angriff an die Wände thut. Muß man nicht von ihm urtheilen, daß dieſer Kerl im Kriege Wunder gethan, und auf der Breſche eben den unerſchrockenen Muth gezeigt haben würde, mit welchem er anietzo in ſeiner Clauſe eine ganz unnütze Parade machet?

Anderer Seits wird man einen magern, blaſſen Soldaten mit zerſtreuten und verkehrten Augen gewahr werden. Von Morgen bis zum Abend auf der Schildwache ſelbſt ſinnet er einer wichtigen Religionslehre nach, er führet ein neues Lehrgebäude auf, ſucht Beweisthümer, Ausflüchte, ja er predigt wohl gar in den Gedanken. Ich meines Orts kan nicht zweifeln, daß dieſer Menſch, wenn ſein Naturel recht bearbeitet worden wär, nicht einmal der ernſthafteſte und ſinnreichſte Geiſtliche dieſer Zeit hätte werden können.

Hier blöcket ein Kärner mit einem raſenden Anblick einige Stücke aus einem elenden Trauerſpiel her, und rän-

ränket ſich dabey wie ein Beſeſſener. Allem Anſehen nach hat er in ſeiner Jugend Luſt zum Schauplatz gehabt, wenn man ihn bey guter Zeit darzu angeführt hätte, vielleicht würde er es den gröſsten Acteurs gleich gethan haben, die man anietzo auf der Schaubühne bewundert.

Dort iſt ein Eſeltreiber, den man nicht einmal leſen lernen laſſen, er macht Verſe aus dem Stegreif, die von Verſtand eben ſo leer, als ſie mit ſchlechten wohlklingenden Worten erfüllt ſind. Hätte man den Witz dieſes Menſchen zur Dichtkunſt angeführt, ſo würde man ihm ſo viel Witz verſchaft haben, als ein Reimſchmidt nöthig hat; und ſeine Verſe hätten wegen ihrer Redensarten und laufenden Reime allen Leuten gefallen.

Unter andern habe ich in dieſer Wohnung einen ganzen Narren angetroffen, der ſich vortreflich zum Staatsruder würde geſchickt haben, wenn man ihm nur bey guter Zeit die Metaphyſik der Regierungskunſt beygebracht hätte. Er machte erſtaunlich tiefe Betrachtungen, welche zum wenigſten eben ſo viel werth wären, als die politiſche Betrachtung, die faſt ganz Europa angenommen, und wodurch man behauptete, der König in . . . hätte ſich ſein Reich aus einer Staatsſinte wegnehmen laſſen, damit er . . . deſto beſſer fangen möchte.

VI. Un-

VI.

Unterſchied der Eitelkeit, des Stolzes und Hochmuths*.

Die Eitelkeit, (Vanité), der Stolz, (Fierté), und der Hochmuth, (Orgueil), ſind alle drey nicht einerley Laſter. Wir wollen noch mehr ſagen, ſie ſind nicht einmal die verſchiedenen Grade und Staffeln einerley übeln Herzensneigung. Die Eitelkeit iſt nichts anders, als eine ungemeſſene Meinung, die man von ſeinen guten Eigenſchaften, von ſeinen Verdienſten heget, und treibet nicht allezeit den Menſchen nothwendig an, daß er etwas aufgeblaſenes oder verächtliches in ſeinen Manieren ſehen läſſet. Betrachtet einmal den kleinen Philemon. Er hat viel Witz, ſeine Augen, ſein Geſicht, ſein Betragen, ſein ganzes äuſſerliches Weſen verkündiget, daß der kleine Mann einhertritt, als wenn er glaubte, er ſey das erſte Genie vom Range in Europa. Gleichwohl iſt er in ſeiner Aufführung erbar, höflich, zugleich auch ſchmeichelnd, freundlich und dienſtwillig. Er ſchätzt ſich ſehr hoch, iedoch merket man in ſeinen Manieren nichts davon, daß er diejenigen verächtlich hielte, ſo über ihm ſind. Wenn man ihn nur im Umgang das Vorwort läſſt, und eben dasjenige Vergnügen über ihn bezeiget, das er von ſich ſelbſt empfindet, ſo iſt er vollkommen wohl zufrieden. Er wird auch nicht ſonderlich verdrieſſlich darüber, wenn man anders mit ihm verfähret.

*) LXXXVI Bagatelle.

ret. Er hat nur Mitleiden mit euch, deswegen meidet er aber euren Umgang nicht, er haſſet euch auch nicht.

Der Stolz hat, in ſo ferne er laſterhaft wird, die Eitelkeit zum Grunde. Man muß ihn aber doch nicht mit der Eitelkeit verwirren, die bis zu einer gewiſſen Ausſchweifung getrieben iſt. Man könnte ihn beſchreiben, daß er eine Eitelkeit ſey, die etwas wildes, etwas natürlich trotziges an ſich habe. Er iſt nicht allezeit auf eine ungemeßene Meinung von ſeinen Verdienſten gegründet, ſondern ſtützet ſich iezuweilen auf Schätze, auf ſeine vornehme Geburt, auf eine gewiſſe Gröſſe, die dem Menſchen gar nicht eigen iſt. Gemeiniglich bemerkt man den Stolz einer Perſon nicht, daß er ſich gegen diejenigen auslaſſe, die ihm ganz willig und gerne den Vorrang zugeſtehen, ſondern er ſtreubet ſich nur wider Höhere und ſeines gleichen: Hat er nichts zu befürchten, ſo giebt er überall nach, ſobald er aber bemerkt, daß man ihn drücken will, ſogleich bläbet er ſich auf und erhebet ſich. So war des Cäſars Stolz beſchaffen: Gegen alle Menſchen, die er unter ſich ſahe, holdſelig und freundlich, aber auch hart und unfreundlich gegen die, deren Macht ihm fürchterlich vorkam.

Dieſes iſt auch des Lyſanders Character, dieſes hochwohlgebohrnen Mannes, deſſen Stolz faſt ſeiner hohen Geburt würdig iſt. Kaum erblickt er einen rechtſchaffenen Mann, ſo grüßt er ihn zuerſt, mit den freundlichſten und lächelnden Gebehrden. Er läßt die Caroſſe halten, ſteigt heraus, mit ihm zu ſprechen, fragt ihn, wie er ſich befindet. Seine artigen einnehmenden Manieren zeigen etwas aufrichtiges, bey denen ſich keine Urſache eines Verdachts oder

Mis-

Mistrauens ſpüren läßt. Eben dieſer Lyſander iſt gleichwohl unter groſſen Herren der unerträglichſte Mann von der Welt. Seinen Gang und alle ſeine Schritte zählet er nach dem genaueſten Maaß und Gewichte ab. Der allergeringſte Fehler im Ceremoniel, das geringſte Uibersehen bringt ihn in Harniſch, und erreget in ſeinem Gemüth den bitterſten Zorn. Er kan ſich nicht faſſen, er beantwortet die eingebildeten Beleidigungen mit wirklichen Schimpfworten.

Der Stolz, wie ich ihn anietzo abgeſchildert habe, kan mit einem guten Character deswegen gar wohl beſtehen. Er kan wohl der einzige Fehler eines ſonſt vollkommen rechtſchaffenen Mannes ſeyn.

Es giebt noch eine andere Art vom Stolze, welche die Vernunft nicht mißbilliget, und die der chriſtlichen Demuth keinen Eintrag thut, auch allezeit wahren Verdienſten zur Seite gehet. Ein vernünftiger, tugendhafter Mann muß nothwendig die Vortreflichkeit ſeiner Natur in ſich fühlen und empfinden, und von den guten Eigenſchaften, mit welchen er die Hoheit ſeines Weſens beehret, gerühret werden. Er verachtet keinen Menſchen, er beſitzet aber doch das Recht keine Verachtung zu leiden, ſie komme von wem ſie wolle, auch werden ihn die Abſichten auf ein nichtswürdiges Intereſſe niemals verführen, ſich von einer niederträchtigen Ungerechtigkeit beugen zu laſſen. Ich will deswegen nicht ſagen, daß er ſich mit einem ſtolzen Trotz für die ihm widerfahrene Verachtung rächen, und Böſes mit Böſen vergelten ſoll. Keinesweges: Er muß ſich nur mit einer groſſmüthigen Standhaftigkeit waffnen, und ſeinem unvernünftigen

Unterdrücker zeigen, daß er ſich ſelbſt wohl kenne, ſich ſelbſt zu der Zeit Gerechtigkeit zu verſchaffen wiſſe, in welcher man ihm keine Billigkeit widerfahren zu laſſen ſich unterſtehet. Er kan ihm mit ſeiner beſcheidenen Kühnheit, mit dem edlen Vertrauen, welches die wahre Tugend in ſich ſelbſt wirket, zu verſtehen geben, daß die Verachtung, mit der man ihn zu beläſtigen ſuchet, die elendeſte und verachtungswürdigſte Sache von der Welt ſey.

Ich muß zwar auch bekennen, daß uns iezuweilen die Klugheit anrathen werde, dieſem Recht abzuſagen, und unter denenjenigen, welche ſich mit einem Anſehen der Verachtung ihres Nächſten brüſten, ſo verachtungswürdiges Volk zu finden ſey, daß es ſich kaum der Mühe belohnt, auf ihre Narrheit Acht zu geben. Doch bleibet dieſes Recht an ſich ſelbſt allezeit feſt und ſicher, und man kan ſich deſſelben in vielen Gelegenheiten zu Nutze machen. Niederträchtige Meinungen, eine Unempfindlichkeit gegen die wahre Ehre können mit der Vernunft und Tugend nicht beſtehen. Wie jämmerlich ſiehet es aus, wenn man ein vernünftiges Weſen erblicket, das auf gewiſſe Art die ihm bezeigte Verachtung ertragen, ſich verringern, erniedrigen, etwas von dem Begrif, ſo es gegen ſich ſelbſt hat, durch die ihm zugefügte Verachtung abkürzen laſſen muß. Die Vernunft wirft ſich niemals ſo niederträchtig weit weg. Sie kennet ſich, ſie iſt überzeugt, daß die wahre Gröſſe in ihr ſelbſt den Siz habe. Der Muth iſt ihr nüzlich. Dadurch bringt ſie öfters ſolche Leute zur Erkenntniß, welche ſie zu vermehren ſich unterſtehen, durch dieſen Muth lehret ſie ihnen, wie ſie ihr den gebührenden Reſpect bezeigen ſollen.

So

So viel den Hochmuth betrift, ſo iſt derſelbe faſt niemals auf einen Begrif von einem weſentlichen Verdienſte gegründet. Er iſt eine natürliche wilde Aufgeblaſenheit, welche unter dem Schirm vieler Narrheiten ſich gemeiniglich durch einige Wohlthat des Glückes äuſſert. Nirgends, als in boshaften Herzen, in niederträchtigen Seelen, in kriechenden und knechtiſchen Gemüthern hat er ſeinen Aufenthalt. Ein Nichts ſchlägt ihn darnieder, ein Nichts hilft ihm wieder auf. Die elendeſten und lindiſchen Hirngeſpinſte können ihn erhöhen und erniedrigen. Standesperſonen ſind ſelten hochmüthig, wenn ſie nicht überhaupt ſehr ſchlecht erzogen, närriſch, laſterhaft, oder im hohen Grad dumm ſind. Perſonen von hoher Geburt ſind ſtolz, ſie haben nicht allezeit die Aufmerkſamkeit gegen Verdienſte, die ſie ihm ſchuldig ſind. Insgemein aber ſind ſie doch verträglich, leutſelig, gefällig und haben ganz verbindliche Manieren. Hochmüthige im Gegentheil ſind unhöflich, trotzig, herriſch, mit Verachtung anderer, auch wohl grob und ungezogen, wenn ſie ihrem Naturell folgen dürfen. Dieſes wird ihnen nicht allezeit geſtattet. Denn ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich iemals einen geſehen hätte, der Herz im Leibe gehabt haben ſollte. Es ſind Praler, ſie reden aus einem hohen Ton, ſie wollen die Leute durch Hülfe der Lakeienhände prügeln laſſen. Sie ſchlagen nicht leicht aus, und es ſind mir öfters welche zu Geſicht gekommen, die ſich im Geſicht ſtark verfärbt haben, wenn ein ſchlecht gekleideter Menſch mit guter Art vom Leder gezogen hat. Bey ſolchen Gelegenheiten geben ſie es ſehr wohlfeil, ſie werden zahm, daß ſie kriechen. Kaum iſt aber der Sturm vorüber, ſo ſuchen ſie ihre hohe Miene wieder hervor, und ſtellen ihr Gemüth mit nichts anders,

als dem mit Gold beſchlagenen Kleide und ihrer prächtigen Equipage wieder zufrieden.

Eine groſſe Anzahl ſolcher närriſchen Kerls findet ſich unter gewiſſen Glücksrittern, deren Herz noch mit einer Rinde von Schmutz eines kleinen Handels eingefaßt iſt, der ſie unvermerkt zu beträchtlichem Reichthum gebracht hat. Man kennet ſie ſogleich ohne vielen Umgang mit ihnen zu haben. Sie greifen nicht an den Hut, wenn ein rechtſchaffener Mann bey ihnen vorbey gehet, wenn er nicht ein ſchamerirtes Kleid am Leibe trägt; oder wenigſtens geſchiehet es ſehr langſam, und nach einer mit ihrer Narrheit vorher gepflogenen reiflichen Uiberlegung.

Wenn ihr einen von ihrer Geſellſchaft anredet, ſo mengen ſie ſich nicht mit ins Geſpräch, ſie ſchweigen ſtockſtill, und ſind ſchüchtern und unruhig. Für Leute vom Verſtand und für Edelleute fürchten ſie ſich. Gegen dieſe ſchmiegen ſie ſich, und ſind niederträchtig kriechend, doch nehmen ſie ſich auch treflich in Acht, daß ſie ihnen nicht gar zu nahe kommen. Viel lieber halten ſie ſich zu einem Haufen elender Lumpenhunde, die ſie nach dem Stocke commandiren, und wo ihr Eigenſinn Geſetze vorſchreibt. Dergleichen Pack ziehen ſie mit in ihre Gelacke und Schwelgereyen, wodurch ſie ſich das ſchimpfliche Privilegium erkauffen, daß ſie mit ſelbigen ſo übel und unſinnig handthieren können, als es ihnen einfällt. Denn insgemein iſt Grauſamkeit vom Hochmuth unzertrennlich. Kurz, Hochmuth iſt der höchſte Gipfel aller Niederträchtigkeit des menſchlichen Herzens.

VII.

Der Hochmuth *.

Ieane es ferox, quia habes imperium in belluas?

Terent.

Thuſt du darum ſo aufgeblaſen hochmüthig, weil du über wilde Thiere geſetzt biſt?

***

Die Stelle, ſo mir in der Hiſtorie des Herodotus am beſten gefallen hat, iſt dieſe: Cambyſes der Sohn des Cyrus, welcher ſich durch ſeine unſinnige unumſchränkte Gewalt die Perſer aufſätzig gemacht hatte, glaubte, er würde ſeine Herrſchaft nicht beſſer befeſtigen können, als wenn er ſeinen Bruder, Smerdis, der von ſeinen Unterthanen aufs zärtlichſte verehret und geliebet wurde, auf die Seite ſchaffte. Der Anſchlag wurde auch glücklich ins Werk gerichtet. Cambyſes lebte aber nach dieſer ſchändlichen That ebenfalls nicht lange, allermaſſen ihn die Groſſen des Reichs ſtark im Verdacht hatten. Die Magier, welche die Geiſtlichen im Morgenlande vorſtellten, und daher die Geheimniſſe der Fürſten einzuſehen weit geſchickter, als andere waren, hielte man dieſer an dem Smerdis begangenen Mordthat wegen für überzeugt. Der Geſchichtſchreiber ſaget es nicht, worauf man dieſe Gewißheit gegründet, mithin giebt uns ſein Stillſchweigen die Erlaubniß, zu vermuthen, daß ſie dem Cambyſes dieſen abſcheulichen Anſchlag wohl ſelbſt mögen unterm Fuß gegeben haben. Sie mochten lieber einen Platz in dem ſchändlichen Herzen eines

*) LVI Bagatelle.

Böſewichts erhalten wollen, als daß ſie von einer unſchuldigen und tugendhaften Seele die Verbannung befürchten ſollten. Dieſe Maxime iſt bis auf dieſe Stunde noch bey einigen Secten unter der Geiſtlichkeit nicht ungebräuchlich.

Dem ſey nun wie ihm wolle. Während der Unternehmung, welche Cambyſes in Egypten ausführte, machten gewiſſe Magier, die in dem königlichen Schloſſe ihren Aufenthalt hatten, einen Anſchlag, ſich des ganzen Reichs zu bemächtigen, indem ſie einen aus ihrem Mittel auf den Thron ſetzen wollten, der Smerdis hieß, und dem ermordeten Prinzen ganz ähnlich ſahe. Ob nun wohl der König vor ſeinem Tode von dieſer Empörung Wind bekam, und ſeinen Hofbedienten von der Betrügerey der Magier Nachricht gab, ſo fiel es ihnen doch ſchwer, die Sache zu glauben, und ganz Perſien wurde eine Zeitlang von dieſem nichtswürdigen Betrüger bey der Naſe herum geführet. Man entdeckte endlich die Verrätherey. Sieben der vornehmſten Herren des Reichs traten in eine Verſchwörung zuſammen wider die Magier, ſtürmten den Pallaſt und würgten ſie. Nach dieſem glücklichen Ausgang beſchlagte man ſich über die Einrichtung, ſo man in der Regierung machen wollte. Darius, der Sohn des Hiſtaſpes, that triftige Vorſtellungen für die monarchiſche Form, und gab ſeinen verdrehten Schlüſſen durch Beredtſamkeit eine ſolche Stärke, daß er die Oberhand für denenjenigen behielt, welche das Regiment der vornehmſten, oder des Volks vertheidiget hatten. Man faſſete endlich den Entſchluß, daß man es aufs Loos wollte ankommen laſſen, welcher unter dieſen eben den Thron des Cambyſes beſteigen ſollte. Dieſes hatte ſtark für das Regiment des Volks geſpro-

chen,

chen, er ſtand daher auf, und erklärte ſich, daß er weder herrſchen noch unterthänig ſeyn wollte, und allen ſeinen Anſprüchen an die Crone, mit der Bedingung abſagte, daß er und ſeine Nachkommen frey, und der Herrſchaft der Könige nicht unterworfen ſeyn möchten.

Meiner Meinung nach, hat niemand den hohen Werth ſeiner Natur, und den unſchätzbaren Preis der Freyheit beſſer, als dieſer Otanes erkannt. Eine männliche und von Eitelkeit ungebundene Vernunft gehet gerade dahin. Eine ſtille und ruhige Lebensart iſt für einen Menſchen, der ſeine Beſchäftigungen und ſeinen Zeitvertreib vielfältig zu verändern, ſich von allen Augenblicken der Zeit des Lebens, durch Betrachtungen, die ihm niemals mangeln, Herr zu machen weiß, das allerſchätzbarſte auf der Welt. Dergleichen Menſch verlängert ſeine Tage, er lebet, ſo zu reden, in einem Jahre länger, als der Pöbel in einem ganzen Jahrhundert. Dieſe Zufriedenheit kan er aber nicht genieſſen, als bis er ſo glücklich iſt, nur allein der Vernunft und der Wahrheit zu gehorchen.

Ich weiß wohl, daß ein weiſer und erleuchteter Mann den Beruf zur Führung des Reichsruders nicht von ſich ablehnen wird, er wird aber auch ſeine Erhöhung nicht anders, als eine Laſt betrachten, welche ihm die Liebe auf die Schultern legt. Sein Endzweck wird der Nutzen der Menſchen ſeyn, nicht aber daß er ſie zwingen, und ſeine Glückſeligkeit in ihrer Unterwerfung ſuchen wollte.

Die Aufführung dieſes berühmten Perſers ſo vernünftig ſie auch iſt, hat gleichwohl wenig Nachfolger. Wir wollen anietzo gar nicht von den Unthaten allhier

ſprechen, welche vor den Richterſtuhl der menſchlichen Narrheit entſchuldiget werden, wodurch der Ehrgeiz den von einer unumſchränkten Gewalt unzertrennlichen Verdruß erkaufet: Sondern wir wollen nur von Perſonen ſchlechtern Rangs reden, deren Hoheit uns ſo ſehr nicht erſchrecket, daß wir der Freyheit unſerer Vernunft deswegen Gewalt thun ſollten.

Ein Edelmann lebt bequemlich, ruhig und vergnügt auf ſeinem Dorf. Er wird verehret und ihm Gehorſam geleiſtet, mit welchem eine mittelmäßige Eitelkeit wohl zufrieden ſeyn könnte. Er hat aber gehört, daß Leute ſeines Standes, durch Gunſt des Fürſtens das Vergnügen erlangt haben, eine ungeheure Menge Knechte zu ihren Füſſen tief gebeugt herum kriechen zu ſehen. Bis zu der Stunde genieſſet er eine völlige Freyheit. Dieſe fängt aber an, ihm ſo unſchmackhaft, als einem beſtändig geſunden Menſchen die Geſundheit, zu werden. Er verläßt ſeine Hufe, geht nach Hofe, damit man allda die kriechende Knechtſchaft ſeines Verſtandes bewundern möge. Inniglich reizend wird er gerührt, daß er an der Seite ſeines Herrn in der Knechtſchaft gebeugt lieget, nur damit er andere ebenfalls unter der Laſt ſeiner Ketten ſeufzend ſchmachten ſehen kan. Die nichtswürdige Verachtung, ſo er nunmehro andern zu bezeigen die Gewalt hat, richtet ihn mit kräftigem Troſt gegen diejenigen auf, die er alle Tage ſelbſt über ſich ergehen laſſen muß.

Es braucht ſehr wenig Mühe, zu bemerken, daß der Hochmuth inſonderheit ſeine Niederlage in blöden Geiſtern hat, und den gröſten Narren das Befehlen am allerangenehmſten iſt. Ein Menſch ohne Verſtand, ohne vernünftige Zucht, der das Glück erhält

auf einmal ein Lakey zu werden, ſetzt ſich ſogleich im Preis der Hochachtung, die er für ſein unſinniges Menſchengemächte trägt, höher, er hält ſich für ein doppeltes Weſen, er theilt Befehle an ſeinen Unterläufer mit einer trotzigen Stimme im gebieteriſchen hohen Ton aus, und ohneracht ſie beyde einander Naſenſtüber geben, wenn ſie allein ſind, ſo hat er doch ein innerliches Vergnügen, ihn in Gegenwart einiger Zeugen ausſchelten zu dürfen. Er zweifelt gar nicht einen Augenblick, daß die Beyſtehenden ſeinen edlen Hochmuth, mit welchem er ſich Gehorſam zu ſchaffen weiß, und die Glückſeligkeit ſeiner kleinen unſchränkten Herrſchaft bewundern werden. Der unglückſelige Lakey wird alle Augenblicke ohne Urſache und Verſchulden ausgehunzet. Sein Herr denket auf nichts anders, als Mittel zu finden, ihn auf den Schauplatz zu ziehen. Alle Augenblicke iſt was neues anzurichten. Iſt der Herr in Geſellſchaft, muß der arme Teufel immer gelaufen kommen, ihm was ins Ohr zu ſagen. Er thut keinen Tritt, da ihm der Kerl nicht hinten nach geht. Er würde viel Verdruß ausſtehen müſſen, wenn er eine einzige Gelegenheit verſäumen wollte, ſeine Beherrſchung nicht vortheilhaft anzuwenden. Er hält ſich zur Quelle ſeines Glücks, und verdoppelt, ſo zu reden, ſeinen einzigen Lakey, ſo gut er kan.

Ich habe mir iezuweilen eine groſſe Luſt gemacht, das Verfahren eines armſeligen Handwerksmanns mit Aufmerkſamkeit anzuſehen, ſo er gegen einen armen Lehrjungen von zehen, bis zwölf Jahren, bezeiget, welcher das einzige menſchliche Weſen war, das unter ſeiner Bothmäßigkeit ſtand. Seine Befehle ertheilete er alle in dem Ton eines Kayſers aus dem

Trauer-

Trauerspiel. Sein Ansehen hat etwas strenges und sehr ernsthaftes. Es scheinet, als ob er auf die unvernünftigsten Mittel studirte, den Gehorsam seines unglückseligen kleinen Sclavens auf die Probe zu stellen, und eine unaussprechliche Freude zu geniessen, wenn er ihm seinen abgeschmacktesten Willen thun muste. Wenn er schilt, es mag nun mit Recht oder Unrecht seyn, so ist seine Stimme donnernd, der arme Junge fährt zusammen, straft er ihn aber, so geschichet es mit der trotzigen Kaltsinnigkeit eines Tyrannen. Nach verübter Strafe sieht er sich unter den Beystehenden mit vergnügtem Gesicht um, und ist in sich selbst überzeugt, daß sie sich über seine Gabe zur Herrschaft recht ergötzen müssen.

Diese Narrheit lässet sich vollends in ihrer ganzen Grösse bey einem Schulmeister sehen, hier schimmert sie in vollem Glanz. Wie lustig ist der Anblick, wenn man ihn mit dem hölzernen Zepter in der Faust auf seinen Richtstuhl sitzen mit seiner kleinen Heerde Volks umgeben sichet, deren Gemüthsbewegungen nach dem geringsten Zeichen seines Haupts sich erregen, oder besänftigen!

Annuit & totum nutu tremefcit olympum,
Er winkt, gleich schüttert der Olymp.

Wie ergötzlich siehet man ihn recht ernsthaft, Belohnungen und Strafen austheilen, mit welcher trotzigen Miene nimmt er das Lobsgeschrey über seine Narrheiten von einem Haufen unschuldiger kleiner Narren an, die sie vor Orakelsprüche halten! Wer solte sich doch wundern, daß Dionys von Sicilien nach Verlust der Krone sich einfallen liess, ein Schulmonarche zu werden, damit er seinen Hochmuth mit

die-

dieſer Königlichen Abbildung einen Zeitvertreib machen konnte.

Was denkt man wohl, warum ein Schuſlicker öfters ſeine meiſte Zeit verliert, einen Hund abzurichten? Weil er vielleicht neugierig iſt, zu ſehen, wie weit der Fleiß des unvernünftigen Viehes es bringen könnte? Man glaube mir es nur ungeſchworen, ſeine Abſichten ſind gar nicht ſo philoſophiſch. Er dichtet nur darauf, ein verächtliches Stück der Schöpfung unter ſeine Bothmäßigkeit zu zwingen.

Vor einiger Zeit traf ich einen Menſchen dergleichen Gelichters am Rand des Canals an. Er hatte eine ganze Schaarwache von Volk um ſich herum. Zwanzigmal hinter einander muſte ſein Hund ins Waſſer ſpringen. Tauſend luſtige Sprünge muſte er machen. Das alles wurde ihm mit donnernder Stimme anbefohlen. Der Kerl machte ein abſcheuliches Lerm, er hielt ſich wenigſtens für einen Remiſchen Dictator in ſeinen Gedanken. Es ſchien, als ob ihn das Vergnügen, auf ſeinen Befehl dergleichen ſtracken und genauen Gehorſam zu ſehen, aufblehete. Er ſperrete ſich und gieng ſo troßig und ernſthaft, wie ein junger Theologe, der den Prieſterrock angeleget, oder wie ein junger Fähndrich, der das erſtemal die Fahne in der Fauſt trägt.

VIII.

Das Heldenthum *.

Man kan, ohne einige Furcht in einen Irrthum zu fallen, wohl behaupten, daß die glänzende Eigenſchaft, ſo man Muth und Herzhaftigkeit nennet, die Urſache aller Verwirrung und betrüblichſten Zufälle auf dem Erdboden, und gleichwohl die prächtigſte Bahne zu Ruhme und Ehre geweſen iſt. Dieſe weit und breit ſtralende Eigenſchaft, hat die heldenmüthigen Tyrannen unſterblich gemacht, welche die Verwüſtung der Welt und deren Länder für ihre vornehmſte Tugend gehalten, und zur Belohnung ihrer ungerechten Grauſamkeiten in den Himmel verſetzt worden ſind.

Der dumme unwiſſende Pöbel iſts nicht allein, der die Helden mit tiefer Bewunderung verehret. Der vernünftige Mann kan ſich ſelbſt nicht enthalten, eine Art der Hochachtung gegen ſie zu empfinden, wenn ſeine Vernunft nicht gegen dergleichen ungegründete Hochachtung nicht wohl auf der Hut iſt. Ein heimliches Vergnügen nimmt uns gewaltig ein, ſobald man von einem unerſchrocken herzhaften Mann reden höret, der an der Spitze einer Handvoll tretziger Krieger ſich gegen eine ungeheure Macht zu ſetzen, unterſtehen darf, und für alle Gefährlichkeiten und Beſchwerung unempfindlich alle ſeine wilden Leidenſchaften in die Begierde, wie in einen Mittelpunct zuſammen zwinget, das menſchliche Geſchlecht unter ſeine Füſſe zu treten.

Aus

*) XLIV Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Aus welcher Qvelle muß wohl dieſer Hang unſers Herzens nach einer ſo unüberlegten Bewunderung entſpringen? Und welcher Grundſatz dringet uns doch, einer Sache auf einige Weiſe gut zu ſeyn, welche der Menſchheit im höchſten Grad von der Welt entgegen ſtehet?

Der allgemeine Zweck der Tugend iſt der Wohlſtand des Menſchen; es iſt daher ganz natürlich, daß das Herz einer vernünftigen Creatur der Vernunft vorgreift, damit es ſeine Hochachtung ſolchen heilſamen Eigenſchaften widme, welche auf Ruhe und Ordnung in der Geſellſchaft, darzu ſie gehöret, abzielen: Man kan daher nicht begreifen, daß das Herz eben dergleichen Bewegung von Zärtlichkeit und Ehrerbietung gegen eine Eigenſchaft fühlen ſollte, welche Ruhe und Ordnung aus der Geſellſchaft verſtößt und verjaget.

Eine Qvelle dieſer blinden Hochachtung gegen tapfern Muth, mag wohl, meinem Bedünken nach, die Selbſtliebe ſeyn, die ſich ganz unvermerkt in alle unſere Thaten, in unſere Gedanken und Meinungen einſchleichet.

Sobald uns eine That in die Gedanken kommt, ſo ſind wir ſchon gewohnt, uns alſofort an die Stelle desjenigen zu pflanzen, der ſie verrichtet. Wenn wir ſie zu der Zeit für laſterhaft und unſern Neigungen widerſprechend anſehen, ſo empfinden wir eine Verachtung gegen dieſelbe: Wenn wir im Gegentheil eine That, eine Meinung, ſie mag ſo ſchlimm ſeyn, als ſie will, unſerer Neigung gemäß befinden, ſo werden wir, ohne mit der Vernunft darüber zu Rathe zu gehen, derſelben Beyfall geben; und der Begriff, den

wir

wir von uns selbst haben, wird mit dem Begriff von dieser That, oder Meinung vereinigt, da er denn die Abscheulichkeit derselben verdeckt, und die Schändlichkeit davon völlig vertilget.

Diese allgemeine Regel laßt uns auf die vorhabende Sache ziehen. Nichts ist dem Menschen natürlicher, als ein stolzer Hochmuth. Man kan, ohne Anstrengung der Vernunft, nicht gerne seines Gleichen, noch weniger einen Obern leiden. Es werden wenig Menschen seyn, die, wenn es nur in ihrer Gewalt stünde, nicht herzlich gerne die Herrschaft über die ganze Welt führen möchten.

Sobald wir in diesem Hochmuth, der uns beständig begleitet, einen Blick auf einen Held, oder Eroberer werfen, sogleich stellet uns unsere Phantasie an die Spitze eines Heeres. Hier kämpfen und schlagen wir, hier werfen und reissen wir alles übern Haufen, was uns entgegen kommt. Wir suchen in allen Winkeln der Erde alles zu Sclaven zu machen, und in dem Augenblick, darinne wir den Henkern des menschlichen Geschlechts Opfer bringen und Weirauch streuen, setzen wir uns selbst auf diese Altäre und sind die Gegenstände unserer eignen Anbetung.

Es ist aber noch ein anderer Grund vorhanden, der in uns die Hochachtung für die heldenmüthigen Eroberer erreget, wenn wir nemlich bey der Vorstellung ihrer prächtigen Thaten, unsere Aufmerksamkeit meistentheils von demjenigen wegwenden, was in ihrer Aufführung, ungerechtes und grausames anzutreffen ist.

Der Muth, die Herzhaftigkeit, so sich darinnen zu Tage leget, macht so starken Eindruck auf unser Herz, daß es bey dem übrigen ganz unempfindlich wird.

Die

Die unerſchrockene Herzhaftigkeit gehöret unter die Anzahl der Dinge, welche ſich Verehrung zuziehen, weil ſie ſeltſam ſind, und weil ein trotziger Muth die Kräfte des menſchlichen Herzens zu überſteigen ſcheinet.

Von Natur iſt der Menſch verzagt und kleinmüthig, die Liebe für ſein liebes Ich macht, daß er wegen ſeiner Erhaltung bekümmert iſt: Wer folglich den größten Gefährlichkeiten beherzt entgegen tritt, ſein Leben trotzig zu verſchwenden ſcheinet, bricht allem Anſehen nach, die Schranken der Menſchheit durch. Er iſt etwas mehr, als ein Menſch, und wir vergeben es dem Heidenthum willig, daß es dergleichen Männer mit der Gottheit vermengt hat.

Siehe, ſo läßt man ſich durch einen betrüglichen Schimmer die Augen verblenden. Wollte man ſich nur ein wenig bemühen, in die Natur der Dinge einzudringen, ſo würde man befinden, daß dasjenige, was man über den Menſchen erhaben zu ſeyn ſich einbildet, oftmals ſehr tief unter ihm erniedriget ſey, und daß das Heidenthum ſolche Leute wirklich mit dem Vieh vermenge, die es bis zur Gottheit zu erheben ſcheinet; ich ſage noch mehr, daß die blutgierigſten Thiere dem berühmteſten Eroberer noch vorgezogen werden können. Sie ſind mit keinem vernünftigen Nachdenken begabt. Ihnen kan ihre blinde und dumme Unempfindlichkeit gegen alle Gefahr nicht zugerechnet werden. Ihr heftiger Hunger entſchuldiget ihren Grimm, und wenn dieſer geſättiget iſt, ſo laſſen ſie auch von ihrer Grauſamkeit nach. Ein Eroberer im Gegentheil gleichet einem Waſſerſüchtigen, den das Trinken immer durſtiger machet.

Iſt aber Muth und Herzhaftigkeit gleichwohl nicht ein wahrhaftes Kennzeichen der Gröſſe des Gemüths? Allerdings: Allein man macht ſich insgemein ſehr verworrene Begriffe davon, und nimmt die verächtlichſten Wirkungen einer elenden Zaghaftigkeit für die Kennzeichen eines erhabenen Muths an. Die beyden Leute, welche ſich z. E. mit kalt ſcheinendem Geblüt in einem Zweykampf die Hälſe brechen, nennet der Pöbel ein paar recht tapfere Kerl, ob man gleich mit allem Recht behaupten kan, daß ſie ſich aus allzugroſſer Zaghaftigkeit gerauffet haben.

Ich will ſie nicht etwan den elenden Helden beyſetzen, die vorher, ehe ſie zum Raufen gehen, einen Vergleich getroffen zu haben ſcheinen, daß ſie ſich nicht blutrünſtig machen wollen; ich unterſtehe mich aber doch zu behaupten, daß ſie noch verzagtere Lumpenkerl ſind. Ja, ja, ſie ſind es im höchſten Grad, ſie unterſtehen ſich nicht den Regeln zu folgen, die ihnen Vernunft und Menſchheit vorſchreiben. Sie beſitzen ſo viel Muth nicht, die Hochachtung einer Rotte vom unvernünftigſten Volk zu verachten, und je wütender ſie auf einander losgehen, je deutlicher legen ſie ihre niederträchtige Furcht an den Tag, eine Ehre zu verlieren, deren Erhaltung ſie ſich ſchämen ſollten.

Will man den herzhaften Muth unter dem Begriff einer Tugend betrachten, ſo kan man ſich denſelben unmöglich anders als die Stärke eines aufgeklärten Gemüths vorſtellen, die ſich an dasjenige hält, was vernünftig iſt, wovon es auch durch keine Betrachtung abwendig gemachet werden kan. Solchergeſtalt erſtrecket ſich der Muth auf alle Tugenden, noch mehr aber ſchlieſſen ſich alle Tugenden in den Muth ein. Jede wahrhaftig tugendhafte That rühret aus dieſer

edlen

edlen Herzhaftigkeit her, und es iſt kein Laſter, welches nicht ein verzagter Lumpenſtreich ſey, ja es iſt ſo gar oft die Wirkung eines auſſerordentlichen Muths, wenn man ſich unterſtehet ſein Leben zu erhalten.

Ziehet man dieſen Begriff des wahren Muths auf das Betragen eines mächtigen Beherrſchers, ſo wird man befinden, daß ein Souverain den wahren herzhaften Muth beſitze, wenn er ſich aus einem Grundſatz der Vernunft, mit ſeinen Staaten begnüget, die ihm die Fürſehung anvertrauet hat, und den Frieden durch ſolche Handlungen zu erhalten ſuchet, welche der Pöbel niedrig und verzagt nennet, weil ſie dem Hochmuth und dem dummen Unſinn entgegen ſtehen. Nöthiget aber die Wohlfahrt der Unterthanen einen ſolchen Fürſten, zu den Waffen zu greifen, und ſich dem Unglük des Kriegs auszuſeellen, damit weit betrüblichere Drangſalen abgetrieben werden mögen, ſo bald gehorchet er der Vernunft, die ihn darzu anmahnet, ohne alles Bedenken, und trachtet nach Ruhm, welcher eine Belohnung der Tugend iſt. Alle Furcht, die er heget, entſtehet daher, daß er ſich von ſeiner Pflicht entfernen möchte, welche über ſein Gemüth eben diejenige Herrſchaft ausübet, welche ſie über die hochberühmten Unſinnigraſenden erſtrecket, deren Schandthaten man mit dem prächtigen Heldentitel behängt.

Es giebt noch eine ziemliche Menge wackerer Leute, welche die Ausſchweifung von dem Dinge, ſo man insgemein tapfern Muth nennet, gar wohl erkennen, allein ihr Verſtand mag ſich nur immerhin beſtreben, von dem Joch eines ſo ſchädlichen Vorurtheils loszumachen, ſo bleibt doch ihr Herz noch beſtändig darum-

ter ſtecken. Sie machen ſich eine Ehre daraus ihren Einſichten durchaus nicht zu folgen.

Vielleicht würde ich ſelbſt, ſo ruhig auch mein Gemüth, in meiner Studierſtube, mit dieſen Betrachtungen ſich beſchäftiget, verzagt genug werden, dieſer Furcht zu widerſtehen, für keinen feigen Kerl in der Welt zu paßiren, wenn mich einer zu beleidigen Luſt bekäme. Ich ſorge ſehr, daß ich mich nicht ſchämen möchte, vernünftiger, als ein anderer zu ſeyn, und mit gutem Willen ein Laſter aus Zagheit zu begehen, daß mich vernünftige Creaturen verachten dürften.

Kriegsleute ſind inſonderheit, in Anſehung der Rache einer erhaltenen Beleidigung, herzlich zu bedauren, ſie mögen ſich dabey aufführen, wie ſie wollen, ſo bleiben ſie dennoch allezeit dem äuſſerſten Unglück ausgeſtellet. Folgen ſie den Lehren des Chriſtenthums, ſo hält man ſie für die verächtlichſten Leute, und gehorchen ſie den Geſetzen der Ehre, ſo ſtellen ſie ſich in Gefahr, ihren Kopf auf ein Schavot zu tragen. Geben ſie der Menſchheit und der Vernunft Gehör, ſo werden ſie nicht allein für unehrlich in ihrer Cameraden Gedanken angeſehen, ſondern ihre Weisheit wird von ihrem Herrn noch darzu beſtraft, und der oder jener wird auf Ordre ſeines Königs fortgejagt, den eben dieſer Prinz würde gewiß haben an den Galgen hängen laſſen, wenn er die ihm angethane Beleidigung mit dem Blut ſeines Feindes abgewaſchen hätte. O welcher ungeheurer Mangel des allgemeinen vernünftigen Sinns findet ſich nicht in dergleichen Betragen! Ein beleidigter Kriegsmann ſoll ſich ſchlagen, oder er thut dieſes nicht; hier iſt kein Mittelweg. Thut er unrecht, wenn er ſich ſchlägt, ſo muß er alſo recht thun, wenn ers bleiben läßt.

Das

Das Gegentheil einer ſtrafwürdigen That iſt ohne allen Zweifel unſchuldig, und nichts iſt natürlicher, als daß dasjenige ſchändlich ſey, was den Tod verdienet, und das muß lobenswürdig ſeyn, was dem Laſter gerade entgegen ſtehet. Allein man machet ſich von allen Dingen recht ungeheure Begriffe, dem Laſter legt man Lob und Ruhm bey, der Tugend theilt man Schmach und Schande zu, und ſchreibt den Menſchen Geſetze vor, die ſie unterweiſen ſchimpflich zu leben, oder rühmlich durch Henkershände zu ſterben.

IX.

Unbilliger Tadel der Eitelkeit *.

Ich kan es unmöglich begreifen, wie es zugehet, daß die Herren Philoſophen, welche doch in ihren eignen Lehren und Tadeln Eitelkeit genug antreffen, an der Eitelkeit anderer Leute ſo viel auszuſetzen finden. Man kan wohl ſagen, daß ſie hierinne ſchnurgerade wider ihre eignen Grundſätze anſtoſſen. Sie können mir doch einen gewiſſen Lehrſatz nicht ableugnen, den ich bereits anderswo angebracht habe: Daß nemlich das natürliche Verlangen glückſelig zu ſeyn, der Urſprung aller menſchlichen Handlungen ſey. Dieſe unſtreitige Wahrheit iſt der Grundpfeiler der ganzen Sittenlehre, und die Bemühung, ſo man anwendet, tugendhaft zu werden, iſt auf nichts anders gegründet. Zur Glückſeligkeit zu gelangen, hat man zween verſchiedene Wege: Den Weg der Vernunft und den Weg der Einbildung. Der erſtere dieſer Fußſtelge ſteht niemanden, als nur der kleinen Anzahl

*) XXV Bagatelle.

von Personen offen, denen man es nicht abstreiten kan, daß sie eine Seele besitzen; folglich bleibt der andere nothwendig für diejenigen, welche die Eigenschaft zu phantasiren haben.

Derjenige, welcher sich auf den erstern Weg waget, muß überall herum tappen, und vorsichtig hin und her wanken; ein dunkler Schein ist um ihn herum; und der falsche Schimmer von tausend Irrlichtern bringt ihn in Gefahr, alle Augenblicke irre zu gehen. Jedoch findet er, auf allen Schritten, die er fort thut, einen hellern Schein des Lichts, der diese Irrwische verjaget: Dieser Schein vermehret sich unvermerkt, bis er endlich so rein und helle wird, daß er den Wandersmann gerade auf dasjenige führet, was die Vernunftstrotzer Tugend und die wahrhafte Quelle der Glückseligkeit nennen.

Nach ihrem Grundsatz, geniesset ein Mensch, der diese beschwerliche Reise glücklich vollbringet, eine ganz besondere ihm eigene Zufriedenheit. Folglich darf er nur die Tugend ausüben, und sie walten lassen, wenn er mit sich selbst zufrieden seyn will. Alles was tugendhaft ist, wird ihm auch nützlich, iede erbare und gute Handlung belohnet denjenigen alsobald, der sie vollbracht hat. Alles was die Tugend schönes, grosses, edles hat, das theilet sich seiner Seele auf eben so innigste Weise mit. Er empfindet selbst alles Vergnügen, welches seine liebreiche Beyhülfe in andern wirket. Giebt er einem Armen ein Stück Brot, so schwimmt sein Herz in Freuden, wenn er siehet, daß dieser Gegenstand seiner mitleidigen Mildigkeit diese Nahrung mit Lust geniesset. Wenn er einen wackern Menschen aus dem Staube erhebt, den das Glücke unter die Füsse hatte treten lassen, so hat

er

er allein den Nutzen von allen Vortheilen, welche ein ganzes Volk aus der Tugend ziehet, deren Beſitz er ihm verſchaffet hat. Er kan eben ſo wohl eine durch rechtmäßige Wege erlangte Ehre genieſſen: Er kan ſie aber auch entbehren, und ſeine Vernunft kan ihn gar leicht von dem Begriff entledigen, unter dem er von einem Haufen Leuten, die in ihren wunderlichen Urtheilen und verwegenen Entſcheidungen abgeſchmackt verfahren, verehret und hochgehalten wird.

Ganz eine andere Beſchaffenheit hat es mit den Leuten, denen die Natur die Eigenſchaft, Vernunftſchlüſſe zu machen, verſagt. Denn in Wahrheit, wär es beſſer, vielen Leuten die Vernunft lieber ganz und gar zu nehmen, als ein ſo ungeheures Weſen aus derſelben zu machen, welches über alle unſere Fehler mit uns brummet, und doch die Macht nicht hat ſie zu verbeſſern; und das ärger, als ein Henker mit uns verfähret, an ſtat es unſer Arzt ſeyn ſollte. Dergleichen Leute würden in ſich ſelbſt eine Glückſeligkeit, die ihnen eigen ſeyn ſoll, umſonſt und vergebens ſuchen. Ihre einzige Stütze beſtehet in einem entlehnten unbeſtändigen Wohlſeyn, welches ihre Phantaſie aus fremden Gegenſtänden machet. Je lebhafter und munterer ihre Einbildung in dem Geſuch dergleichen flüchtigen Glückſeligkeit iſt, iemehr weiß ſie ſelbige zu verändern, und deſto klüger auch der Vernunft ähnlicher kömmt mir der Trieb vor, der ſie leitet.

Es kommt gar nicht auf die Unterſuchung an, ob der Gegenſtand unſerer Eitelkeit groß, oder klein iſt; ob er wirklich vorhanden, oder gar nicht da iſt. Darauf aber kommts an, daß man ſeiner Eitelkeit eine Nahrung vorlege, welche einen ſo weiten Umfang ha-

be, als es nur immer möglich iſt, und ſolche aus allen Dingen, ohne Wahl und Ausleſen, ziehen möge. Die Tugend der Vernunfttrotzer, welche ihrer Natur nach mit der Eitelkeit nicht beſtehen kan, möchte wohl das Recht haben uns dergleichen Nahrung zu verſchaffen; weil ſie ein uns eigner Vortheil iſt, und den wir uns ſelbſt machen können. Alle andere Dinge, ſie mögen auch, dem Anſchein nach, ſo unterſchieden von einander ſeyn, als ſie nur wollen, kommen alle darinne überein, daß ſie nichte ſind; und ein Menſch, der einen guten Vers machet, hat keinen beſſern Grund zu ſeiner Ehre, als derjenige, welcher einen künſtlichen Sprung zu ſchneiden geſchickt iſt.

In unſerm Vaterlande iſt nichts, mit dem man eine allgemeinere Eitelkeit offenbar zu treiben pfleget, als mit Schätzen und Reichthümern die man beſitzet, und man thut dieſes auf eine vollkommen gute Art. Man vermenget Reichthum und Verdienſte, und gehet mit dem einen, wie mit dem andern um. Die falſche Beſcheidenheit hält uns gleich ſehr zurück in der Bekänntniß, daß wir reich ſind, als in dem Geſtändniß, daß wir Verſtand und Wiſſenſchaft beſitzen. Wenn ſich einer von dem gemeinen Volk durch einen edlern und nicht pöbelhaften Begriff unterſcheiden will, ſo ſagt er auf gut edelmänniſch: Daß er arm ſey, daß er keinen Groſchen Geld habe; man erachtet ſich aus Höflichkeit verbunden, zu antworten: Daß ihm nur alſo zu ſprechen beliebte, und man wiſſe es wohl beſſer.

Was könnte man nun wohl einem Menſchen mehr ſagen, der Lob zu verdienen, mit ſeinem Verſtand und mit ſeiner Wiſſenſchaft beſcheiden thun wollte?

Gewiſ-

Gewiſſe Leute, welche in Entſcheidung des Verſtändigen und des Vernünftigen, finden, daß Verdienſte im Verſtande beſtehen, haben ſich hierüber geärgert. Ihrer Meinung nach haben Hochmuth und Beſcheidenheit nicht die geringſte Verwandſchaft mit einer gewiſſen Anzahl Gold- oder Silberſtücken, von dieſem oder jenem Gewicht und Gepräge, mithin ſey es die ſeltſamſte Ausſchweifung, wenn man Hochachtung wegen eines Guths verlangte, davon der Geiz eines unſerer Voreltern, oder auch ein blinder Zufall uns den Beſitz zuwege gebracht hätte.

Gemach, meine Herrn, nur gemach! Ihr macht zwar Vernunftſchlüſſe, aber ihr ſeyd nicht gar vernünftig. Iſt wohl im Verſtand mehr weſentliches, als im Reichthum? Ich habe euch ja ſchon geſagt, daß er nur von einem gewiſſen Zuſtand abhange, darinne wir uns befinden, und aus gewiſſen Umſtänden herrühre, die uns umgeben. Vielleicht haben euch meine Gründe nicht recht eingeleuchtet, mit Erlaubniß.

Eurem Wahn nach, iſt der Verſtand auf ſichere unwandelbare Grundſätze geſtellet, ich gebe es zu. Iſt es aber auch nicht wahr, daß ihr euch euren Verſtand angeſchafft habt, und daß er ſeinen Grund in einer gewiſſen Fügung des Gehirns habe, mit welcher ihr auf die Welt gekommen ſeyd? Hat euchs etwas gekoſtet, denſelben vollkommen zu machen, koſtet es nicht öfters eben ſo viel, reich zu werden, oder ſeine geerbten Schätze zu vermehren? Ihr wiſſet ja auch wohl, daß der Verſtand, ſeiner Natur nach, weder gut noch böſe iſt, und daß er, wie der Reichthum, nur durch den Gebrauch, wie man ihn anwendet, gut oder böſe werden kan. Begebet euch nur eurer Eitelkeit, oder

tretet lieber meiner Meinung bey, und ſeyd verſichert, daß die Eitelkeit die allernützlichſte Sache für das menſchliche Geſchlecht ſey, und daß man auch ſinnreich zu ſeyn ſich beſtreben ſoll, ſie in allen Gegenſtänden, ohne Unterſchied recht vortheilhaft zu nutzen.

Es würde eine rechte Grauſamkeit ſeyn, wenn man den Menſchen den elenden zerbrechlichen Grund ihres Hochmuths vor die Augen legen wollte; der gallſüchtigſte Miſanthrope in der richtigſten Form, ja ein recht weſentlicher Feind des menſchlichen Geſchlechts wäre es, wenn er hierüber mit uns einen Hader anfangen wollte. Wie viel giebt es nicht Chriſten, die ſich was rechts einbilden, daß ſie die göttlichen Loblieder mit einer weit ſtärkern Lunge, als andere Leute ertönen laſſen können? Ich ſehe öfters einen kleinen Mann in der Kirche, der ſo beſondere Trillern von eigner Erfindung componirt, als man kaum jemals gehöret haben wird. Er arbeitet ſo mühſam, als ein Galeerenruderer, unſere Bewunderung zu verdienen. So oft er die Lieder aus dem Geſangbuche mitſinget, wendet alle Welt die Augen nach ſeiner Seite, mit einer Art der Bewunderung, und da ſteigt er aufs kleine Bänkgen, ſo unten zu Füſſen ſteht, den Beyfall der ganzen Verſammlung einzuerndten.

Ich kenne noch einen andern, deſſen entſetzlicher Baß alle andere Stimmen in ſich ſchlucket. Iſt man vor der Kirche, ſo glaubt man nur eine einzige vollſtimmige Perſon ſingen zu hören, und ich bin gewiß, daß dieſer Mann ſich die ganze Woche über etwas rechts zu gute thut, auf die Ehre, ſo er des Sonntags erwerben wird.

Würde es wohl leutſelig heiſſen, wenn man dieſem mannhaften Sänger begreiflich machen wollte, ſein

Geſang

Geſang käme dem brüllenden Ton eines Ochſen noch nicht völlig bey? Das wäre in Wahrheit etwas barbariſches.

Man ſetze dannenhero der menſchlichen Eitelkeit nur keine Grenzen, ie uneingeſchränkter, ie beſſer iſt ſie. Wenn ein Prieſter über ſeine abgelegte vortrefliche Predigt in ſich ſelbſt höchſt vergnügt iſt, ſo iſt ja wohl dem Glöcknerſamulus erlaubt, ſich zu rühmen, daß er zu dieſer ſchönen Predigt die Glocke geläutet habe.

X.

Die Annehmlichkeit der eiteln Einbildung *.

Wenn die Liebe erfordert, daß man den armen Glöcknerſamulus in dem ruhigen Genuß der Ehre ungeſtört laſſe, die er ſich daraus macht, daß er zum Vergnügen derer, die er durch das Läuten ſeiner Glocke, zur vortreflichen Predigt gerufen hat, etwas beygetragen; ſollte man nicht eben ſo gefällige Nachſicht gegen eine unendliche Menge anderer Leute hegen, welche ihren Ruhm und Zufriedenheit in andern weit prächtiger glänzenden Gegenſtänden ſuchen?

Die Leute, welche die Vernunft nur deswegen zu beſitzen ſcheinen, daß ſie das menſchliche Geſchlecht aller Augenblicke zum Henker wünſchen, ſolten doch nur immerfort an jenem armen Griechen denken, dem eine rechte annehmliche Narrheit das Gehirne verrückt hat-

*) XXVI Bagatelle.

hatte, daß er den ganzen Tag auf den leeren Bänken im Schauplatz ſaß, und ſich nicht anders einbildete, als ſehe er die geſchickteſten Schauſpieler vor ſich, und hörte die vortreflichſte Muſik. Als ihm ſeine Freunde durch Nieſewurz und andere Arzneyen wieder zur Vernunft gebracht hatten, bezeugte er ihnen ſtat der Erkäntlichkeit, ſeinen groſſen Widerwillen. Womit habe ich euch doch beleidigt, ſprach er, meine Freunde, daß ihr mir auf dieſe Weiſe die angenehmſte Ergötzung entzogen habt?

"Folge mir, mein freundlich lieber Leſer, und laß uns mit den begüterten und prächtig lebenden Eraſtes nicht ſo unbarmherzig verfahren. Ich weiß wohl, daß ihm ein edles und beſcheidenes Roth ſeine Wangen überſtreichet, wenn man ihm zu ſeinen ſeidenen Strümpfen mit den goldenen Zwickeln, zu ſeinem mit Gold und Silber bebrämten Kleide, zu der wohl gekräuſelten blonden Perücke, die aus Engelland verſchrieben iſt, und ihm dreyſſig Guineen baares Gold koſtet, Glück wünſchet. Mir iſt auch gar nicht unbekannt, daß er ſeine Lakeyen, ſeine Livreen, ſein Rüſtzeug und ſeine Pferde mit ſeinem Weſen unter einander vermengt, und dieſe Dinge alle mit ihm ein gemeinſchaftliches Intereſſe haben. Das weiß ich alles, und halte es ihm zu gute. Was würde er denn ſonſt haben, deſſen er ſich rühmen, oder damit er großthun könnte? Nichts, ja gar nichts hat ihm die Natur verliehen, daraus er ihre Gunſt abnehmen könnte. Soll er nun über ſeine Unvollkommenheiten tauſend ſchwermüthige Betrachtungen anſtellen? Soll er darauf ſtudiren, ſich gering zu achten, und ſich mit fünf und zwanzig tauſend Gulden jährliche Renten unglückſelig machen? Das wäre was! Er thut recht und wohl, daß er ſeine

Ein-

Einbildung Tag vor Tag mit tauſend veränderlichem Vergnügen unterhält, und in einen Traum annehmlicher Narrheiten verſenket. Ich will ihm auch nicht einmal rathen, daß er dieſes Papier leſen, oder wenigſtens den Character, den ich hier abſchildere, nicht etwan ſeinem Nachbar beylegen möge, der glücklich genug iſt, daß er ſich alle Tage ſo gut, als er, mit eben den Narrheiten luſtig machen kan.

Geſtern hatte ich das Vergnügen, dem Oenophilus zu begegnen. Das iſt der Mann im ganzen Lande, der am heldenmäßigſten trinken kan. Eheſtens wird er Rathsherr werden, wie ich gehört habe. Seine groſſen Verdienſte ſtecken in ſeinem Keller. Kein Menſch hat beſſern Wein.

Siehe da, mein Freund, redete er mich an, es iſt hübſch Wetter! kommt, laßt uns in meinen Garten gehen, da ſollt ihr einen rechten Götterwein zu koſten bekommen, zween bis drey gute Freunde ſind ſchon voraus.

Ich gieng mit, er zog ſogleich den Stöpſel aus einer Flaſche mit geheimnißvollen Gebehrden, ließ den Wein nach dem Tact heraus laufen, und mit einem aufmerkſamen Stillſchweigen verwandte er kein Auge von mir, meine Entſcheidung darüber zu vernehmen. Es war ein blanker Wein, der ſeinem Vorgeben nach ein franzöſiſch Gewächs ſeyn ſollte, und an dem die geſchickteſten Weinhändler allen Witz ihres künſtlichen Weinvergiftens angewendet hatten.

Wie er ſahe, daß dieſes Glas Wein in meiner Stellung, die ohnediß ziemlich kaltſinnig ausſiehet, nichts veränderte, ſo ſagte er: Ach, er ſchmeckt euch nicht, da ihm zugleich der Verdruß aus den Augen

blick-

blickte. Euer Geſchmack iſt gar zu franzöſiſch. Wartet, wartet nur, ich habe was für euch. Hierauf nahm er einer Bouteille mit Burgunderwein die Haube ab, hob ſie mit gebogenem Arm in die Höhe, und ließ den Bacchustrank in ein Spitzglas herausrieſeln.

Ich koſte; der Wein war unvergleichlich. Ich wende den Kopf auf eine Seite, und mache eine gelehrte Mine, mit einem ziemlich bedeutenden Wink. Siehe, da war mein Mann voller Freude, ſeine kupferne Naſe wurde feurig, er ſchrie für Freuden auf: Ach, das kan ein Weingen heiſſen. Trift ihr dergleichen in einem einzigen Keller an, ſo will ich gewiß mein Lebtage keinen Wein mehr trinken. Wohlan, ihr Herren, luſtig, laſſet uns ihm die Ehre anthun, weil er gut iſt.

Vortrefliche Urſache dieſer Eitelkeit! Hat etwan Oenophilus ſelbſt eine Reiſe nach Burgund gethan, und den Wein keltern laſſen? Denkt doch das Ding nicht. Er hat ihn nicht einmal ſelbſt gekauft. Er verläßt ſich auf einen Schmarotzer, ſeinen guten Freund, deſſen Geſchmack hält er für ein Orakel. Er zahlt das Geld. Iſt das nicht gnug, was zur Reputation eines wackern Manns erfordert wird, und daß er aus einem guten Glas Wein, das er ſeinen Freunden aus Eitelkeit vorſetzt, ein eben ſo lebhaftes Vergnügen ſchöpfet, als ein Eroberer aus ſeinen herrlichſten Siegen ziehen kan?

Weil es die Gelegenheit ſo mit ſich bringt, würden wir ſehr unbillig ſeyn, wenn wir nicht dem Narciſſus unſers Weltalters Gerechtigkeit widerfahren lieſſen. Der ſchöne Menſch hat eine zarte Haut, ziemlich fei-

nes

nes Haar, groſſe blaue Augen im Kopf, gar ordentliche Geſichtszüge. Doch ſehen die Augen ziemlich matt und ein wenig dumm aus. Weder in ſeinem Gewächs noch in ſeinen Schenkeln iſt etwas vom Gelenke anzutreffen. Der Ton ſeiner Stimme iſt grob und bäuriſch, ſeine Stellungen trocken und gemein. Von Artigkeit und Höflichkeit weiß er nichts. Verſtand hat er gar nicht, der iſt für ſchöne Kerlgen, wie er iſt, nicht gemacht.

Gleichwohl bauet er doch auf dieſes ſehr winzig kleine Verdienſt eine eben ſo ausſchweifende, als zärtlich feine Eitelkeit. Der Himmel ſey den Frauenzimmer gnädig, die ihn anſehen. Er darf ſich nur zeigen, gleich ſind ſie gefangen. Seine ausſchweifende Phantaſie triumphiret über das ganze ſchöne Geſchlecht. Die Schöne, die Häßliche, jung und alt, Frau und Magd alle müſſen ihm unterliegen.

Es würde wenig ſeyn, wenn ſeine Eitelkeit nur bey ſeiner Geſtalt bliebe; er kan ſich nicht enthalten, ohne Verziehung zu ſprechen, und ohne alle Zweydeutigkeit zu reden.

Haben ſie nicht die lächelnde Mine geſehen, mit der mich dieſe Perſon grüßte? Sie hat wohl zwanzig mal nach uns geſehen; es iſt ein artig Ding, ich muß mich mit ihr bekannt machen.

Die Köchin dort iſt ein luſtig Menſch, bey meiner Treue, ſie hat viel Fleiſch und Blut. Ich weiß nicht, warum mich das loſe Aas immer ſo anſiehet, wenn ich da bin. Sie kommt öfters in die Stube, wenn ſie gleich nichts darinne zu thun hat: Der Henker hole mich, ſie hat Luſt zu mir.

Kennen ſie die alte Doris? Ich glaube, daß die alte Schachtel bis zum Marks in Knochen verliebt iſt. Geſtern ſahe ich ſie an der Thüre ſtehen, ich machte ihr eine tiefe Neigung: Sie neigte ſich wohl zwey mal tiefer, mit einer ſehnſuchtsvollen Mine, daß ich dachte, ich müßte berſten vor Lachen. Aber hintennum. Das iſt kein Wildpret für mich, ich weiß wohl andere Gelegenheiten, wo ich meine Gaben anwenden kan.

Das ſind gemeiniglich ſeine Reden, mit welchen der glückliche Narciß ſeiner Phantaſie was zu gute thut.

Damit er auch iezuweilen mich auf die Seite ſeiner Eitelkeit ziehen möge, ſo wendet er alle Mühe an, die meinige mit ins Spiel zu ziehen, indem er mir ſagel, ich möchte doch die freundlichen Blicke einer Schönen bemerken, die ſie, ſeinem Vorgeben nach, auf meine Figur geworfen. Ich kenne den Vogel ſchon, es geſchieht nur, daß ichs auch ſo machen ſoll, damit unter uns ein gemeinſchaftlicher Narrenhandel entſtünde, davon er den beſten Nuzen zu ziehen hoffet.

Ich muß bekennen, daß Narren und blödſinnige Schöpſe mit der Gedenkensart des Narciſſus reichlich verſehen ſind, und ſeine Eitelkeit einen Narren in Lebensgröſſe vorſtelle. Es iſt ganz natürlich, daß ein Frauenzimmer eben ſo viel Vergnügen empfinde, eine ſchöne Mannsperſon zu ſehen, als wir haben, ein ſchön Frauenzimmer zu betrachten. Gewiß iſts aber auch, daß dieſes Vergnügen und die Liebe ganz unterſchiedene Sachen ſind. Ich habe iezuweilen in Geſellſchaft geſehen, daß ein ſchöner Narr aller Augen des Frauenzimmers nur einige Augenblicke auf ſich gezogen, wenn

ſich

ſich aber die Unterredung verſtärket hat, haben ſie den Schöps in ſeinem dummen Stillſchweigen ſitzen laſſen, und ſich nach den Unterredungen gewendet, wo Verſtand herrſchte, ohnerachtet von der Seite viel ſchöne Bilder nicht vorhanden waren.

Mit dem allen iſt zwar Narciſſus ohnſtreitig das liebe Kind der Natur, diejenigen aber ſelbſt, welche ſeine lächerliche Thorheit zu erkennen am fähigſten ſind, müſſen doch ſeine glückliche Unſinnigkeit beneiden. Wenn es gewiß iſt, daß für einen in der Blüte ſeines Alters ſtehenden Menſchen kein reizender Glück ſey, als wenn er beym ſchönen Geſchlecht in gutem Ruf ſtehet; kan man alſo wohl in dieſem, wie in vielen andern Stücken zweifeln, daß die Einbildung nicht die Wirklichkeit überflüßig erſetze, als welche doch nie ſo weit, als die Phantaſie zu reichen pfleget.

XI.

Die glückliche Narrheit der Eitelkeit und der Phantaſie*.

Einem in Trauerſpielen ziemlich berühmten Dichter unter den Engelländern begegnete das Unglück, daß er von dem Parnaß ins Narrenhaus wandern mußte. Ein ziemlich gemeiner Weg. Ein witziger Mann, der ihn kannte, und ſich, wie es ſchien, eine Luſt machte, die verſchiedene Narrheit der Einwohner dieſes Orts zu unterſuchen, ſtutzte gewaltig, wie er ſeinen Freund hier antraf. Ey armer Herr Lee, ſagte er zu ihm, was hat ihn für ein klägliches Schickſal in dieſes unglückliche Gefängniß geführet? Was ſoll man machen, antwortete der Poet, Die Narren haben endlich die Oberhand behalten, und Mittel gefunden, uns hier einzuſtecken.

Der arme Herr Lee mochte gute Abwechſelungen haben, wie man aus dieſer Antwort urtheilen kan. Mich deucht, ſie hat viel ähnliches mit dem Befehl, den Harlekin, der Menſchenfeind, dem Baumeiſter ertheilte, der ihm eine Stadt bauen ſollte. Ich will, ſagte er zu ihm, keine Häuſergen haben, aber rechte kleine, ganz kleine. Ey wie denkt ihr denn, erwiederte der Baumeiſter, daß alle Narren einer ganzen Stadt darinne Raum haben können? Das iſt es nicht, verſetzte Harlekin, ich will die weiſen Leute dahinein bringen, aus Beyſorge, ſie möchten von dem Umgang mit den andern verderbt werden.

Ernſt-

*) XXVII Bagatelle.

Ernſthaft von der Sache zu reden, ſo iſts nicht ſo, daß die Einwohner der kleinen Häuſer weiſer ſeyn ſollten, als die, ſo ſelbige hineinſperren. Es iſt auch eben ſo wohl nicht ſo, daß ihr Gehirne in gröſſerer Unordnung ſeyn ſollte, als die Köpfe der Leute, welche man für vernünftig hält. Man zeichnet ſie nur deswegen als Hauptnarren vor andern aus, weil die Verwirrung ihres Verſtandes etwas auſſerordentliches hat, und den bereits angenommenen Gebräuchen Eintrag thut. Ihre Narrheit hängt nicht zuſammen, ſie iſt nicht ſyſtematiſch, mithin läßt ſie ſich mit dem ganzen Klumpen der allgemeinen menſchlichen Narrheit nicht füglich zuſammen kneten. Indeſſen iſt ſie doch gemeiniglich auf eben dem Grund erbauet, und ich will ſagen, ſie ruhet auf der liebenswürdigen reizenden Eitelkeit, auf der zärtlich feinen Liebe zu Hirngeſpinſten; der faſt einzigen Quelle der Glückſeligkeit armer Sterblichen, welche über dieſen Punct einander gewiſſlich nichts vorzuwerfen haben würden, wenn ſie ſich nicht zum Unglück von der Vernunft überraſcheln lieſſen. Wir ziehen alleſammt unſere Luſt, in der That, aus gewiſſen mit vielem geiſtreichen Witz angebrachten vielfältigen Nichts. Das Nichts des einen iſt nur ein wenig glänzender, als das Nichts des andern, ſetzet, darinne liegt der ganze Unterſchied.

Ein mit einem hohen Begrif von ſich ſelbſt aufgeblaſener, von ſeinen laſterhaften Siegen aufgeſchwollener Eroberer: Ein Staatsmann ſtellet ſeinen gröſten Ruhm in die Eigenſchaft, weder Treu noch Glauben zu haben, und nicht dem . . . zu taugen. Ein Poet hält ſich für die Annehmlichkeit des menſchlichen Geſchlechts, weil er mit Mühe und Schweiß dasjenige in Reimen herſaget, was ein anderer mit

gröſſter Leichtigkeit ungereimt ſprechen würde. Sind ſie deswegen in ihrer Phantaſie weniger verrückt, als ein Stutzer, der ſich einbildet, er ſey der Schönen Abgott, oder als der andere dort, welcher mit ſeinem prächtigen Aufzug, mit ſeinen Kleidern, mit ſeinem Wein, und mit ſeinem Koch in einen Teig zuſammen geknetet iſt? Alles dieſes iſt eigentlich einerley, und machet den recht weſentlichen Grund unſerer Glückſeligkeit aus.

Wohlan demnach, ihr Herren und Frauen Sterbliche, durchſtreichet die Laufbahne der Bagatellen mit einem edlen Eifer. Ihr ſeyd hochweiſe alleſammt, weil ihr alle ganze Narren ſeyd, und die völlige Narrheit, die fruchtbarſte Quelle der rührendſten Ergötzlichkeiten iſt.

Niemand auf der Welt kan euch den Vorzug der Glückſeligkeit ſtreitig machen, es müßte denn etwan ein recht vollkommener Vernunftſtrotzer ſeyn?

Diejenigen, welche nur eine Helfte von Vernunft beſitzen, ſind, man muß es bekennen, die unglückſeligſten Geſchöpfe von der ganzen weiten Welt. Sie werden von der Narrheit zur Vernunft, und von der Vernunft zur Narrheit unaufhörlich geprellet und gewippt. Sie können keine ruhige Stunde haben, da ſie weder die ſüſſe Zufriedenheit, ſo uns die eine verſchaffet, noch die luſtigen Träumereyen, in welche uns die andere lieblich verſenket, ruhig ſchmecken und genieſſen. Dieſe unverſöhnlichen Feinde ſtehen in unaufhörlichem Gefecht, dem das Herz der armen Sterblichen zum betrüblichen Kampfplatz dienen muß.

Ich

Ich werde mich aber wohl in Acht nehmen, daraus den Schluß zu machen, daß die Vernunft mit aller Gewalt ausgearbeitet werden müßte, damit ſie zu demjenigen Grad der Vollkommenheit gelange, welcher der Menſchlichkeit möglich ſey. Das Werk wäre unerhört beſchwerlich, davon nur das Andenken unſerer natürlichen Unempfindlichkeit uns erſchrecklich vorkommen würde. Laßt uns nur bey der Narrheit bleiben, das iſt der kürzeſte und geradeſte Weg zur Glückſeligkeit.

Unterdeſſen kan ich mich doch des Lachens kaum enthalten, wenn ich mir eine recht reine Intelligenz, einen von aller Materie entblößten Geiſt und Verſtand vorſtelle, der ein aufmerkſames Auge auf den kleinen Sandhaufen wirft, den wir bewohnen, und die Grundurſachen der Bewegungen dieſer kleinen belebten Cörper betrachtet, die man Menſchen nennet. Beſſer kan ich ſie nicht abſchildern, als wenn ich eine kleine Allegorie darzu gebrauche, die ich in einem Engelländiſchen Schriftſteller angetroffen habe. Ich bediene mich hierbey des Wiedervergeltungsrechts. Denn dieſe Herren plündern die Schriftſteller anderer Völker, und thun, als wenn ſie kein Waſſer betrübten. Hier iſt das Gleichniß, welches ich nach meiner Art eingerichtet habe:

„Laßt uns einmal dieſen kleinen Hügel unterſuchen, „den ein Maulwurf auf dieſem Anger aufgeworfen, „hat. Er iſt mit Ameiſen beſetzt, die Verſtand und „Leidenſchaften wie wir haben. Seht mir einmal „dieſe dicke und fette vierſchrötige Ameiſe, männlichen „Geſchlechts an, die mit treflicher Bedachtſamkeit einher tritt. Es iſt das reichſte Ungeziefer der ganzen

„Südſeite des Hügels, es beſitzet im Thale faſt eine „halbe Elle und mehr als ſechs Zoll breit Landes ei„genthümlich: Uiberdieſes hat es ein Vorrathshaus, „das mit zwölf Körnern Getreyde, und mehr als dreyſ„ſig Körnern Hirſe angefüllet iſt.

„Dort betrachtet eine andere, wie ſie ſo anſehnlich „und majeſtätiſch fortſchreitet, ſie hat ein Hargen von „blauer Seide um den Hals, und ziehet alle Reichthü„mer von dem vorher benannten Cröſus.

„Wir müſſen auch einen Blick nach den Schönen „dieſes Hügels thun. Da ſeht ihr eine Ameiſencoquette. Gebt Achtung auf ihren lebhaften und trotzi„gen Gang, wie ſie den Kopf voll Wind hat. Ein „groſſer Haufe Anbeter umgiebet ſie von allen Seiten. „Bald nahet ſie ſich dieſem, bald jenem, und ſie ſchei„nen alleſammt mit ihrem Bezeigen recht wohl zu„frieden zu ſeyn, ieder hält ſich für den Hahn im „Korbe.

„Wundert ihr euch nicht über den langſamen matt„herzigen Hergang dieſer andern dort? Ein kleines lu„ſtiges Ungeziefer von einer ſchlanken, geſchmeidigen „Geſtalt begleitet ſie mit einer demüthigen Stellung, „es ſagt ihr vor: Sie ſey eine Göttin und keine Ameiſe, „ihre Augen wären blitzende Sonnen, Leben und Tod „ſtünden nur in ihren Krällchen. Das kleine Ameiſen-Frauenzimmer glaubt ihm auf ſein Wort, und „giebt ſich tauſend hochanſehnliche Minen darauf.

„Zuoberſt dieſer kleinen Erhöhung kommt mir ei„ne weibliche Ameiſe ins Geſichte, die von Alter ganz „eingeſchrumpft iſt. Gleichwohl thut ſie ſo trotzig ſtolz, „als eine von allen ihren Nachbarn kaum thun kan. „Funfzig Tagelöhner ſind um ſie herum, die ſich bald

„zu

„zu Tode arbeiten, ſie reich zu machen, und die ſie doch „mit der trotzigſten Art anfährt, ohneracht ſie dennoch „hundert mal beſſer ſind, als das alte Muſter. Ihr „Hochmuth rühret nur allein von ihrer Geburt her. „Nicht ein einziges Ungeziefer unter dem ganzen Hau„fen trägt ein ſo ſchönes Geblüt in ſeinem Geäder, als „dieſe Alte. Von ihren Kindesbeinen an hat ſie in „einer nichtswürdigen trägen Unwirkſamheit hinge„ſchlafen, die ſie auch zu einer frühzeitigen Veralte„rung gebracht haben mag. Von ie her hat ſie ſich „eingebildet, ſie darf nicht arbeiten, oder einen Fuß „regen, weil ſie von dem edlen Geſchlecht der Ameiſen „in gerader Linie herſtammet, zu der **Salomon** vor„mals den **Faulen** abgefertiget hat.

„Zum **Unglück** ſeht mir das Schauſpiel an, wel„ches uns den Haufen auf einmal aus den Augen rü„cket. Ein Vogel ſchießt auf dieſe kleine Geſellſchaft „herunter, frißt und verſchluckt alle Mitglieder, ohne „gegen ihre trefliche Gaben und ihren Rang die ge„ringſte Ehrerbietung zu bezeigen. Die Alte vom „edlen Geblüt wird mit ſamt ihren Tagelöhnern weg„gerafft. Die Schmeichler mit ihrem Cröſus ſind „fort: Und das Verhängniß der Coqvette iſt mit dem „Schickſal der armen Narren, die ſich von ihrer ſtol„zen liebkoſenden Mine haben betrügen laſſen, auf „einmal vermengt und zerſtört worden.

XII.

Die Herrſchaft des allgemein eingeführten Gebräuchs *.

Vor einiger Zeit befande ich mich auf dem Lande bey einem Engelländer, der mir auſſer Zweifel zeigen wollte, daß er von der Liebe zu ſeiner Nation ſo ſehr nicht eingenommen ſey, als man ſeinen Landsleuten insgemein Schuld giebt. Er erzählte mir mancherley Exempel der auſſerordentlichen Zärtlichkeit, welche die Engelländer gegen ihren Geſchlechtsnamen trügen, wenn ſie denſelben auch nur an Leuten fänden, die ihnen ſo wenig, als der groſſe Mogol verwandt wären. Unter andern brachte er eine Geſchichte auf die Bahne, die mir beſonders merkwürdig ſchien, daß ich ſie mittheile.

Ein gewiſſer Buchhändler in Londen, Nahmens Nicholſon, der ſeit funfzig Jahren die Gaſſen dieſer Stadt wacker durchſtrichen, und den Koth darinne gemeſſen hatte, war endlich zu einem ziemlich groſſen Vermögen gelanget, und wuſte keine lebendige Seele, die mehr Recht zu ſeiner Erbſchaft, als die andere hätte. Er wurde krank, er mußte alſo einen Erben ernennen. Was zu thun? Er machte ein Teſtament, darinne beſtellte er zween Erbſchaftsverweſer, der eine war ein Zinngieſſer, mit Namen Nicholſon, der andere ein Biſchof, der auch Nicholſon hieß. Einem ieden von dieſen vermachte er fünf hundert Pfund Sterling, mit der Bedingung, daß ſie ſorgen ſollten, die übrige Erbſchaft dem erſten Nicholſon auszuantwor-

*) VII Bagatelle.

worten, der eine Nicholſon heyrathen würde, er möchte nun aus einem Winkel des Königreichs herkommen wo er wollte, wenn er von dem guten Geſinnen dieſes ämſigen Buchhändlers ſeinen Nutzen zu ziehen verlangte.

Mein Freund, der Engelländer, wunderte ſich ſehr, daß er mich über eine Sache, die mir, ſeinen Gedanken nach, recht abgeſchmackt vorkommen müßte, nicht mit vollem Hals lachen ſahe, und die vielleicht einigen meiner Leſer, die vernünftig thun, eben ſo vorkommen möchte. Was? werden ſie ſagen, funfzig Jahre hinter einander zu arbeiten, Blut und Waſſer ſchwitzen, ſichs ſauer werden laſſen, alle Tage zehen mal den Koth meſſen, wie tief er iſt, ein Gut zuſammen ſammeln, und ſolches endlich im Teſtament verlaſſen, aber an wen? An einen Theil der A B C-Buchſtaben, die auf gewiſſe Art geordnet ſind, und das wollet ihr nicht abgeſchmackt und im höchſten Grad für etwas lächerliches halten? Durchaus nicht; was hätte er denn mit ſeinem Geld anfangen ſollen? Sprechet ihr vielleicht, er hätte es an einige rechtſchaffene Leute wenden ſollen, die ſich dadurch aus der Dunkelheit gezogen, auch ihre Tugend und Gaben dem menſchlichen Geſchlecht nützlich gemacht haben würden. Allein, wiſſet ihr denn, ob er ſich auf die Tugend ſo wohl verſtanden hat? Man könnte mir auch ſagen, er hätte können von ſeinem Vermögen mildthätige Stiftungen machen. Solche Dinge mochten aber nicht nach ſeinem Geſchmack ſeyn. Ich habe ſchon geſagt, daß er ein Buchhändler war, non habebat animam, erat enim bibliopola, d. i. er hatte keine Seele, denn er war ein Bücherverkaufer. Man muß mir zugeben, daß dieſes gar leicht ſeyn könne.

Doch laßt uns ernſthafter reden und zuſehen, daß dieſe Art mit ſeinem Vermögen zu ſchalten, nicht lächerlicher ſeyn kan, als die Verordnungen, ſo man alle Tage bey allen geſitteten Völkern ſiehet, und darwider man folglich nichts einzuwenden haben wird.

Bey uns läßt man ſein Vermögen, wenn man keine nahen Anverwandten hat, entweder an einen ſchmeichelhaften Freund, der, erbfähig zu ſeyn, keine andern Verdienſte beſitzet, als daß er unſere Sitten durch niederträchtige Schmeicheleyen, durch knechtiſche Gefälligkeiten verwahrloſet hat; oder man hinterläßt es einem weitläuftigen Verwandten, den man öfters ſo wenig, als Even oder Adam kennet, oder vielleicht aus Indien zurück kommt, den Beſitz einer reichen Erbſchaft anzutreten, die ihm im Schlafe ins Maul geflogen iſt.

Sollte man nun wohl daran zweifeln, daß der gute Nicholſon eben ſo klug, als alle dieſe Leute verfahren habe? Die zukünftigen Eheleute, der Herr Nicholſon, und die Frau Nicholſon könnten wohl alberne und noch darzu ſehr laſterhafte Leute ſeyn, und die eine ſolche unverhofte Erbſchaft ſehr übel anwendeten; es könnte aber auch nicht unmöglich ſeyn, daß ſie dieſes Glückes würdig wären.

Es wäre ein Ohngefähr, ein Wurf eines Würfels. Der Erblaſſer hatte ſein Vermögen aus des Glücks Händen erlangt, und beym Sterben gab ers dem Glücke wieder, damit nach ſeiner Phantaſie zu ſchalten und zu walten. Dieſes Betragen iſt ohne Widerrede das allervernünftigſte, es iſt eine Art der Rückgabe.

Wir

Wir wollen nur ein Wort von der natürlichſten Art zu erben ſprechen: Da ein Kind in das Vermögen ſeines Vaters tritt. Nichts iſt gerechter, inſonderheit wenn das Kind gute Eigenſchaften beſitzet, und ſeine Pflicht beobachtet hat, dem Urheber ſeines Lebens die Ehrerbietung zu bezeigen, die die Natur von ihm fordert. Wenn aber ein Sohn von allen guten Eigenſchaften entfernet iſt, ſoll er deswegen ſein Erbſchaftsrecht verlieren? Hier muß ein Unterſchied gemacht werden. Beſitzet er nicht Geiz genug, oder heyrathet wider ſeines Vaters Willen ein artiges und tugendhaftes Weibsbild, ſo muß er enterbt werden, dabey iſt gar keine Schwierigkeit zu machen: Ich berufe mich hierinne auf den Gebrauch. Iſt aber dieſer Sohn nur ein Vieh, hat er niederträchtige und heßliche Neigungen; ſchwelget er, wenn er dabey nur kein ausgelaſſener Verthuer iſt; kurz, wenn er aus einer edlen Neigung zum Gewinſt ein wenig Schelmerey beſitzet; ſo dann iſts eine andere Sache, warum ſollte der nicht Erbe ſeyn? Er hat alle erforderliche Geſchicklichkeit, das Vermögen bey der Familie zu erhalten.

Gleichwohl iſt mir ein alter Edelmann bekannt, der gar nicht dieſer Meinung war. Er hatte etwas von einem Vernunfttrotzer, welches ein ſeltſamer Character unter alten Leuten iſt, die ſonſt gemeiniglich die Erfahrung gar zu wohl genutzt zu haben meinen, als daß ſie ſich von der Vernunft ſolten in die Schule führen laſſen.

Dieſer Edelmann lebte von ziemlichem Einkommen auf dem Lande, ſeine Leibesgeſundheit erhielt er mit mäßiger Bewegung, und dasjenige, was er die Geſundheit ſeiner Seele nennet, durch Leſen und Betrach-

tun-

tungen. Seine Zufriedenheit würde vollkommen geweſen ſeyn, wenn unter ſeinen drey Söhnen nicht zween geweſen wären, die ſeine auf ſie gewendete Sorgfalt ſehr ſchlecht belohnten.

Der älteſte war ein Kutſchpferd, wild, ungeſtüm, herrſchſüchtig, ein geſchworner Feind von alle dem, was man Wiſſenſchaft, Höflichkeit nennet. Seine Beſchäftigung beſtand im Jagen, ſein Zeitvertreib war, daß er die Bauren prügelte und die Bauermägde verführte.

Der andere war ein Dummkopf, ein Narr, der hier keinen Character verdienet. In ſeinem achtzehenden Jahre konnte er kaum leſen, und ſeine Kindheit und erſtern Jahre ſtrichen vorbey unter Schöckereyen mit den Knechten und Bedienten, mit den Hunden zu ſpielen und die Tauben zu locken, davon er alle Arten auf ein Haar kannte.

Der jüngſte hatte alle Verdienſte des ganzen Hauſes beyſammen. Am meiſten hielt ſein Vater von ihm, weil er faſt eine natürliche Neigung an ihm fand, alles vernünftig zu überlegen. Dieſe glückliche Neigung machte, daß er ſich auf den Vorzug ſeines Adels wenig einbildete, und denſelben nur in ſo weit achtete, als es die ihm anhängige Pflichten erforderten. Er liebte das Studiren, dieſes aber wendete mehr an, die Vernunft einzurichten, als viel zu wiſſen, und überhaupt war ſeine Aufführung von aller Praleren entfernt. Er fande immer Zeit gnug, ſich mit etwas nützlichen zu unterhalten, ohne daß er durch den vielfältigen Zuſpruch rechtſchaffener Leute einige Verwirrung ſpüren ließ. Es ſchien, als ob er groſſe Neigung zur Wirthſchaft habe; er wuſte, wie die Einkünf-

künfte eines Gehölzes vermehret werden konnten, wenn jährlich eine gewiſſe Anzahl Bäume aufs neue geſetzt würden; iedoch ſchiene es, als ob er nur deswegen wirthſchaftete, damit er Mittel erlangte, ſeine Großmuth auszuüben. Sein Vater gieng mit ihm um, wie mit einem geſellſchaftlichen Freund mehr, als mit einem Sohn; er ſeiner Seits, bezeigte ſeinem Vater nicht ſo wohl die ſchuldige Hochachtung, als ein Sohn, ſondern vielmehr, als ein rechtſchaffener Menſch gegen einen vernünftigen und in der Welt erfahrnen Mann zu thun pfleget. Zu dieſen ſchönen Gaben ſetze man noch das beſtändige Nachſehen gegen ſeines älteſten Bruders Aufführen und die zärtliche Gedult mit ſeines jüngern Bruders Blödſinnigkeit, ſo wird man ſich nicht wundern dürfen, daß dieſer glückſelige Sohn dieſes alten Edelmanns Luſt und Freude war.

Er hat mir öfters geſagt, daß er ſich äuſſerſt bemühen würde, alle ſein Vermögen, dieſem lieben Kinde zuzuſchanzen, und er glaubte, es würde für ſeine beyden andern gnug ſeyn, wenn ſie ſich nur des Hungers erwehren, und ieder acht hundert Pfund Renten, auch eine Hütte aufm Lande haben könnten.

* * *

Mit groſſer Verwunderung über dieſe Rede des wackern Edelmanns fragte ich um die Urſache eines ſolchen Entſchluſſes, der aller, auch ſogar der bravſten Leute Aufführung entgegen ſtünde.

Sie wiſſen doch ohne Zweifel, antwortete er mir, mit was für einer edeln und groſsmüthigen Art der berühmte Phocion die Geſchenke von ſich wies, die ihm der groſſe Alexander anbieten ließ. Als ihm die Kö-

*) VIII Bagatelle.

Königlichen Geſandten zuredeten, er möchte doch dieſe Schätze, ſo ſie ihm darbrächten, für ſeine Söhne aufheben, die ſie vielleicht einmal nöthig haben könnten: So beſtand ſeine Antwort darinne, daß, wenn ſeine Söhne laſterhaft ſeyn würden, ſo hätten ſie noch immer gar zu viel. Die ganze Antwort hat meinen vollkommenen Beyfall, fuhr mein Alter fort, nur befinde ich, daß das erſtere in dieſem Zeitlauf, darinne wir leben, zum Unglück, nicht kan zur Ausübung gebracht werden.

Zu Phocions Zeiten war Armuth mehr ein Ehrentitel als eine Beſchimpfung. Sie ſchloß der Tugend die Pforten zur Ehre, zum Ruhm und zu hohen Würden nicht vor der Naſe zu. Oftmals kam eine armſelige obrigkeitliche Perſon aus ihrer Hütte herausgekrochen, ſtand von ihrem hölzernen Stuhle auf, in den verſammelten Rath zu gehen und unter ihrem Anſehen, eine ganze Republik zitternd und bebend zu machen. Ich bilde mir auch wohl ein, daß man zu der Zeit den Reichthum iezuweilen aus Ehrgeiz verworfen habe.

Dem ſey nun, wie ihm wolle, die Welt wird anietzo durch ganz andere Maximen regiert. Verdienſte bleiben begraben, wenn ſie das Glück nicht an das Licht ziehet, und mit alledem ſind die Reichthümer nicht übel angewandt, wenn ſie ſich in den Händen der Tugend befinden.

So viel den andern Theil der Antwort des Phocion betrifft, ſo beſteht dieſelbe in einer für alle Zeiten und für alle Völker unwandelbaren Wahrheit. Ein Narr oder ein boshafter Menſch wird allezeit unglücklich, wenn er reich iſt.

Was

Was meinen Sie wohl, bitte ich Sie, würde aus meinen zween Aelteſten werden, wenn ich ihnen nach meinem Tod ein ſo beträchtliches Gut hinterließ? Mein dummer Schöps würde ſich in einem prächtigen Rüſtzeuge, unter Bedienten auf einem Schloſſe ſehen; folglich erhielt er von aller Welt die tiefe Verehrung, die wir alleſammt aus einer Art eines natürlichen Triebs dem Gelde, auch ohne alle Hoffnung eines daher zuziehenden Vortheils, erweiſen. An Schmeichlern wirds ihm nicht fehlen, wie man leicht denken kan. Dieſes Ottergezüchte wird mein armes Götzenbild in die Höhe ſtellen, auf einen Altar ſetzen und es wohl gar anbeten. Mein dummes Kalb, das in ſeinem ganzen Leben noch keine Gedanken gehabt, wird ſodann das erſtemal zu denken anfangen, und meinen er ſey ein geſchickter Kerl, dadurch wird ſeine Dummheit vollends die rechte Ladung von Narrheit und Alberkeit erhalten. Vielleicht dürfte er wohl gar alle dieſen Gewinnſt treflich theuer bezahlen müſſen, und durch die Belohnungen ſeiner Schmarotzer mit alle ſeinem Gut ſich den Untergang erkaufen.

Von dieſer Gefahr will ich ihn losreiſſen, wenn ich ihn in eine Hütte ſtecke, darinne er für die äuſſerſte Dürftigkeit ſicher geſtellet ſeyn ſoll. Er wird freylich Lebenslang ein Dummkopf bleiben, gleichwohl aber ein Schöps ohne ſchamerirten Aufzug und ſeine Einbildung wird nicht weiter fliegen, als ihn ſein bisgen Vernunft führet. Da wird er Zeit gnug haben, die Hunde zu ſtreicheln, die Tauben zu paaren, mit den Bauren zu ſchwatzen, und es wird ſich kein ſpitzbübiſcher Schmeichler leicht in Sinn kommen laſſen, ſich ſeiner Erbſchaft bey ſeiner Lebenszeit anzumaſſen.

So

So viel meinen älteſten Thu nicht gut, anbetrifft, fuhr er weiter fort, ſo betrachte ich ſein Unglück mit Schrecken, wenn ich darauf denke, daß er einmal die Fäuſte voll Geld und Gut bekommen ſoll. Das Schwerdt in der Hand eines Raſenden kan ſo gefährlich nicht ſeyn, als Reichthum, den ein boshaftes Herz im Beſitz hat. Ich habe ſchon längſt bemerket, daß er niemals trotziger, herrſchſüchtiger thut, als wenn er prächtige Lappen auf dem Leibe trägt, oder in einer vergoldeten Kutſche allein fährt.

Würde ich meinem älteſten im Teſtament den gröſ-ten Theil zuwenden, ſo hätten ſeine boshaften Nei-gungen gewiß den freyen Lauf. An ſtat, daß er aller Verachtung würdig wär, würde man ihm groſſe Ehr-rbietung erweiſen: Wenig Leute könnten ſeinem un-innigen Betragen Thor und Riegel vorſchieben; des Schwelgens wäre kein Ende und die abgefeimteſten Jugendverderber würden von allen Enden nach ſei-nen Pfennigen zugelaufen kommen. Iſts nicht beſ-er, einem tollen Pferde die Schenkel zu feſſeln, als olches ohne Zaum und Gebiß aufs freye Feld hin ennen laſſen? Ich fürchte ſehr, er möchte ſich nim-ermehr beſſern. Wär aber noch hierzu ein Mittel uf der Welt, ſo wird es unfehlbar dieſes ſeyn, ſo ich usgedacht habe. Er wird ſich in den engen Schran-n eines mäßigen Glücks eingeſperret ſehen; niemand ird ſich die Mühe geben, eine lächerliche Gefälligkeit egen ihm zu hegen. Sein unſinniger Trotz wird urch überwichtigern Gegentrotz zurück geſtoſſen wer-n, man wird ſeine Geſellſchaft meiden. Auf dieſe Beiſe möchte ſich der Rauch ſeiner närriſchen Einbil-ung zerſtreuen, die tollen Hirngeſpinſte, die er ſich n ſich ſelbſt in den Kopf geſetzt, mit fortführen, und

er

er müſte endlich mit Gewalt und aus Noth ein rechtſchaffener Mann werden.

Man kan ſich leicht die Rechnung machen, daß ich mich mit dieſem altväteriſchen Vernunftstrotzer, über ſein abgeſchmacktes Teſtament, in keine Vernunftſchlüſſe werde eingelaſſen haben. Hätte ich ihm auch Schluß gegen Schluß ſetzen wollen, ſo würde ihm gewiß im Grunde nichts abzugewinnen geweſen ſeyn. Allein der eingeführte Gebrauch ſtehet hier entgegen, und folglich muß auf dieſe Schlußmacherey der Vernunft nicht ein Haar Acht gegeben werden. Die Haupturſache, die mir die Vernunft ſo widerwärtig machet, iſt, daß ſie in Betrachtung der Begriffe vortreflich ſchön, in derſelben Ausübung aber gar nichts tauget, und die albernſte Sache von der Welt iſt. Es iſt doch unmöglich, daß dergleichen ſcharfſinnige Grübeleyen werkſtellig gemacht werden können, wenn man ſich nicht des widrigen Urtheils von etlichen Dutzend Zeitläuften und eben ſo viel Millionen lebender Menſchen ausſtellen will; ja ich ſetze gleich meinen Kopf, der mir doch ſehr lieb und werth iſt, gegen einen Kreutzer, daß mein naſeweiſer Edelmann, wenn er ſeinen Anſchlag ausführen könnte, nicht allein, als ein unſinniger Mann, ſondern auch als ein unnatürlich harter Vater würde ausgeſchrien werden.

So lange die Welt geſtanden hat, ſind die Söhne ihrer Väter Erben geweſen, und man ſiehet klar und deutlich, daß dieſe Art von Erblaß im Völkerrecht gegründet iſt, welches faſt eben ſoviel, als ein natürliches, das allerunverbrüchlichſte unter den Menſchen bekannteſte Recht iſt.

Damit aber doch auch der Pralerey der Vernunftstrotzer, über einen erhaltenen Triumph, welche ihnen gar ſehr gemein zu ſeyn pfleget, ein Nagel vorgeſchlagen werden möge, ſo will ich ſie hierbey mit ihren eignen Waffen beſtreiten.

Ich frage ſie demnach, ob es nicht gerecht und billig ſey, daß Geld und Gut ein wenig in der Welt zertheilet werde? Ob Tugend und Verdienſte kein Gut und ob Reichthum und Vermögen nicht ebenfalls Güter ſind? Sie müſſen dieſes zugeſtehen, oder eine Urſache vorbringen, warum nicht? Daraus ſchlieſſe ich, daß ein reicher Vater, der einen rechtſchaffenen Sohn, und einen Taugenicht hat, vollkommen wohl thun werde, wenn er dem erſtern gar nichts, dem andern aber alles überläſſet.

Jener iſt ſchon reich genug, die Natur hat ihn ausgeſtattet, er darf nur ſeine Schätze in ſeiner Einbildung ſo hoch anſchlagen als er ſie treiben kan. Er darf bey Genuß ſeines trockenen Brotes nur großmüthig ſprechen: Der weiſe Mann iſt reich. Steht er unter der Herrſchaft eines reichen Narren, wer wehret es ihm, bey ſich ſelbſt zu rufen: Der Weiſe iſt frey, der Weiſe iſt ein König.

Und richtet gleich ein abgeſchmackter Feind der Tugend wider ihn ein brauſend Wetter an, ſo mag er ſich in ſeine Philoſophie, wie in einen Mantel hüllen.

Er würde Unrecht thun, wenn er meinen wollte, er ſtünde mit ſeinem Bruder nicht in richtig gleicher Theilung, der nur die Ergötzlichkeiten eines bequemen Lebens, Freunde, Hochachtung und Ehre für ihm voraus habe.

Hier

Hier finde ich mich mit den Vernunftstrotzern im gleichen Spiele. Sie ſtehen an einem Ende, wie ich an dem andern. Da ſieht man, was Vernünfteln und Schlußmachen heißt.

Ich ſchlieſſe alſo daraus, man folge dem gebahnten Wege, und laſſe die Söhne ohne allen Unterſchied ihres Vaters Erben bleiben, es müſte denn ein Landesgeſetz dem Aelteſten einen Vorzug für den andern geſtatten. In dieſem Stück, wie in vielen andern, halte ichs mit dem Wahn des Publici, woferne das Publicum mit mir einſtimmet, daß alles dieſes nicht klüger und vernünftiger iſt, als das Teſtament des Herrn Nicholſon.

XIII.

Die Herrſchaft der Mode im Verſtand, Witz und Herzen *.

Zu wünſchen wär es, daß die Mode ihre Herrſchaft nur auf das Aeuſſerliche der Menſchen ausübte. Denn die menſchliche Schwachheit muß ſich doch in einer Sache äuſſern. Wie ſehr gut würde es ſeyn, wenn ſie ſich nur allein mit der Kleidung und dem Putz begnügte, welches weder der Vernunft noch der Empfindung des Herzens groſſen Eintrag thun würde. Allein die Mode breitet ihre Gerichtsbarkeit gar zu weit aus. Der Verſtand und das Herz ſelbſt kan ſich für ihrer Tyranney nicht bergen.

Wenn wir dem de la Bruyere glauben wollen, ſo iſts die Mode, welche den Hofmann andächtig machet.

*) LXIV Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Dieſe Mode verlohre ſich. Anietzo verändert er den Character und wird ein Freyſinn, welcher ihm auch weit natürlicher iſt.

Dieſer ſeltſame Eigenſinn bey Hofleuten läßt ſich auch ſehr wohl begreifen. Der Fürſt iſt ihre einzige Gottheit und ihre ganze Religion beſtehet darinne, ſich deſſen Willen zu unterwerfen. Da man aber nicht allezeit einen Prinz behält, und der Prinz nicht einerley Neigung hat, ſo iſt auch den Hofleuten die Religion eben ſo wenig ans Herz gewachſen, als ihre Kleidung. Es fällt ihnen leicht, alle Geſtalten von der einen eben ſo wohl, als von der andern an ſich zu nehmen. Ihre Aufführung kömmt mir eben ſo wenig fremd vor, als das Betragen der Philoſophen und Theologen, welche ihre Meinungen und Lehrgebäude mehr, als gar zu oft der Mode zinsbar machen.

Ariſtoteles war lange Zeit im Ruf, man begieng eine Miſſethat, wenn man ſeine Ausſprüche in Zweifel zu ziehen, die Frechheit begieng. Die Vernunft war unter den Namen Ariſtoteles ſelbſt auf die Erde geſtiegen, die Geheimniſſe der Natur aufzudecken, und die Schwierigkeiten in der Sittenlehre ſo wohl, als in der Staatskunſt aufzulöſen.

Deſcartes jagte dieſen berühmten Griechen vom Thron der Philoſophie, damit er ihn ſelbſt einnehmen konnte. Seine Art von Vernunftſchlüſſen gefiel allen Leuten und man nahm mit ſeiner Lehrart zugleich ſeine Meinungen an. Die geſcheideſten Leute ſchlugen ſich auf ſeine Seite, und die andern folgten getroſt nach, eben als ob ſeiner Partey beytreten, und ein geſchickter Mann ſeyn, einerley wäre. Wollte man

ſeine

ſeine Reputation nicht verlieren, durfte man den Ariſtoteles nicht vertheidigen. Es war zu der Zeit nicht anders, als es anietzo iſt, wenn man aus Eigenſinn groſſe oder kleine Hüte, lange, oder kurze Peruken zu tragen verreden wollte.

Deſcartes fängt ſchon ziemlich zu wanken an, und man wird bereits lächerlich mit einigen ſeiner Meinungen, dabey man ſich anfangs würde haben todtſchlagen laſſen. Die Engelländiſchen Philoſophen thun ſich hervor, und ob gleich die Mode, ihnen nachzufolgen, noch nicht völlig zur Reife gediehen iſt, ſo hat es doch das Anſehen, daß die Neuigkeit ihrer Vernunftſchlüſſe, die noch darzu mit wahren Verdienſten begleitet werden, in dem Verſtand aller derjenigen ziemlichen Eingang finden möchten, die ſich von dem Pöbel auszeichnen wollen.

Iſt es nicht der Mode zu danken, daß der Coccejenthum in den Niederlanden eine groſſe Herrſchaft erhalten hat? Es wanket zwar ziemlich, gleichwohl war es vor einiger Zeit unmöglich, für einen geſchickten Mann gehalten zu werden, wenn man nicht ein Coccejaner war. Ein Prediger mochte gleich noch ſo viel Stärke in Vernunftſchlüſſen beſitzen, die reineſte Sittenlehre predigen, er blieb eine Verachtung des Volks, wenn er ſich nicht in Vorbildern verwirrete: Wär er mit einer Feder aufm Hut und mit einem verbremten Kleid auf die Canzel geſtiegen, ſo würde es ein ſolches Aufſehen nicht gemacht haben, als eine Sittenlehre ſo ſchlechthin zu lehren. Einige trieben dieſe Mode freylich zu hoch, wie ſie alle weit getrieben werden und dieſe wurden deswegen nicht weniger bewundert.

Ich will mirs ausbitten, daß ſich der Leſer nicht etwan verſehen wolle. Ich tadle die Meinungen gar nicht, die von Zeit zu Zeit in Schwang kommen, dieſe Leute aber verdienen Tadel, welche dieſelben, wie eine Mode annehmen, nicht aber als klar begriffene Wahrheiten auffaſſen.

Uiberhaupt iſt der ſchöne Geiſt der Mode gänzlich unterthan. Es giebt immer gewiſſe Arten von Werken, die alle Leute nachzupfuſchen, ſich einen Ruhm machen wollen, und dieſes iſt eine fruchtbare Qvelle alles elenden Zeugs.

Man unterſuchet ſein Genie nicht, ob es zu dieſer oder jener Schreibart geſchaffen ſey oder nicht, man ſiehet nur den Geſchmack des Hofes an. Hier werden die Oden bewundert. Ich habe mehr Geſchicke zu Epigrammen und zu Madrigalen, allein Oden muß ich machen. Die Bewunderung gegen den la Motte ſollte mich hindern, ihm mit einem ſehr mittelmäßigen Genie nachzuahmen, und dennoch feuert ſie mich an in ſeine Fuſiſtapfen zu treten, Minerva mag wollen oder nicht. Das Regiment der Sonnete hat eine lange Zeit gedauret.

So ſchwer dieſe Art von Gedichten iſt, ſo machten doch alle Leute Sonnete. Diejenigen, welche ihren Witz gerne auf die Marter ſpannen, beſchäftigten ſich eben ſo fleißig damit, als diejenigen, deren Genie das Joch verwirrter Regeln ſo wenig, als die Dornen am Halſe leiden können.

Für einen Poeten war zu der Zeit auſſer den Sonneten kein Heil. Man nahm ſich dergleichen poetiſcher Gemächte mit vieler Hitze an, und das Sinngedicht des Voiture auf die Urania, wie auch des

Ben-

Benſerade Sonnet auf den Hiob machten den ganzen Hof getheilt. Die Uraniſten und Jobelins erregten in dem ſchönen Geiſt nicht geringern Lärm, als die Schleuderer und die Rojaliſten im Staat verurſachten.

Die Mode der galanten Briefe hat ihren Lauf ebenfalls eine Zeitlang. Dieſe Schreibart erfordert ein beſonderes Genie, wenn man was geſcheides zu Markte bringen will. Es gehört eine ungezwungene Wendung, eine neuerliche Artigkeit, die von gemeinen Complimenten entfernt iſt, eine durch die feineſte Kunſt verſteckte Ordnung, gemeine und nicht niedrige Ausdrücke, und ein aufgeräumter freyer Verſtand darzu. Mit einem Wort, einen galanten Brief zu ſchreiben, braucht man nicht ſo wohl einen tiefſinnigen Verſtand, als eine artige Höflichkeit, die man nirgends, als in dem Umgang der groſſen und ſchönen Welt antreffen und erlernen kan. Indeſſen machten ſich doch die Pedanten an dergleichen Werke, und die Schulfuchſe wollten galante Briefe, wie die freyen, artigen Hofgeiſter ſchreiben. Solche poetiſche Profeßionsverwandten, welche nirgends anders, als mit den Muſen im Winkel verſteckt lagen, und ſich über die Schreibart des Balſacs ſchwingen wollten, machten, daß der gute Vernunftſinn in ihren auf Stelzen gehenden Briefen unter der ungeheuren Laſt redneriſcher Figuren ſeufzen muſte. Die gewöhnlichen Gegenſtände ſolcher Briefe waren für dergleichen Köpfe nicht reich genug. Sie ſchaften ſich Correſpondenten im Reich der Phantaſie an, welche ihnen Gelegenheit zu galant ſchimmernden Antwortſchreiben an die Hand gaben, worinne alles viel romanenhafter, als in den Cleopatren und den Clelien heraus kam.

Soll ich mir denn die Mühe nehmen, etwas von der Romanenmode zu ſagen? Man hat einige verfertiget, die voller Witz und Zärtlichkeit ſtecken, ich habe aber noch keinen geſehen, in welchem ſo viel Wahrſcheinlichkeit zu finden iſt, daß ſich ein Mann von gutem Geſchmack daran halten ſollte. Von den Gewehen unglaublicher Abendtheuer, die öfters elend gnug zuſammen geflickt ſind, rede ich nicht. Der Verſtand, ſo von etwas neuen natürlicher Weiſe gereizet wird, beſchäftiget ſich oftmals mit wunderbaren Vorfällen ſo ſehr, daß er ſich kaum Zeit nimmt, an die Dinge zu gedenken, die nur ein wenig wahrſcheinlich ſind. Man muß aber gegen die Charakteren der Romanhelden aufſtützig werden, weil ſie von den Helden der wirklichen Geſchichte ſo gar unterſchieden ſind.

Uiberhaupt hat das Frauenzimmer, welches ſich durch die romanhafte Beſchreibung der Abentheuer der alten Eroberer einen ewigen Ruhm zu erdichten gelüſten laſſen, denenſelben nicht nur die rechtskünſtlich ausſtudirte franzöſiſche Höflichkeit entzogen, ſondern ſie auch noch darzu ſo ſchwach und armſelig gemacht, daß man mit den armen Schächern, die wir doch ſonſt bewundern, Mitleiden haben muß. Unter ihrer Feder werden Cato und Socrates ein paar Jungferknechte. Die Scythen und Maſſageten machen die artigſten Madrigal und ſchreiben die ſinnreichſten Liebesbriefgen. Einen Zweifelsknoten in der Galanterie aufzulöſen und die Landcharte des Landes der Zärtlichkeit auf ein Haar zu kennen, haben Hannibal und Hamilcar ihres gleichen nicht; ja der Frau von Scudery iſt es zu danken, daß die franzöſiſchen Landjunker die Complimenten des Cyrus zu ihrem Muſter, als die vortreflichſten zu nehmen pflegen, davon wir den Boileau zum Zeugen anrufen.

Die

Die kleinen Geſchichte und Erzählungen ſtachen die Romanen ab. Die franzöſiſche Ungeduld fande dieſe kleinen Werkgen ſehr angenehm, und ſie würd- ſich dieſelben noch immer zu Nutze machen, wenn die erſchöpfte Einbildungskraft der Schriftſteller nicht immer einerley Streiche wiederholten, und es nicht eben ſo viel wäre, hundert Hiſtörgen, oder nur ein einziges zu leſen.

Die Balladen und Rondeaux des Sarraſin und des Voiture brachten eine Zeitlang alle Leute auf die Sprünge, Rondeaux und Balladen zu machen. Es ſchien, als ob Gaulois ein ſicherer Schild vor alle Narrheiten, und Marot ein freyer Geleitsbrief aller unſinnigen Poſſen wäre, die man in den Mantel ſeiner tollen Schreibart verhüllete.

Man hat noch wohl Zeiten geſehen, darinne, der Mode ſey es gedankt, man ſich eine Ehre daraus gemacht hat, die artigen Geſpräche der Heringsweiber den römiſchen und griechiſchen Helden in den Mund zu legen. Das Genie des Scarron hat in dieſer Schreibart den Triumph davon getragen, und ſeine beſondere witzige Wendung wuſte die Mundart der Kaufleute auf dem Krautmarkt dem feineſten Geſchmack angenehm zuzurichten. Allenthalben ſahe man den Geiſt des Scarrons durch die lächerlichen Ausdrücke heraus gucken, und ſeine ungeſchliffene Schreibart drückte oftmals die ſinnreichſten Sachen ſehr artig aus. Mit ſeinen Nachahmern iſt es ganz anders beſchaffen. Sie reden nicht nur wie das Hutlich, ſondern denken auch wie der Pöbel, daß ſie niemand, ohne übel zu werden, leſen kan.

Die aufgegebene Reimbände haben in der Poeſie eben ſoviel Verwüſtung, als die lächerlichen Poſſen

verübet. Anfangs glaubte man, es ſey recht ſchwer, den Verſen einen Sinn zu geben, deren Reimbände ſo wunderlich verwirrt zuſammen gezwungen wären, und eben aus der Urſache, wollte ein ieder ſein Geſchicke darinne ſehen laſſen. Die elendeſten Schulfüchſe miſchten ſich darein, und es gelung ihnen oftmals beſſer, als den witzigen Geiſtern. Die Reime brachten ſie auf Einfälle, daran ſie nimmermehr gedacht haben würden, wenn ihre Einbildung den freyen Zügel gehabt hätte. Ehe man ſichs verſahe, war Frankreich mit Reimbänden überſchwemmet. Man konnte nicht mehr ruhig auf der Gaſſe gehen, man muſte ausgefüllete Reimbände, die aufgegeben waren, herſagen, oder ſich die Ohren mit ſolchem närriſchen Zeuge reiben laſſen, und Sarraſin wurde genöthiget, ihnen mit allem Ernſt auf den Leib zu gehen, damit nur rechtſchaffene Leute ihrer los werden konnten. Nach erlittener Niederlage zogen ſie ſich mit den Räthſeln in die Mercurs zurück, wo ſie ſich eine Weile verſchanzten, bis ſie etwan wieder einen neuen Ausfall auf den allgemeinen Vernunftſinn wagen dürften.

Wer weiß nicht, wie hoch die Schildereyen und Abbildungen, in Verſen und in der Proſe, bey Hofe geſtiegen ſind? Anfangs ſchilderte man einige Bilder des Königs und etlicher Prinzeßinnen vom Geblüt. Hierauf gieng es über die Herzoginnen und Marquiſinnen her und darauf muſte der ganze franzöſiſche Hof herhalten. Man war nicht zufrieden, ſich von andern abgemahlt zu ſehen, man grif ſelbſt zum Pinſel und mahlete ſich ab, man verlangte von keinem andern Mahler, als von ſeiner Eigenliebe abgeſchildert zu werden. Bey ſeiner Geſtalt gebrauchte man die Farben ganz beſcheidener Weiſe, allein beym Verſtand,

ſtand, beym Witz und den Meinungen grif man nach den ſchönſten und erhabenſten, damit man ſeines Schadens wieder beykam. Man ließ einige kleine Fehler mit unterlaufen, man mahlete ſich allzulebhaft, ein wenig ſtolz, ein wenig leichtfertig, iezuweilen gab man ſich auch einen Zug von einer etwas unandächtigen Mine; im übrigen aber ſchilderte man ſich, als den beſten Freund, groſsmüthig, redlich, beſcheiden, und niemand ſtand mehr im Zweifel, daß bey der mehrern Reife des Herzens, man endlich ein vollkommenes Tugendbild vorſtellen würde.

XIV.

Die Mode in der Andacht*.

Die Mode hat eine ſo unumſchränkte gewaltige Herrſchaft über die menſchlichen Handlungen, daß auch die Andacht ſelbſt unter ihrem Gebote ſtehet, und was zu einer Zeit fromm und andächtig iſt, das iſts zu einer andern nicht mehr. Zur Zeit meiner Jugend gieng die Vergieſſung der Thränen bey dem begeiſterten Volk ſtark im Schwange. Die Kirchen waren Thränenplätze, und wer eine Predigt mit trockenen Augen anhörete, ſpielete an ſeiner Frömmigkeit Bankerut. Er hatte ein unbeugſames verſtocktes und in der Unwiedergeburt verhärtetes Herz im Leibe. Das Weibsvolk, welches in dem Vermögen zum Thränenfluß für den Mannsvolk viel voraus hat, ſpielte in dieſem andächtigen Poſſenſpiel die Hauptperſon. Alles ertönete von ihrem ſchluchzenden Seufzern. Dahingegen das männliche Geſchlecht, zur Beybehaltung

*) LXIV Bagatelle.

tung ſeiner Reputation, genug zu ſeyn vermeinte, wenn es incognito weinte, und ſich iezuweilen die Augen wiſchte. Nach und nach wurde die Sache ſo gemein, daß alle Welt greinete. Was war alſo für ein Mittel übrig, wenn man nur ein wenig Empfindlichkeit im Herzen hatte, daß man nicht wider ſeinen Willen an dieſem allgemeinen Jammer hätte Antheil nehmen ſollen! Bald darauf ſahe man die Thränen nicht mehr für den entſcheidenden Character der Heiligung an, denn dieſe Mode mußte einer andern ihre Stelle einräumen, welche auf ganz andere Art beweglich erbaulich war. Eine Dame brachte ſelbige am erſten auf, die ein rechtes Muſter der Frömmigkeit in ſo hohem Grad vorſtellete, daß ſie ein genaues Regiſter aller Sündenfälle ihrer Nachbarn, ja ſo gar derſelben zweydeutigen Handlungen hielt, ſich auch die Pflicht ſelbſt auflegte, zu aller Stunde des Tages ſie zu beſuchen, und ihnen ſolche zu verweiſen, wobey ſie weder Schimpf noch Schelten ſparete, damit ſie nur auf den geraden Himmelsweg gebracht werden möchten. Da ſie eins Tages dem Prediger mit einer Aufmerkſamkeit zuhörete, daß ſie ganz unbeweglich darüber wurde, ſchloſſen ſich ihre Augen auf einmal feſt zu, ſie verbleichete im Geſicht, die Knie zitterten, und wurden unter ihr matt, ſie ſank zur größten Erbauung aller Zuſchauer in Ohnmacht hin. Alle Welt lief dieſer heiligen Frau zu Hülfe, ſie machte einen Aufſtand in der Kirche, daß der Prediger inne halten mußte, iedermann brachte ihr Schwammbüchſen, und hielt ſie ihr für die Naſe, man ſtrich ſie mit ungariſchem Waſſer an. Das half nichts, ſie blieb weg. Man trug die Heilige aus der Kirche, und in einer halben Stunde ſpürete man noch kein Leben in ihr.

Man

Man kan ſich leicht einbilden, was für einen lieblichen Geruch der Heiligkeit eine ſolche zu ſo rechter gelegener Zeit, und mit ſo guter Art angebrachte Ohnmacht der Reputation dieſer Dame zuzog. Die ganze Stadt war davon voll, zu allen Geſprächen der Andächtigen gab es den Text, alle Phantaſien waren davon gerühret, und den darauf folgenden Sonntag machten vier verſchiedene Ohnmachten frommer Weiber in vier beſondern Kirchen einen gewaltigen Spuck, daß einige Monate hindurch manche Prediger, die eben nicht ſonderlich beweglich predigten, den Ruhm erhielten, daß ihre Ermahnungen mit einigen andächtigen Ohnmachten beehret wurden. Die ſcharfſinnige Andachtsbrüderſchaft machte ſogleich die Eintheilung dieſer Entzückungen in zwo Claſſen. Einige entſtanden aus der ſehr erhabenen beſchaulichen Andacht, die andere zogen ihren Urſprung aus dem Anfang der Wiedergeburt, welche eine geſchwinde und unvermuthete Bewegung in der cörperlichen Maſchine veranlaſſete. Das muß ich zwar geſtehen, daß dieſer erſtere Ruck der Heiligkeit nicht alle Leute mit ſo groſſer Heftigkeit anſtieß; man konnte aber doch auch nicht in die Andachtszunft aufgenommen werden, wenn man nicht zum wenigſten denſelben fühlete, und aufs genaueſte zu ſagen wußte, welchen Tag, welchen Augenblick des Tages dieſe glückſelige Veränderung ſich ereignet hatte.

Wie es nun ſehr leicht fällt, anderer Erfindungen ſchöner aufzuputzen, ſo gab es einige durch die heilige Nacheiferung aufgebrachte Weiblein, welche den Entſchluß faßten, ſich über die Ohnmachtsheldinnen weiter hinauf zu ſchwingen. Sie hielten ſich für würdig, den Haß des Satans auf eine ganz beſondere großmüthige Art zuzuziehen, daher unterlieſſen ſie niemals

wäh-

währenden andächtigſten Religionsceremonien mit dieſem Erbfeind des menſchlichen Geſchlechts einen Kampf anzutreten. Zu der Zeit, wenn ſie ihre Hand an den Mund bringen wollten, erſtarrete ihnen der Arm auf einmal, gleich als ob er von einer höhern Kraft und Gewalt zurück gehalten würde, hierbey wurden auch weder Verrenkungen noch die greulichſten Gliederverzuckungen aus der Acht gelaſſen. Nach einem von beyden Theilen hartnäckigen Kampf trug die Fromme endlich den Sieg davon, und man führte ſie im vollen Triumph von allen Kräften, die ihr dieſe herrliche Ehre gekoſtet hatten, ganz matt und ausgemergelt wieder nach Hauſe.

Alle dieſe Moden ſind endlich ganz aus dem Gebrauch gekommen. Nicht etwan deswegen, als ob die Kennzeichen der Andacht, die ſie ſo herrlich vorlegten, nicht glänzend und ſchön geweſen wären: Nein, man hat ſie nur deswegen abkommen laſſen, weil ſie allem Anſehen nach, allzubeſchwerlich auszuüben waren.

Anietzo giebt es ſehr erleuchtete Leute, welche ſo glücklich ſind, in ihrem Verſtand eine faſt unmögliche Vereinigung zwiſchen den Coccejaniſchen Grundſätzen und der Carteſianiſchen Philoſophie zu machen, und ſo unfehlbare Kennzeichen der Heiligkeit ihres Nächſten gefunden haben, als es ihnen das untrüglichſte Wetterglas kaum anzeigen könnte. Mit einer erſtaunenden Richtigkeit wiſſen ſie, daß dieſer vier Grad der Heiligkeit, der andere neun, der dritte zehen bis zwölfe beſitze.

In der vergangenen Nacht ſchlief ich ein, nachdem ich lange Zeit über die Grundſätze dieſer Ausrechnung nach-

nachgedacht hatte, die meine kleine Sphäre des Verſtandes überſteiget, und träumete mir, als wenn ich auf einmal mit einer Maſchine verſehen würde, welche wie ein Heiligungswetterglas eingerichtet war. Bey der Annäherung einer ieden Perſon fiel oder ſtieg die in der gläſernen Röhre befindliche Feuchtigkeit, nach dem Maaß der geiſtlichen Stärke, ſo dieſe Perſon beſitzet. Von der Mitte an bis in die Höhe waren die Grad an der Röhre auf folgende Art bemerket: Wiedergeburt, Andacht, Eifer, Entzückung, Begeiſterung, Beſchaulichkeit, halbe Seligkeit. Wie in den Träumen immer etwas von Verwirrung herrſchet, ſo konnte ich die Nahmen der untern Grade nicht ſo gar genau bemerken.

Dieſe ſeltſame Maſchine zu verſuchen, nahm ich ſie alſobald mit mir in eine Verſammlung von vielerley Perſonen. Der erſte Gegenſtand, ſo mich rührete, war ein guter kleiner Handwerksmann, ein guter Nachbar, ein guter Freund, ein guter Hausvater, der ſeine Kinder nach äuſſerſtem Vermögen erzog, daß ſie niemand zur Laſt fallen möchten. Ich geſtehe es, ich hatte von dieſer Art eines ehrlichen Mannes alle gute Meinung, allein zu meiner gröſten Befremdung ſahe ich, wie mein Andachtswetterglas tief unter Andacht herunter ſank.

Ich traf hierauf einen Bürger an, der faſt wie der erſtere gekleidet war, allein in der Einfalt ſeines Anzugs viel netter einher gieng. Er verſtand ſein Handwerk, iedoch durch einen ganz beſondern Beruf trieb er ſelbiges nicht. Die meiſte Lebenszeit brachte er damit zu, daß er gewiſſe Frauengeſellſchaften beſuchte, die Predigten zu wiederholen, Vermahnungen zu thun, Texte auszulegen, Glaubensſtreitigkeiten zu treiben.

Die-

Dieſes brachte ihm eine gute Mahlzeit zu Mittage und Abends, Zeug zum Kleide, und alſo bekümmerte er ſich nicht, ob ſeine Kinder zu Hauſe mit einem Rindgen ſchwarzen Brots und ein wenig Molken vorlieb nehmen müßten. Es gieng ihm überall ein Weibsmenſch nach, deren Kleidung bey ihrer Einfalt ziemlich koſtbar ſchien. Ihrer finſtern Ernſthaftigkeit im Geſicht ohneracht, war ſie doch gar artig, und ihre Augen, die ſie von dem andächtigen Manne nicht verwendete, hatten etwas von ſchmachtender Sehnſucht in ſich, welche einer mit Traurigkeit begleiteten Zärtlichkeit beykam. Mit alledem mein Wetterglas ſtieg geſchwind und blieb zwiſchen Eifer und Entzückung ſtehen.

Von hier ſenkte es ſich mit gröſter Geſchwindigkeit bey der Ankunft eines nach ſehr guten Geſchmack gekleideten Mannes, von gutem Anſehen. Man hielt ihn für eine erleuchtete und ſehr vernünftige Perſon, welche niemals unterließ, ihrem Nächſten bey aller Gelegenheit, alles mögliche Gute zu erweiſen. Dieſes war ſeine angenehmſte Beſchäftigung. In ſeiner Aufführung gab er eine tiefe Verehrung der Gottheit zu erkennen, deren Gebote er ſehr genau beobachtete. Es iſt wahr, daß er in ſeinem Betragen etwas freudig lächelndes hatte, und gewiſſe Ergötzlichkeiten, welche die Vernunft für rechtmäßig hält, nicht ausſchlug.

Mein Wetterglas blieb immer auf eben der Stelle, dahin es geſunken war, als ich es bey einem jungen ziemlich weltlich geputzten Frauenzimmer, das zwar die Mode ſo gar hoch nicht triebe, auf die Probe ſtellen wollte. Man hat mich gleichwohl verſichert, daß ihre Weisheit gegen alle Verſuchung feſt hielt,

daß

daß ihre holdſelige Beſcheidenheit, ihr guter Vernunftſinn allen denjenigen, die mit ihr umgiengen, das gröſßte Vergnügen machte, und ſie in ihrer Kleidung, Schmuck und Zierrath ſo viel erſparete, daß ſie armen Leuten, die es verdienten, in der Stille wohl davon thäte. Dieſe liebenswürdige Verworfene betrachtete einen Menſchen mit groſſer Aufmerkſamkeit, der niemanden anſahe, und in einer tiefen Zerſtreuung verſenkt war. Seine Zähne waren von dem ſtarken Tabackrauchen ganz ſchwarz. Das war auch ſeine einzige Beſchäftigung, wodurch er in der Wiſſenſchaft von Vorbildern ſehr weit kam. In dem gelinden Wegblaſen des Rauchs entdeckte er verſchiedene Figuren, als Pferde, Kutſchen, Ungeheuer, und endlich wurde er gewahr, daß er von allen dieſen nichts mehr ſahe. Mein Wetterglas that ihm zu Liebe einen gewaltigen Satz in die Höhe bis zur Begeiſterung.

Indem ich dieſe unbegreifliche Luftzeichen zu entwickeln beſchäftiget war, trat ein altes, mageres, verſchrumpftes Mütterlein her. Ihre Augäpfel waren kaum zu erkennen, ſo tief waren ſie verlehrt, als ob ſie ſehen wollten, was in dem Gehirne vorgieng. Ich glaubte im rechten Ernſt, ſie käme aus dem Jeckenhaus oder vom Blocksberg. Man ſehe aber nur, wie man ſich auch im Schlaf in Acht zu nehmen hat, daß man nicht verwegener Weiſe urtheile. Das Verdienſt dieſes Gerippes machte gleichwohl, daß mein Wetterglas bis zur Entzückung ſtieg. Einen Augenblick darnach, da ſie wider die weltliche Schöne, davon ich oben geſprochen habe, anſtieß, verſchwand ſie auf einmal, und ich ſahe, daß die Feuchtigkeit im Glas bis oben an, nur noch ein wenig unter halbe Seligkeit gerückt war.

gendhaften Perſonen, welche die Einfalt ihrer natürlichen Begriffe nicht von ſich geworfen haben, allerdings und vollkommen möglich ſeyn kan. Wenden ſie nur einigen Fleiß an, ihre Liebe durch eine wahrhafte und weiſe Freundſchaft zu unterhalten, und das Vergnügen, ſo zu reden, durch Pflicht anzufeuern, ſo kans nicht anders ſeyn, als daß ſie die zärtlichſten Ergötzlichkeiten einer gemeinſchaftlichen Liebe um ſo ſüſſer empfinden können, als dieſelben vom Laſter frey und entfernet ſind. Sie werden wie Baucis und Philemon, in ihren ſpäteſten Jahren das Ende ihrer Zärtlichkeit nicht eher, als von dem Tode zu erwarten haben.

Die barbariſche Tyranney der Mode allein macht allein dergleichen Verbindungen ſeltſam. Nirgends als an dem Hof eines unbeſtändigen und in der Liebe zu Lüſten erſeſſenen Volks kan das Laſter einen Glanz erhalten. Unreine Liebe iſt an demſelben von ie her das Schooßlaſter geweſen. Es hat ſich ein Anſehen vom Rang und Hoheit zuwege gebracht. Der Ehrenpunct hat ſeine Vertheidigung übernommen, und der ſchönen Geiſter Witz hat dieſen Punct der Ehre im Schwung erhalten. Erzählungen, Comödien, galante Briefe, alle Arten witziger Schriften rufen und predigen, es ſey eine bürgerliche Schwachheit, ſeine Ehegattin zu lieben: Ein Bürgeranſehen aber iſt unter den Bürgern ſelbſt der verwerflichſte Abſcheu. Wo iſt der Mann zu finden, der gegen ſeine Reputation ſo feindſelig verfahren, und ein geſchworner Narr der Vernunft lieber, als ein rechtſchaffener Mann, dem guten Vernunftſinn zum Poſſen ſeyn ſollte? Kömmts auf die Wahl bey der Tugend und den artig ſchönen Manieren an, wer wollte ſich lange beſinnen,

nach

nach dieſen zu greifen, ſonderlich in einem Lande, wo alle Welt mehr oder weniger zur Prahlerey gebohren iſt, wo die Mode nach allem ihren Eigenſinn, bald Andacht bald Frechheit wüten läßt?

XVI.

Die wahre und eingebildete Glückſeligkeit *.

Da ich in meinen erſtern Bagatellen ** ſpottweiſe behauptete, daß diejenigen, aus deren Betragen man nicht ſchlieſſen könnte, daß ſie etwas von einer Seele hätten, am beſten thäten, wenn ſie um fremde Gegenſtände herum hüpften, und von denſelben tauſend annehmliche und ſchmeichelhafte Hirngeſpinſte erborgten; ſo war mein Abſehen darauf gerichtet, Leute lächerlich zu machen, die ihren Verſtand noch ſo ziemlich ausgearbeitet haben, ſich aber doch wohl unterſtehen, die Vernunft, als eine Qvelle unſers Unglücks anzuſehen.

Es iſt wahr, daß ich zuförderſt feſt ſtellete, ein wahres und beſtändiges Gut müſte nur allein aus der Vernunft herkommen, wenn ſich dieſelbe auf einen gewiſſen Grad erſtreckte. Andererſeits aber gab ich auch den Freunden der Bagatellen (Bagatelliſtes) Beyſpiele und Beweiſe an die Hand, zu beſtärken, daß man aus Unſinnigkeit glückſelig werden könnte, und daß die Glückſeligkeit dieſer Art allen Menſchen gemein ſey. Dadurch aber wollte ich ihre Neigung zu

*) XLIX Bagatelle.

** Siehe in der I Abtheil. die XI Abhandlung.

XV.

Der Eheſtand nach der Mode *.

Der Graf von Guiche wollte eines Tages ſeinen Beſuch bey der Gräfin von Olonne abſtatten, fande aber wider ſein Vermuthen das Zimmer der Schönen verſchloſſen. So gleich fiel er auf den Verdacht, es würde ihm ein anderer Liebhaber den Rang abgelaufen haben. Seine Neugier zu vergnügen, ſahe er durchs Schlüſſelloch. Zu ſeiner gröſten Beſtürzung aber bemerkte er, daß die ſchöne Gräfin ihrem Gemahl die zärtlichſt lebhaften Liebesbezeugungen erwies. Er führte ſich mit der äuſſerſten Verzweiflung ab, und ſagte zu einem ſeiner guten Freunde, der ihm eben in den Weg kam: Potztauſend! mein Wertheſter, können ſie ſich wohl einbilden, wie weit die Gräfin von Olonne die Coqvetterie treibt? mit meinen Augen habe ich geſehen, daß das verwünſchte Weib ſo gar auch mit ihrem Gemahl verliebt thut.

Der cavalieriſche Ausdruck enthält allerdings guten Vernunftſinn in ſich. Dieſe Schöne, welche zehen der wohlgeſtalteſten Liebhaber am Hofe zu ihren Dienſten hatte, muſte nothwendig in Mark und Bein etwas noch ſchlimmers, als nur bloſſe Coqvetterie tragen, daß ſie gegen ihren Gemahl, der doch anders nicht als aller ihrer Galanen Gegenfüßler angeſehen werden konnte, verliebt thate.

Ich geſtehe mit dem Graf von Guiche, dieſe Art der ehelichen Liebe war bey ſolcher Gelegenheit eher für eine

*) XLVI Bagatelle.

eine Vergröſſerung des Laſters, als eine eheliche Zärtlichkeit anzuſehen. In allen andern Fällen aber kan ich nichts für abſcheulicher halten, als die öffentliche Hochachtung, ſo man in gewiſſen Ländern der Verachtung gegen die heiligen Bande des Eheſtandes zu bezeugen pfleget. Sollte es denn möglich ſeyn, daß die Natur ſich ſelbſt verleugnete, und ihrem eignen Nutzen und Vortheilen entgegen, etwas ſo widerwärtiges in dieſe Verbindung gelegt haben ſollte, die doch der ſtärkſte Grundpfeiler der bürgerlichen Ruhe und Zufriedenheit iſt?

Man könnte ſich nichts unvernünftiger, als dergleichen Ding einbilden. Ich weiß gar wohl, daß es ganz natürlich ſeyn muß, daß die eheliche Zärtlichkeit mit gewiſſen Commerce- und Staatsheyrathen nichts gemein habe, und man dem Herz alsdann etwas verſchaffet, wenn Ehr- und Geldgeiz befriediget ſind. Was mich aber Wunder nimmt, iſt, daß man eine durchaus nothwendige Sache daraus machet, die lebhafteſte und auf Freundſchaft und Hochachtung gegründete Zärtlichkeit ſogleich auszulöſchen, ſobald ſie durch das Ehebündniß beſiegelt worden iſt. Man triſt bey einer Liebſte erhabene Annehmlichkeiten des Verſtandes und der Herzens-Meinungen an. Sie iſt ein Schatz, den man mit dem feurigſten Eifer wünſchet. Ein Kuß von ihren Lippen iſt ein kleines Paradies. Wie entzückt muß man bey dem Beſitz werden? Dieſer ſehnlich erwünſchte Beſitz wird erlangt. Gute Nacht ſchöne Paßion! kaum ſind zween Monat aufs höchſte verſtrichen, ſo iſt der Eckel für die Aalpaſtete vorhanden.

Gleichwohl iſt nichts gewiſſer, als daß eine eheliche Beſtändigkeit zwiſchen zwo vernünftigen und tu-

gendhaften Personen, welche die Einfalt ihrer natürlichen Begriffe nicht von sich geworfen haben, allerdings und vollkommen möglich seyn kan. Wenden sie nur einigen Fleiß an, ihre Liebe durch eine wahrhafte und weise Freundschaft zu unterhalten, und das Vergnügen, so zu reden, durch Pflicht anzufeuern, so kan nicht anders seyn, als daß sie die zärtlichsten Ergötzlichkeiten einer gemeinschaftlichen Liebe um so süsser empfinden können, als dieselben vom Laster frey und entfernet sind. Sie werden wie Baucis und Philemon, in ihren spätesten Jahren das Ende ihrer Zärtlichkeit nicht eher, als von dem Tode zu erwarten haben.

Die barbarische Tyranney der Mode allein macht allein dergleichen Verbindungen seltsam. Nirgends als an dem Hof eines unbeständigen und in der Liebe zu Lüsten ersoffenen Volks kan das Laster einen Glanz erhalten. Unreine Liebe ist an demselben von ie her das Schooßlaster gewesen. Es hat sich ein Ansehen vom Rang und Hoheit zuwege gebracht. Der Ehrenpunct hat seine Vertheidigung übernommen, und der schönen Geister Witz hat diesen Punct der Ehre im Schwung erhalten. Erzählungen, Comödien, galante Briefe, alle Arten witziger Schriften rufen und predigen, es sey eine bürgerliche Schwachheit, seine Ehegattin zu lieben: Ein Bürgeransehen aber ist unter den Bürgern selbst der verwerflichste Abscheu. Wo ist der Mann zu finden, der gegen seine Reputation so feindselig verfahren, und ein geschworner Narr der Vernunft lieber, als ein rechtschaffener Mann, dem guten Vernunftsinn zum Possen seyn sollte? Kömmts auf die Wahl bey der Tugend und den artig schönen Manieren an, wer wollte sich lange besinnen,

nach dieſen zu greifen, ſonderlich in einem Lande, wo alle Welt mehr oder weniger zur Prahlerey gebohren iſt, wo die Mode nach allem ihren Eigenſinn, bald Andacht bald Frechheit wüten läßt?

** ** ** ** ** ** ** ** ** ** ** **

XVI.

Die wahre und eingebildete Glückſeligkeit *.

Da ich in meinen erſtern Bagatellen ** ſpotweiſe behauptete, daß diejenigen, aus deren Betragen man nicht ſchlieſſen könnte, daß ſie etwas von einer Seele hätten, am beſten thäten, wenn ſie um fremde Gegenſtände herum hüpften, und von denſelben tauſend annehmliche und ſchmeichelhafte Hirngeſpinſte erborgten; ſo war mein Abſehen darauf gerichtet, Leute lächerlich zu machen, die ihren Verſtand noch ſo ziemlich ausgearbeitet haben, ſich aber doch wohl unterſtehen, die Vernunft, als eine Quelle unſers Unglücks anzuſehen.

Es iſt wahr, daß ich zuförderſt feſt ſtellete, ein wahres und beſtändiges Gut müſte nur allein aus der Vernunft herkommen, wenn ſich dieſelbe auf einen gewiſſen Grad erſtreckte. Andererſeits aber gab ich auch den Freunden der Bagatellen (Bagatelliſtes) Beyſpiele und Beweiſe an die Hand, zu beſtärken, daß man aus Unſinnigkeit glückſelig werden könnte, und daß die Glückſeligkeit dieſer Art allen Menſchen gemein ſey. Dadurch aber wollte ich ihre Neigung zu

*) XLIX Bagatelle.

** Siehe in der I Abtheil. die XI Abhandlung.

einer ſo unvernünftigen, mechaniſchen Glückſeligkeit, beſchämen.

Weil ich anietzo nicht mehr in der Ironie, ſondern im rechten Ernſt rede, ſo halte ich mich verpflichtet, den erſtaunlich weiten Unterſchied zu zeigen, der ſich unter einer vernünftigen und der Hoheit eines Menſchen würdigen gegen die erborgte Glückſeligkeit befindet, die man aus dem Gewimmel der Einbildung aufraffet.

Gewiß iſts, daß man öfters tauſenderley Verdruß ausſtehen muß, wenn man anfängt, die Stärke einer noch ungeübten Vernunft gegen die Schwermerey der Leidenſchaften zu verſuchen. Iſt aber dieſelbe durch hinlängliche Uibung ausgehärtet, ſo verſchaffet ſie uns auch eine weſentliche, dauerhafte, gleiche, von aller Verwirrung ungeſtörte Glückſeligkeit. Vermittelſt einer ſolchen Vernunft legt man iedem Gegenſtand ſeinen richtigen Werth bey. Man empfindet ein Vergnügen, wenn man ſiehet, daß uns andere Menſchen ſo hochſchätzen, als man wirklich werth iſt. Wird man ja der Zufriedenheit beraubt, ſein wahres Ebenbild in dem Gemüth des andern nicht anzutreffen, hält man ſich an das Weſentliche, ohne daß man ſich lange darüber kränken wollte, man verſchanzt ſich in ſich ſelbſt, man vergnügt ſich, daß man ſein eigner Herr iſt. Dieſe Vernunft breitet ſich über die ganze Aufführung des Menſchen, über alle Zufälle des menſchlichen Lebens aus. Sie kan ſich der Gunſt groſſer Herren, den Würden, dem Glücke leihen, allein damit ich mich des Ausdrucks eines alten Philoſophen bediene, deſſen er ſich in Anſehung ſeiner Liebhaberin gebrauchte, ſie beſitzet dieſelben, ſie wird aber nicht von ihnen beſeſſen. Hat das ſtürmende Schickſal ihr alle

frem-

fremde Vortheile geraubet, ſie rettet ſich aus dem Schifbruch. Indem ſie alles verläßt, erhält ſie ſich ſelbſt, und iſt geſchickt auf Seiten der Ruhe und Zufriedenheit dasjenige wieder zu gewinnen, was ſie von Seiten der Pracht und Hoheit verlieret.

Von denenjenigen, welche ſich den phantaſtiſchen Beluſtigungen überlaſſen, auſſer ſich ſelbſt herum ſchweifen, damit ſie ſich ganz in die äuſſerlichen Gegenſtände verſenken, kan man wohl ſagen, daß ſie alles einbüſſen, wenn ſie dieſelben verlieren. Wie ſie von den Urſachen ihrer Glückſeligkeit beſeſſen ſind, und dieſelben doch ſelbſt nicht in Beſitz haben, ſo verſchwinden ſie, ſo zu reden, und vergehen zugleich mit ihm.

Gewiſſe Tadler werden dieſe Betrachtungen vielleicht allzuhoch metaphyſicaliſch anſehen. Laßt uns aber dieſelben auf ſinnlichere Gegenſtände ziehen, dieſe Wahrheit recht handgreiflich zu machen: Daß ein ſchlechter Zufall von ohngefähr eben dieſe Hirngeſpinſte, daraus die meiſten Menſchen ihre Glückſeligkeit machen, in Qvellen des Unglücks verwandeln könne.

Ich habe bereits geſagt, daß dieſe Qvellen entweder in den von ohngefähr zuſammen laufenden Bildergen in der Phantaſie, oder in gewiſſen Vorurtheilen, denen man ſonderlich günſtig iſt, beſtehen. Die erſtern bringen augenſcheinlich Wohl und Wehe durch den von ohngefähr ſich ereignenden Zufall hervor, und man kan von einem ſchwachen Verſtand, der ſich in dieſe Sclaverey hingiebt, mit guter Richtigkeit ſagen:

Er lacht, er weinet oft, und weiß doch nicht warum.

Von denenjenigen, die ihre Glückſeligkeit in ihren Vorurtheilen finden, iſt es auſſer Streit, daß ſie elend

werden, ſo bald der ſchwache Grund ihrer Glückſeligkeit einen rechten Stoß erhält. Ein ſchöner junger Herr, der die Herzen des ſchönen Geſchlechts in ſeiner ſichern Verwahrung zu haben vermeinet, wird vor Verdruß raſen, ſobald ein Frauenzimmer Gleichgültigkeit oder Verachtung gegen ihn blicken läßt, die doch ſeine witzige Narrheit ganz vergebens zu beſtürmen bemühet iſt. Ein Redner, der ſich einbildet, alle Herzen ſeiner Zuhörer zu feſſeln, wird weit unruhiger über den Tadel eines einigen verſtändigen Starrkopfs, als über den Beyfall eines ganzen Haufens Zuhörer. Ein Mann, der über die ſtärkſten Vernunftſchlüſſe einen entſcheidenden Machtſpruch thut, und in ſeinem Rang, in ſeinem Vermögen, oder in ſeinem Alter das Recht zu finden vermeinet, einen ſtrengen Hauptrichter der Wahrheit abzugeben, geräth in Verzweiflung, wenn ihm der gute Vernunftſinn eines geringern Collegen den Kopf bietet: Man begehet ein Laſter der beleidigten Majeſtät an ihm, man thut in ſeine unumſchränkte Gewalt über die Vernunft einen ſträflichen Eingrif.

Trägt man Belieben, eben dieſe Wahrheit in den gemeinſten Gegenſtänden recht glänzen zu ſehen; ſo richte man nur ſeine Augen auf den jungen Herrn Nettſchmiegel. Die Quelle ſeiner Glückſeligkeit liegt in ſeinem wohl gedrechſelten Fuß, ſeine Eitelkeit hat mit ſeinem Leibe einerley Grundpfeiler. In der That iſt ſein Fuß artig und wohl gemacht, und er thut ſich etwas darauf zu gute, daß er alle ſeine Mitbürger mit ſeinen wohlbekleideten Schenkeln übertrift. Iſt das nicht ein Unglück, daß er nicht ſo reich iſt, Kutſche und Pferde zu halten? Es iſt aber auch wahr, daß er aus der Noth eine Tugend machet, und darauf ſtudirt

hat,

hat, dem ſchlimmen Wetter, ohne dergleichen prächtiges Rüſtzeug, troz zu bieten. Er beſizet das wunderbare Kunſtſtück ſich über den Gaſſenkoth wegzuſchleichen, und ſeine Schenkel drehen ſich auf die ſtückigſte und luſtigſte Weiſe von der Welt, damit ſie die Sohlen nett und ſauber auf die erhabenſten Steine bringen. Gehet er mit etlichen ſeiner Freunde auf der Gaſſe, ſo darf man nicht denken, daß er mit ihnen ſchwatzen werde. Kümmerniß und Unruhe ſieht ihm zu den Augen heraus. Er ſinnet nur, einer Pfüze, einer Goſſe, auszuweichen. Die übrigen erzählen einander im Gehen etwas neues, ſie belachen etwa ein Mährgen, oder einen witzigen Einfall. Nettſchmiegel ſucht ſein Vergnügen, die Schuh nicht zu beſchmuzen, er ſieht ſie immer von allen Seiten an, betrachtet bald den, bald jenen, ſtellt ſie mit ſeiner Cameraden beſchmuzten Trappen in Vergleich, die er mit einem verächtlichen Blick betrachtet, und ihnen, wie ſie ſich ſo heßlich zugerichtet hätten, troziglich verweiſet. Er hat bey allen Schuſtern in der Stadt zur Probe arbeiten laſſen, er kennt aller Stärke und Schwäche in der Arbeit. Dieſer hat einen treflichen Schnitt in einſöhlichten Schuhen mit niedrigen Abſätzen, jener beſizt ein herrliches Genie in breiten Schuhen mit Ecken.

Wie gleichwohl das Schickſal aller angewandten Kräfte des menſchlichen Fleiſſes zu ſpotten pfleget, ſo iſt es auch dem jungen Herrn Nettſchmiegel öfters wiederfahren, daß er ſich hat, wie die andern, die Schuh wieder ſauber machen müſſen.

Infandum . . . jubes renovare dolorem.

Bey dergleichen unglücklichem Zufall beſiehet er ſeine Schuhe mit jammervollen Augen, ſein Geſicht ver-

ziehet ſich in die verdrießlichſten Falten, er fluchet der Kutſche, die ihn ſo beſpritzet hat, nach, und wünſchet alle Caroſſen in der ganzen Welt zu allen T... Man erwartet ihn in einer Geſellſchaft, er wird aber nicht eher, als in einer halben Stunde erſcheinen, bis nemlich der Schuputzer ſeinen Schuhen ihre erſte Schönheit wieder hat angedeyen laſſen.

Krummhaar hat endlich nach dem ſorgfältigen Gebrauch der vortreflichſten Pommaden, und der geſchickteſten Haarfriſirer ein ziemlich artiges Köpfgen erhalten, welches ihn aber zum unglückſeligſten Menſchen machet. Es hält ſein Gemüth und den völligen Uiberreſt ſeines ganzen Leibes in der jämmerlichſten Knechtſchaft. Geſtern Abend hat er faſt fünf viertel Stunden zugebracht, ſeine Haare in Papilloten, (das alberne Wort hat mit vielen ſeines gleichen doch nun einmal das deutſche Bürgerrecht erhalten), zu wickeln, ohneracht er einmal über das andere darüber einſchlief, er hat auch Urſache, ſich zu ſchmeicheln, daß alles gut und glücklich ausſchlagen wird. Sobald er aufſtehet, geht er ans Fenſter, das Wetter auszuſpüren. Ach Himmel, was ſiehet er! Ein Nebel, ein dünner Regen, ein friſcher Wind. Was für ein Unglück! Das durchbohret ſein Herz. Hundert und aber hundert mal ſieht er ſich nach dem Himmel, ob er keinen gnädigen Anblick zeigen wolle. Iſt das nicht grauſam! Zwanzig mahl in dieſem Monat hat Krummhaar dem Publico das ſchöne Schauſpiel ſeines Haarkopfs verſprochen, und zwanzig mal muß er ihn wieder in den Beutel ſtecken. Endlich erſcheinet der Tag, der recht darzu gemacht iſt, trocken, ſchönes, ſtilles Wetter. Die Locken ſteigen aus ihren Käfigen heraus, ſie ſind groß, ſchön, leicht, wallend, ſie fallen nach Herzensluſt.

Kein

Kein groſſer Beherrſcher eines eroberten Reichs kan vergnügter als Krummhaar ſeyn. Was für Haarbewunderer werden ihm nicht begegnen! Stehen werden ſie bleiben, das Vergnügen lange zu genieſſen, dieſes Wunderköpfgen recht in Augenſchein zu nehmen. Er ſchreitet langſam fort, und trägt ſolches eine ziemliche Zeit zur Schau herum. Allein an der Ecke einer Gaſſe thut ein ungezogener Wind einen Stoß, der die Härgen aus der Ordnung bringt. Er knirſcht mit den Zähnen, zuckt die Achſeln. Zu ſeiner Beruhigung iſt es ein Glück, daß er nicht an dieſem Unfall ſchuld hat. Sein Hals hat kein Gelenke mehr, ſein ganzer Leib iſt in ein ganzes Stück zuſammen geſchmolzen und wieder verhärtet, er muß ſich ganz umwenden, wenn er ſehen will, was hinter ihm vorgehet. Soll er was von der Erde aufheben, o wie langſam gehts da zu, wie vorſichtig nimmt er ſich in Acht, daß kein Haar verſchüttet wird. Man entdecket ſchon von weiten an ſeiner ganzen Geſtalt, daß er unter der Laſt ſeines Haarputzes gebeugt ſtecket.

XVII.

Die Liebe*.

Man muß entweder die Tugend anſehen, als ob ſie nur ein leeres Wort ſey, von dem man ſich unmöglich einen Begrif machen könne, oder man muß die vornehmſte und nützlichſte unter allen Wahrheiten zugeſtehen, daß die menſchliche Vernunft, überhaupt zu reden, hinlängliche Einſichten, ihre Pflichten zu erkennen beſitze, und gnugſame Kräfte habe, die Leidenſchaften des Herzens in ihre richtige Schranken zu bringen, und darinne zu erhalten. Iſt dieſer Grundſatz falſch, ſo folgt der Menſch der Tugend, oder dem Laſter nur von ohngefähr und zufälliger Weiſe. Der Zuſammenlauf der Materie, daraus er zuſammen geſetzt wäre, würde den Ausſchlag von ſeiner Aufführung geben, und man könnte mit Wahrheit ſagen, was Plautus einem ſeiner Schauſpieler in den Mund leget: Di nos homines tanquam pilas habent. Die Götter ſpielen mit uns Menſchen wie mit einem Ball.

Dieſes Vermögen, die Pflicht zu erkennen, und dieſelbe zu erfüllen, iſt nun nicht den erhabenen Geiſtern erſter Gröſſe allein zu Theil worden, die ihre Vernunft durch unabläßigen Fleiß gereiniget, und ſelbige in Grundſätzen feſt und ſicher geſtellet haben. Keinesweges. Die wahre Tugend zu empfinden iſt es ſchon genug, wenn man ſo viel Vernunftſinn beſitzet, daß man begreifen kan, zwey mal zwey macht vier, und ſolche einfältige Wahrheiten einſiehet, die unſern Bey-

*) LV Bagatelle.

Beyfall ſo bald abnöthigen, als ſie uns deutlich vorgetragen werden. Es iſt genung, mit ſeinen Augen die Handlungen zu betrachten, und deren Nutzen, den die Tugend der Geſellſchaft ſtiftet, zu erkennen, auch die betrübliche Gefahr einzuſehen, in welche ſie durch das Laſter geſtürzt wird. Wenig Begriffe mit einem aufrichtigen Willen, ſolche nützlich anzuwenden, ſind hinlänglich, den geringſten Verſtand in der Sittenlehre zu unterrichten, ihm Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Gerechtigkeit, Abſcheu vor den ausſchweifenden Beluſtigungen einzuflöſſen. Ich will noch mehr ſagen: Wer Witz und etwas ſtärkere Vernunft beſitzet, wird ſich in den Regeln der Pflichten eher betrügen, und ſich unter die Leidenſchaften ſchmiegen. Wird wohl iemals ein klein Genie darauf denken, daß man diejenigen ſtrafen und verfolgen müſſe, welche nicht, wie wir denken: daß es erlaubt ſey, ſeinen Nächſten mit ſolchen Sätzen betrüglich zu fangen, die auf einer Seite wahr, in einem andern Sinn falſch ſind? Dergleichen ungeheure Meinungen erfordern ſchon einen Menſchen, der ſeine eigne und anderer Leute Vernunft durch falſche verdrehete Schlüſſe zu betrügen fähig iſt, die ein ziemliches Vermögen nachzudenken und Vernunftſchlüſſe zu machen erfordern.

Man muß gleichwohl zugeſtehen, daß, wenn eine Leidenſchaft auf der Welt zu finden, bey welcher die Vernunft keine Kraft und Gewalt hat, ſolches die Liebe ſey. Andere Paßionen führen noch etwas mit ſich, was die Vernunft erwecken und ſie auf ihre Vertheidigung gedenken läßt. Zorn, Haß, Neid, welche des Nächſten Unglück geradezu verurſachen, machen ein wohlgeordnetes Herz aufrühriſch. Sie ſind vermögend eckelhafte Empfindungen in demſelben zu erwecken,

wecken, die ſich mit der Vernunft wider dieſe abſcheulichen Feinde verbinden. Wenn hingegen die Liebe mit einer großmüthig ſchönen Seele einige Gleichung hat, ſo ſtellet ſie ſich dem Verſtand unter dem Bilde der reineſten Unſchuld vor. Von dem Augenblick an, in dem man zu lieben anfängt, iſt man von aller Rührung weit entfernt, auf das geringſte ſchädliche Unternehmen wider ſeine Geliebte zu denken, vielmehr empfindet man ein ſüſſes heftiges Verlangen, ihre Glückſeligkeit eifrig zu befördern. Der Anfang dieſer Zärtlichkeit hat das Anſehen einer etwas lebhaften mildthätigen Liebe. Das Herz iſt mit keinen niederträchtigen, nichtswürdigen, grobeigennützigen und einem rechtſchaffenen Mann unanſtändigen Meinungen angefüllt.

Auf ſolche Art verwirret ſich die Vernunft ganz unvermerkt auf einem angenehmen Wege, welchen ihr die Natur ſo ſorgfältig bahnet, darauf ſie auch nichts antrifft, das ſie mit Gewalt zurück halten oder zum Einlenken bringen ſollte.

Es iſt auch noch darzu gewiß, daß die Vernunft ſelbſt, wenn ſie ſich aus Schwachheit in dieſe Unordnung verfangen hat, hülfliche Hand zu deſſen Dauer bietet, und ſie bis zum höchſten Grad der Thorheit zu bringen, förderlich iſt.

Will man die Liebe in ihrer ganzen Unſinnigkeit, deren ſie nur fähig iſt, betrachten; ſo ſuche man ſie ja nicht in einer gemeinen Seele, bey einer ſchwachen Vernunft. Man wird ſie bey einem zur Bedachtſamkeit, zu Vernunftſchlüſſen fähigen und mit einem natürlich zärtlichen Herz vergeſellſchafteten Verſtand unfehlbar eher finden. Sobald ein Philoſophe dieſes

Schlags

Schlage von einem liebenswürdigen Gegenſtand gerühret wird, ſobald miſchet ſich die Eitelkeit mit ein, und dringet ihn, nichts zu unterlaſſen, ſich beliebt zu machen. Dieſes möchte, wem es beliebt, die Eitelkeit eines rechtſchaffenen Mannes ſeyn, welche, als eine Wirkung der beſtändigen Betrachtung ſeiner ſelbſt vermögend iſt, die reineſte Tugend hervor zu bringen, wenn ſich die Vernunft derſelben, wohl gebraucht, gleichwohl aber auch in den ſchändlichſten Abweg zu verführen, ſo bald ſie unrecht geleitet wird. Unſer philoſophiſcher Liebhaber, der mit ſeinem geliebten Gegenſtand alle Händevoll zu thun hat, wird gegen die Folgerungen, ſo ſein Unternehmen nach ſich ziehen möchte, ganz betäubt, er hat keine Zeit übrig, einen Augenblick darauf zu denken. Sein Vermögen, vernünftige Schlüſſe zu machen, gehet von den Grundſätzen des Vernunftſchluſſes ab. Er nimmt Hirngeſpinſte ſeiner Leidenſchaft für ausgemachte Sätze an, und iſt ämſig, ſeine Thorheit zu erweitern. Er verlieret ſich in ausſtudirten lächerlichen Spitzfindigkeiten, und martert ſein eignes Herz mit unaufhörlicher Beunruhigung. Ein nichts bedeutendes Wörtgen, welches aus ſeiner Geliebten Munde ertwiſcht, kan ihm die lebhafteſte Zufriedenheit ertheilen, oder in die kläglichſte Bekümmerniß ſtürzen. Trift er ein Herz an, welches ſich von einer ſo zärtlichen Narrheit, wie die ſeinige iſt, nicht leicht erobern läßt, ſo qvälet ihn ein nagender Verdruß, den er ſeinem geliebten Gegenſtand mit Wucher zurück zahlet, und ſeine ausſchweifende Leidenſchaft iſt vollkommen wohl geſchickt, ihn zu dem unerträglichſten und gehäßigſten Menſchen zu machen.

Hat ein gemeiner Mann einmal von ſeiner Liebſte das reizende Wort: Ich liebe, erhalten, wornach er

ſich

ſich ſo ſehr geſehnt hat, ſo iſt er mit dieſem Triumph zufrieden, und gebraucht ihn mit aller Gelaſſenheit. Mit dem lächerlichen Kopf, den ich in der Wäſche habe, verhält ſichs ganz anders. Wahr iſts, daß er das Vergnügen geliebt zu werden, mit ſeiner unendlichen Lebhaftigkeit empfindet. Allein ein einziges Betragen, welches nur den geringſten Schatten einer Gleichgültigkeit ſpüren läßt, die Zeichen der Zärtlichkeit ſeiner Schönen mögen noch ſo überzeugend ſeyn, wirft das ganze Gebäude ſeines Glücks auf einmal über den Haufen. Er klaget, er ſeufzet, er will verzweifeln, er wird auch wohl böſe. Wie ſchwer muß dieſe Laſt auf den Schultern eines armen Frauenzimmers werden, deren kleines Herz, zu ihrem Glück, einer ſo tollen Zärtlichkeit nicht fähig iſt! Natürlicher Weiſe kan ſie anders nichts wünſchen, als eines ſo ungerechten und barbariſchen Liebhabers los zu ſeyn.

Iſt aber unſer Liebhaber mit einer Seele im Werk begriffen, die der ſeinigen gleich, und eben dergleichen lächerlichen ſpitzfindigen Künſteleyen fähig iſt, da kan man einen verliebten Krieg der lächerlichſten Ausſchweifungen zweener Narren zu ſehen bekommen, welche durch eben diejenigen Empfindungen, durch eben die Gaben des Verſtandes, wodurch die Leute ſonſt glückſelig und vernünftig werden, einander getreulich helfen, ſich elend zu machen.

Es iſt ganz natürlich, daß unſer unſinniger weiſer Mann, die Abweichungen ſeiner armen Vernunft zu merken anfängt, wenn er des Vergnügens, ſeiner Geliebten zu gefallen gewohnt wird, und nunmehro nicht mehr beſchäftiget ſeyn darf, eine Eroberung zu machen, und für deren Sicherheit zu ſorgen, und

daß

daß er nunmehro Zeit gewinnet, nach wahren Grundſätzen zu ſchlieſſen. Allein wohin ſoll er ſich auf dem ungeſtümen Meer, darein ihn ſeine Eitelkeit geführet hat, retten? Wie ſoll er zu dem Hafen der Weisheit gelangen? Seine arme Vernunft widerſetzet ſich nunmehr ſelbſt, er wird in ſeinem unglücklichen Zuſtande durch eine Art von Tugend zurück gehalten. Könnte er ein armes Kind, welches ihm ſein Herz auf Treu und Glauben hingegeben hat, verlaſſen, und ſich entſchlieſſen, einer Perſon die ſchmerzlichſte Kümmerniß zu machen, welche ihn durch ihre Gütigkeit von tauſendfacher ängſtlicher Unruhe befreyet hat, die ihn zerriſſen und zerfleiſchet haben würde, wenn ſie grauſam gegen ihm geblieben, oder in ihrem Glauben ſo hartnäckig geweſen wär, daß ein Frauenzimmer allezeit unrecht thue, wenn ſie den Betheurungen verliebter Mannsperſonen trauet?

Dergleichen Verfahren würde ihm zu hart, undankbar, barbariſch vorkommen. Er iſt alſo ein verlohrner Mann, wenigſtens eine ziemliche Zeitlang bleibt er ein Spiel der betrüblichen Folgen einer blinden Leidenſchaft, unfähig, ſeiner Vernunft die behörigen Uibungen zu verſchaffen. Nichts, als etwan eine Untreu ſeiner Schönen, oder ihre Buhlerey, die einem ieden aufrichtigen Liebhaber unerträglich fällt, wären fähig, ſeinem Herze die ruhige Zufriedenheit wieder zu verleihen, die ihm eine unvorſichtige Eitelkeit entriſſen hatte.

Jezuweilen habe ich in den kleinen Geſchichten der Frau von Villedieu einen Solon, einen Socrates geſehen, wie ſie ſich aller läppiſchen Kinderey in der Liebe überlaſſen haben. Wenn ich aber die Sache

mit Bedacht erwäget, ſo iſt dieſe Erdichtung nicht ganz ohne Wahrſcheinlichkeit, und es hat alles Anſehen, daß wenn dieſe Herren, mit aller ihrer Ernſthaftigkeit, dem liebenswürdigen Gegenſtand nicht aus dem Wege gegangen ſind, ſie eben ſo verliebt, ja hundertmal albetner, als der Pöbel geweſen ſeyn werden.

XVIII.

Liebesgedanken *.

Gewiß iſts, daß viel Leute niemals lieben, oder verliebt ſeyn würden, wenn ſie nie etwas von der Liebe hätten reden hören. Die Natur treibt uns zur Zärtlichkeit, das kan man nicht leugnen. Allein dieſe Natur verfähret nicht in allen Menſchen mit gleicher Heftigkeit, und viele unter ihnen müſſen verliebt ſeyn wollen, wenn ſie es in der That werden. Unter dem verſchiedenen Alter des Menſchen und den Gegenſtänden, nach welchen er trachtet, iſt allezeit eine gewiſſe abgemeſſene Vergleichung. Junger Leute vornehmſte Begierde iſt dahin gerichtet, die erforderlichen Eigenſchaften zu haben, dem ſchönen Geſchlecht gefällig zu werden. Die Eitelkeit iſt die erſtere Quelle der Zärtlichkeit, und man rechnet ſichs zur Ehre, hält es auch für eine Artigkeit, mit Frauenzimmer umzugehen und ihnen ſein liebes Leid zu klagen. Dieſe Artigkeit wird allezeit mit Ergötzlichkeit begleitet, dieſe Luſt wird zur Gewohnheit, die Gewohnheit verändert ſich endlich in eine unumgängliche Nothwendigkeit, und gewiſſe Leute ſind ihrer eben ſo wenig mächtig,

*) LXXVIII Abhandlung aus dem Menſchenfreund.

ſig, daß ſie nicht verliebt werden, als einer der das Fieber hat, daß es ihn nicht ſchauern ſollte.

Macht man ſich nun auf ſolche Weiſe mit Herzensluſt ſelbſt verliebt, ſo iſt es eben das, als ob man mit gutem Willen in eine Narrheit, oder wie man ſpricht, ins Haſenfett ſpringt, welches doch einen rechtſchaffenen Mann, wenn es ihm wider ſeinen Willen zuſtöſſet, manchen Verdruß auspreſſet. So wenig Vernunft man auch beſitzen mag, ſollte man ſich nicht ſchämen, wenn man nur dasjenige bedächte, was uns die Liebe zu reden und zu thun zwinget? Iſt es nicht wahr: So viel Verliebte, ſo viel verſchiedene Narrencharacteren und Unſinnigkeiten ſiehet man? Die Liebesnarrheit kan, wie die Materie, ins Unendliche getheilet werden. Man kan dieſem nicht widerſprechen, wenn man ſich die Mühe nehmen will, das Betragen derjenigen zu unterſuchen, welche ſich dieſer lächerlichen Paſſion Preis geben. Man müßte einen Folianten ſchreiben wollen, wenn man dieſe Materie behörig ausführen wollte. Ich werde mich aber damit begnügen, die Sache nur zu berühren und einige beſondere Characteren von verliebten Leuten abzuſchildern.

Es giebt Verliebte, deren Narrheit flatterhaft und luſtig ausſiehet. Man findet aber auch andere recht ernſthaft verliebte und ausſtudirte Narren, und dieſe leztern ſind ohne allen Streit die allerunerträglichſten. Man ſiehet, wie ſie ihre Zärtlichkeit in ein Lehrgebäude bringen, und ihre verliebten Unternehmungen nach dem Plan einrichten, den ſie mit der gröſten Aufmerkſamkeit entworfen haben. Sie thun den Angrif aufs Herz ihrer Geliebten nach aller Richtigkeit, als man die Belagerung einer Feſtung veranſtal-

tet. Alte und neue Schriftsteller müssen ihnen Sprüche und Regeln herausgeben, ihre Narrheit recht weislich aufzupuzen.

Es finden sich dergleichen systematische Verliebte, welche ihre ganze Einrichtung auf die Nachahmung der Neigung ihrer Liebhaberinnen gründen, und recht getreue Spiegel alles ihres Betragens vorstellen.

Weit gefehlt, daß sie auf die Verbesserung der Fehler ihrer Schönen denken sollten, so nehmen sie solche lieber selbst an sich und verehren sie auf gewisse Art von Heiligung, indem sie dieselben, als sonderbare Vollkommenheiten nachahmen. Sind ihre Urbilder frech und leichtsinnig, so werden sie es ebenfalls. Lieben sie eine Betschwester, so werden sie die andächtigsten Betbrüder. Also nehmen sie einen Character an, der ihnen gar fremde und nicht gerecht ist, und dieser alberne Zwang ist schon fähig genug, sie vor den Augen eines Frauenzimmers von gutem Geschmack lächerlich zu machen.

Es kommen uns noch andere zu Gesichte, welche in der Absicht ihre gänzliche Ergebenheit der Geliebten zu bezeugen, derselben gar ihr Geschlecht zum Opfer hingeben und sich zum Weibe machen. Sie beschäftigen sich zugleich mit ihnen in allen Arten von Frauenzimmerarbeit, und was noch das allerschlimmste ist, so machen sie sich noch eine Ehre aus der Geschicklichkeit flicken, nähen und stricken zu können. Wenn ihre Schönen einer Cammerfrau oder eines Waschmägdchen vonnöthen hätten, so würden sie alle Geschicklichkeit besitzen, sich dieser Bedienung würdig zu unterziehen. Ihnen aber als ein rechtschaffener Liebhaber vorzustehen, das ist ihr Werk nicht. Gleichwohl

wohl verlangt das Frauenzimmer, daß ein Mann, ein ganzer Mann nach allerbeſter Form ſeyn ſoll.

Ich habe anderwärts bey Gelegenheit geſagt, daß ein Frauenzimmer dem Mannsvolk zu gefallen, keine männliche Kraft und Stärke durch gezwungene Vorſtellung zeigen müſſe. Gleichwohl wäre es den Damen weit eher zu gute zu halten, ſich über ihr Geſchlecht hinauf zu ſchwingen, als den Männern ſich unter das ihrige zu erniedrigen. Es geht aber noch hin, wenn ein Galan, der Schönen ſeine Ergebenheit zu bezeugen, ſich mit einer Frauenzimmerarbeit die Zeit vertreibt, wofern er nur dabey denkt, daß es überaus wohl laſſe, wann man darinne nicht wohl fortkommen kan. Der Gegenſtand ſeiner Liebe wird noch darzu ſeiner Gefälligkeit Dank wiſſen und ſein ſchlechtes Geſchicke keine Gefahr zu beſorgen haben, daß es ihm bey ſeiner Geliebten in Mißcredit bringe.

So wie Herkules beym Spinnen, alle Fäden hat zerriſſen.

Ich habe Leute geſehen, die bey Frauenzimmer, dem ſie nicht gut waren, die unſinnigſte Frechheit eines Pagen und eines Petitmaitres verübten, fanden ſie ſich aber bey dem Gegenſtand ihrer Flammen, ſo konte kein Schulknabe ſo ſchüchtern thun, als ſie ſich aufführten. Durch dergleichen Betragen gewonnen ſie nun wohl öfters das Herz ſolcher Perſonen, an deren Zuneigung ihnen ſo gar viel eben nicht gelegen war, ſie machten ſich aber auch dadurch bey denen verhaßt, welche eine Hanthierung aus der Liebe machten. Der Grund ihrer tollen Aufführung liegt in der Natur der Liebe ſelbſt, die uns iederzeit antreibt, einen hohen Begriff von der Perſon zu faſſen, die uns dieſe

Paßion einflöſſet. Sobald ſolche Leute von der Schönheit einer Frauensperſon angeſteckt werden, ſo bald legen ſie ihr eine vollkommene Weisheit bey, und bilden ſich gewiß ein, ſie würden es bey ihr mit der geringſten freyen Miene auf einmal verſchütten.

Man hat ganz natürlicher Weiſe Urſache zu glauben, daß dem ſchönen Geſchlecht dergleichen furchtſame Züchtigkeit ihrer Anbeter nicht allezeit ſonderlich angenehm ſey, und daß es lieber ſehen werde, wenn ſie ſich weniger ehrerbietig und deſto muthiger bezeigten.

Das Frauenzimmer ergiebt ſich gemeiniglich nicht ſo leicht aus wahrer Liebe, als aus Schwachheit. Sie ſind ſo ſtahleiſenfeſt nicht, daß ſie lange Widerſtand thun ſollten. Daher kommt es, daß ein frecher Liebhaber es ſehr oft bey ihnen weiter bringt, als ein liebenswürdiger.

Noch iſt eine andere Art verliebter Narren vorhanden, das ſind gar zu zärtliche Grübler, die in allen Thun und Laſſen ihrer Geliebten was zu tadeln finden, und deren Liebe dem Haß eben ſo gleich ſiehet, als ein Ey dem andern. Man ſollte meinen, ſie hätten ſich nur verliebt, damit ſie raſen, und diejenigen, welche das Unglück haben, ihnen zu gefallen, und die Schwachheit begehen, ſie um ſich zu leiden, ebenfalls raſend machen könnten. Dieſes ſind die ſcharfſinnigſten Kauſenmacher von der Welt, und man ſollte faſt ſagen, ſie hätten eine rechte Schöpfungswerkſtat, worinne ſie die Urſachen ihres unaufhörlichen Scheltens und Keifens ausbrüten, weil ſie dieſelben aus Nichts hervor zu bringen wiſſen. Treffen ſie nun eine Geliebte von gleichem Humeur an, ſo mag man ſich nur

ſelbſt

ſelbſt die verwirrten Wirkungen einer ſo unglücklichen Sympathie vorſtellen.

Dergleichen Liebhaber werden von den gewaltſamſten Leidenſchaften unaufhörlich verfolgt. Sie arbeiten aus allen Kräften, damit eines das andere aus lauter Zärtlichkeit ins Unglück ſtürzen möge, und ſcheinen viel eher von den Flammen der Furien, als der Liebe entzündet zu ſeyn.

Laſſet uns dieſe verliebte Murrköpfe vorbey gehen, damit wir eine andere Art von Unſinnigkeit betrachten, welche etwas menſchlicher ausſiehet. Eine groſſe Anzahl ſolcher von der Liebe angeſchoſſener Jecken, die einen völligen Liebesproceß führen, wenden alle ihre Zeit, die ſie mit ihren Schönen zubringen, zu lauter zärtlichen Unterredungen an. Fehlt es ihnen an Witz, ſo halten ſie ſich an den gemeinen Schlendrian der Zärtlichkeiten, folglich müſſen ſie denenjenigen bald zum Eckel werden, denen ſie zu gefallen ſuchen. Beſitzen ſie auch alle erſinnliche Lebhaftigkeit des Witzes und Verſtandes, ſo fällt es ihnen dennoch ſchwer, dergleichen Geſpräche beſtändig zu unterhalten, noch ſchwerer aber den Gegenſtand ihrer Paßion lange damit zu vergnügen. Die Liebe hat, wie man ſpricht, an Wiederholungen, einen Gefallen; allein ich zweifle gar ſehr, daß dieſe Wahrheit allzuweit auf die Unterredungen ausgedehnet werden müſſe, die von Zärtlichkeit, Hochachtung, Beſtändigkeit handeln, kurz, auf alle die Unterredungen gezogen werden könne, welche die Zärtlichkeit des Herzens und Verſtandes den Liebhabern einflöſſen. Die Aufmerkſamkeit eines Frauenzimmers wird geſchwind erſchöpft, die Sache, darauf es ſolche wendet, mag ihm gleich noch ſo angelegentlich ſeyn, und der Eckel, immer einerley zu hö-

ren, wendet ſich gar leicht auf denjenigen, der ihn verurſachet.

Ich unterſtehe mich wohl zu behaupten, daß es das untrüglichſte Mittel ſey, ein Frauenzimmer zur Unbeſtändigkeit zu verleiten, wenn ihr unaufhörlich von Zärtlichkeit und Liebesqvaal vorgeredet wird. Man wird ſelbſt hiervon überzeugt werden, wenn man die Natur der Beſtändigkeit in der Liebe etwas genauer betrachten will.

In der Liebe beſtändig bleiben, iſt meines Erachtens nichts anders, als die natürliche Unbeſtändigkeit unſers Verlangens auf eine einzige Perſon zuſammen halten, welche unſere Paßion immerfort mit etwas neuen beſchäftigen kan.

Folglich muß ein Liebhaber, der ſeine Geliebte zur Standhaftigkeit bringen will, alle ſeine Kräfte anwenden, ein wahrhafter Proteus zu werden, und ihr alle Tage ſein Verdienſt unter einer neuen Geſtalt vortreten laſſen, damit die natürliche Neugier dieſes Geſchlechts nicht genöthiget werden möge, neue Gegenſtände zu ſuchen, die ſie befriedigen mögen.

Das erhabenſte Verdienſt, wird ſich zwar, wenn ihm die Geſchicklichkeit ſich in mancherley Geſtalten zu verändern fehlet, eine beſtändige Hochachtung erwerben können, es wird ſich aber nicht lange in der Liebe zu erhalten vermögend ſeyn. Dieſe Paßion beſtehet in einer unaufhörlichen wirkſamen Bewegung, wenn dieſe nicht erhalten wird, fällt ſie, ehe man ſichs verſieht, in eine unempfindliche Kaltſinnigkeit hin. Uiberhaupt wird ein ernſthafter Liebhaber, dem es am Feuer fehlt, einer Perſon natürlicher Weiſe eckelhaft vorkommen, die mit einem aufgeweckten luſtigen

ſtigen Humeur begabt iſt, bey welcher insgemein die Liebe aus dem Vergnügen erzeugt wird und daher alle ihre Nahrung ziehet.

Sicher und gewiß iſts, daß die Zärtlichkeit der Leute in ihr Temperament, ſo zu reden, gepfropfet und eingeängelt iſt. Solche Perſonen, denen die Natur eine Neigung zur Trübſinnigkeit eingeflöſſet hat, können nicht verhindern, auf eine ihrem Naturell gemäſſe Art zu lieben. Eine Liebe, die nicht Angſt, Bekümmerniß, Betrübniß in ihrem Gefolge hat, iſt, ihrer Meinung nach, von den weſentlichen Haupteigenſchaften einer wahren Liebe entblößt.

Leute hingegen von luſtigem Temperament, geben ihre Zärtlichkeit lachend und ſpielend zu erkennen, und eine Liebe, ſo dieſen Character nicht bey ſich führet, wird gewiß den Weg zu ihren Herzen ſchwerlich finden.

Was ſoll man endlich noch von den verliebten Enthuſiaſten ſagen, die mit einer verdrießlichen gleichförmigen Einrichtung in der Liebe nicht zufrieden ſind, ſondern ihrem geliebten Götzenbilde beſtändig kniend zu Füſſen liegen, mit Klagen, mit Seufzen, mit Thränen ihres Herzens Noth und Anliegen auszuſchütten? Es muß einem artigen Frauenzimmer eine rechte Herzensſtärkung geben, wenn ihr ein Plauderer auf allen Schritten nachläuft und ihr mit Seufzen und Heulen in einem recht vermeintlich angenehmen Ton etwas vorleyret. Woferne dergleichen Aufführung ſeiner Eigenliebe eine Zeitlang ſchmeichelt, und ihm groſſe Begriffe von ſeinen mächtigen Reizungen in den Kopf ſetzet, ſo iſt es gewiß, daß er in ſeinen Manieren etwas von einem ganzen Narren hat, der einen nur

ein wenig zarten Geſchmack nicht auffſinzig machen ſollte. Wer eine feine Schilderey davon ſehen will, wird ſelbige bey dem Sarraſin finden.

XIX.

Abbildung der luſtig verliebten Narren*.

Ich habe nun lange genug von den Liebhabern mit der ernſthaften Miene, welche ſie zu ganzen Narren macht, geredet, ich muß alſo noch etwas von den poßierlichen Haſen ſprechen, die auf eine luſtige und zeitvertreibende Weiſe verliebt ſind.

Lyſis, der von ſeiner Eitelkeit beſeſſen iſt, unaufhörlich ſeinen ſchönen Fuß bewundert, und die meiſte Zeit mit Einrichtung der Locken ſeiner Perücke zubringet, will ſich des Herzens eines Frauenzimmers bemächtigen, welches er nicht anders, als ein ihm allen Rechten nach gebührendes Gut betrachtet. Mit Entwerfung eines auszuführenden Plans eines vollkommenen Romans hält er ſich nicht auf. Dergleichen ſyſtematiſcher Liebeshandel gehört für gemeine Verdienſte. Er geht mit einer erhabenern Art und Weiſe zu Werke.

So bald er ein Frauenzimmer der Ehre würdig zu ſeyn erachtet, ihm zu gefallen, ſo nimmt ſeine geſchwinde und lebhafte Phantaſie alſofort Beſitz von dem Herze der Schönen. Er weiß ſchon voraus, daß ſie nicht einen Augenblick anſtehen wird, den an ſich ſelbſt ausgeſtellten Uiberlaſſungscontract genehm zu halten, er

*) LXXX Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

er meldet ihr im Cavalierton, daß er ſie liebet. Dieſe Nachricht kommt ihm gar zu angenehm vor, als daß er dieſelbe einen Augenblick länger verhalten ſollte. Nachdem er mit ſeiner Erklärung leicht obenhin gewiſcht, macht er ihr eine prächtige Erzählung von den Geſchichten ſeiner verliebten Abentheuer. Darinne höret man von nichts, als von zahmgemachten Klugthuerinnen, von gebändigten Coqvetten, von eiferſüchtigen Männern, von verzweifelten Mitbuhlern.

Das iſt der Inhalt ſeiner Unterredungen, und ie zuweilen findet ſich etwan eine, die ihm auf die unſinnige Prahlerey ſeines Verdienſtes ins Garn gehet. Er trift auch öfters andere von beſſerm Geſchmack an, die ſeine Narrheit beluſtiget, und ihn mit leerer Hofnung aufhalten, damit ſie ſich mit ſeiner närriſchen Eitelkeit einen ergötzlichen Zeitvertreib machen können. Er glaubet gewiß, daß man ihn in dem Augenblick anbetet. Wie könnte auch ein Frauenzimmer einem Galan widerſtehen, der die Herzen aufm erſten Anblick verliebt macht, und dem zu gefallen das ganze ſchöne Geſchlecht alle Verdienſte zuſammen nimmt? Dergleichen Hirngeſpinſte wollen dem Lyſis gar nicht einfallen. Man betet ihn an, und das iſt ganz ſicher. Man mag ihm tauſend Merkmale von einer verächtlichen Kaltſinnigkeit geben. Man mag ſeinem Mitbuhler in ſeiner Gegenwart die deutlichſten Gunſtbezeigungen erweiſen. Das ſind Lappereyen, kleine liſtige Streiche, ſeine Zärtlichkeit zu erwecken, und den wichtigen Beſitz ſeines Herzens nur deſto mehr zu befeſtigen. Diejenige, ſo ihm am übelſten mitſpielet, vermehret nichts deſtoweniger die herrliche Liſte ſeiner Triumphe, und dieſe phantaſtiſche Eroberung dienet vielleicht dem Lyſis, daß er eine in der That erhält.

Die

Die Art und Weiſe, wie Floridor liebt, hat einen nicht weniger theatraliſchen Character. Sobald er von einem Frauenzimmer gerühret iſt, ſobald ſucht er den Weg nach ihrem Herzen, dabey ſtellt er ſich aber an, als ob er nichts ſuchte. Er hat ſagen hören, das Frauenzimmer macht es wie der Schatten, der vor dem Cörper flieht, wenn er auf ihn zugehet, und ihm nachfolget, wenn er ſich von ihm entfernet. Die Richtigkeit dieſes Gleichniſſes trift in unendlich viel Exempeln ein, und Floridor vermeinet daraus eine richtige Regel zu machen, damit er zum Zweck ſeines zärtlichen Verlangens kommen möge. An ſtat, daß er ſeiner Geliebten Verſicherungen ſeiner Liebe geben ſollte, macht er derſelben eine Erklärung ſeiner gleichgültigen Unempfindlichkeit. Mit einem verſtellten Stolz zeigt er in einem weitläuftig ausgeführten Bericht die ganz unbewegliche ruhige Zufriedenheit ſeines Herzens, und die Unmöglichkeit, demſelben die allergeringſte Zärtlichkeit beyzubringen. Schlechterdings umſonſt und vergebens hat ſich die Natur, wie er ſpricht, bemühet, an das ſchöne Geſchlecht ſo viel Reizungen zu verſchwenden. Blöde Herzen laſſen ſich nur durch das Geziere des Frauenzimmers fangen, und mit ein wenig Standhaftigkeit iſt nichts leichter, als ſich für dergleichen lächerlichen Zuſtand zu vertheidigen.

Solchergeſtalt wehret ſich Floridor, da ihn doch niemand angreift, und er bildet ſich feſt ein, ſeine Geliebte wird Himmel und Erde bewegen, ein ſolches ungeheuer wildes Herz zu zähmen, deſſen Eroberung ſo ſawer gemacht wird. Zum Unglück aber iſt ſeine Finte ſo grob und ungehobelt, daß ſie ſeine Schönt ohne Vergröſſerungsglas ſehen, und gar bald erkennen kan, es ſey ein Feſtung, die nur den Angrif wünſchet,

ſchet, damit ſie mit Ehren zum Vergleich kommen möchten.

Wenn nun auch die Freyheit dieſes vermeinten Hippolytus gleich eben ſo tapfer als das goldene Vließ vertheidiget würde, ſo würd er doch allezeit in Gefahr ſtehen, ein ruhiger Beſitzer davon zu bleiben. Würden ſich wohl ſeine Geliebten viel um einen Gegenſtand bekümmern, der die Mühe nicht belohnte, und den Ruhm ihrer Annehmlichkeiten gegen eine ſo nichtswürdige Eroberung auf das Spiel ſetzen? Kein Frauenzimmer thut es den Helden nach, welche aus Erbitterung des Widerſtands, nach tauſend erfochtenen ſo wichtigen, als rühmlichen Siegen, ſich in Gefahr ſetzen, vor einem Platz zu verunglücken, der eben ſo unbezwinglich, als demjenigen unnützlich iſt, der Meiſter davon wird.

Noch eine andere Art vom verliebten Unſinn. Der Marqvis Klitander, damit er von der Dorinde geliebet werden möge, bekümmert ſich wenig um einen zärtlichen Witz, noch um ein redliches Herz: Dergleichen Reizungen gehören für den Bürgerpöbel. Seine Verdienſte und was ihn beliebt machet, findet er in ſeinem Schloſſe, in ſeinen Titeln, in ſeinen Jagdhunden, und überhaupt in ſeinem prächtigen Aufzug. Er verlangt, daß eine Menſchengeſtalt, die von ſechs Viehmaſchinen gezogen, und mit ſechs armſeligen Schuhputzern, die man mit von Gold und Silber bordirte Lappen bedeckt hat, begleitet wird, ein unſtreitiges Recht beſitze, keine Grauſamkeit anzutreffen. Anſtat Flammen, Brand, Beſtändigkeit, zärtliche Bewegungen beſtändig im Munde zu führen, redet er zu ſeiner Schönen von einer Careſſe nach der neueſten Erfindung, von geriegerten ſchönen Pferden, prächti-

gen

gen Liberenen, und auf dieſe Sachen thut er eben ſo ſtolz, als ob es die liebenswürdigſten Eigenſchaften wären. Wenn man ſeine Art und Weiſe zu lieben mit Vernunft betrachtet, ſo kan man ſich nichts närriſchers vorſtellen, und es heißt im eigentlichen Verſtande, daß er ſeine Geliebte in ſeine Knechte, Pferde und Hunde verliebt machen wollte. Unterſuchet man dieſelbe aber nach der Erfahrung, ſo iſt es eine ſehr weit um ſich greifende Narrheit.

Es giebt ſehr viel Frauenzimmer, deren Herzen dem muthigen Getrampel zweener raſchen und muntern Hengſten an einer prächtig vergoldeten Caroſſe widerſtehen können. Dieſes glänzende Gepränge feuert augenblicklich die Einbildung an, und theilet dieſe Hitze allen ihren Meinungen mit. Wenn man ſolchergeſtalt dieſe Mittel anwendet, ſich beliebt zu machen, ſo findet ſich der Grundſatz davon eben ſo ſtark in der Narrheit der Geliebten, als in des Galans Wahnwitz.

Soll man auch noch die Aufführung der Anbeter, die alle Tage den Gegenſtänden ihrer Zärtlichkeit das Rauchfaß vors Geſicht halten, der männlichen oder weiblichen Thorheit aufs Kerbholz ſchneiden? Sie ſuchen ſich ihren Herzen durch abgeſchmackte Lobeserhebungen einzuſchmeicheln. Alle Schönheit ihrer Geliebten wird bis an die Wolken erhoben, und durch viele mit den Haaren darzugezogene Urſachen, machen ſie aus allen ihren Fehlern Vollkommenheiten. Sie ſind nicht einmal damit zufrieden, daß ſie dieſelben ſchön machen, ſie gehen hierinne noch viel weiter, als iemals die Natur hat gehen können. Ihr Geſicht ſetzen ſie von Sternen, Perlen, Corallen, Lilien und Roſen zuſammen, und berauben alſo Himmel, Meer

und

und Erde dieselben auszuschmücken. In ihrer Gedenkensart sehen sie nichts, als Feuer, Witz und Geist, in ihren Reden lauter Annehmlichkeiten, und indem sie solche, dem Scheine nach, als eine Gottheit bedienen, machen sie in der That eine Närrin aus ihr.

Man wird mir erlauben, diesen verschiedenen Arten verliebter Thorheiten den Character derer anzufügen, welche, ob sie gleich von dieser Seuche nicht angesteckt sind, sich dennoch bestreben, den Schein eines Verliebten zu haben. Dieses sind die lächerlichen Jüngferknechte, die eine Gewohnheit daraus machen, auch wohl gar vor eine Pflicht halten, allen weiblichen Gestalten etwas verliebtes vorzusagen. Ihre verliebten Eidesformelgen sehen sie für eine dem schönen Geschlecht pflichtschuldige Huldigung an, deren man sich zur Beruhigung seines Gewissens nothwendig unterziehen müsse. Es fehlt auch nicht viel, daß sie sich über den richtigen Abtrag nicht ein Qvittung ausstellen lassen. Findet man sie unter zwanzig Frauenzimmern, so darf man nicht denken, daß sie weggehen, ehe und bevor sie einen Umlauf in der ganzen versammelten Gesellschaft von ihren kund und zu wissen gethanen verliebten Unterthänigkeit verfüget haben.

Sollte man wohl glauben können, daß sich Männer finden würden, die dasjenige in der That empfinden, was diese Narren, davon ich geredet habe, zu empfinden, den Schein haben wollen? Gleichwohl ist nichts gewisser. Es giebt Universalverliebte, die in das ganze weibliche Geschlecht verliebt sind, und kein Weibsgesicht erblicken, gegen welches sie nicht etwas zärtliches empfinden. Sie sind die wahrhaften Oviden, nach der Abbildung, die dieser verliebte Dichter selbst von sich gemacht hat.

XX.

Die altväteriſche Liebe*.

- - - Turpe ſenilis amor.

Ich habe bemerket, wie ſchlecht ſich das Spiel der Galanterie mit der wohl anſtändigen Ernſthaftigkeit eines Greiſes zuſammen reime. Sollte wohl die alberne Schwachheit, artig und angenehm zu ſeyn, wenn die Zeit verſtrichen iſt, darinne man der Welt gefällt, dem ſchönen Geſchlecht eher, als dem unſrigen vergeben, oder entſchuldiget werden können? Ich meines Orts, ſage ja, und ſiehe, worauf ich meine Meinung gründe.

Unſtreitig iſts, daß alle diejenigen, ſo eine Empfindung haben, und auf ſich ſelbſt denken, ſich natürlicher Weiſe einer Begierde überlaſſen, ein nach ihrem Humeur abgemeſſenes Anſehen zu erlangen. Leute, welche kein Verlangen tragen, ſich unter den Menſchen auszuzeichnen, werden mehr durch einen Trieb bewegt, als durch eine vernünftige Seele geleitet und geführet. Sie haben keine Eitelkeit, daher ſind ſie auch deſto verächtlicher.

Nun macht aber das Verlangen, geliebt zu werden, und durch ſeine annehmliche Eigenſchaften eine Reputation zu erhalten, die allererſten und rührendſten Eindrücke in die Herzen. Es iſt auf eine Art dem Menſchen natürlich, weil es in der Neigung zur zärtlichen Verbindung beyder Geſchlechte; in einer Neigung, welche uns die Natur ſelbſt, aus einer unver-

*) LXXXIII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

vermeidlichen Nothwendigkeit ihrer Abſichten, eingepflanzet hat, gegründet iſt.

In der erſten Jugend kan dieſes Verlangen, geliebt zu werden, in dem einen Geſchlecht ſowohl, als in dem andern gleich ſtark ſeyn. Natürlicher Weiſe aber muß es in dem Herze eines Mannes weniger dauren. Nach dem Maaß der zunehmenden Jahre findet er weit ernſthaftere Beſchäftigungen vor ſich, welche in ſeinem Gemüth mehr mannhafte Leidenſchaften, als die Liebe iſt, in ihm erregen. Wiſſenſchaften, Würden, das Glück bemächtigen ſich ſeines Verſtandes, ſie erfordern ſeine äuſſerſte Sorgfalt, und laſſen ihm kaum ſo viel Zeit übrig, verliebt zu werden.

Auf dieſe Weiſe iſt das Verlangen zu gefallen, in Anſehung unſerer, beſchaffen, und die Jahre, darinne man in demſelben am beſten fortkommen kan, können mit eben dieſem Verlangen zugleich verſchwinden.

Mit dem Frauenzimmer hat es eine ganz andere Beſchaffenheit. Hohe Ehrenämter, anſehnliche Würden haben keine Verwandtſchaft mit ihnen:

Superest præter amare nihil
Quod superest faciunt.

Vielleicht wird man dagegen ſagen, daß die Sorge für das Hausweſen, die Erziehung der Kinder fähig gnug ſeyn könnten, ſie von Lappereyen abzuziehen. Allein dieſen Einwurf wird mir niemand als etwan ein gemeiner Bürger machen können. Weiber, welche nur etwas bedeuten wollen, vermengen ſich gemeiniglich nicht leicht mit ſolchen Kleinigkeiten. In ſolchen gemeinen Pflichten findet man viel zu wenig

Glanz, als daß man einen allgemeinen Satz aus demjenigen machen wollte, was die Mütter vom niedrigſten Pöbel mit äuſſerſtem Fleiß beobachten. Dieſes iſt die Art und Weiſe gar nicht, ſich hervor zu thun, oder ein Anſehen in der Welt zu erlangen. Mit Haushaltungsſorgen, mit der Beſchäftigung der Kinderzucht, da man ſeinen annoch zarten Kindern die erſten Eindrücke der Tugend in dem Verſtand befördern ſoll, wird gewiß ein artiges Weib ſich wenig Anbeter, wenig eiferſüchtige Mitbuhler erwerben, man würde kaum an ſie denken; eines bürgerlichen Todes müſte ſie ſterben.

In Reputation zu ſtehen, der ſchöne Gegenſtand aller Unterredungen zu werden, muß man einen groſſen Schweif von Anbetern nach ſich ziehen. Mit den berühmteſten Coqvetten muß man ſtreiten können, welche die zahlreichſte Hofſtat halten, und die demüthigſten Sclaven um ſich herum ſeufzen hören. Man muß noch darzu ſetzen, daß es faſt gar zu ſchwer falle, das Vergnügen mit der Pflicht zu verwechſeln. Eine Paßion giebt gemeiniglich nur einer ſtärkern nach, und man ſchreitet weit leichter von einer heftigen Bewegung zu einer noch heftigern, als von der Verwirrung zur Ruhe. Wenn die Männer des Liebens ſatt ſind, können ſie von der Zärtlichkeit zur Ehrbegierde überlaufen. Die Weiber aber müſſen von der Liebe zur Weisheit übergehen.

So natürlich es indeſſen ſeyn mag, und um ſo viel mehr Entſchuldigung das ſchöne Geſchlecht für dem unſrigen verdienet, wenn man ſeine Zärtlichkeiten weiter treibet, als ſeine Annehmlichkeiten dauren; ſo gewiß muß man auch zugeben, daß dieſe Narrheit an

den

den Weibern weit eckelhaft abgeſchmackter, als an uns wird. Mit den Schönheiten der Natur iſts nicht ein Haar anders, als mit den Schönheiten der Kunſt beſchaffen. Je zarter dieſelben ſind, ie mehr ſind ſie der Verwüſtung der Zeit ausgeſtellet. Die reizenden Annehmlichkeiten des ſchönen Geſchlechts ſind dieſem Schickſal unterworfen. Dieſe zärtlich feine und vollkommen annehmliche Züge ändern ſich geſchwind, und dieſe lebhafte glänzende Farben verſchieſſen, ehe man ſichs verſiehet. Die männlichen Annehmlichkeiten haben, ſo zu reden, mehr körperliches, ſie können den Angrif des Alters weit ſtandhafter aushalten. Uiberdieſes lieget die Liebenswürdigkeit der Männer nicht im Geſicht, ſondern in der richtigen und wohl eingerichteten Ordnung ihrer übrigen Gliedmaſſen, daher bleibt ſie auch viel gewiſſer und dauerhafter, als die friſche und klare Haut der Geſichtsſchönheit.

Ein Frauenzimmer, ſo ſich in den jämmerlichen Umſtänden befindet, darinne ſie leider erkennen muß, daß ihr Geſicht und ihr Herz in ſtarker Uneinigkeit ſtehen, bemühet ſich gemeiniglich ſehr ſorgfältig, dieſem Hauptfehler durch koſtbaren Kleiderputz abzuhelfen, und ſich das Anſehen der Jugend dadurch zu verſchaffen, welches ſie auf immerdar verſchüttet hat. Zum Unglück aber iſt eine aufgeſirnſte Häßlichkeit noch einmal ſo eckelhaft, als eine, daran man nicht gekünſtelt hat, und alle Zierrathen, mit welchen ſich die weibliche Antiqvität putzt und ſchmücket, ſtellen die zerfallenen Trümmer der Annehmlichkeiten nur noch in ein heller Licht, und machen den Schatten zwiſchen den Runzeln der Stirne deſto kenntbarer.

Es iſt wohl wahr, man ſtudirt darauf, dem Ungemach mit der Schminke abzuhelfen, und legt ſich mit

allem Fleiß auf die Kunſt, einem abgealterten Geſicht den Glanz der friſchen Jugend beyzubringen. Leider aber alles vergebens. Mit alle ihrer Macht kan ſie, wie Fontenelle ſagt, dem berühmten Haupträuber, der Zeit, nicht entwiſchen. Eingefallene Häuſer und Palläſte kan man wohl wieder eben ſo ſchön von Grund aus aufbauen. Schade, daß die eingegangene Geſichter dieſes Vortheils beraubt ſeyn müſſen!

Man kan wohl ſagen, daß eine alte abgenutzte Frauengeſtalt kein allgemeiners Mittel, ſich vollends zum Scheuſal zu machen, finden kan, als die Schminke, welche es der Natur gar zu gleich thut. Bey der Häßlichkeit, welche eine natürliche Wirkung des Alters iſt, findet man doch zum wenigſten eine gewiſſe gleichförmige Einrichtung, wo alle Theile zuſammen ſtimmen. Wenn aber die Künſteley einige davon ausſtreichet, ſo wird das Ganze ſodann deſto ſchändlicher. Was für ein lächerliches ungeordnetes Gemengſel erblicket man nicht in einem Geſicht, wenn uns eine ſchimmernde weiſſe Farbe, und ein blühendes Roth an einen Ort, anderer Seits aber die tiefen Furchen der Runzeln, eingefallene halb verloſchene Augen, mit einem Wort, der völlige Auszug aus dem Taufregiſter vor die Augen kommen, der gemeiniglich alten Leuten auf ihre ganze Geſtalt geſchrieben iſt.

Man ſollte auch noch ſagen, daß alte Coqvetten ihre gemahlte Jugend Lügen ſtraften, wenn ſie mit aller Gewalt den Buſen entblöſſen, den ſie doch, wenn ſie ſich auf ihren wahren Nutzen recht verſtänden, ſorgfältig verdecken ſollten.

In Wahrheit das Herz muß mit kaltem Eiß überzogen werden, die heftigſten Begierden verlöſchen, wenn man einen Buſen erblicket, nach welchem das Geſicht auf Treppen hinunter ſteigen muß, ſo das Alter in die Haut gebauet hat. Hier würde die Liebe, welche auf dem geborgten Anſtrich der falſchen Annehmlichkeiten gebohren würde, unfehlbar ſogleich wieder ihr Grab finden.

Ein prächtiger in Schutt gefallener Pallaſt, eine in der Welt berühmte Stadt, ſo man in ihren eignen Ruinen ſuchet, ſind ſolche Gegenſtände, die aller Welt viel ſittliche Betrachtungen an die Hand geben. Ich, meines Orts, empfinde eine unüberwindliche Begierde, dergleichen anzuſtellen, wenn ich einen ſo dummen ungelehrigen Buſem erblicke, den die ausſtudirten Künſteleyen der Coqvetterie nicht ins Geſchicke zu bringen vermögend ſind. Niemals, als zu der Zeit, ſtelle ich die ernſthafteſten Betrachtungen an, und erwege die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Dinge, die grimmige Herrſchaft, ſo der wütende Tyranne, die Zeit, über die ſchönſten Werke der Natur ausübet. Das gute Frauenzimmer thäte in Wahrheit beſſer, wenn es uns mit dergleichen Veranlaſſung zu ſittlichen Betrachtungen verſchonen wollte. Sie würden weit witzigere Coqvetten ſeyn, wenn ſie nur beſcheidener werden wollten.

Gewiſſe Bejahrte haben noch ein ander Geheimniß erfunden, ſich dem Mannsvolk zum Abſcheu zu machen, wenn ſie in der Stimme, im Lachen, in der Stellung des Leibes, allerhand kleine Artigkeiten der Jugend nachmachen.

Sie laufen auf alle Bälle, und dabey unterlaſſen ſie nicht, einige Proben von ihrer Munterkeit abzule-

gen. Was aber noch mehr iſt, ſie halten ſich gar einen Tanzmeiſter. Wie ſollte man ihnen nun die Jugend ſtreitig machen können? Würde man nicht ſehr lächerlich ſeyn, wenn man glauben wollte, ein Frauenzimmer, welches noch tanzen lernet, hab ein halbes Jahrhundert auf den Nacken?

Mir ſind noch andere Coqvetten aus der alten Chronick bekannt, welche bey der Luſt an Tafeln und auf Gaſtmahlen ſich hervor zu thun bemühen, da ſie durch treuen Beyſtand der Bouteillen ihre Annehmlichkeiten zu begeiſtern ſuchen.

Andere beſtreben ſich, ihren veralterten Annehmlichkeiten mit frechen Reden und zweydeutigen Worten zu Hülfe zu kommen, deren Uippigkeit bis zur Unverſchämtheit ausſchweifen. Sie hoffen dadurch das Herz eines jungen Herrns zu bewegen, und wollen lieber einen Liebhaber durch unverſchämte Wege erhaſchen, als gar keinen haben.

Dergleichen Reden haben wenig oder gar keine Annehmlichkeiten in dem Munde eines Frauenzimmers, wes Alters es auch ſeyn mag, ſolche aber von einem verjahrten anzuhören, iſt eben ſo viel als ein Brechmittel in die Ohren einnehmen, wenn man auch noch ſo wenig von einer zärtlichen Gedenkensart beſäſſe.

Es geſchichet öfters, daß Frauenzimmer, welches dieſe Paßion der Liebe zu der Zeit nicht empfindet, die doch am geſchickteſten iſt, uns dieſelbe einzuflöſſen, ſich alsdann erſt derſelben überläßt, wenn wir uns durchaus nicht entſchlieſſen können, ſolche mit ihm zu theilen. In dem Frühling ihrer Jahre waren ſie allzuſehr mit dem Vergnügen beſchäftiget, welches ſie in der Anbetung des Mannsvolks fanden. Ihre einzige Leidenſchaft

ſchaft war der Hochmuth, und ie mehr ihre Eitelkeit durch die Menge und Verdienſte derer um ſie herum ſeufzenden Liebhaber vergnüget wurde, ie gröſſere Unzufriedenheit empfand ihr Gemüth. In ihrem Verlangen war kein leerer Raum zu finden. Da aber das Alter geſchlichen kommt, und die Liebhaber verſcheuchet, daß ſie aus einander flattern, ſo wird ihr Herz mit einmal von ſeiner Schlafſucht aufgeweckt, und nun werden ihnen die Männer erſt angenehm, nachdem ſie ſich von ihnen verlauffen haben.

Dieſes jämmerliche Elend eines Frauenzimmers, welcher die Zeit alle Schönheit, das koſtbarſte Theil ihrer ſelbſt geraubet hat, findet Horaz ſo gar betrüblich, daß er diejenigen glückſelig preiſet, welche der Tod aus einem ſo groſſen Unglück weggerafft hat.

Diejenigen nun, welche mit einem ſo koſtbaren und kurzen Leben nicht begnadiget werden, kaufen ſich öfters, wenn alle Stränge reiſſen, einen jungen Ehemann aus höchſter Noth, und damit legen ſie vollends ihre Schwachheit und äuſſerſte Narrheit der ganzen Welt vor Augen.

Ein altes Weib, ſo ſich zu dergleichen Ehe entſchließt, begehet unſtreitig eine weit gröſſere Narrheit, als ein Mann, der in ſeinen alten Tagen ſich mit einem jungen Mädgen verheirathet. Er kan noch Bewegungsgründe haben, die dergleichen Verbindung für nothwendig erklären, und das Verlangen, ſein Geſchlecht fortzupflanzen, hat oftmals die weiſeſten Männer zu dieſem Entſchluß angetrieben. Alte Weiber können ihrem lächerlichen Betragen dergleichen Mäntelgen nicht umhängen, ſondern durch dergleichen verkehrten Eheſtand legen ſie der ganzen Welt

ihre Unkeuſchheit vor Augen. Welchen Verwirrungen, welchem nagenden Verdruß ſtellen ſie ſich überdieſes nicht aus? Sie müſſen gemeiniglich ſehen, wie ein junger Gemahl ihre Reichthümer für ſeine unrechtmäßige Buhlereyen verſchwendet, und alſo mit dem Lohn ſeiner Schandthat in Geſellſchaft ſeiner Buhlerinnen, ſich gegen den Eckel, den ihm ſeine widerwärtige Helfte verurſacht, ſchadlos ſetzet. Fände ja auch ein Weib dieſes Gelichters eine Art von einem rechtſchaffenen Manne, der, weil er ſie von Herzen zu lieben ganz unfähig iſt, dieſes durch andere Gefälligkeiten zu erſetzen ſuchte, ſo wird ſie dennoch unglücklich ſeyn. Das gerechte Mistrauen in ihre Geſtalt muß ſie ganz natürlicher Weiſe zur Eiferſucht bringen. Man weiß aber, wie toll dieſe Paßion zu verfahren pflegt, und wie grimmig ſie mit einem Gemüth umgehet, darüber ſie ſich Meiſter gemacht hat. Uiber dieſes erreget ſie die betrüblichſten Verwirrungen in ſchwachen Seelen; die Eigenſchaften eines Weibes aber, und noch darzu einer alten Frau ſind dieſer wütenden Leidenſchaft immer am meiſten ausgeſtellet. Man kan kaum mit dem feinſten Pinſel das Unglück einer Frau abſchildern, welche auf ihre Unruhe mit Fleiß ſtudirt, und in allem Betragen eines unglücklichen Ehemanns Gift und Galle findet, der in der That noch weniger von ihrer Raſerey fühlet, als ſie ſelbſt davon ausſtehen muß.

XXI.

Die Liebe des Frauenzimmers *.

In meinen Abhandlungen des Menſchenfeinds verſprach ich, iezuweilen ein Wort mit dem Frauenzimmer zu ſprechen, indem ich mir ſchmeichele, ihnen etwas ihrer Aufmerkſamkeit würdiges vorzuſagen. Bis hieher habe ich mein Verſprechen ſchlecht gehalten. Wie ich mich aber rühme, daß ich mein Wort genau erfülle, ſo faſſe ich den feſten Entſchluß, meine Verſäumniß in der Fortſetzung meines Werks mit Wucher einzubringen. Ich mache anietzo den Anfang, und widme ihnen einige Betrachtungen. Nur wünſche ich mir das Glück ihnen gefällig zu werden, meine Schreibart aus ihrer gewöhnlichen philoſophiſchen Trockenheit zu reiſſen, und derſelben etwas von der vortheilhaften Galanterie des Buſſy, die ſich von dem Ritter d'Her... und dem Voiture auszeichnet, beylegen zu können.

Meine Schönen, Sie werden von vielen Mannsperſonen geliebet. Sind dieſe noch ſo jung, ſo führt ihre Liebe etwas von Raſerey bey ſich, weil ſie aber der feinen Zärtlichkeit, die nur ſchönen Seelen eigen iſt, nicht fähig ſind, ſo verlieret ſich die Paßion gegen ihnen, mit der Lebhaftigkeit ihrer Jugend. Oftmals verwandelt ſie ſich gar in einen Haß, und ſie ſagen wohl gar in ihrem Herzen von dem ſchönen Geſchlechte:

Ich liebte dich zu viel, daß ich dich haſſen muß.

*) XLV Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Ich, meines Orts, habe ſie ebenfalls ſehr geliebet, da aber mein Herz und Verſtand allezeit an meiner Zärtlichkeit gegen ſie Theil genommen, ſo hege ich noch bis iezo eine innige zärtliche Hochachtung gegen Sie. Es kommt wohl noch weiter, und als ein Menſchenfeind ſollte ich mich faſt ſchämen. Es kränkt mich, daß ich mich in einem Alter befinde, darinne ich mich nur mit der Hochachtung gegen Sie behelfen muß.

Laſſen Sie ſichs nicht einfallen, als ob ich mich zur Bande der alten Narren hielte, die ſich in ihren alten Tagen noch mit der Pralerey kützeln, was ſie für trefliche Helden in ihrer Jugend geweſen, und wenig Frauenzimmer ihren Verdienſten hätte widerſtehen können. Dieſes iſts auch, was ich dem armen Abelard zu gute halten kan. Ein wenig Pralerey iſt ja den Unglückſeligen vom erſten Rang wohl zu überſehen.

Wie ſinnreich witzig iſt die Selbſtliebe nicht! Da ein alter Mann in ſeiner äuſſerlichen Geſtalt nichts mehr antrift, welches gefallen mag, ſucht er wenigſtens, daß man die Schönheit ſeines vormaligen Anſehens in ihren Ruinen annoch lieben ſoll. Er ruft das Vergangene dem Gegenwärtigen zu Hülfe, und in ſeine groſſe Perücke vergraben, von ſeiner unbehülflichen Leibsmaſchine behindert; ſchreyet er ſich bald todt, was er für ein niedliches Köpfgen, und für eine nette Leibesgeſtalt vor Olimszeiten beſeſſen habe: Wir wollen ſie hier ſchreyen laſſen, ſie leiten mich gerades Weges nach der Sittenlehre.

In der Blüte meiner Jahre that ich mein äuſſerſtes, Ihnen zu gefallen. Oefters, in Ermangelung Ihnen gefällig zu ſeyn, machte ich mir das Vergnü-

gen

gen zu unterſuchen, warum Sie mir ſo wohl gefielen, und wo der Fehler bey Ihnen ſteckte, daß Sie mir nicht mehr gefielen. Jezuweilen überfiel mich ein zärtlicher Verdruß, daß ich ſie ſo ſehr nicht mehr lieben konnte, als ich wünſchte, und ich unterwande mich, Ihnen ſolche Rathſchläge zu ertheilen, welche meiner Ruhe eben ſo viel Eintrag thaten, als ihren Reizungen vortheilhaftig waren. Wie man aber insgemein auf die beſten Abſichten die geringſte Aufmerkſamkeit ſchlägt, ſo wurde auch meine Redlichkeit und unintereßirte Freyheit ſchlecht belohnet. Mein Unglück gab mir Anlaß zu bemerken, daß Sie die Redlichkeit weder an ſich ſelbſt, noch an andern nicht ſonderlich achteten, mithin dergleichen Gedenkensart Ihrer Schönheit, in dem Herze eines rechtſchaffenen Mannes, keinen ſonderlichen Nachdruck verſchaffte. Sie wünſchen ſich doch Liebhaber von treflichen Verdienſten. Wo ſollen aber die Mittel herkommen, denſelben lange gefällig zu bleiben, wenn Sie nicht derſelben Eigenliebe wohl anwenden? Bemühen Sie ſich nicht ſelbſt, dieſelben Ihnen abwendig zu machen, wenn Sie dem wohlbedächtigen Lobe, das Ihnen ihre Redlichkeit beyleget, die im Kreis umlaufenden hohen Lobeserhebungen vorziehen, welche ein geſchworner Schmeichler gleichdurch allen weiblichen Geſtalten zu opfern pfleget? Das Mannsvolk iſt mit Ihrem Geſchmack an der Redlichkeit nicht allzueinſtimmig. Sie lieben dieſe bey ihren Freunden gar zu ſehr, und würden ſie auch an ihren Liebhaberinnen lieben und ehren, wenn ſie nichts hartes und ſchimpfliches darinne fänden, und wenn Sie dieſelbe mit artigen und dem ſchönen Geſchlecht natürlich eigenen Manieren verſüſſen wollten, die ſich mit der Redlichkeit überaus wohl vertragen. Was die Aufrichtigkeit liebenswürdiges

in

in ſelbſt hat, wenn es noch darzu mit dem, was unter Ihnen ſehr ſeltſam iſt, vereiniget wird, daſſelbe iſt überhaupt ſehr geſchickt, Ihnen die größte Hochachtung und Zärtlichkeit aller derjenigen zu erwerben, die einigen Geſchmack an wahren Verdienſten beſitzen.

Man darf eben ſo gar tief nicht in Ihre Herzen dringen, wenn man wiſſen will, wie empfindlich Sie über den Verdruß ihrer Liebhaber werden. Wie wenig würden Sie aber dieſem Unglück ausgeſtellet ſeyn, wenn Sie mit Ihren Annehmlichkeiten, und unſerer Zärtlichkeit nur beſſer zu wirthſchaften wüßten.

Gemeiniglich verſchlagen Sie ſich ihre Liebhaber durch ausſchweifenden Eigenſinn, oder ſchläfern derſelben Paßion durch eine allzukraftloſe Gleichheit ein. Ihre Herrſchaft über deren Herzen würde von weit längerer Dauer ſeyn, wenn ſie in Ihren Manieren eine gewiſſe Unordnung beobachten wollten, die nicht ſo wohl aus einem wunderlichen Eigenſinn, als von einer geſchickten Lebhaftigkeit, Ihre Verdienſte auf mancherley Art zu verändern, und ihnen immer einen neuen Schwung zu geben, ihren Urſprung nehmen darf.

Laſſen Sie nur ihrem Liebhaber bald einen kleinen ſtolzen Trotz, bald eine rührende Gefälligkeit ſehen. Einmal zeigen Sie ihm ein gläubiges Vertrauen, welches ihn ans Herz dringet, öfters ein wenig Eiferſucht, die ihn rege machet: Kurz, geben Sie ihm immer von Zeit zu Zeit etwas neues und rührendes in Ihrer Gedenkensart, in Ihrem Witz zu erkennen: So bin ich Ihnen Bürge vor ſein Herz, daß ſelbiges, wenn es ſolchergeſtalt in beſtändiger Wirkſamkeit erhalten wird, an keine Unbeſtändigkeit zu gedenken Zeit haben möchte.

Glau

Glauben Sie ja nicht, meine Schönen, daß das Mannsvolk insgemein durch eine wohlbedachte Verrätherey zur Veränderung ſchreitet. Seine Liebe wird oftmals wider ſeinen Willen in ihm gebohren, und ſtirbt auch auf gleiche Art wieder, weil es ihr am dienlichen Futter fehlet, das ſie von neuen aufrichtet und erhält. Geben Sie ſeiner Zärtlichkeit dieſes Futter nur vollauf, ſo werden Sie ihm, in der treueſten Ergebenheit, alle Süßigkeiten der Unbeſtändigkeit ſchmecken laſſen.

Erlauben Sie mir, noch zu ſagen, daß Sie insgemein in dem Aufputz Ihres Geiſtes ein wenig nachläſſig ſind, Sie ſchmücken ihn entweder gar zu ſehr, oder machen ihn ganz ungeſtalt. Uiberhaupt bringt die Natur ihre Gaben gar ſelten in einer höchſten Vollkommenheit hervor. Sie überläßt faſt meiſtentheils der Kunſt etwas darzu zu ſetzen. Ihre Gedenkensart glücklich und liebenswürdig zu machen, muß ein wenig bedachtſame Uiberlegung und ein wenig Leſen darzu kommen. Durch dieſe Mittel bereichern Sie zwar oftmals Ihren Witz, allein gar ſelten werden ſie angewendet, Ihre Vernunft in das Geſchicke zu bringen. Verändern Sie nur einmal die Lehrart, wenn Sie mir trauen wollen, wenden Sie Ihre gröſßte Sorgfalt auf Vernunftſchlüſſe, dieſe haben ſie weit mehr, als Ihren Witz vonnöthen.

Nehmen Sie ſich aber ja wohl in Acht, daß Sie keine Philoſophinnen werden. Wollen Sie uns durch richtige Vernunftſchlüſſe, durch ſcharfſinnige Betrachtungen reizend rühren, ſo verſorgen Sie dieſelben mit natürlichen ungezwungenen Ausdrücken, die nicht nach der Bibliothek und der Studirſtube riechen,

ſon-

ſondern das Anſehen der Wirkung eines nicht gemeinen Genies haben mögen. Die natürliche Geſchicklichkeit iſt Ihnen zum Erbtheil zugefallen, es macht ihre Verdienſte aus, und Sie dürfen nur beſorgt ſeyn, dieſes Naturell ins volle Licht zu ſetzen, nicht aber daſſelbe unter die Wiſſenſchaft begraben und verſenken.

Gewiſſe Perſonen unter dem ſchönen Geſchlecht, die ſich von dem Geziere, mit welchem die lächerlichenkoſtbaren unſere Zärtlichkeit zu erhaſchen vermeinen, entfernen wollen, halten davor, ſie würden unſere Hochachtung erhalten, wenn ſie ſich über die Schwachheiten ihres Geſchlechts ſchwingen, und die Leibes- und Gemüthsſtärke, welche den Character der Männer ausmachen, erborgen wollen. Meines Erachtens fallen ſie in eine Ausſchweifung, die von der Liebenswürdigkeit eben ſo entfernet, als von derjenigen iſt, die ſie zu vermeiden gedenken.

Ein Frauenzimmer, das ſich etwas daraus machet, ſeine Reizungen zu verabſäumen, und ſeiner Schönheit alle Vortheile verſaget, die es von Fleiß und Kunſt erhalten kan, mithin ein ſtarkes und männliches Anſehen erzwingen will, daſſelbe ſcheinet einen Ruhm darinne zu ſuchen, uns zu mißfallen.

Was wir an einem Weibe am meiſten lieben, iſt nichts anders als die Eigenſchaft eines Weibes. Eigentlich iſt es eben dasjenige, was den Character ihres Geſchlechts machet, was uns rühret, was uns gegen ihre Verdienſte eine Empfindlichkeit einflöſſet. Ihre ſchönen Eigenſchaften mögen Hochachtung und Freundſchaft in uns zuwege bringen, allein ſie zwingen uns nicht zur Liebe, als nur in ſo ferne ſie, ſo zu reden, in das Weib gepfropft ſind.

Wenn

. Wenn ich iezuweilen zum Zeitvertreib die Rolande, die Amadis geleſen habe, ſo ſind mir nicht etwan die abſcheulichen Rieſen, ſo ein gemeiner Ritter mitten von einander gehauen, die durch Zauberey aufgeführten Schlöſſer und Palläſte, die durch einen einzigen unſchweifenden Ritter in die Pfanne gehauene Kriegsheere, von der Wahrſcheinlichkeit ſo entfernte Dinge wunderlich vorgekommen: Tauſend mal närriſcher als alle dieſe Fratzen hat mir die Liebe geſchienen, die man darinne den Helden gegen die Marphiſen und Bradamanten eingegeben hat, die dem tapferſten Ritter ihren Küras, zuſamt dem ledernen Köller vom Leibe geliehen, des Tages Sturm, Regen und Wetter erdultet, und des Nachts auf der harten Erde gelegen haben.

Wollen Sie meinem Rath zu folgen, ſich gefallen laſſen, meine Schönen, ſo thun Sie ſich ja die Gewalt nicht an, daß ſie aufhören wollten, Frauenzimmer zu ſeyn. Wenn Ihnen ja die Natur ein ſtarkes und männliches Temperament, aus Verſehen, verliehen haben ſollte, verdecken Sie ſolches lieber unter dem zärtlichen Vorwand kleiner Schwachheiten. Es läßt einem Frauenzimmer recht übel, ein wenig matthertzig zu thun, nur muß es ſich in Acht nehmen, dieſe Annehmlichkeit nicht allzuweit zu treiben, daß ſie lächerlich oder gar zum Laſter wird. Uiberdieſes wär es ſehr wohl gethan, wenn ein Frauenzimmer liebenswürdig zu ſeyn, und uns zu gefallen ſich ein wenig Mühe zu geben belieben wollte. Jedoch müſte dieſer gute Rath mit einiger Vorſicht ins Werk geſtellet werden. Denn Sie nehmen oftmals ſehr falſche Maaßregeln, uns mit Ihren Annehmlichkeiten zu rühren. Der Putz in Kleidung muß beobachtet werden,

dieſes ſtehe ich willig zu. Die vollkommenſte Schönheit wird Mühe haben, mit einem nachläßigen Aufzug zu gefallen, und dieſe Unachtſamkeit muß doch, wenn ſie vortheilhaft werden ſoll, durch einen unvermerkten Kunſtgrif unterſtützt werden. Inſonderheit wird eine reizende Nettigkeit dazu erfordert; ohne welche die rührendſten Annehmlichkeiten unſere Zärtlichkeit kaum erregen können. Gemeiniglich laſſen Sie ſich gelüſten, in ihrem Anzug das lächerliche Bild eines Mahlers aus dem Alterthum zu copiren, welches er etwan von der Vorſtellung der Venus zu machen unternommen hat. Da ſeine Einbildung nicht die behörige Stärke beſeſſen in ſeiner Schilderey alle reizende Annehmlichkeiten der Natur anzubringen, hat er die gute Göttin mit prächtigem Gewand und koſtbaren Edelgeſteinen bepackt, und weil er ſie mit wenig Schönheit verſehen, ſie wenigſtens reich machen wollen.

Iſt Ihnen die Natur nicht günſtig geweſen, ſo verlangen Sie ja nicht, ihre Häßlichkeit, durch Hülfe des prächtigen Aufzuges, unſerm Nachdenken zu entziehen, noch unſere Augen, durch den Glanz ihrer Kleidung von ihrer darunter verſteckten Perſon wegzuwenden. Der prächtigſte Umhang dienet zu nichts weiter, als die wenige Schönheit vollends ins helle Licht zu ſtellen, und die vom Glück erborgten Schätze erheben nur ihre natürliche Häßlichkeit deſto mehr, und machen dieſelbe weit ſcheinbarer. Wie manches mal hat der Glanz eines Diamanten das ungeſtalte groſſe Ohr kenntbar gemachet, dem er zum Putz angehängt geweſen? Wie oft iſt einem trockenen verwelkten Buſem durch das koſtbare Halsband von den ſchönſten Perlen ein ſchlechter Dienſt geſchehen, welches man doch

zu

zu einem ganz andern Gebrauch dahin angebracht hatte?

Den Mangel einer einnehmenden äuſſerlichen Artigkeit kan man nicht füglicher als durch groſsmüthige Gedenkensart, durch Verſtandes Schönheiten, durch Holdſeligkeit und höfliche Manieren erſetzen.

Die liebenswürdigen unter Ihnen, meine Schönen. . . . Doch halt, mein Blat hat ſeine völlige Ladung. Man wird niemals das Ende finden, wenn man mit Ihnen zu ſprechen anfängt. Je mehr man ſagt, ie mehr findet man zu ſagen. So habe ich auch noch in Willens, die Unterredung fortzuſtellen, und Ihnen zu zeigen, daſs ich über die Art ihres Kleiderputzes ſo wohl, als über die wahre Herzhaftigkeit noch manche richtige Betrachtung gemacht habe.

XXII.

Der Kleiderputz des Frauenzimmers*.

Ich weiß es wohl, meine Schönen, daß Sie mit mir nicht gar zu wohl zufrieden ſind. Die Bittſchrift, ** ſo ich der franzöſiſchen Academie übergeben, darinne ich unterthänigſt gebeten habe, daß man in der franzöſiſchen Sprache, dem läppiſchen, albernen Kerl, (Fat) und dem Petitmaitre, ein Fömininum anzuſchaffen belieben möchte, mag wohl einen Bewegungsgrund zu Ihrer Unzufriedenheit mit mir, abgeben. Scherz bey Seite. Erwegen Sie nur, wenn es Ihnen beliebet, daß ich das ſchöne Geſchlecht nicht überhaupt angegriffen habe. Mein Abſehen war dahin gerichtet, daſſelbe für einem lächerlichen Fehler zu verwahren, der den Männern die größte Schande machet, und von dem natürlichen Character des Frauenzimmers gänzlich entfernet iſt. Sollten ſich einige unter Ihnen finden, meine Schönen, welche durch ihre etwas ungezogene Aufführung meinen Tadel rechtfertigten, möchten ſie, anſtat unwillig zu werden, vielmehr zeigen, daß ihnen das Mannsvolk an Gelehrigkeit nachgebe, ſie aber die liebenswürdige Beſcheidenheit wieder annehmen, welche Ihrem Geſchlecht die größte Annehmlichkeit beyleget. Diejenigen hingegen, ſo durch ihre weiſen und wohlgeſitte-

*) XLVII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

**) Es iſt dieſes eine Poeſie in der XXVI Abhandlung des Menſchenfeinds, welche, wie verſchiedene andere in der Uberſetzung, meines Erachtens, alle Annehmlichkeiten verlieren würde.

ſtreteten Manieren ſich über meinen Verweis in die Höhe geſchwungen, mögen ihrer Vernunft den Ruhm zuſchreiben, daß ſie meines Unterrichts nicht nöthig haben, ſich für die Nachahmung unſerer Laſter und Narrheiten zu verwahren.

Anietzo komme ich wieder auf den Gegenſtand, womit ich im vorhergehenden beſchäftiget geweſen bin.

Ich habe gezeiget, daß ein ausſchweifender Putz in Kleidung den Perſonen, welche an natürlichen Schönheitsgaben in Dürftigkeit gerathen ſind, keinen Vortheil bringe. Wir müſſen ihnen unterdeſſen doch ſehr verbunden ſeyn, daß ſie unſerm Anblick mit etwas, das weniger unangenehm, als ſie ſelbſt ſind, ſchadlos ſtellen. Sie aber, meine Schönen, die an ſich ſelbſt liebenswürdig ſind, können uns kein rührender Vergnügen machen, als daß Sie Ihre Reizungen von allem fremden und entlehnten Schmuck befreyen, welcher dieſelben nur verdüſtert.

Belieben Sie nur über dieſe meine Meinung mit Ihrer Selbſtliebe zu Rathe zu gehen. Sollte es wohl eine zärtliche Eitelkeit ſeyn, unſere Aufmerkſamkeit und Bewunderung mit dem Putz eines Kleides zu theilen? Und mögen Sie ſich wohl Ihrer Ehre etwas ſo nachtheiliges bereden können, als ob an Ihnen etwas ſchöners, als Sie ſelbſt zu finden ſey?

Die Kleidung darf niemals eine beſondere Annehmlichkeit werden, die man den Reizungen ihrer eignen Perſon entgegen ſtellen könne, ſie muß vielmehr mit Ihrer Schönheit zuſammen ein Ganzes ausmachen. Sie allein ſind es, die wir in ihrem Kleiderputz zum Augenmerk haben. Dieſer muß nur ihren Reizungen ein wenig helfen, Ihrer vortreflichen Geſtalt einen

Schwung geben, Ihre Annehmlichkeiten ins hellere Licht ſetzen. Wenn es ſeyn kan, muß er unſere ganze Aufmerkſamkeit nach Ihrer Schönheit ziehen, und uns nicht Zeit laſſen, an dasjenige zu gedenken, was Ihnen einen neuen Glanz beyſetzen könnte.

Sollte ich genöthiget ſeyn, mein Vorgeben über Ihren Kleiderſchmuck mit einem anſehnlichen und ſtathaften Zeugniß zu beſtärken, ſo würde ich nur den zärtlichen, galänten und ſinnreichen Ovidius anführen dürfen. Er hatte das ſchöne Geſchlecht vom Grund aus ſtudirt, und wußte beſſer, als ie ein Mann auf der Welt, was den Damen zuträglich und vortheilhaft ſeyn könne. Ohngefähr ſpricht er dem Frauenzimmer alſo zu:

„Oefters iſt die reizende Annehmlichkeit, mit welcher Euch der Himmel ausgezieret, unter dem Kleiderſchmuck vergraben. Dieſe übel angewendete „Sorgfalt ärgert mich. Euer edler Stolz wird dadurch hinters Licht geführt. Gemeiniglich iſt das „ſchöne Weib das allerwenigſte, was man unter dem „Putz erkennen kan.„

Sie möchten vielleicht denken, meine Damen, als ob Sie ihr Rang iezuweilen nöthigte, ſich von dem Pöbel durch einen prächtigen Aufputz auszuzeichnen. Allein laſſen Sie ſich nur gefallen, durch eine geringe Uiberlegung in Ihres Herzens Grund zu dringen. Sie werden ſogleich entdecken, daß ſich daſſelbe weit zärtlicher für Ihre annehmlichen Reizungen, als für Ihren Stand erklären wird. Die öfters gezwungene Verehrung Ihres Standes kan Sie nimmermehr auf eine ſo zärtliche Weiſe rühren, als die innigſte Neigung, ſo man mit der angenehmſten Herzensbewe-

gung

gung ihrer Schönheit opfert. Wir vergeben einem liebenswürdigen Weibsbilde ihren niedrigen Stand mit der größten Zufriedenheit. Die entzückenden Annehmlichkeiten eines ſchönen Geſichts, welche mit einer wohl angebrachten netten Kleidung erhöhet ſind, kommen uns vollkommen adelich vor.

Man trotze nicht auf ſtolze Ahnen.

Die Häßlichkeit beym Frauenzimmer macht hier den Pöbelſtand.

Die Annehmlichkeiten einer ſchönen Geſtalt werfen ſechszehen Wappenſchilde zu Boden.

Ich bin verſichert, meine Schönen, daß ſie meiner Meinung beytreten, und allezeit die Herrſchaft, welche die Verdienſte über die Herzen ausüben, einer unumſchränkten Gewalt, die Monarchen über den Willen ihrer Unterthanen beſitzen, weit vorziehen werden. „Eine über den Glanz ihrer Schönheit höchſt un„zufriedene Königin, würde mit Verachtung ihrer „Majeſtät das Zepter mit dem Schäferſtock willig „vertauſchen, wenn er ſie jung und ſchön zu machen „vermögend wäre.„

Doch kommt mirs vor, daß ich hier mit einem Geſpenſt ins Handgemenge gerathen ſey. Rühmen Sie ſich nur, meine Schönen, ihres Rangs, ſo lange es Ihnen beliebet, verlangen Sie aber nur nicht, daß Sie uns denſelben in der Pracht Ihrer Kleidung zeigen wollen. Anietzo macht er unter dem Adel und Bürgerſtand keinen Unterſchied mehr. Mit Mühe und Noth theilt er Reichthum und Armuth von einander.

Ihnen bieten ganz andere Mittel die Hand, wodurch ſie das edle Geblüt, daraus Sie ihren Urſprung ziehen, der Welt vor Augen legen können. Ein ge-

wiſſes hohes edelmüthiges Betragen, welches die ſchönen Empfindungen des Herzens im Geſicht abſchildert; angenehme und dem Rang anſtändige Manieren, als Wirkungen einer wohlgeordneten Auferziehung; über dieſes aber die einnehmende Artigkeit, die holdſelige Freundlichkeit, ein edler Stolz, alles dieſes ſind die wahren Merkmale des hohen Urſprungs. Dagegen ein wildes Anſehen, eine ungezogene Härtigkeit, ein aufgeblaſener Hochmuth, die Niederträchtigkeit des Herzens verrathen, und den gröſten Schimmer eines prächtigen Aufzugs, der nur gemeine Seelen teuſchet, durch die Dunkelheit der Geburt weit unſcheinbarer machen.

Erlauben Sie mir, meine Schönen, Ihnen eine kleine Geſchichte zur Erinnerung zu bringen, die ſich hierher nicht übel ſchickt, und die ich in die Kürze ziehen will.

Bußi von Amboiſe zeichnete ſich unter den artigen Cavalieren das alten Hofs mit ſeinem geiſtreichen Witz und Geſchmack beſonders aus. Er wußte, daß alle Hofcavaliere unermäßliche Koſten aufgewendet hatten, bey einem groſſen Galafeſt des Hofs in der herrlichſten Pracht zu erſcheinen.

Er ließ ſeine Bedienten mit den reichſten und koſtbarſten Kleidern verſehen, und kam unter dieſem Hauſen aufs prächtigſte verſtellter Knechte in einer ganz ſchlechten Kleidung nach Hofe. Die Natur machte ſeinen Anzug koſtbar, ihn ſchmückte nichts anders, als ſein treffliches Anſehen, und dieſes gab den Herrn mitten unter ſeinen geſchmückten Begleitern gar leicht zu erkennen. Noch nicht genug, da er unter die übrigen Herren am Hof trat, ſahe man dieſe für Bediente, ihn aber allein für den vornehmſten Mann an.

Die

Die Eitelkeit dieſes artigen Hofcavaliers war witzig und bedächtig ausſtudirt, und ich ſollte wohl meinen, meine Schönen, es würde überaus wohl gethan ſeyn, wenn ſie einem ſo guten Muſter nachahmeten.

„Belegen Sie ihre Cammerjungfern mit dem „prächtigſten Kleiderputz. Schmücken Sie ſich nur „mit einer erhabenen Miene, mit liebenswürdiger „Leutſeligkeit, mit einem edlen Stolz. Hieran wird „man erkennen, wer ſie ſind. Andere von ihrer Eitelkeit betrogene und mit ihrem prächtigen Schmuck, „mit dem falſchen Glanz eines erborgten Schimmers „zufriedene Damen wird alle Welt für Ihre Nachtreterinnen anſehen.

Dieſer Rath, den ich hier ertheile, iſt um ſo viel beſſer, da alles Frauensvolk, das Reichthum und Schätze beſitzet, zwar viel Bediente, eine koſtbare Equipage, prächtige Kleider vor baares Geld anſchaffen, iedoch die edle und annehmliche Geſtalt nimmermehr bezahlen und kaufen kan. Reichthum kan ſeinem Beſitzer alles zuwege bringen, auch die Hochachtung der Welt iſt öfters ein Geſchenk des Glücks. Jedoch eine edle ſchöne Geſtalt iſt allein die Gabe der Natur, welche durch die Wirkung einer glücklichen Erziehung erhöhet wird. Dieſes iſt das reizend prächtige Anſehen, welches, ſo bald man es nachzuäffen ſich gelüſten läſſet, uns zu lächerlichen Leuten macht.

Die Mode hat einen allzuſtarken Einfluß in die Art zu kleiden, daß ich allhier nicht etwas von derſelben gedenken ſollte. Ihre Herrſchaft, ſo ſie über die Menſchen ausübet, iſt ziemlich unſinnig, ich muß es bekennen. Allein es iſt ein privilegirter Unſinn. Alle

Welt macht ſich deſſen ſchuldig, und man kan ſich, ohne in einen albern und abgeſchmackten Zwang zu gerathen, ſich von andern hierinne nicht unterſcheiden. Im Grund iſts gleichgültig, wie man ſich kleidet, weil das äuſſerliche Anſehen durch nichts anders, als Schaamhaftigkeit und Wohlanſtändigkeit beſtimmt wird. Ich glaube alſo, daß Sie, meine Schönen, ſehr wohl thun, wenn Sie der Mode in ſo weit nachgehen, als es dieſen beyden Vorſchriften gemäß iſt. Sie würden es aber weit ſchlimmer machen, wenn Sie die Moden übertreiben, als ſich von denſelben entfernen wollten. Sehr gut würde es auch ſeyn, wenn Sie ſich nicht allzugenau und zum Abbruch Ihrer Schönheit an dieſelben hielten. Es wäre ſehr wohl gethan, wenn Sie dieſelbe, ſo viel als es ſich thun laſſen wollte, Ihren natürlichen Annehmlichkeiten unterwürfig machten. Ein Kopfputz, der einer Länge noch eine halbe Elle zuſetzet, iſt allem Frauenzimmer eben ſo wenig gerecht und zierlich, als ein Kopfzeug, das man kaum ſehen kan. Uiberdem ſind Ihrer auch nicht gar zu viel, welche ihre Schultern mit guter Art ans Licht bringen dürfen. Diejenige, welche ſich das Joch der Mode gänzlich abſchütten wollte, würde einen wunderlichen Eigenſinn verrathen, die ſolche aber übertreibet, würde unter die Provincialgeſichter gerechnet werden, welche die Hofmanieren verkehrt nachäffen. Diejenige hingegen, welche die glückliche Zuſammenſtimmung der Mode mit ihrer Schönheit zu finden geſchickt iſt, breitet ihren feinen Witz, ſo zu reden, über ihren ganzen Kleiderputz aus, ſie beſitzt den rechten Grif, in der Kunſt, den guten Geſchmack zu zeigen.

Vielleicht könnte dasjenige, was ich Ihnen, meine Schönen, von der Wirkung geſagt habe, welche die

man-

mancherley Veränderung ihres Betragens in dem Herzen des Mannsvolks verrichtet, auch auf ihren Anputz gezogen werden. Nichts iſt fähiger unſere Liebe zu etwas neuen mehr zu rühren, als ihre Sorgfalt in Veränderung des Anzugs.

Dieſer Geſchmack an der Veränderung macht uns zwar ſo gar viel Ehre nicht, es iſt wahr: „Wir haben „nicht viel Recht übrig, das geſtehe ich willig zu. „Der Fehler iſt eben ſo abgeſchmackt als gemein. „Jedoch bleibt endlich die Schwachheit desjenigen, „dem man zu gefallen ſuchet, das ſicherſte Mittel ſich „beliebt zu machen.

Ich habe von den Vorzügen der Schönheit in faſt gar zu ſtarken Ausdrücken geſprochen, daß man meinen dürfte, als ſey dieſes das gröſte Verdienſt, ſo ich an dem ſchönen Geſchlecht in Betrachtung zöge. Man wird ſich aber ſehr irren. Die gröſten Schönheiten ſind nicht die rührendſten. Sie fallen wohl ins Geſicht, man bewundert ſie, öfters aber läßt mans auch bey der Bewunderung bewenden. Das Herz wird von Annehmlichkeiten gerührt. Insgemein entſtehet die Annehmlichkeit aus einigen unordentlichen Zügen, welche in einem Geſicht eine reizende Vermiſchung verurſachen. Ich gehe aber noch viel weiter, indem ich glaube, daß ein Frauenzimmer, ohne Schönheit, gar ſelten vergebens ſich bemühen wird, gefällig zu werden, wenn ſie mit einem richtigen Verſtand, mit einem wohlgeordneten Herz und aufgeweckten Humeur begabt iſt. Aus dieſen Eigenſchaften kan ſie eine Art der Schönheit ziehen, die zwar keinen ſo lebhaften Eindruck, als ein ſchönes Geſicht, machet, welcher aber dagegen weit ſtärker und dauerhafter bleibet. Thorheit iſt insgemein eine Begleiterin der

Schönheit. Es ſey nun, daß die Natur ihr Luſtſpiel mit Austheilung ihrer Gunſtbezeugungen treibet, oder daß ein ſchönes Kind bey allzugroſſem Vertrauen auf ihre Reizungen, ihren Witz und Verſtand verabſäumet. Sind wir bey dem Eintritt in eine Geſellſchaft von den Annehmlichkeiten einer ſchönen Weibsperſon gerührt, ſo wird man ſie ganz natürlicher Weiſe allen andern vorziehen, mit ihr in Unterredung zu kommen, da wird man aber oftmals von der erſten Narrheit, die ſie vorbringt, betrogen.

„Der Glanz der Schönheit verblendet, ja er läh-
„met öfters unſern Verſtand, daß alle Narrenspoſ-
„ſen, die aus einem ſchönen Munde gehen, richtig und
„zu Bonmots werden.„

Häufet ſich aber Poſſen auf Poſſen, ſo empfinden wir ein erbarmendes Mitleiden, daß wir ſo wenig Gehirne in einem ſo ſchönen Kopfe antreffen, und alles, was die Narrheit häßliches an ſich hat, ſcheinet ſich ſodann mit dem äuſſerlichen Anſehen dieſer ſchönen Närrin zu vermengen.

Werden wir endlich einer ſo eckelhaften Unterredung überdrüßig, ſo ſuchet man die Annehmlichkeiten des Verſtandes anderswo, und oftmals findet man dieſelben wider Vermuthen, mit einem wenig rührenden äuſſerlichen Anſehen verdeckt. Je länger unſere Unterredung dauret, ie mehr ſcheinet es, daß ſich unſere Augen nach und nach ausheitern, oder die Wolke, ſo die Annehmlichkeiten dieſer Perſon umzoge, unvermerkter Weiſe ſich zerſtreuet. Mit einigem Vergnügen ſpüren wir, wie ſie die artigen Dinge, ſo wir derſelben zu verſtehen geben, ſchmecket, und unſere Eitelkeit vergnügt ſich mit ihren Einſichten. Bald kön-

nen

nen wir ihren Umgang nicht wohl mehr entbehren, und ein Frauenzimmer, ſo ſich der Eigenliebe eines Mannes ſo unentbehrlich zu machen weiß, darf nicht lange auf die völlige Liebe warten.

XXIII.

Vorſicht des Frauenzimmers den Verluſt ihrer Liebhaber zu vermeiden *.

Ich wende mich wieder zu Ihnen, meine Schönen. Mir iſt bekannt, daß mein guter Rath, den ich Ihnen zu ertheilen mir die Freyheit genommen, bey Ihnen ſtat gefunden habe. Dieſer Beyfall muntert mich auf, mich noch weiter zu verſuchen. Ich würde auch unrecht thun, wenn ich vor das Publicum ſchreibe, und nicht dann und wann der liebenswürdigſten Helfte deſſelben zuſprechen ſollte.

Sie erinnern ſich vielleicht noch, daß ich Ihnen mit einigen Nachrichten gedienet, dem Verdruß, welchen Ihnen der Verluſt Ihrer Liebhaber verurſachen möchte, aus dem Wege zu gehen. Meine Betrachtungen ſind dießfalls noch nicht erſchöpft. Hier finden Sie noch einige, die ich nicht zu überſehen bitte.

Sobald Sie ſich des Herzens eines Liebhabers verſichert zu ſeyn vermeinen, unterlaſſen Sie faſt niemals eine Ergebenheit von ihm zu verlangen, die einer Sclaverey beykommt. Niemals ſind Sie mit ihrem Verdienſt beſſer zufrieden, als wenn Sie einem armen Mann ihre Herrſchaft und ſeine Unterwürfigkeit

*) L. Bagatelle.

keit zu empfinden geben. Sie verlangen im hohen Ton, daß Ihr Wille durchaus die Richtſchnur des ſeinigen ſeyn ſoll, und es wird Ihrer Meinung nach, für ein Laſter der beleidigten Zärtlichkeit gehalten, wenn man Ihren Eigenſinn nicht als ein Geſetz beobachtet.

Vergeben Sie mir, meine Schönen, daß ich dieſer allzuſtrengen und ſchweren Herrſchaft eine Empörung vieler Herzen ankündigen darf. Man iſt der Unterwürfigkeit von Natur gehäßig, und der Verſtand denkt natürlicher Weiſe auf ſeine Freyheit. Sobald Sie dieſer Liebe zur Freyheit, die dem Menſchen weſentlich iſt, die Stirne bieten, ſobald belegen Sie ihre Herzen mit Qvaal und Zwang; eben ſo geſchwind aber treten dieſelben wieder aus einem gewaltſamen Zuſtand, damit ſie wieder zu ihrer natürlichen Freyheit gelangen.

Dergleichen Betragen, ſo ſie mit ihren Liebhabern vornehmen, ziehet ſeinen Urſprung aus dem Begriff der Ehrfurcht und des Reſpects, welche ihr Geſchlecht insgemein von dem unſrigen zu fordern, das Recht zu beſitzen ſich einbildet. Man wird Ihnen dieſes Vorurtheil, ohne Ihnen ein wenig wehe zu thun, ſchwerlich benehmen können. Allein der Nutzen, den man von der Vernunft ziehet, iſt meiſtentheils mit einigen Widerwillen vereinbaret, und es geht nicht ganz ohne Widerwärtigkeit ab, bis man zu der Glückſeligkeit gelanget, der übelgegründeten Gedanken, ſo die Beurtheilungskraft umnebeln, los zu werden.

Ey mit welchem Recht, meine Schönen, verlangen Sie wohl, daß eine Mannsperſon mehr Ehrerbietung für Ihr Geſchlecht, als für das ſeinige haben ſoll? Mit

Mir ſind nur vier Arten der Ehrerbietung bekannt. Man nennet Reſpect, die Erniedrigung, ſo man denenjenigen ſchuldig iſt, ſo höher im Rang, als wir ſelbſt ſtehen. Dieſen Namen leget man auch der Verehrung eines höhern Verdienſts bey. Man giebt ihm auch der Hochachtung gegen Perſonen, die ihrer Jahre wegen ehrwürdig ſind. Man heiſſet endlich auch Reſpect, wiewohl in uneigentlicher Bedeutung, gewiſſe Achtungen, ſo man für die Schwachheiten des Verſtandes derer bezeugt, mit denen man umgehet; und auf dieſe Art trägt man Reſpect gegen Kinder, gegen blödſinnige Leute.

Sie können allerdings auf die erſtern beyden Arten vom Reſpect Anſpruch machen, dieſes ſtehe ich allerdings zu. Es geſchiehet aber nicht in Betrachtung der Eigenſchaft der Weibes, ſondern in Anſehung der Perſonen vom Range, und vom Verdienſt. So viel den Reſpect gegen das Alter und die Schwachheit betrift, glaube ich gewiß, daß ſie darauf willig und gerne Verzicht thun werden. Sie würden auch den Reſpect allzutheuer bezahlen, wenn er ihnen ihre Jugend oder ihren Verſtand koſten ſollte.

Ich laſſe Ihnen, meine Schönen, alle Gerechtigkeit wiederfahren, wenn ich glaube, daß der Irrthum, darinne ſie ſich über die von uns verlangte Verehrung befinden, nicht ſowohl von einer verkehrten Gedenkensart, als von der Auffführung ihrer Liebhaber herkommt. Da ſie ihr Herz nicht durch Verdienſte gewinnen können, ſuchen ſie durch den Weg der Schmeicheley in daſſelbe zu dringen, und weil ſie ihnen die feine einem rechtſchaffenen Mann anſtändige Zärtlichkeit, nicht zu bezeugen im Stande ſind, wollen ſie ſich

durch

durch eine niederträchtige Unterwerfung deshalb ſchadlos ſtellen.

Ich bilde mir auch noch feſt ein, daß ihnen die Leſung der Romanen hierbey ſehr ſchlechte Dienſte erweiſet. Die Helden, mit denen ſich ihre Einbildung gar zu gemein machet, tragen insgemein den Character der Blödſinnigkeit an ſich, und ihre Achtung gegen das ſchöne Geſchlecht bricht endlich gar in eine Narrheit aus, ſie haben ihnen alſo in den Kopf geſetzt, daß ſich alle Männer nach dergleichen unartigen Muſtern formen müſten.

Meine Vernunftſchlüſſe gehen nicht dahin, ihre Liebhaber von ihrer gegen Sie gewöhnlichen Verehrung abzuführen. Dieſes würde, ich weiß es gar wohl, ein vergebliches Unternehmen ſeyn. Die Vernunft wird mit aller ihrer Stärke ein von Ihren Reizungen bezaubertes Herz niemals an ſich zu ziehen vermögend ſeyn. Ich bemühe mich nur, Sie zu überreden, daß Sie die Herrſchaft, ſo Sie über einen Liebhaber erhalten haben, dergeſtalt ſorgfältig behaupten mögen, damit er behindert werde, ſich derſelben über Sie zu bemächtigen. Der Menſch haſſet, wie ich nochmals wiederhole, von Natur alle Knechtſchaft. Gar ſelten aber hat er Stärke des Verſtandes gnug ſeiner Liebe zur Freyheit mit ſeiner Aufführung Gnüge zu thun. Aus Nachläßigkeit und Mangel hinlänglicher Verſtandeskräfte unterläßt er, ſein eigner Herr zu ſeyn: Vielmehr vertritt eine willige Knechtſchaft, ein ungezwungener Gehorſam bey ihm einigermaſſen die Stelle einer unabhänglichen Freyheit.

Es gereichet dannenhero zu Ihrem groſſen Vortheil, daß Sie das Herz ihrer Liebhaber mit der zärtlichſten

Geſchicklichkeit zu leiten und zu führen wiſſen, damit ihr Joch verdeckt bleibe, und indem ſie alle ihre Handlungen nach Ihrem Willen einrichten, ſie nicht anders meinen, als ob ſie nur der Neigung ihres eignen Herzens folgten. Auf dieſe Weiſe wird Ihr Joch ſanft und dauerhaft werden, da es hingegen ſonſt ſo lange nicht nachhalten dürfte, wenn es zu hart und ſtrenge wird.

Dieſes möchte gnug ſeyn, wie mich dünket, in Anſehung ihrer Aufführung gegen Liebhaber, die ihnen nicht unangenehm ſind. So viel die andern betrift, welchen dieſes Glück nicht zu Theil worden iſt, muß ich bekennen, daß mich öfters die Art ihres Verfahrens mit dieſen armen Schaafen geärgert hat. Insgemein machen ſie ſich eine Luſt draus, ihre Zärtlichkeit mit freundlichſten Blicken und mit ſtarker Hofnung abzufüttern, dieſes Verfahren bringt ihnen auch eine zahlreiche Hofſtat zuwege, die ihrer Eitelkeit aufs angenehmſte ſchmeichelt.

Allein, wie gedenken ſie wohl, daß dieſes Betragen einem zärtlichen Liebhaber anſtehen ſoll, der ihnen ſeine völlige Zärtlichkeit widmet, und natürlicher Weiſe auf ihre ganze Zärtlichkeit gerechten Anſpruch machet? Ihre Verſicherungen müſſen ihm allezeit verdächtig vorkommen, und er darf niemals auf die rührendſten Merkmale, die ſie ihm von ihrer Hochachtung bezeugen, ſichern Staat machen. Eine gemäßigte Eiferſucht unterhält die Liebe, und macht ſie lebhaft: Ein allzuſtarker Eifer hingegen, der eine nothwendige Wirkung der Coqvetterie ſeyn muß, verändert über kurz oder lang die zärtlichſte Paßion in eine tiefe Verachtung.

Andere unter Jhnen finden ihr Vergnügen, ihren Liebhabern übel zu begegnen, die doch ohnediß durch ihre unglückliche Zärtlichkeit elend gnug ſind. Ich habe wohl eher gehört, daß Damen, ohne groß Weſens zu machen, ſich haben verlauten laſſen, ſie fänden das gröſte Vergnügen, wenn ſie einen Haufen unglückſelige Anbeter in Kummer und Verdruß ſchmachten ſähen. Dergleichen Meinungen ſind nicht edelmüthig. Gütige Holdſeligkeit iſt die liebenswürdigſte unter allen Tugenden; und wenn ich glaube, daß ein Frauenzimmer verpflichtet iſt, denjenigen, die ſie nicht lieben können, alle Hofnung zu benehmen, ſo halte ich auch davor, daß ſie weder Zorn noch Verachtung gegen ſie müſſen ſpüren laſſen. Bilden Sie ſich doch ja nicht ein, meine Schönen, daß dergleichen übel angebrachtes ſtrenges Verfahren Jhrem Liebhaber, den Sie am günſtigſten ſind, woferne er ein rechtſchaffener Mann iſt, angenehm fallen ſollte. Vielmehr muß es ihn antreiben, ſeine Hochachtung gegen Sie zu mindern. Er kan ſie ja nur gegen die ſchönſten Eigenſchaften hegen, auch nicht anders, als wenn ſie mit einem großmüthigen menſchenfreundlichen Herz verbunden ſind.

Jch finde Urſache zu befürchten, dieſe Betrachtungen, ſo ich hier angebracht, möchten nicht die Eigenſchaft haben, Jhnen zu gefallen. Man ſpricht, daß ein Sittenlehrer bey Jhnen nicht gar zu willkommen ſey. Wir wollen von etwas anders ſprechen.

XXIV. Un-

XXIV.

Urſachen der ſonderbaren Zuneigung des ſchönen Geſchlechts gegen die Kriegsleute*.

Nichts iſt lächerlicher, als einen Schriftſteller der alten Zeiten tadeln, daß er denenjenigen, die er abſchildert, andere Sitten und Gebräuche zutheilet, als der Gebrauch unſerer Zeiten uns allein für gut oder als die beſten vorſtellet.

Die Helden nach der Mode unſerer Zeit führen ein prächtig ſchimmerndes Rüſtzeug mit einem zahlreichen Gefolg. Ihre Tafeln ſetzen uns durch das koſtbare Geräthe und die niedlichen Speiſen in Verwunderung. Wenn man ihnen die Hochachtung bezeugen will, reichet man ihnen mit Edelgeſteinen reich beſetzte Degen, oder andere koſtbare Jubelen von hohem Werth zum Geſchenk. Alles dieſes kommt uns groß und prächtig vor, wir würden aber unrecht thun, wenn wir daraus eine Urſache ziehen wollten, uns über die Helden des Alterthums aufzuhalten, deren Ruhm durch dergleichen fremden Glanz nicht verherrlichet wurde.

Die Schriftſteller, ſo von ihnen reden, machen groß Prahlens davon, wie wohl ſie ſich auf Beſtellung ihrer Küche verſtanden haben. Ortolanen, Phaſanen, Rebhüner ſahe man auf ihren Tafeln bey groſſen Gaſtmahlen nicht. Die ſtatlichſten Geſchenke, womit man ihre Tapferkeit beehrte, beſtanden in Rindern zur Feldarbeit,

*) LXXXV Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

arbeit, in kupfernen Keſſeln, und anderm dergleichen Hausgeräthe.

Dieſe Schriftſteller, welche uns die groſſen Männer derſelben Zeiten abbilden, könnten die Sitten der zukünftigen Zeit nicht voraus ſehen, wir können ſie daher nicht richten, und mit Recht und Billigkeit vor den Richterſtuhl unſerer Schwelgereyen ſtellen.

Darinne können ſie aber unſerm Tadel nicht entgehen, wenn ſie uns das menſchliche Herz abſchildern, und eine andere Vorſtellung davon machen wollten, als wir die Beſchaffenheit des unſrigen und unſerer Zeitgenoſſen empfinden; geſchiehet dieſes, ſo kan man ſie dreiſte für ſchlechte Mahler erklären. Uiberhaupt iſt der Menſch ganz unwandelbar, und in ſeinen Empfindungen und Neigungen immer einerley. Er iſt von je her eitel, hochmüthig, herriſch, und zum Vorzug vor ſeines gleichen geneigt geweſen, und wird dieſes auch bleiben, ſo lange Menſchen ſind. Dieſe Eigenſchaften haben ihren Grund in ſeiner Selbſtliebe, und werden ihm natürlich zu bleiben nicht eher aufhören, als bis er an ſich ſelbſt keinen Wohlgefallen mehr haben wird.

Es giebt ſo gar auch Neigungen, deren Verbindungen mit den Empfindungen des menſchlichen Herzens ſo leicht nicht entdeckt werden können, die man aber doch allezeit an ihm bemerket. Es iſt, zum Exempel, gar nichts neues, daß das Frauenzimmer ſo groſſe Neigung zu den Soldaten trägt, man findet von dieſem tollen Geſchmack Spuren genug in den Schriften der älteſten Autoren. Bey dem Homer war Briſeis in den Achilles herzlich verliebt, ob ſie gleich durch

ſeine

ſeine Waffen Vaterland, Eltern, Bruder, ja ſo gar ihren Bräutigam ſelbſt verlohren hatte. Achilles war aber ſchön, und was noch mehr geredt, ein Kriegsmann. Dieſer letztern Eigenſchaft konnte ſie ohnmöglich Widerſtand thun, und derjenige, durch welchen ihr ganzes Geſchlecht ausgerottet worden, nahm in ihrem Herze die Stelle ihres ganzen Geſchlechts wieder ein. Eben dieſe Wahrheit wird noch deutlicher unter der Fabel von dem Mars und der Venus vorgeſtellet. Sie iſt ſehr alt, und ohne Zweifel erdacht, die uralte Schwachheit des ſchönen Geſchlechts gegen die Verwüſter des menſchlichen Geſchlechts lächerlich zu machen.

Wem iſt nun wohl dergleichen wunderbare Neigung zuzuſchreiben? Dieſes furchtſame Geſchlecht zittert bald bey dem geringſten Anſchein einer Gefahr. Der Anblick eines Gefechts kan ein Weib ohnmächtig machen, es glaubet auch wohl ſelbſt, daß es die Wohlanſtändigkeit erfordere, bey einem ſo unangenehmen Schauſpiel hinzuſinken. Indeſſen iſt doch das ſchöne Geſchlecht mit aller Hochachtung gegen diejenigen völlig eingenommen, die das Handwerk treiben, ſich ſo oft im Blute zu baden, als ihnen die Gelegenheit vorſtehet. Mord und Todtſchlag iſt ihm entſetzlich, und gleichwohl nichts angenehmer, als die Urheber von Morden und Erwürgen.

Leute, die ſich anſtellen, als ob ſie mit der Auflöſung des ſchönen Geſchlechts gar bald fertig werden könnten, werden ſich geſchwind aus dieſer Verwirrung ziehen. Der Frauen Herz, werden ſie ſprechen, iſt über und über der gröſte Widerſpruch von der Welt: Nichts iſt unauflöslicher, als ihre Gedenkensart und die allerlebhafteſte Scharfſinnigkeit verwickelt ſich in

das Labyrinth ihrer Leidenſchaften. Ich meines Orts, der ich weit geneigter bin, dieſen artigen Kindern Gerechtigkeit zu ertheilen, kan mich mit dergleichen allgemeinen Gründen nicht abſpeiſen laſſen. Vielmehr finde ich eine beſonders nähere und weit wahrhaftere Urſache in der Furchtſamkeit des Frauenzimmers ſelbſt, die ſie doch von einer ſo zärtlichen Gemeinſchaft mit Kriegsleuten abzuhalten ſcheinen ſollte.

Jemehr ſie die Gefahr erſchrecket, ie höher ſchätzen ſie die Profeßion, aller Gefahr mit Standhaftigkeit entgegen zu treten, als eine der Seelen recht mühſame Stärke. Forſchen ſie in ihren Empfindungen herum, ſo finden ſie nichts, als eine ausſchweifende Zaghaftigkeit; dannenhero bewundern ſie den Muth dererjenigen um ſo weit mehr, welche die Annehmlichkeit der Ruhe und die Liebe zum Leben dem Ruhm aufopfern, welchen man erwirbt, wenn man alle Tage dem Tod Trotz bietet, ihn mit feſtem Fuß erwartet, oder gar entgegen gehet. Das iſt aber noch nicht alles. Ein tapferer Muth iſt gemeiniglich der Character eines erhabenen Gemüths und edlen Herzens. Zaghaftigkeit hingegen iſt meiſtentheils mit verächtlichen und niederträchtigen Gedanken vergeſellſchaftet: Sie hat in kriechenden und zu keiner Ehre ſich aufſchwingenden Gemüthern ihren Aufenthalt, es iſt auch von einem Herze nichts zu erwarten, welches die Ruhmbegierde nicht aus ſeiner Trägheit zu reiſſen fähig iſt. Ein verzagter Kerl iſt allen Menſchen ein Gräuel, niemand gehet gerne mit ihm um, und man beſorgt, von ſeiner Schande mit angeſteckt zu werden, wenn man die geringſte Gemeinſchaft mit ihm haben würde.

Ein

Ein Frauenzimmer iſt gemeiniglich äuſſerſt aufmerkſam auf alles, was ihre Eitelkeit angehet. Es mag ein Liebhaber auſſer dieſen die liebenswürdigſten Eigenſchaften haben, ſo wird es doch meinen, ſeine reizenden Annehmlichkeiten durch die Eroberungen eines nicht ſo hoch geachteten Menſchen zu vermehren. Anderer Seits iſt für ihren Hochmuth nichts ſchmeichelhafter, als wenn es einen ſo unerſchrockenen Mann gegen ſeine Verdienſte ſo tiefgebeugt vor ſich ſiehet, der doch ſonſt gewohnt iſt, alle Hinderniſſe zu überwinden, die ſich ſeinem Muth entgegen ſtellen. Unaufhörlich wünſcht die Schöne ihren Annehmlichkeiten Glück zu einem ſo herrlichen Triumph, und glaubet ganz gewiß, ſie habe den Ruhm desjenigen ſich allein zuzuſchreiben, den ſie in ihre Feſſeln geleget hat. Der trotzige Sinn, der zur Zärtlichkeit gebracht iſt, die Standhaftigkeit, ſo da weichet, der ſtolze Muth, der ſich ſchmieget und flehentlich bittet; ſehet, dieſes ſind die angenehmſten Opfer, welche der erhabenen Meinung von ihren Treflichkeiten gebracht werden können.

Dieſer Rechnung nach, ſollte man wohl ſagen, das ſchöne Geſchlecht müßte alle wackere Leute lieben, ſie möchten Soldaten ſeyn oder nicht. Wahr iſts auch, daß der Muth dem Frauenzimmer an allen Arten von Gegenſtänden herzlich wohl gefällt. Allein er ſchimmert ihm weit beſſer von denjenigen in die Augen, die ſich darzu beſtimmt haben, unaufhörliche Zeichen ihrer Unerſchrockenheit ſehen zu laſſen, die bey allen Feldzügen neue Lorbeern einerndten, und in unausgeſetzter Arbeit begriffen ſind, ihren Ruhm zur Vollkommenheit zu bringen.

Sehet, dieſes ſind die Gründe, welche auch gewiß dem ſchönen Geſchlecht keine Unehre machen; ich will aber auch noch andere anführen, die ihm zwar ſo ſehr nicht gefallen werden, welche aber auch zu verſchweigen meine Redlichkeit nicht geſtattet.

Es giebt gar zu viel Frauenzimmer, die ſich nur einzig und allein von dem Soldatenſtaat fangen, und von dem ernſtlich geſetzten Anſehen blenden laſſen, welches der Krieg den Söhnen des Mars gar ſelten zu verſagen pfleget. Wie hätte ſich, z. E. Calliſte wider das Anſehen des Alidors verwahren mögen, wenn er in einer prächtigen Kutſche nach Hofe gefahren kommt. Sein ſcharlachen Kleid ſticht nur hier und da ein wenig unter den goldenen Borden hervor, mit denen es überzogen iſt. Unterm Arm trägt er den zerknauſchten Hut. Seine kleine Perücke ſteht der Qveere auf einem Ohr, und halb guckt der kahle Kopf heraus. Er liegt in ſeinem Wagen mit einer edelmänniſchen Gleichgültigkeit, und ſtemmet die Füſſe auf die darinne befindliche Hütſche, als wollte er den neugierigen Zuſchauer ſeine ganze Geſtalt von oben bis unten ſehen laſſen. Dabey ſingt er ein klein Modeliedgen überlaut, und ſchlägt den Tact mit der Hand darzu. In der linken hält er eine Tabackdoſe, die er bey ieder Priſe verändert, daß er auf ſolche Art, in einer halben Stunde, acht bis zehen verſchiedene Tabacksdoſen herauszihet. Sehet, dieſes ſind Dreyviertel ſeiner Verdienſte, darauf iſt er auch ſo ſtolz, als ob in einer ieden dieſer Büchſen eine gute Eigenſchaft verwahrt zu ſeyn ſchiene. Ohne Zweifel werdet ihr ihn, Calliſte, auf eben dieſe Art betrachtet haben, ihr habt auch gute Urſache darzu. Eine von dieſen Doſen enthält lauter Weisheit, die andere Witz, eine drit-

te

ſe Beſcheidenheit, dieſe, Gemüthserhabenheit, jene, Treue. Noch eins, Calliſte, ihr konnt euer Herz einem ſo ſeltſamen Manne nicht verſagen: Ich wollte euch vielmehr rathen, ſeinen Seufzern noch vorzukommen, und ihm die Mühe zu erſparen, die ſich Liebhaber von gemeiner Art geben müſſen, ihre Schönen geſchmeidig zu machen.

Man kan noch ſprechen, daß die Kriegsleute Fehlern unterworfen ſind, die ungemein viel beytragen, das Herz der Schönen zahm zu machen. Der Character ihres Handwerks breitet ſich über alles ihr Betragen aus, ſo ſie gegen das ſchöne Geſchlecht bezeugen. Es hat etwas von dem Cavaliertrotz, welcher der Verachtung nahe kommt. Man glaube ja nicht, daß ſie dieſes gehäßig oder unerträglich machen ſolte. Ey, hat ſich wohl. Das Frauenzimmer vereiniget gemeiniglich einen trotzigen Hochmuth mit dem verzagten und furchtſamen Temperament. Begegnet man ihnen trotzig, ſo hat der zaghafte Theil in ihnen ſein Spiel. Sie werden euch gewiß mit Ehrerbietung betrachten, lauter Freundlichkeit, Gefälligkeit, angenehme und ſchmeichelhafte Manieren blicken laſſen.

Werdet ihr euch aber Gewalt anthun, ihren Hochmuth durch ehrerbietige Gefälligkeit auf eure Seite zu bringen, ſo werden alle eure Blicke, eure bis zur Abgötterey getriebene Erniedrigungen, eure demüthige Vorſichten, ihnen auf einige Art zu mißfallen, ihren zaghaften Sinn muthig machen, und ihnen völlige Freyheit geben, ihren ganzen Hochmuth auszulaſſen. Gegen euch werden ſie ſich für Goetheiten anſehen, und alle eure Sorgfalt, eure ängſtliche Bekümmerniß werden ihnen mit einem freundlichen Blick oder Lächeln,

theuer genug bezahlt zu ſeyn ſcheinen. Ihr werdet gewiß noch darzu vom Glück zu ſagen haben, wenn ihr nicht alle Tage mit der unerträglichſten Verachtung kurtz gekerkert werdet, und ſie ſich noch aus den Mienen, die ſie euch anthun, keine Luſt machen. Mit einem Wort, unter uns geredt, die meiſten Schönen erheben ſich über denjenigen, nach dem Maaß, als ſich derſelbe unter ſie ſchmieget. Vor dem, der ihrem Hochmuth trotzig widerſtehet, erniedrigen ſie ſich, und das allerſicherſte Mittel, einige Gnade zu erhalten, iſt, daß man dieſelbe nicht verdienet.

Das Mannsvolk mag ſich ja nicht über die ſchlimme Abbildung, ſo ich hier von dem Frauenzimmer geſchildert habe, unter welchen noch gar viele vorhanden ſind, die dergleichen ausſchweifende Meinungen verabſcheuen, nicht groß machen. Wir bleiben dem ſchönen Geſchlecht an tollem Unſinn wahrhaftig nichts ſchuldig, und den Narrheiten des Frauenzimmers ſehen die Narrheiten des Mannsvolks eben ſo gleich, als ein Ey dem andern.

Wenn mir Leute auf der Gaſſe begegnen, die ich nicht grüſſe, ſo wecken ſie mich mit ihrem gantzgehorſamſten Diener aus meiner Zerſtreuung auf, und machen mich mit ihrer Höflichkeit, wegen meiner Unbeſcheidenheit, ſchamroth. Sie bilden ſich dabey gleich ein, ich hielt mich höher, als ſie ſind, und erwartete ihre Ehrerbietung, ſie begehen die Schwachheit, meiner Einbildung nachzugeben, und bezeugen mir die Hochachtung, die mir ihrer Einbildung nach, gehöre. Will ich ein ander mal meinen Fehler verbeſſern, und treff ſie an, ſo ziehen ſie den Huth ſo gravitätiſch ab, wie ein ehrwürdiger Mann thun könnte, und als ob ſie

mir

mir eine beſondere Gnade wiederfahren lieſſen, wenn ſie die Schuldigkeit, ſo ich ihnen bezeuge, annähmen. Sodann denken ſie, ich müßte ihres Vorrangs und meiner Niedrigkeit wohl überzeugt ſeyn. Auf ſolche Art kan ich mit meinem anſcheinenden Hochmuth und mit meiner vermeinten Demuth den Wahn, den ſie von mir und ihnen hegen, nach meinem Belieben lenken und wenden. Wieder auf die Kriegsleute zu kommen. Sie begegnen dem Frauenzimmer Cavaliermäßig, haben überhaupt keine gar zu vortheilhafte Meinung von ihrer Weisheit, und öfters verkürzen ſie ſich im Sommer die Zeit mit dem Geſchäft, die Ehre der Schönen durchzuhecheln, denen ſie im Winterqvartier die Aufwartung gemacht haben. Dieſe groſſe Verachtung gegen das ſchöne Geſchlecht wird ihnen oftmals als ein Verdienſt angerechnet.

Ein Liebhaber, der ſich von der Tugend ſeiner Geliebten eine hohe Einbildung macht, bemühet ſich, durch ſeine Sorgfalt, Gefälligkeit, Dienſte, Beſcheidenheit, Beſtändigkeit einige Gunſtbezeugung zu erwiſchen; allein er muß nur immer am Rand des Topfs bleiben. Seine Zaghaftigkeit iſt mit der Furchtſamkeit ſeiner Schönen herzlich ſchlecht gepaaret, und ſie würde ihm, wenn ſichs nur ſchickte, gerne den guten Rath geben, den Helena dem Paris in den Verſen des Ovidius mittheilte:

Was nicht anders, als durch Zwang erlangt werden kan, darzu hilft keine Beredtſamkeit.

Die furchtſame Schamhaftigkeit einer jungen Schönen will zu ihrer Luſt mit Gewalt getrieben ſeyn.

Die Herren Officiers haben ſolcher Nachrichten gar nicht nöthig, ſie nehmen ſich die Mühe nicht, eine Feſtung

ſtung, die ſich ihrer Meinung nach, ſchlecht vertheidiget, mit groſſer Weitläuftigkeit anzugreifen: Sie dringen tapfer ein, und meinen ſie auf den erſten Sturm zu erobern, öfters haben ſie auch das Glück zu triumphiren.

XXV.

Die Schamhaftigkeit und Unverſchämtheit *.

Die Schamhaftigkeit iſt auſſer allen Zweifel eine dem Menſchen höchſt nothwendige Eigenſchaft, daß es faſt unmöglich fällt, ohne dieſelbe, ſich weislich aufzuführen.

Ich weiß wohl, daß es eine falſche Scham gebe, welche, ohne vernünftige Bedachtſamkeit, die Menſchen nur lächerlich, öfters auch gar laſterhaft machet. Hier aber rede ich von einer beſſer anzuwendenden Schamhaftigkeit. Dieſe hat iederzeit einen aufgeklärten Verſtand zum Führer, und iſt die Wirkung einer nicht verwerflichen Eitelkeit, welche in uns eine Furcht erwecket, wir möchten uns durch eine alberne oder laſterhafte Aufführung die Spötterey oder Verachtung unſers Nächſten zuziehen. Sie macht den Character eines feinen Gemüths, flöſſet uns ein löbliches Mißtrauen in uns ſelbſt ein, und erwecket in uns eine Sorgfalt auf alles unſer Thun und Laſſen. Macht ſie nicht allezeit einen durchaus rechtſchaffenen Mann, ſo macht ſie doch einen ehrlichen Mann. Findet man ſich, ihres Beyſtands ohneracht, ſeine laſterhafte Leidenſchaften zu bezwingen unvermögend, ſo treibt

*) LXXXI Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

treibt ſie uns doch wenigſtens an, den äuſſerlichen Schein zu vermeiden, und verhindert uns ein böſes Naturell und laſterhafte Gewohnheiten aller Welt Augen unverſchämt vorzuſtellen.

Vormals war nichts ſchöner und löblicher, als dergleichen groſsmüthige Furcht, ſeines gleichen zu miſsfallen, und man betrachtete ſie, als ein gewiſſes Anzeichen aller groſſen Eigenſchaften, die einen Mann der Hochachtung würdig machen. Unglücklicher Weiſe iſt aber dieſe Tugend ſchon vorlängſt unbrauchbar und unter das alte Eiſen verworfen worden, daſs die edle Schamhaftigkeit, die Geſellin der wahren Verdienſte für eine bäuriſche Ungezogenheit gehalten wird. Man darf ſich aber nicht wundern, daſs die Unverſchämtheit über die beſcheidene Scham ſolchergeſtalt triumphiret hat, weil uns die Erfahrung vor Augen leget, daſs kein näherer und leichterer Weg, als dieſe laſterhafte Eigenſchaft zum Glücke führet. Die wahrhafte Urſache davon findet ſich in dem Betragen dererjenigen, welchen das Glück die Ausſpendung ſeiner Gnadengaben anvertrauet hat. Weit gefehlt, daſs ſie ſelbſt beſorgt ſeyn ſollten furchtſame Verdienſte auszuſpüren, damit ſie dieſelben in einen Rang ſtellen möchten, wo ſie aller Welt zum beſten glänzen könnten, ſo würdigen ſie dieſelben nicht einmal des Anſehens, wenn ſie ſich erkühnen hervor zu treten.

Meiſtentheils ertheilt man die Gnadenbezeugungen, um nur Friede zu haben. Bettelt ein Lumpenkerl um einen Dienſt, und man weiſet ihn heut mit der äuſſerſten Verachtung ab, morgen ſteht er ſchon wieder da: Das iſt der Schlendrian. Ein groſſer Herr darf ſich nicht ſicher getrauen in ſeine Wohnung zu treten oder heraus zu gehen. Das erſte Geſicht,

ſo ihm unter Augen kommt, iſt der Dienſtbettler. Sobald der Kutſcher den Ruck thut, ſchleicht ſich der Lumpenhund durch ein Gäßgen, da ſteht er ſchon wieder am Hof bey dem Flügel der Kutſche. Man ſollte denken, der Kerl beſäß das Geheimniß ſich in verſchiedene Orte zu zertheilen, und die Art und Weiſe, mit welcher er ſich allenthalben zeiget, wo er ſein Gewaltjagen nach der Gunſt anſtellt, iſt der Geſpenſtererſcheinung ganz ähnlich. Unermüdet, einerley Bitte funfzigmal vergebens zu wiederholen, reichen noch darzu ſeine tiefen Beugungen an allen Orten Bittſchriften für ihn ein.

Der groſſe Herr mag endlich böſe werden wie er will und ihn nach Belieben ausſchmzen, der Unverſchämte iſt feſte, es haftet nichts an ihm, es ſind Meerewellen die an einen Felſen ſchlagen und abprallen. Was iſt mit dem Kerl anzufangen? Man kan nicht mehr, man iſt abgemattet; man giebt ihm, was er haben will, damit man nur des verdrießlichen Anblicks dieſes Fratzengeſichts los wird.

Der rechtſchaffene Mann hingegen, welcher ſeinen Rechtsanſpruch mit ſittſamer Furcht angebracht hat, unterſteht ſich nicht noch einen Verſuch zu thun, wenn er die geringſte Kaltſinnigkeit an ſeinem Patron erblicket. Er läßt ſich nicht mehr ſehen, warum ſollte man ihm ſein Recht wiederfahren laſſen? Er macht nicht ein wenig Lärm, er ſtört keinen Menſchen in der Ruh. Solchergeſtalt erhalten beſcheidene Leute nichts. Warum? ſie machen ſich nicht gehäßig. Unverſchämten erweiſet man die Gnade, eben deswegen, weil man ihnen ſpinnenfeind iſt und ſie nicht vor den Augen ſehen kan.

Doch

Doch iſt dieſe Art der Unverſchämtheit ſchon ein wenig aus der Mode gekommen. Man hat ſich anietzo über dieſes niederträchtige Laſter höher geſchwungen. Man macht ſich eine Ehre daraus unverſchämt frech zu ſeyn, und pralt noch darmit. Die einzige Sache, deren man ſich noch ſchämt, iſt, daß man einiger Scham und Scheu fähig ſeyn ſollte.

Vor einiger Zeit iſt mir ein ſehr ſcheinbares Beyſpiel zu Augen und Ohren gekommen, daran ich niemals gedacht haben würde. Der Regen überfiel und nöthigte mich, in das nächſte Caffehaus einzutreten, wo ich verſchiedene junge Herren fande, die mit der rechten Miene derer Officiers ausgerüſtet waren, welche, der Kriegszucht unſerer Zeit ſey es gedankt, die Winterquartiere immer zum voraus beſetzen. Ich ſage, ſie hatten die Miene. Denn anietzo ſiehet man alles Volk, bis auf die Schreiber in Gold und Scharlach gehen. Die Kleidung verwirrt den Rang gewaltig, an ſtat ſie ihn unterſcheiden ſollte. Dieſe jungen Stutzer ſprachen vom Frauenzimmer, die ſie alle nach dem Character derjenigen ausmaßen, mit denen ſie vielleicht den meiſten Umgang haben. Boileau ſagt lächelnd von erbaren Frauenzimmer:

Mir ſind in ganz Paris nicht mehr als drey bekannt,
Die ich auch rühmen könnte.

Sie glaubten ihres Orts ſteif und feſt, es wär nicht eine auf der weiten Erde anzutreffen. Unter andern riſſen ſie die Reputation einer Perſon, deren weiſe und vernünftige Aufführung alle Welt rühmet, häßlich herunter. Der dümmeſte unterm Haufen platzte heraus, dieſe vermeinte Veſtalin war gar nicht geſchickt, das heilige Feuer zu bewahren. Der Herr .... ſtehet treflich wohl mit ihr, fuhr er fort, und wird von

ihr

ihr beſonders in geheim wohl belohnt für die Kaltſinnigkeit, ſo ſie ihm in Gegenwart anderer Leute beweiſet.

Ein mit mehrer Beſcheidenheit als die andern gekleideter junger Menſch, der dieſe Reden mit einer ganz gleichgültigen Miene anhörete, fragte dieſen Lobredner des ſchönen Geſchlechts, auf was Art er doch von dem guten Glück dieſes genannten Liebhabers ſo wohl benachrichtiget ſey? Mein unverſchämter Narr ſahe ihn über die Achſel an und antwortete ihm ganz trotzig: Das kan niemand beſſer als ich ſelbſt wiſſen, weil ich ein vertrauter Freund des Herrn .... bin, der mir alle Kleinigkeiten ſeiner Liebe offenbaret. Der andere, welcher unſern Petitmaitre auszuforſchen angefangen hatte, brachte ihn durch verſchiedene Fragen dahin, daß er die Abſchilderung des Liebhabers vollends nach allen Zügen machte, damit er ſich rechtfertigen wollte, er ſey ihm wohl bekannt, und er rede nichts in den Wind hin.

Dem andern entgieng die Gedult. Beym Henker, ſagte er, man muß ſchrecklich frech und unverſchämt ſeyn, ſolch Zeug vorzubringen! Ihr müßt wiſſen, daß ich derjenige bin, den ihr ſo von ohngefähr abſchildert, und ich würde in Verzweiflung kommen, wenn ich mit einem Menſchen von ſolchem Character, wie ihr ſeyd, nur einmal in meinem Leben, Umgang gehabt hätte!

Man kan ſich leicht vorſtellen, wie der Purſch verwirrt ſtutzte, den man auf ſolche verwegene Lügen ertappte, man wird aber ſchwerlich errathen, wie ſich derſelbe dabey aufführete.

Nachdem er denjenigen, der ihn ſo grob Lügen ſtrafte, ſtarr in die Augen ſahe, ſchlug er ein lautes Gelächter

ter auf, umarmte einen ſeiner Cameraden mit einer trotzigen Art: Welcher Teufel ſollte ſichs einbilden, daß ich mit dem Menſchen ſelbſt rede! Das iſt toll, ich will des Todes ſeyn, wenn einem Menſchen ein ſo luſtiger Streich iemals wiederfahren iſt. Nachdem er eine weile mit dergleichen närriſchen Reden und Lachen fortgefahren war, forderte er Karten und fieng an, ganz ruhig Lomber zu ſpielen.

Es ſcheinet, daß Deſpreaux dieſen häßlichen Character in ſeiner Satyre von der Ehre zum Augenmerk gehabt habe.

Ein ehrenloſer Narr denkt noch der Ehr zu trotzen.

In der That iſt es unbegreiflich, daß die Verderbniß des Menſchen von ſich ſelbſt in der unverſchämten Frechheit, davon ich geredet habe, ſo weit gehen ſollte. Man muß von einer falſchen Ehre ſtockblind gemacht ſeyn, daß man ſeinem Naturell die gröſte Gewalt anthut, zu einem ſo hohen Grad des Laſters und der Narrheit zu gelangen.

Wir wollen zugeben, daß alle nicht alle diejenigen, ſo man unter dem Namen Petitmaitre begreift, bis zu einem gleichen Grad des Laſters ſteigen; ſie ſuchen nicht alle ihren Ruhm in Schandthaten; ſie machen kein Handwerk draus, Taugenichte zu ſeyn; kurz ſie haben nicht alle der Schamhaftigkeit, als einer Ketzerey in der Artigkeit abgeſchworen. Dieſes iſt auch das verwerflichſte Gezüchte von Petitmaitres. Ich finde aber noch zwo Claſſen, denen man Unrecht thun würde, wenn man ſie mit der erſtern in eine Brühe werfen wollte.

Oftmals legt man dieſen Namen denenjenigen bey, welche zwar die Tugend nicht als eine Eigenſchaft betrach-

trachten, ſo ihnen Schande macht, dennoch aber es für ein Verdienſt halten, wenn ſie die Wohlanſtändigkeit beleidigen, für niemanden einige Achtung bezeugen, die anſtößigſten Wahrheiten frey heraus werfen, und mit einem Wort, ihre Aufführung ſo unangenehm machen, als es ihnen nur möglich iſt, damit ſie klugen und geſetzten Perſonen höchſt widerwärtig fallen mögen. Sie ſind mehr dumm als laſterhaft, und mehr grob und ungeſchliffen, als boshaft.

Es giebt noch eine Art von Petitmaitres, denen man aber dieſen Titel nicht in eigentlicher Bedeutung, ſondern aus Misbrauch zutheilet. Denn dieſe machen ſich eben keine Ehre daraus, allen Leuten verdrießlich zu fallen, ſie verachten auch die Reputation nicht, daß man ſie in der Geſellſchaft für erträgliche Leute anſiehet, thun auch keine Verzicht auf anderer Hochachtung. Sie ſind nur gar zu groſſe Sclaven von der Mode, ſie äffen alles nach, Kleidung, Gang, Ton und Stimme, wunderliche Gebehrden und Stellungen, das verwünſchte Geziere, welchem ſie im Herzen ſelbſt feind ſind. Ich würde unrecht thun, wenn ich ſie mit der andern zuſammen in einen Teig knetete. Doch würde ich ebenfalls unrecht handeln, wenn ich ſie nicht wegen ihrer lächerlichen Nachäffung tadelte. Könnte man wohl ſeine Einſichten übler anwenden, ſeinen Nutzen ſo vernachläßigen, daß man ſich zu einer Copey eines Urbildes machet, welches man ſo ſehr verachtet, als es zu verachten iſt? Man will für einen angeſehen ſeyn, der man doch nicht iſt, und verzweifeln würde, wenn man es wäre. Man ſtellt ſich mit freyem Willen der Verachtung rechtſchaffener Leute aus, welche alſofort eine lächerliche Kleidung, alberne Gebehrden gewahr werden, auf den erſten Anblick

aber

aber die vernünftige Gedenkensart und ein wohlgeordnetes Herz nicht ſehen können.

Man möchte einwenden, ich hätte die Petitmaitres immer zum beſten. Wer kan es aber laſſen: Eben ſie haben mir die Galle am erſten rege gemacht und mir die Feder in die Hand gegeben, die Thorheiten des Zeitlaufs anzugreifen. Wollte der Himmel, daß mein Verſtand den Bewegungen meines Herzens Gnüge thun; und meine Schreibart der Lebhaftigkeit des Abſcheues gegen dieſe unverſchämte Feinde der Tugend und des guten Vernunftſinns mit gleichen Schritten folgen könnte! Ich wollte ſie gewiß nach dem Leben ſchildern, daß man mit Fingern auf einen Menſchen zeigen ſollte, ſobald er ſich nur mit einem kleinen Hütchen, ſo mit einer breiten goldenen Borde eher verdeckt, als gezieret iſt, mit einem an den Leib gepreßten Kleid, darinne er erſticken möchte, und ihn nur halb bedeckt, mit einem feinen Hemd auf bloſſer Bruſt im härteſten Winter, und mit allem Rüſtzeug, ſo zu dem Character eines leibhaften Petitmaitres gehöret, öffentlich zeigen ſollte.

XXVI.

Von der Höflichkeit *.

Es iſt ausgemacht, daß eine ungehobelte grobe Aufführung die vortreflichſten Verdienſte lächerlich machen, eine ungezwungene Höflichkeit hingegen gemeinen Verdienſten Freundſchaft und Hochachtung zuziehen kan. Hieraus läßt ſich, ohne weitläuftige Unterſuchung ſchlieſſen, daß einem vernünftigen Mann nach dieſer Höflichkeit zu ſtreben höchſt nützlich und anſtändig ſey. Wer Einſicht hat, und menſchliche Empfindung fühlet, wird deutlich ſehen, daß die guten Eigenſchaften ſich nicht allein auf denjenigen beziehen, der ſie beſitzet, ſondern auch mit der Geſellſchaft und dem Umgang in der Welt eine Verbindung haben. Man muß mithin zugeſtehen, daß etwas ſchändlich grobes und cyniſches in dem Betragen ſolcher Weltweiſen anzutreffen ſey, die ſich aller Wohlanſtändigkeit, als einem beſchwerlichen Joche entledigen wollen. Von einer albernen Ehre berauſcht, konnen ſie ſich nicht einbilden, daß der Philoſophie vornehmſte Abſicht dahin gerichtet ſey, uns die Erfüllung der ſchuldigen Pflichten der Menſchheit beyzubringen, und unſern Umgang denenjenigen leicht und angenehm zu machen, mit welchen wir zu thun haben. Anderntheils iſt es nicht undienlich, ein wenig genauer von der Höflichkeit zu reden, und ſich etwas unverworrenere Begriffe davon zu machen.

Ich glaube, meines Davorhaltens, daß die wahre Höflichkeit, welche die Vernunft vorſchreibet und beſtätiget, nichts anders ſey, als eine Kunſt ſeine Gebehrden,

*) XLIX Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

behrden, Stellung und alle Handlungen nach dem Geſchmack anderer, ſo weit es die Tugend erlaubet, einzurichten.

Man wird in dieſer Kunſt ohne genaue Erkenntniß des menſchlichen Herzens, und der gebräuchlichen Sitten des Volks, unter dem wir uns aufhalten, nicht zu rechte kommen.

Hieraus ergiebet ſich, daß eine allgemeine und eine beſondere Höflichkeit vorhanden ſey.

Die erſtere gründet ſich auf die Vernunft, welche aus der Unterſuchung der Neigungen der Menſchen gewiſſe allgemeine Grundregeln ziehet, denenſelben gefällig zu werden. Sie findet ſich bey allen Völkern und allenthalben, wo man ſich der Vernunft und des Nachdenkens gebrauchet.

Die andere wird durch die Gewohnheit und durch den Gebrauch beſtimmt. Sie verändert ſich nach dem Geſchmack, nach der Leibesbeſchaffenheit, und den verſchiedenen Vorurtheilen einer Nation. Daher iſt die Franzöſiſche, die Spaniſche, die Italiäniſche u. d. g. Höflichkeit von einander unterſchieden. So viel die allgemeine Höflichkeit betrift, ſo bleibt ſie eben ſo feſt und unwandelbar, als die Vernunft ſelbſt, in der ſie ihren Grund hat. Aller Menſchen Herzen ſind von einerley Gemächte. In allen herrſchet die Selbſtliebe, die Eitelkeit beſitzet ſie alle, ſie ſind alle nicht geneigt, iemanden zu weichen, und verlangen alle, daß ihnen andere nachgeben ſollen. Allenthalben, wo man ſeine Meinung auf den Umſturz des Wahns der andern erheben will; wo man einen aufgeblaſenen Hochmuth zeiget; kurz, allenthalben, wo man die Verdienſte der andern ſchmälert, um nur die ſeini-

gen deſtomehr glänzen zu laſſen, daſelbſt wird man auch überall ſeinen Umgang unerträglich machen, und die Grundregeln der allgemeinen vernunftmäßigen Höflichkeit verletzen.

Bey iedes Landes beſondern Höflichkeit muß man ſich in Acht nehmen, daß man ſie nicht mit der allgemeinen, davon ich ietzo geſagt habe, verwirre. Man ſiehet leicht ein, daß ſie beyde nicht aus einer Qvelle entſpringen, noch weniger eine Gemeinſchaft zuſammen haben. Wird man dieſe Wahrheit nicht ſtets vor Augen haben, ſo verfällt man gewiß in eine recht gehäßige Auslachenswürdigkeit; man miſſet die Höflichkeit anderer Völker ſodenn nach dem Geſchmack und den Gewohnheiten ab, mit welchen wir groſſe Gemeinſchaft haben: Und man unterſcheidet den Eindruck nicht gnugſam, welchem die Gewohnheit auf die Sinne macht, von der Einprägung, ſo die Vernunft ins Gemüth drücket.

Was würde man zu Paris ſagen, wenn ein von der Gemüthsart und von den Gebräuchen ſeiner Landsleute ſtrotzender Spanier in der Hauptſtadt Frankreichs alles dasjenige tadeln wollte, was ſeinem an ganz unterſchiedene Manieren gewöhnten Geſchmack nicht anſtändig wär? Was würde man von ihm urtheilen, wenn er alle Augenblicke ſagen wollte: So macht mans in Spanien nicht, das iſt keine Manier von Madrid. Er würde ausgepfiffen und ausgeziſchet, man hielte ſeine Tadeleyen für eine Wirkung ſeines Spaniſchen Hochmuths. Gleichwohl aber machen es doch die meiſten Franzoſen wahrhaftig nicht um ein Haar beſſer. Sie verlangen gleich zum voraus, daß man wiſſen ſoll, ihre Nation ſey die aller-

geſit-

geſitteſte und höflichſte auf Gottes ganzem Erdboden, weil keine andere die Franzöſiſche Höflichkeit beſſer zur Ausübung brächte.

Wir machen insgemein unſere Manieren zu Regeln der Höflichkeit, ſodann unterſuchen wir unſere Manieren erſt nach dieſen Regeln, wir finden ſie denenſelben völlig übereinſtimmend, und ſchlieſſen alſo gleichzu, wir wären die geſitteſten und höflichſten Creaturen in der ganzen Welt.

Man wird ohne groſſe Mühe die tolle Ausſchweifung dieſes Vernunftſchluſſes einſehen. Wenn ein Moſcowiter mit eben ſo ſtarkem Hochmuth begabet, als ein Franzos, auf gleiche Art beweiſen wollte, daß niemand geſitteter und höflicher auf der Welt ſey, als die Moſcowiter, weil ſie beſſer, als alle andere Leute ihre Manieren und Handlungen nach dem Geſchmack ihrer Nation einzurichten wüſten.

Dergleichen Beweis würde gewiß einem Franzoſen ſehr Moſcowitiſch vorkommen: Gleichwohl würde doch auch einen Moſcowiter nichts abhalten, wenn er anders geſcheid wär, den obigen Beweisgrund für ſehr Franzöſiſch zu halten, und alſo haben beyde ein Spiel. Uiber den andern lachen, iſt gemeiniglich ein Beweis, der leicht zurück geſchoben werden kan, und wenn man ſeine fremde Gewohnheit für ungeſittet ausgeben will, ſo muß man durch tüchtige Beweisgründe und Vernunftſchlüſſe darthun, daß ſie der allgemeinen vernunftmäßigen Höflichkeit, davon wir oben geſprochen haben, Eintrag thue.

Solche Beweisthümer fehlen gemeiniglich bey dergleichen Gelegenheiten, wenn man daher keine Hülfe in der Vernunft erhalten kan, beruft man ſich auf

den Geschmack. Dieser Geschmack verändert sich aber mit der Zeit und mit den Völkerschaften. Er ist ein veränderliches Unding, und ein Moscowitisches Unding gilt eben soviel als eine Französische Chimäre.

Woher kommts aber, daß unsere Manieren über den meisten Theil von Europa sich ausgebreitet, und unsere Feinde selbst einen Geschmack und so grossen Gefallen daran gefunden haben?

Die Ursache fällt alsofort in die Augen. Es machts, daß unsere Höflichkeit sehr gebrechlich ist, und daß nichts, als das Laster einen so leichten Eingang ins menschliche Gemüth finden kan, insonderheit noch, wenn es mit mancherley Annehmlichkeiten gewürzt ist. Allerdings ist es erlaubt, und die Menschheit verbindet uns auch darzu, sich dem Gemüth seines Nächsten gefällig zu machen; allein Vernunft und Redlichkeit müssen die Grenzen dieser Gefälligkeit setzen. Unsere Höflichkeit hat diese Schranken niedergerissen und ist in eine schändliche Schmeicheley abgeartet. Ists also noch ein Wunder, daß unsere Manieren einen allgemeinen Beyfall erhalten haben?

Ich finde aber noch eine andere Ursache, die uns iedoch eben nicht viel grössere Ehre, als die erstere, anthut.

Man siehet nur gar zu viel gewiss. Marktschreyer in der Welt, die sich aus allen Kräften bestreben ihre Verdienste heraus zu streichen, und die Tugenden der andern recht tief zu erniedrigen, welches ihnen endlich auch so wohl gelinget, daß sie Glauben finden. Man ist närrisch genug, sich zu bereden, solche Leute müsten doch recht gründlich von ihrer Geschicklichkeit überzeugt seyn, sonst würden sie solche nicht mit dergleichen

ihen geſetzten Standhaftigkeit öffentlich zu Markte bringen. Alles dieſes verhält ſich eben, wie mit den Franzoſen. Da ſie unaufhörlich wiederholet verſichert haben, es ſey die Höflichkeit nirgends, als nur bey ihnen ächt und recht anzutreffen, der Hof von Frankreich ſey der Mittelpunct aller Höflichkeit, andere Völker könnten von ihrer ungehobelten Grobheit an keinem Ort in der Welt, als nur zu Paris curiret werden; ſo haben ſie es mit ihrem Geſchrey ſo weit gebracht, daß man ihnen auf ihr Wort getrauet. So machen es die wahrhaften Höflichkeitsmarktſchreyer, die ſich durch ihre unverſchämte Pralerey Zulauf zuwege bringen.

Unterdeſſen muß man aber doch zugeſtehen, daß kein Volk zu finden, bey dem die wahrhafte Höflichkeit eine prächtig glänzendere Wirkung hervor bringt, als bey den Franzoſen. Ihr ungezwungenes freyes Anſehen unterſcheidet ſie von andern Völkern aufs vortheilhafteſte und giebt ihren Manieren eine Annehmlichkeit, die man nicht leicht bey andern Völkern findet. Wir ſollten nur weniger pralen und deſto vernünftiger ſeyn, auch an ſtat in fremden Ländern aller Augenblicke auszuposaunen: So macht mans nicht in Paris, das iſt keine Franzöſiſche Manier: ſollten wir vielmehr die gebräuchlichen Sitten ſolcher Leute uns gefallen laſſen, unter denen wir leben, und dieſelben mit eben ſo viel Gefälligkeit annehmen, als wir ihr Brot genießen. Es iſt in der That eine ungeheure Grobheit, und ein abſcheulicher Hochmuth, die Manieren anderer Völker durchzuhecheln, und die unſrigen denſelben entgegen zu ſtellen. Die Höflichkeit, ſo uns die Vernunft anweiſet, befielet, daß wir uns den Gemüthern anderer Nationen gefällig machen,

und eben deswegen nach ihrem Geſchmack und Sitten richten ſollen.

Sollte die Vernunft denen Franzoſen noch nicht fühlen laſſen, daß ihre beſondere Höflichkeit auf ſchlechtem Grunde ruhe, ſo berufe ich mich auf die Erfahrung, die es ihnen gewiß vollkommen begreiflich machen wird. Sicher und gewiß bleibt es, daß dieſe Höflichkeit der Veränderung eben ſo wohl, wie die Moden, unterworfen iſt; und man würde anietzo eben eine ſo lächerliche Geſtalt mit den Manieren des alten Hofs vorſtellig machen, als wenn man mit den altväteriſchen Strumpfwickeln und Spitzhüten aufträte. Dieſes giebt die gewiſſeſten Zeugniſſe, daß bey dieſer Höflichkeit keine wahrhafte Gemeinſchaft mit der Vernunft anzutreffen, die allezeit nach feſten und unwandelbaren Grundſätzen zu handeln pfleget, mithin keiner Veränderung unterworfen iſt.

Indeſſen hatten doch dieſe artige Höflinge des alten Hofes eben einen ſo groſſen Abſcheu gegen die Grobheit anderer Völker, als diejenigen, welche die altväteriſche Höflichkeit gemindert, ungezwungener und gemächlicher eingerichtet haben.

Ich hätte groſſe Luſt, allhier eine ſtreitige Frage zu unterſuchen, die mir eben zur rechten Zeit in die Gedanken fällt.

Welche Manieren ſind wohl ausſchweifender, das Geziere unſerer jungen Stutzer nach der Mode, die man mit dem Titel Petitsmaitres beehret, oder der Complimentenſchneider von Profeßion, die vor mehr als ein halbhundert Jahren florirten?

Die Petitsmaitres, welche das Lächerliche der damahligen Höflichkeit einſahen, haben ſich eingebildet, die

die Höflichkeit ſey überhaupt eine ausſindirte Ausſchweifung, und ſich alſo ohne Bedenken ins ausſchweifende Gegentheil davon hinein gestürzet. Ihr Verfahren kommt dem Betragen derjenigen bey, die in einer dummen Religion erzogen worden ſind, derer Schwachheiten ſie erkennen, und da ſie alle andere nach der ihrigen abmeſſen, verachten ſie die Religion überhaupt und fallen in einen allgemeinen Zweifel und völlige Frechheit.

Der Petitmaitre ſagt niemals die Wahrheit, als wenn ſie die Leute beleidigen kan. An ſtat daß er ſich mit der Verleumdung lange aufhalten ſollte, wird er lieber die Leute ins Geſichte beſchimpfen und ihnen alles Böſe, was er nur von ihnen weiß, unter die Naſe reiben. Mit einem Wort, er thut mit einer viehiſchen Frechheit groß, und macht ſich eine Luſt und Ehre daraus, aller Menſchen Haß auf ſich zu laden.

Die Höflinge nach altem Schrot und Korn hingegen redeten nur deswegen, damit ſie den Leuten gefallen und ſchmeicheln wollten. Ihre Unterredungen waren nichts anders, als eine Handelſchaft von ausgelaſſenen Lobſprüchen, welche die Narren vollends toll machten und den guten Vernunftſinn der Weiſen verwirrten. Ihre Worte hatten keine beſtimmte Bedeutung, und erweckten auch in den Gemüthern derjenigen keine Begriffe, welchen die im Schwang gehenden Manieren wohl bekannt waren.

Nach ihrer angenehmen Mundart, war alles Frauenzimmer von ganz vollkommener Schönheit, alles Mannsvolk, daß es nicht beſſer gedrechſelt werden konnte, und die Schriften waren rechte Wunderzeichen. Kurz, wer zu der Zeit mit iemanden um-

gieng, der muſte alle nur erſinnliche gute Eigenſchaften erlangen. Das Verdienſt, das arme Verdienſt, konnte alſo von dieſen ewigen Lobrednern nichts mehr, als elende Lobſprüche erhalten, die an der Narrheit und an dem Lächerlichen bereits ganz abgenutzt worden waren.

Man muß allerdings geſtehen, daß ieder von dieſen obbeſchriebenen Characteren, ſehr abgeſchmackt und einem Menſchen ſehr unwürdig iſt, der vernünftig urtheilen könnte, wenn er nur wollte. Je mehr ich ſie beyde umwende und unterſuche, ie weniger kan ich bey mir einig werden, welcher unter beyden in der tollen Ausſchweifung den Preis erhält. Sollte ich unterdeſſen den Ausſpruch thun dürfen, ſo würde ich ſagen müſſen, daß mehr Narrheit in dem Character des Petitmaitres, als des höflichen Complimentenſchneiders zu finden ſey; doch bilde ich mir auch ein, daß der letztere dem erſtern zur Vergeltung an Alberkeit übertreffe.

XXVII.

Die wahre und falſche Beſcheidenheit *.

Da ich noch in den Jahren war, in welchen gemeiniglich die Eitelkeit der Klugheit den Rang ſtreitig machet, unterſtand ich mich einmal in einer Geſellſchaft einige Verſe, die ich verfertiget hatte, vorzuleſen. Sie wurden von allen aus der wichtigſten Urſache mit Beyfall angenommen, weil der Verfaſſer perſönlich zugegen war. Nach deren Verleſung wendete ſich, wie es ganz natürlich zugieng, die Unterredung auf die Dichtkunſt, und gab mir Gelegenheit, auf eine etwas unvorſichtige Art, eine wahrhafte Maxime zu vertheidigen, nach welcher man mittelmäßige Verſe mit denen, die durchaus elend ſind, verwirret. Man thate dieſe leichtfertige Frage an mich, ob ich meinte, daß meine Verſe über mittelmäßig wären? Die Frage machte mich ſtutzig: Indeſſen wollte ich doch lieber eine hochmüthige Redlichkeit, als eine falſche Beſcheidenheit ſehen laſſen, und ſagte alſo, daß Verſe, die eben durchaus nicht ſchlecht und elend, aber auch nicht mittelmäßig wären, doch deswegen nicht eben vortreflich ſeyn könnten. Die mittelmäßige Poeſie, welche weder allzugroſſe Schönheiten, noch gar zu grobe Fehler hätte, wäre nicht vermögend das Herz zu rühren, noch den Verſtand aufzuwecken, alſo könnte ſie den Leſer, ohne einigen Eindruck in ihm zu machen, in einigen kaltſinnigen Eckel verſetzen.

Es

*) XXXII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Es gäbe aber auch Verſe, die durch ihre Schönheiten und durch ihre Fehler wechſelsweiſe dem Leſer ein Vergnügen machen, und eine Urſache ſeiner Critique werden könnten: Dadurch verhinderten ſie ihn, daß er nicht in eine träge Unwirkſamkeit verfiel, mithin verdienten ſie, meines Bedünkens, demjenigen, was man das Mittelmäßige zu nennen pfleget, allerdings vorgezogen zu werden.

Es ſchien, als ob man mit meiner Antwort zufrieden wäre; Gleichwohl habe ich nachgehends erfahren, daß ſie, als ob ſie voller Eitelkeit wäre, nicht hat gefallen wollen, und man lieber geſehen haben würde, wenn ich beſcheiden geſagt hätte, meine Sachen wären mittelmäßig, oder auch, ſie taugten nichts.

In der That würde dieſe Antwort nach den Regeln der Wohlanſtändigkeit eingerichtet geweſen ſeyn, ob ſie gleich vor dem Richterſtuhl der Vernunft im höchſten Grad abgeſchmackt iſt. Allermaſſen es ganz unmöglich ſeyn kan, daß ein Menſch Verſe machen ſollte, wenn er ſo viel Verſtand hat, der ihn überzeugt, daß er elende Verſe mache. Es kan ſich zutragen, daß einer tanzet, ohneracht er überzeugt iſt, er tanze recht von Herzen ſchlecht. Er kan aber durch eine vernunftmäßige Wohlanſtändigkeit, deren man ſich mit guter Art nicht zu entſchütten vermag, darzu genöthiget werden. Nichts auf der Welt kan hingegen einen Menſchen zwingen, daß er reimen ſoll, wenn ſich ſein Genie darzu nicht reimen will. Es iſt auch nicht glaublich, daß man ohne alle Furcht, und mit gutem Vorſatz etwas thun und vornehmen werde, was uns, wie man gewiß weiß, vor der ganzen Welt lächerlich machet.

Die

Die falſchen Begriffe, ſo man ſich von der äuſſerlichen Beſcheidenheit zu machen pfleget, die ſich über alles Betragen ausbreitet, und in den Unterredungen zu erkennen giebt, haben ihren Urſprung in dem irrigen Wahn, den man von der Beſcheidenheit des Herzens heget, ohne welche das vollkommenſte Verdienſt uns nur eine ſehr geringe Hochachtung erzwingen, und nicht einmal unſere Liebe auf ſich ziehen würde.

Man bildet ſich gemeiniglich ein, die Beſcheidenheit beſtehe in einer ſchlechten Meinung, die wir von uns ſelbſt hegten, welche unſer Verdienſt verdeckte, oder wenigſtens nur einen Theil vor Augen legte. Man iſt alſo nach dieſem Wahn nicht anders beſcheiden, als nach dem Maaß man ſich verblendet, in Betrachtung der guten Eigenſchaften, mit welchen uns die Natur wirklich begabt hat. Dieſer Regel zu Folge muß ein wohlgebildetes Frauenzimmer aus Beſcheidenheit ihren Spiegel Lügen ſtrafen, und für ſich allein keine ſchöne klare Haut, kein lebhaft annehmliches Geſicht, keine wohlgeordneten reizenden Züge haben. Ein Mann von Geiſt und Verſtand müßte aus eben dieſem Grund beſcheiden ſeyn, wenn er glaubte, daß er kaum ein wenig mehr Witz als ein Eſeltreiber habe.

In allem Ernſt, man ſollte ſich ſchämen, daß man ſeine Pflichten in ſo ſchlechte Betrachtung ziehet, da man unterdeſſen ſich thörichter Weiſe bis an die Sterne erhebet, die doch mit uns nichts gemein haben. Man miſſet ihre Höhe und ihren Abſtand mit der genaueſten Richtigkeit, da man indeſſen Hirngeſpinſte zu der Richtſchnur ſeiner Aufführung erwählet, welche die Vernunft aufrühriſch machen, ſo bald ſie dieſelbe eines Anblicks würdiget. Kan man wohl die Tugend

von

von der Herrschaft der Vernunft loszusprechen verlangen, und sich eine Pflicht auskünsteln, falsche Begriffe von einer einigen Sache zu machen? Wenn es als ein Verdienst anzurechnen ist, ieder Sache ihren gehörigen Werth zu geben, wie kan man tugendhaft heissen, wenn man sich selbst nicht kennet, und seinen guten Eigenschaften die Hochachtung beylegen, die sie wirklich verdienen? Die Gerechtigkeit, diese einsehende Tugend, durch welche man einem ieden dasjenige zutheilet, was ihm zukommt, wirft diese falschen Begriffe von der Bescheidenheit gänzlich übern Haufen. Ungerecht gegen sich selbst handeln, ist die gröste Ungerechtigkeit. Wir sind selbst die vornehmsten Gegenstände unserer uns obliegenden Pflichten; und wir sind am festesten verbunden, gegen uns selbst alle Tugenden auszuüben.

Natürlicher Weise achtet sich der Mensch allezeit höher, als er verdient, und ohne Zweifel ist es daher gekommen, daß man ihn in einen äussersten Gegenstand gesetzet hat, damit er sein Herz zu einem mechanischen Gleichgewicht in der Tugend bringen soll. Man überlasse aber nur den Gärtnern, sich dieser Kunst zu gebrauchen, die krummen Baumstämme gerade zu beugen. Man muß die Tugend, so viel als möglich ist, von der maschinenmäßigen Bewegung abhalten. Die Menschen tugendhaft zu machen, bedarfs keiner falschen Grundregeln, man muß sie erleuchten und sie zu vernünftigen Schlüssen anführen. Dieses ist die einzige Lehrart, sie zu verbessern, welche der Vortreflichkeit ihrer Natur am würdigsten ist. Hier will ich die Art zeigen, nach der ich die vernünftige Bescheidenheit beschreibe.

Die

Die Beſcheidenheit iſt eine Hochachtung, die man ſich ſelbſt bezeigt, welche aber nach ſeinem Verdienſt aufs genaueſte abgemeſſen, und auf eine vollkommene Kenntniß ſeiner Tugend und ſeiner Laſter, ſeiner Gaben und ſeiner Mängel gegründet ſeyn muß.

Man beſorge nur nicht, als ob dieſes nicht diejenige Beſcheidenheit ſeyn ſollte, welche uns das Chriſtenthum anbefielet, und daß aus der Hochachtung unſer ſelbſt der Hochmuth entſtehen müſſe, wenn unſer Verdienſt derſelben zur Richtſchnur dienet. Die genaue Erkenntniß unſer ſelbſt faſſet nicht allein unſere guten Eigenſchaften, ſondern auch unſere Fehler in ſich. Uiberdieß öfnet ſie dem vollkommenſten Menſchen die Augen, ihm ſeine Nachläßigkeit in Ausübung der groſſen Pflichten, die ſeine auſſerordentlichen Gaben erfordern, zu erkennen zu geben. Derjenige, welcher nicht in ſich erkennet, daß dieſe Trägheit ſeiner Aufführung mit ſeinen guten Eigenſchaften nicht übereinſtimme, weiß ſeinen gröſten Fehler nicht. Der Wahn, den er von ſeinem Verdienſt heget, iſt nicht wagerecht, er kan alſo nicht für beſcheiden gehalten werden.

Dieſe Selbſterkenntniß, wie ich ſie hier abgeſchildert habe, iſt eher fähig, uns niederzuſchlagen, als uns eine Verachtung unſers Nächſten einzuflöſſen. Sie wird vielmehr den Menſchen annehmlich und beliebt in der Geſellſchaft machen. Ein witziger Geiſt, der ſie beſitzet, wird gewiß kein ſcherzhafter Spottvogel, noch ein ausgelaſſener Tadler ſeyn. Seine Leutſeligkeit wird allezeit dasjenige zu verſüſſen wiſſen, was der Tadel oder Spötterey hartes und unverdauliches an ſich hat. Niemals wird er ſich mit ſinnreichen

Ein-

Einfällen ſehen laſſen, als mit ſolchen, die auf unſchuldige Art ergötzen. Durch ihre Hülfe wird der Gelehrte, ohne verſchloſſenen Augen auf ſeine mit ſo mühſamer Arbeit erlangte Einſichten, ſich begnügen, richtige Begriffe von ſeiner Wiſſenſchaft zu faſſen, und andere nicht verachten, die nicht ſeine Gedult beſitzen, ſo lange als er, in der Studirſtube zu lauſchen. Mit dieſer vollkommenen Erkenntniß ſeiner ſelbſt, wird man endlich dieſe durch Vernunftſchlüſſe erlangte Beſcheidenheit erhalten, welche alle andere gute Eigenſchaften in ſich ſchlieſſet.

Ich muß bekennen, daß die gemeine Meinung von der Beſcheidenheit mehr lächerlich, als gefährlich ſey, daß es einige Narren von der elendeſten Art giebt, die von ſich ſelbſt eine gar zu geringe Meinung haben, und welche dieſe niederträchtige Beſcheidenheit alleine in gewiſſen Stücken zu vertheidigen fähig ſeyn möchte.

Erfordert die Vernunft, daß dieſe wohl abgewogene Hochachtung unſerer Verdienſte in unſern Herzen wohne, ſo iſts ganz vernünftig, daß ſie ſich in unſern Reden äuſſere, wenn wir genöthiget werden, von uns ſelbſt zu ſprechen, und ich behaupte, daß es in dergleichen Fall, die Art eines erhabenen Gemüths an den Tag lege, ohne Verſtellung heraus ſagen zu dürfen, was man denke. Das heiſt gar nicht beſcheiden ſeyn, unſere guten Vortheile geringer zu machen. Der Character der wahren Beſcheidenheit beſtehet darinne, wenn man vermeidet, von ſich ſelbſt weder wohl noch übel zu ſprechen. Derjenige, welcher aller Augenblicke das hochmüthige Wort Ich aus dem Munde erſchallen läßt, giebt auſſer allen Zweifel die überwiegende Hochachtung ſeiner Tugenden zu erkennen, und

ver-

verachtet ſeine Fehler nicht genug. Diejenigen, welche immer verächtlich von ſich reden, ſind von denen nicht unterſchieden, die ſich beſtändig loben, auſſer nur darinne, daß ihr Hochmuth die Verſtellung zur Gefährtin hat, und alſo ein Laſter mehr, als die ehrlichen Bewunderer ihrer ſelbſt, beſitzen. Unſere eignen Fehler und Gebrechen, mit welchen wir uns anzuklagen verſtehen, ſind insgemein bis zur Ausſchweifung getriebene Tugenden, zu denen wir die Hofnung haben, man werde ſie als ein Gegentheil von dem, was wir ſagen, anſehen, und ihnen mithin den von uns heimlich verlangten hohen Werth, mit Auslaſſung unſerer Beſcheidenheit, beylegen. Bekennet man, daß man ſo unachtſam gegen ſein Vermögen ſey, ſo erfreuet man ſich heimlich ſchon in der Hofnung, es werde der Begrif der Verſchwendung in den Gedanken derjenigen, die es hören, gerechtfertiget, und in den Begrif der Freygebigkeit verwandelt werden. Die Abſicht desjenigen, der ſich ſelbſt einen rechten dummen Kerl ſchilt, gehet nur dahin, man ſoll denken, er ſey ungemein witzig: Der ſeine Eitelkeit geſtehet, will ſie eben dadurch aus der Zuhörenden Gedanken vertilgen, und vielleicht mag er wohl verlangen, daß man dabey an die trefflichen Eigenſchaften denken ſoll, auf die er ſich was einbildet. Alleine, alle dieſe Rätzel der Selbſtliebe werden niemanden Naſen drehen, alle Welt findet gar bald den Schlüſſel in ſeinem eignen Wahn, den er heget.

Es giebt noch andere, welche ihre Fehler mit allem aufrichtigen Ernſt her erzählen, die ſie auch in der That gar nicht für Tugenden ausgeben wollen, ja ſie zeigen ſelbſt das Lächerliche und Ausſchweifende derſelben an. Jedoch, dieſe Laſter, dieſe Fehler, mit denen man alſo

verfähret, ſind von der Art, welche, der Mode nach, keine Verachtung zuziehen, und der Vernunft zum Poſſen, öfters höher, als die Tugend geachtet werden. Man geſteht, z. E. man ſey über den Punct der Ehre treflich kützlich, man erweiſet ſo gar, daß nichts unvernünftiger ſey, als dergleichen Gemüthsniedrigkeit, man wird ſich aber wohl hüten, darzu zu ſetzen, daß man kein Herz im Leibe habe, und daß man bey einer erhaltenen Ohrfeige ſich wohl fürs Halsbrechen in Acht nehmen werde. Man wird, wie ein Cavalier, rund heraus ſagen, daß man ein ſchlechter Heiliger, und nicht fromm ſey, man halte ſich auch dießfalls für ſehr laſterhaft, dabey wird man es aber wohl bleiben laſſen, zu geſtehen, man ſey nicht redlich, und des Titels eines ehrlichen Mannes unwürdig. Viel Leute beklagen ſich wegen ihrer Begierde nach hohem Stand und Würden, dabey aber vertuſchen ſie ihr brennendes Verlangen nach Geld und Reichthum, da doch eins ſo verächtlich als das andere iſt, nur aber dieſes mehr verachtet wird.

Noch eine weit ausgeſtudirte Eitelkeit iſt es: Man bekennet alle dieſe und dergleichen Art Fehler, damit die Leute denken ſollen, man beſitze den Character, und ſey nur ſchöner Laſter fähig, welches Fehler groſſer Leute wären.

Nur noch eins. Das ungezweifelte Zeichen, der Beſcheidenheit iſt dieſes, daß man von ſich ſelbſt ſtillſchweiget, und andern die Unterſuchung ſeiner Tugenden und Fehler überläßt. Die Reden eines vernünftigen Mannes aber, der von ſich ſelbſt zu ſprechen genöthiget wird, ſind die richtigſten Abſchilderungen ſeiner Meinungen. Er wird Beſcheidenheit mit Redlich-

lichkeit allezeit zu verbinden wiſſen, und nicht glauben, man müſſe eine Tugend auf den Umſturz der andern bauen.

XXVIII.

Widerſprechender Character in der Empfindlichkeit bey groſſen und kleinen Widerwärtigkeiten *.

Man ſiehet iezuweilen Leute in der Welt, welche mit der Vernunft und Standhaftigkeit, in dem unüberwiegendſten Unglück auszuhalten, ein Gepränge machen, und ſich öfters durch einen Streich niederſchlagen laſſen, der kaum eine gemeine Seele zu bewegen fähig ſeyn kan. Man wird aber von dieſer anfangs ganz unbegreiflich ſcheinenden Aufführung den Bewegungsgrund leicht einſehen können.

Durch einen unverſehenen unglücklichen Vorfall verlieret man alle ſein Vermögen, man wird auf einmal ins äuſſerſte Elend und Dürftigkeit dadurch verſetzt. Welche Vernunft iſt wohl fähig, einen ſolchen Schlag auszuhalten? Hier würde ein mehr als menſchlicher Muth erfordert werden, wenn man nicht unterliegen ſollte. Dieſes iſt eben der rechte Begrif, welcher ein groſsmüthiges Herz wider die ſchwerſten Unglücksſtreiche feſt und unbeweglich macht. Je auſſerordentlicher ſeine widerwärtigen Zufälle ſind, ie würdiger ſind dieſelben, alle Stärke ſeiner Vernunft bey deren Widerſtand anzuſtrengen. Er faſſet alle ſeine Kräfte zuſammen, und ie mehr es ihm darinne gelinget, ie

*) LXI Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

ruhmwürdiger kommt ihm die Stärke ſeines Verſtandes vor. Er fühlet, daß er auf Seiten der Tugend gewinnet, was er von Seiten des Glücks verlieret. Es weiß es noch darzu dem Eigenſinn des Schickſals Dank, daß es ſein Verdienſt ans helle Licht hat bringen wollen. Er kützelt ſich inniglich, daß er bey ſich ſagen kan: mea virtute me involvo, Ich ſchlieſſe mich in meine Tugend ein. Reich zu ſeyn, iſt nichts ſeltſames, dieſes aber gehört unter die ſeltſamſten Dinge, mit recht guter Art unglücklich werden können.

Hingegen ſcheinet uns ein kleiner widerwärtiger Streich unſerer Standhaftigkeit ſehr unwürdig zu ſeyn. Dergleichen kan der geringſte Mann leicht aushalten. Hierbey findet die Eitelkeit ihre Rechnung nicht, daher überläßt man ſich der Betrübniß, ohne den geringſten Widerſtand.

Hierzu kommt noch, daß dieſe auſſerordentlichen Unglücksfälle, welche man mit ſo ungemeiner Großmuth verachtet, unſer Vermögen, unſere Hoheit, geliebte Perſonen, kurz, ſolche Dinge angehen, die auſſer uns ſelbſt ſind, und unſere ganze Eigenliebe nicht angreifen. Da im Gegentheil oftmals geringe Widerwärtigkeiten, ſo uns ſchachmatt machen, unſerer Eitelkeit gerade ans Herz greifen.

Clitander iſt aus ſeinem Vaterland verbannet, ſeine großmüthige Freyheit hat ihm die Ungnade ſeines Fürſten zugezogen, und ihn ſeiner Güter und Bedienungen entſetzet. Er iſt ein vortreflicher Unglückſeliger. Was für ein prächtiger Titel: Ein vortreflicher Unglückſeliger! Clitander behauptet denſelben auf ruhmwürdigſte Art. Alle Welt bewundert ſeine heldenmüthige Standhaftigkeit und dieſe Bewunderung erſetzt

ſetzt alle Verfolgungen des Unglücks mit reichlichem Wucher. Eben dieſer Clitander ſchreibt ein Buch, vor welches das Publicum die gehoffte Hochachtung nicht bezeigen will. Dieſes iſt ein herzfreſſender tödlicher Kummer und Verdruß in ſeiner Seele. Er trägt auf allen Schritten und Tritten den Begrif von ſeinem verachteten Buche in ſich mit herum, und alle Welt ſiehet ihm ſeine Bekränkung an den Augen an, dergleichen ihm doch der allerbetrüblichſte Unglücksſchlag beyzubringen nicht fähig ſeyn konnte.

Es iſt nun allerdings nichts mehr als eine Lapperey, die ihn anietzo bis in Mark und Beinen wehe thut. Allein ſie greift ſeinem Verſtand an die Gurgel. Er iſt nicht unvernünftig genug, ſeinen Geſchmack dem Geſchmack des Publici vorzuziehen. Er ſiehet leider, daß er weniger Verſtand beſitzet, als er gemeinet hat, nithin fällt ihm der Verluſt dieſer ſchmeichelhaften Meinung weit empfindlicher, als die Entziehung aller ſeiner Güter und Würden und Ehrenſtellen.

XXIX.

Das vergrösserte Unglück*.

Woher kommt es doch, daß unglückſelige Leute ſich ein Vergnügen machen, ihr Unglück gröſſer vorzuſtellen, als es wirklich iſt, und ſinnreich ſind, Urſachen auszudenken, die ſie deſto gewiſſer glaubend machen ſollen, ſie wären die Unglückſeligſten vom erſten Rang. Hierinne liegt, wenn ich nicht ſehr irre, eine recht ausgekünſtelte Eitelkeit verborgen. Indem wir uns einen ſo ausſchweifenden Begrif von unſerm Unglück machen, ſo ſtellen wir gemeiniglich unſere Verdienſte, dem uns betreffenden Widerwärtigkeiten entgegen, und unſer Unglück ſcheinet uns grauſam, nach dem Maaß, als uns unſere Verdienſte ſonderbar vorkommen.

Es iſt der Begrif von uns ſelbſt, der mit dem Begrif unſers Unglücks in Vergleich geſetzt worden, und der kommt uns ſo auſſerordentlich vor. Wenn uns einer von der groſſen Meinung, die wir von unſerm Unglück hegen, befreyen wollte, ſo darf er uns nur unſern ſüſſeſten Troſt entziehen. Er darf uns nur deutlich darthun, daß es ſich mit uns der Mühe nicht verlohne, von dem Unglück auf ſolche beſondere Art verfolgt zu werden.

Wir wollen uns ſogar vor allen Leuten auch durchs Unglück einen Vorzug herausnehmen, und können uns nicht entſchlieſſen, nach der gemeinen Art und Weiſe, wie Millionen andere unglücklich zu ſeyn.

Es

*) LXI Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Es dürfte uns nur niemand beklagen. Allein, weil wir eine groſſe Anzahl Leute antreffen, denen unſer Unglück, zu unſerm groſſen Troſt, zu Herzen gehet, ſo werden wir faſt dadurch wegen des Unglücks ſelbſt ſchadlos gehalten. Wir wenden alle Kräfte an, Mitleiden zu erwecken, wenn wir unſer Unglück recht abſcheulich abmahlen, und wenn wir darinne zum Zweck gelangen, einen rechten Uiberfluß von Mitleiden zu erhalten, ſo ſchreiben wir dieſes aus einem angenehmen Selbſtbetrug auf die Rechnung unſerer Verdienſte.

Ich kenne Leute genug, die eine Art der Handthierung damit treiben, unglücklich zu ſeyn, und die das Vergnügen, beklaget zu werden, nicht einer vollkommenen Glückſeligkeit willig vorziehen würden.

Was wollen ſie aber mit einer ſo unerſchöpflichen Quelle des Mitleidens gegen ſich ſelbſt machen? Sie ſind Leute, die gegen andere nicht die geringſte Empfindung haben.

XXX.

Das Leben *.

Das angenehme Wetter verleitete mich an einem Tage voriger Woche, die Annehmlichkeit des Spatziergangs in der Geſellſchaft eines ſcharfſinnigen verſtändigen Freundes zu genieſſen. Es ſcheinet, daß der Verſtand niemals zu Betrachtungen geſchickter ſey, als wenn die Sinnen durch die Mannigfaltigkeit einer groſſen Menge ergötzlicher Gegenſtände mehr zum Zeitvertreib beluſtiget, als mühſam beſchäftiget

*) XCIV Bagatelle.

werden und der Seele eine ruhig angenehme Freude einflöſſen, wodurch ſie in eine ſüſſe Träumerey verſetzt werden kan.

Wir hatten uns bey einer halben Stunde annehmlichen Zerſtreuungen überlaſſen, als meine Augen von ohngefähr auf einen am Rande des Canals ſitzenden Menſchen fielen, der ſeine Tabackspfeife im Munde und eine Angel in der Hand hatte. Er kam mir, als einer von der Claſſe der Leute vor, welche durch die beſchwerlichſte Handarbeit nicht mehr und nicht weniger gewinnen, als was ſie nöthig haben, daß ſie nicht Hungers ſterben. Ich blieb eine lange Weile ſtehen, zu ſehen, wie dieſe Fiſcherey von ſtatten gieng, und ich konnte nicht das kleineſte Fiſchgen erblicken, welches dem armen Fiſcher nur die geringſte Hofnung zum Fange gegeben hätte. Ich wurde an ſeine ſtat recht ungeduldig, und wie ich ſahe, daß er einen kleinen Korb auf machte, ſeinen zukünftigen Fang darein zu verwahren, kam mir auch nur der leere Boden davon zu Geſichte. Wie lange fiſchet ihr denn allhier anietzo, mein Freund? redete ich ihn an. Bald ein paar Stunden, antwortete er mir. Und ihr habt noch gar nichts gefangen? Ach, nein, mein Herr, verſetzte er mit der ruhigſten und heiterſten Miene. Ich muß bekennen, dieſer Anblick machte mich eben ſo ſtutzig, als die wunderbareſte Erſcheinung hätte thun können, und ich glaubte, der Einſichten meines Freundes benöthiget zu ſeyn, die Qvellen einer ſolchen Gedult zu entdecken, welche zu der natürlichen Wirkſamkeit des Menſchen ſich ſo ſchlecht reimet. Ich weiß wohl, daß es Leute giebt, die der Jagd ſo ergeben ſind, daß ſie hundert Fleiſchergänge nicht mürbe machen: Allein die Jagd hat etwas lärmendes, man durchſtreicht

Berg

Berg und Thal, Wald und Felder, man ſteigt auf und nieder, man iſt beſchäftiget. Das Angeln aber iſt zu ruhig, man ſitzt ſtille, und die Beute, oder wenigſtens die Hofnung darzu iſt das einzige Vergnügen, ſo ſie uns dabey geben kan.

Es iſt allerdings gewiß, daß ein Philoſoph nachdenken kan, wenn er ſeinen Händen mit einer äuſſerlichen mechaniſchen Leibesarbeit etwas zu ſchaffen macht, wo die Seele keinen Antheil daran hat; darauf kam es aber, allem Anſehen nach, hier nicht an. Unſer guter Mann ſpielte mit ſeiner Angelſchnur im Waſſer und verrichtete ſein Werk, wie es ein erfahrner Fiſcher verrichten kan. Er fiſchte mit Leib und Seele zugleich. Meine erſte Betrachtung, die mir hierbey in die Gedanken fiel, war dieſe. Der Mann iſt tagtäglich an eine beſchwerliche und harte Arbeit gebunden, die ganze Woche hindurch ſehnet er ſich nach der Ruhe, als nach einem allgemeinen Gut. Die Ruhe iſt ihm, was der Sieg einem Feldherrn, die Ankunft eines reich beladenen Schiffes einem Handelsmann, die Gunſtbezeugungen einer Liebſte dem verliebteſten Liebhaber zu ſeyn pfleget. Er fiſchet, und legt ſich ſchlafen, er ſucht zwo Glückſeligkeiten mit einander zu vereinigen. Die eine fehlt ihm, ſo tröſtet er ſich, wenn er die andere nach Belieben ſchmecken kan.

Dieſe Urſache ſchiene meinem Freund, dem ich dieſelbe eröfnete, nicht unrecht zu ſeyn. Nachdem er hierüber ein wenig nachgedacht hatte; wer weiß auch, ſagte er, ob nicht die Achtloſigkeit dieſes elenden Fiſchers aus einem andern eben ſo natürlichen Grundſatz ſeinen Urſprung nimmt? Vielleicht mag dieſes wohl ſein einziges Handwerk ſeyn, daß er nur da iſt, und er

exiſtirt eben ſo gut am Rand des Canals mit der Angel in der Hand, als in einer Stube mitten unter ſeiner Familie.

In der That giebt es auch eine groſſe Anzahl Leute, die hauptſächlich darzu geſchaffen zu ſeyn ſcheinen, daß ſie nur da ſind, und eine verwirrte Empfindung von ihrem Daſeyn haben. Wir wollen noch mehr ſprechen: Es giebt Menſchen, die nur bloß und allein durch dieſes Daſeyn etwas zum Nutzen der Geſellſchaft beytragen, und an und für ſich ſelbſt von dem ſchmälichſten Elend befreyet ſind. So gewiß iſt es, daß die Fürſehung nicht nur die verſchiedenen Gaben, ſondern auch den Mangel der Gaben ſelbſt dem menſchlichen Geſchlecht nützlich zu machen weiß.

Wenn ich iezuweilen einen Menſchen ſehe, der mit den ärmlichſten Lumpen bedeckt, heßlich, ungeſtalt iſt, der in der ganzen Welt nichts niedrigers, als ſich ſelbſt erblicket, von allem demjenigen, was um ihn her iſt, beſchimpft zu werden ſcheinet, ſo bin ich ganz beſtürzt darüber, daß dieſer Brack der Natur und des Glücks ſich noch zu leben entſchlieſſen kan. Wenn er Gedanken hat, ſo iſt nur ein einziger Bewegungsgrund fähig, ihn zu verhindern, daß er ſich nicht erſäuft, oder aufhängt, nemlich der Beſitz einer wohl überlegten Tugend, die ihn über das gegenwärtige Unglück triumphiren und eine ewige Glückſeligkeit erwarten läßt. Hat er dieſe innerliche Glückſeligkeit nicht, ſo iſt die Unfähigkeit nachzudenken noch ſeine einzige Hülfe, und vielleicht mögen ſich auch wohl die Engelländer nicht beſſer und edelmüthiger, wie alle andere Völker, hängen und erſäufen, als weil ſie überhaupt nicht beſſer denken.

Ein

Ein zehender Theil der Menſchen lebet nur ſo noch hin, weil ſie weder empfinden noch nachdenken, und ihre Dummheit dienet, wie ich bereits geſagt habe, dem Publico zum Vortheil. Er ſchleppet eine Laſt, trägt Käſten hin und her, ſäget oder hauet einen Baum um. Man bringe ihn aber aufs Nachdenken, daß er mit allen Arten des Elendes umgeben, daß er von einer gründlichen Tugend entblöſſet ſey, ſo wird ihm der Begriff von ſeinem Unglück unmöglich erträglich ſeyn können. Was! auf dieſer Welt geſetzt ſeyn, dem menſchlichen Geſchlecht als Sclave zu dienen, ein Mittelpunct aller ſeiner Verachtung zu werden, eine ganze Woche durch zu verrichten, was ein Pferd in einem Tage, oder eine Mühle in einer Viertelſtunde thun kan! Man muß ſich dieſe unerträgliche Bürde des Lebens nur vom Halſe ſchaffen.

Allein, man wird einwenden, die Liebe zum Leben iſt den Menſchen natürlich. Dieſelbe auszurotten, darzu gehört eine raſende Verzweifelung. Sie iſt ein unauflöslich zu begreifender Trieb. Ich habe Mühe, dieſes zu glauben, und bilde mir vielmehr ein, daß man die Bewegungsgründe, ſo uns an das Leben feſſeln, wohl entwickeln könnte. Wirklich vorhanden ſeyn, empfinden, daß man da iſt, Fähigkeit beſitzen, über ſein Daſeyn Betrachtungen zu machen, alles dieſes iſt an ſich ſelbſt eine Glückſeligkeit, in welcher wir ein Vergnügen zu leben antreffen, weil es uns von der Erhabenheit über viele andere Creaturen unterrichtet. Werden wir aber von unſerm Daſeyn nicht anders gerühret, als daß es noch unter dem Nichts erniedriget iſt, ſo iſt dieſe Empfindung ſelbſt vermögend, uns die Liebe zum Leben zu vergällen, und uns in eine Eiferſucht gegen die Unempfindlichkeit des

Vie-

Viehes und das unvollkommene Leben der Steine und Pflanzen zu ſetzen. Ich kan leicht begreifen, daß die Empfindung unſers Daſeyns ſtark genug iſt, einer Menge Ungemächlichkeiten und Unfälle zu widerſtehen, ſo wenig dieſelbe auch durch ein eingebildetes Gut oder durch eine leichte Hofnung unterſtützet und erhalten wird.

Jugend, ein ſchönes Geſicht, ein wenig Reputation, der Schutz eines Patrons, die Zärtlichkeit eines Weibes, eine vermuthliche Erbſchaft, der geringſte dieſer Vortheile kan einen Menſchen zum Leben veranlaſſen, auch wohl darzu nöthigen, und ihn in ſeinen gegenwärtigen Unfällen aufrichten. Aufrichtig zu reden. Ich glaube nicht, daß die Furcht, ein Laſter zu begehen, einen Menſchen öfters am Selbſtmord hindert, wenn er gar keine Vortheile beſitzet, auch nicht die geringſte Urſache findet, ein künftiges beſſeres Glück zu erwarten. Vielmehr wollte ich es auf eine glückliche Dummheit ſchieben. Unſere Vernunft läßt ſich nur gar zu öfters von den Bewegungen des Herzens einnehmen, und eine Perſon, die ein wenig nachdenkt, und den Tod als ein nothwendiges Mittel für ſeine Widerwärtigkeiten anſiehet, würde ſich durch ihre eigne Verdrehung der Vernunftſchlüſſe gar leicht betrügen, und die allgemeine Meinung für einen Misbrauch halten, daß keine unmenſchlichere That zu finden, als ſein eigen Leben zu verkürzen.

Ein Engelländer kan darüber Zeuge ſeyn. Er war ein gelehrter Mann, den man auch iederzeit für ſehr vernünftig gehalten hatte. Es kam ihm ein Eckel an, immerfort einerley zu verrichten, und entſchloß ſich, aus dieſem Leben, wie ein Gaſt, wegzugehen,

der ſich ſatt gegeſſen hat. Uiber ein ſo albernes Unternehmen erholte er ſich Raths bey einem ſeiner guten Freunde. Dieſer rafte die ſtärkſten Bewegungsgründe zuſammen, die er nur auftreiben konnte, ihn davon abwendig zu machen. Der andere behauptete die Unſchuld ſeines Entſchluſſes mit der kaltſinnigſten Gelaſſenheit. Nach einem langen und lebhaften Streit giengen ſie beyde von einander, und wie es gemeiniglich geſchiehet, behielt ieder ſeine Meinung, die er vertheidiget hatte. Sobald unſer Gelehrter in ſeine Studirſtube trat, ſetzte er ſich nieder, ein gantzes Buch zur Vertheidigung ſeines Satzes zu ſchreiben. Er arbeitete ein ganzes Jahr an dieſem Werke, ohne daß man an ihm die geringſte Verrückung des Gehirns gewahr wurde. Wie er ſein Werk ins reine gebracht hatte, daß es zum Druck gebracht werden konnte, bediente er ſich des Werkzeugs ſeines Todes, welches er ſchon lange vorher in Bereitſchaft hatte. Den andern Tag fand man ſeine Rechtfertigung auf dem Tiſch liegen, den Verfaſſer aber an der Wand ſeiner Studirſtube hängen.

XXXI.

Von dem Tode *.

Wer nicht gerne vom Tode reden höret, der wird wohl thun, wenn er dieſe Abhandlung ungeleſen läßt. Ich bin entſchloſſen viel nachdrückliches davon zu reden. Dieſes Wort iſt ſchon von Alters her den Ohren der Menſchen unerträglich geweſen. Man hat den Ausdruck von ie her für ein ſchlimmes Zeichen gehalten. Die Alten vermeideten ihn mit allem Ernſt, und in ihren Unterredungen ſtarben die Leute niemals, ſie hörten nur auf zu leben, ſie lebten ihren letzten Tag, ſie giengen aus dem Leben, hieß es ꝛc. Mit einem Wort, dieſe Alten wußten ihre Redensarten von dieſer Sache aufs beſte einzurichten, als ob ſie ihre Ausdrücke verſüſſen und die betrübte Nothwendigkeit, ſo ſie anzeigten, nicht ſo gar herbe und bitter machen wollten. Die heidniſchen Philoſophen merkten wohl, was die unfehlbare Gewißheit des Todes für Bitterkeit im Leben mache; ſie ſahen, daß ſie ihre ganze Zufriedenheit ſtören, und alle ihre Ergötzung vergiften würde. Um dieſer Urſache willen waren auch alle ihre verſchiedene Lehrgebäude dahin ſämmtlich vereiniget, wie ſie die Menſchen mit dem Begriff, den ſie vom Tode hegten, in Bekanntſchaft brächten, und ihnen dieſen furchtbaren Feind ohne Augenblinzen anzuſehen lehreten.

Ihre allzuweit irrende Meinungen von der Unſterblichkeit der Seele waren nicht hinreichend die rechte Wirkung zu thun. Sie mußten ihre metaphyſiſche Betrach-

*) LXXXII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Betrachtungen nothwendig auf etwas weſentlichers und ſinnlichers gründen.

Sie rüſten demnach die Schwachheiten der menſchlichen Natur, mit allen von dem glückſeligſten Leben ganz unzertrennlichen Beſchwerlichkeiten und Elend zu Hülfe. Sie erſchöpften alle Kräfte ihrer Beredtſamkeit, dieſes alles mit den lebhafteſten Farben abzuſchildern, und beſtrebten ſich auf dieſe Art, die Menſchen von dem geringſten Theil ihrer ſelbſt, als einem ihrer Liebe unwürdigen Gegenſtand abzuführen. Zum Unglück mag die Seele von dieſen Wahrheiten überzeugt werden, wie ſie nur will, ſie rühren dieſelbe doch nicht, und dieſer Leib ſo unvollkommen er nur iſt, bleibt ihr doch lieb und angenehm.

Nichts auf der Welt, als die Verſicherung eines zukünftigen Lebens kan uns antreiben, das gegenwärtige Leben ohne Reue zu verlaſſen. Und da die Weiſen im Heidenthum nicht fähig waren, dieſe Verſicherung auf einem feſten Grund zu bauen, ſo ſtopften ſie dieſen leeren Raum mit kühnen Grundlehren, und wunderbar übertriebenen Sprüchen aus. Sie erſchreckten die Vernunft vielmehr, an ſtat dieſelbe zu überzeugen. Das Leben, ſollte man, ihrer Meinung nach, nur wie eine Gaſterey betrachten, von der man wieder Abſchied nähme, wenn man ſich ſatt gegeſſen hätte. Sie machten von der trotzigen Kühnheit eben ſo viel Weſens, als von der ruhmwürdigſten Stärke der Tugend, daß man den Tod nicht einmal erwarten ſollte; man ſollte ihm vielmehr entgegen treten, und der Natur, die uns doch das Leben gegeben hat, das Recht entziehen, uns deſſelben zu berauben.

Sie

Sie verlangten, ihre Anhänger ſollten es machen, wie die ſchüchternen Soldaten, welche den Feind auf dem Poſten, den ihnen ihr Feldherr angewieſen, nicht zu erwarten ſich unterſtehen, ſondern von der Gefahr verwirrt, den Gebrauch der Vernunft verlieren, und dem Feuer aus groſſer Furcht dreiſte entgegen laufen.

Dergleichen Lehren nun waren im Grund nicht fähig, iemanden anders, als nur gewiſſe Sturmgeiſter blind zu machen, welche an einem auſſerordentlichen wunderſeltſamen Wahn gröſſer Belieben, als an vernünftigen und bedachtſamen Meinungen zu tragen pflegten. Andere Philoſophen aber, welche dieſe vermeinte Tugend mit ruhiger Uiberlegung näher unterſuchten, konnten die Schwachheit und das Lächerliche darinnen gar leicht finden.

Sie ſahen wohl, daß wer ſich ſelbſt das Leben raubte, mehr handgreifliche Zeichen ſeiner Zaghaftigkeit, als ſeines Muths an den Tag legte: Daß es nichts anders hieß, als ſich den Anfällen des Unglücks zu entziehen, aus Mangel der Kühnheit, ſelbige abzuwarten: Es ſey eben ſo viel, als an ſeiner Standhaftigkeit verzagen, und bey dem Anfange des Streits, das Haſenpanier ergreifen: Kurz, es heiſſet öfters den Tod wider den Tod ſelbſt zu Hülfe rufen. In der That haben auch die meiſten dieſer vermeinten Helden ſich den Tod aus Furcht angethan, damit ſie nicht ein anderer abſchlachten möchten.

Von ihrer eignen Fauſt erhielten ſie den Tod,
Und ſtarben, daß ſie nur nicht ſterben möchten.

Gewiß iſt es auch, daß man bey aufmerkſamer Betrachtung der Art und Weiſe, mit der viele unter ihnen

nen das Leben geendiget haben, finden wird, die Furcht allein ſey der Grund einer dem Anſehen nach, ſo kühnen That geweſen, oder wenigſtens kan man ſie aus einer eben ſo unreinen Quelle herleiten. Scipio, z. E. der Feldherr des Heers des Pompejus in Africa erwies ſich in der Schlacht mit dem Julius Cäſar, weder als ein Feldher, noch als ein Soldat. Nach einem geringen Vorgang ergrif er die Flucht: Anſtat mit den Waffen in der Fauſt zu ſterben, und ob er gleich überwunden war, dennoch die Ehre des Gefechtes mit dem Überwinder zu theilen, ermordete er ſich ſelbſt in der Flucht, und vermeinte den Schimpf ſeiner Niederlage in der Finſterniß des Todes zu verbergen.

Otho, der zaghafteſte und weibiſchte unter allen Männern, ob er gleich an der Spitze einer guten Armee ſtand, und es nur auf ihn ankam, den Vitellius zu überwinden, oder ruhmwürdig zu ſterben, wollte ſich doch lieber das Herz aufm Bette ſelbſt durchbohren. Die Vorſtellung des Gefechtes kam ihm entſetzlicher, als der Tod vor. Seine weichliche Unempfindlichkeit gab ihm das Anſehen einer Standhaftigkeit und ſeine Furcht bedeckte die Larve der Unerſchrockenheit.

Der Tod des Cato von Utica iſt einer der allerberühmteſten von dieſer Art. Montagne, der ſeine Vernunftſchlüſſe mehr aus der Empfindung, als aus Grundſätzen herninmt, hält davor, daß die Ehre der Bewegungsgrund davon nicht geweſen ſey, unterdeſſen habe dieſer groſſe Mann ein lebhaftes Vergnügen in der erhabenen Tugend gefunden, welche ihn zu einer ſo berühmten That angetrieben. Ich wünſchte wünſchen, daß dieſer Schriftſteller den Grundſatz der Tugend, welcher er den Tod des Cato zuſchreibet,

ein wenig mehr erläutert hätte. Ich, meines Orts, treffe nichts, als einen trotzig stolzen Eigensinn an, von dem er herfliesset. Denn gewiß mag es wohl seyn, daß diesem erhabenen Geist keine Furcht beykommen konnte. Er wollte die Freyheit der Republick nicht überleben, spricht man, und Cato wollte lieber nicht leben, als ein Leben ohne Freyheit geniessen. Ey, das ist schön und vortreflich in einer Rede, allein vor dem Richterstuhl des Vernunftsinns nichts abgeschmackter. Dieser Römer, mit Gunst zu melden, kannte weder sein Vaterland, noch den Cäsar, noch auch sich selbst recht. Er konnte für die Republick nichts schlimmers und gefährlichers, und für die Tyranney nichts ersprießlichers thun, als daß er sich tödtete. Wenn Cato ganz allein unbewafnet nach dem Tode des Pompejus dem Cäsar unter die Augen getreten wäre, so würde sein ernsthafter Anblick diesen Beherrscher der Welt an der Spitze seiner siegenden Völker gewiß zitternd gemacht haben. Ich zweifle sehr, daß dieser Uiberwinder, der sich alles unterstand, sich unterwunden haben würde, die Hand an einen Mann zu legen, dessen Redlichkeit und Gerechtigkeit von den verschiedenen Parteyen im gleichen Grad verehret und höchgehalten würde. Allenthalben sahe man ihn für einen strengen und harten Zuchtmeister an, der alle Thaten aufmerkte, und aller Unternehmungen Widerstand thate. Nach dem Tode des Cäsars würde endlich Cato allein im Stand gewesen seyn, Rom in Freyheit zu setzen, und wäre es nicht besser gewesen, die Republick wieder herzustellen, als sich mit derselben ins Grab zu stürzen? Jedoch der unbewegliche Cato hatte den Anschlag gefasset, dem unrechtmäßigen Besitz des Cäsars zu widerstehen, und da das Verhängniß ein so schönes Unternehmen nicht

gelin-

gelingen ließ, verwandelte ſich ſeine Standhaftigkeit in Hartnäckigkeit. Weil er das Glück nicht zwingen konnte, der gerechteſten Partey beyzutreten, wollte er lieber das Leben verlieren, als die Anſchläge verändern, da er doch, wenn er ſich in die Zeit geſchickt hätte, ſeinem Vaterlande die erſprießlichſten Dienſte würde haben leiſten können. Er ſtarb gar nicht, daß er die Republick nicht überleben möchte, deswegen that er ſich den Tod an, damit er ſeinen Anſchlag nicht überleben dürfte, den das Schickſal zu Waſſer gemacht hatte. Uiberdieſes haſſete er den Tyrannen und die Tyranney, und aus dem Grund eines trotzigen Hochmuths zog er den Tod dem Verdruß vor, den er haben würde, ſeinem Feind verbunden zu ſeyn.

Man durchſuche endlich mit vernünftiger Uiberlegung die Art zu ſterben, dieſes groſſen Mannes und ſeines gleichen, ſo wird man anſtat der Standhaftigkeit, des Muths, und der Erhabenheit der Seele, nichts als Niederträchtigkeit, Hochmuth und Wahnſinn antreffen. Man wird gezwungen, das Ende derjenigen, deren Tugend man hoch verehret hat, mit dem Tode ſolcher elenden Purſche gleich zu halten, welche um ihrer ſchändlichſten Laſter willen zum Tode verdammt worden ſind, und mit ihren Poſſen Henker und Zuſchauer noch beluſtigen, mithin dem Tode durch ihren Scherz Troz zu bieten ſcheinen. Geſchichet es wohl aus wahrer Standhaftigkeit, daß ſie das thun? Keinesweges. Alle ihre Stärke des Gemüths beſtehet darinne, daß ſie mit Luſt zu Narren werden, ihre Einbildung verwirrt machen, damit ſie den Begrif vom Tode und deſſen drauf folgenden Schrecken nicht empfinden mögen.

Da die göttliche Offenbarung unſerer Vernunft, als Chriſten, zu Hülfe gekommen, hat uns dieſelbe eine gewiſſe Verheiſſung eines glückſeligen Zukünftigen ertheilt, vermöge welcher wir den Tod ohne Furcht erwarten, und das Leben ohne Unruhe hinbringen können. Dieſe tröſtliche Verheiſſung zu beſitzen, dürfen wir nur gewiſſe Geſetze in Obacht nehmen, deren Erfüllung auch zu unſerm zeitlichen Nutzen gereichet. Sie zielen auf unſere Geſundheit, auf die Zufriedenheit unſers Gemüths, und auf die Vereinigung mit andern Menſchen ab. Man kan ſagen, daß ſie uns Pflichten auflegen, in dieſem Leben glückſelig zu ſeyn, und ſolches noch mehr in einem Leben ohne Grenzen zu werden. Die Heiden haben nach dergleichen Lehrgebäude getappet, es iſt aber ihrem Nachforſchen entgangen, wir aber, denen es angeboten worden iſt, verwerfen deſſen troſtreiche Klarheit. Wir wollen lieber nach der einfältigſten Heiden Weiſe uns von dem Schrecken des Todes losmachen, wenn wir deſſen Andenken uns durch unaufhörliche Zerſtreuung aus dem Sinn ſchlagen.

Man thue nur einmal einen Blick auf das Betragen des Biophilus. Der Mann iſt von der Gunſt des Glücks ganz betrunken. Seine Luſt und Ergötzlichkeiten können ihn nicht zur Armut bringen, er ſtudirt mit höchſtem Fleiß darauf, wie er ſich ſelbige recht veränderlich und ſchmackhaft machen will. Alles ſein Verlangen ſchließt er nur in dieſes gegenwärtige Leben ein, er nimmt ſich nicht einmal die Mühe, zu unterſuchen, ob noch ein zukünftiges zu finden ſey oder nicht. Seine Anbeter dürfen ſich nicht unterſtehen, das Wort: Tod, vor ihren Mund zu bringen: Wenn es einem von ohngefehr entfahren ſollte, ſo wäre es

ſchon

ſchon genug, den unbeſonnenen Menſchen in die höchſte Ungnade dieſes zärtlichen Epicurers zu ſetzen. Man muß ſich überdieß noch aufs genaueſte hüten, daß man ja nicht in ſeinem Beyſeyn von der Peſtilenz ſpreche, die ſich in der Nachbarſchaft hervor thut, und nach den Grenzen unſers Vaterlands zueilet; ich glaube, man darf auch eben ſo wenig von der Viehſeuche ein Wort laufen laſſen. Wenn er ſeine Bedienten wegjaget, ſo geſchiehet es nicht deswegen, weil ſie etwan dumm, nachläßig oder untreu ſind; Die elenden Schächer haben ſich unterſtanden, das Fieber bey ihm zu bekommen. Er will durchaus nicht geſtatten, daß ſich die Krankheiten die Freyheit nehmen ſollen, in ſein Haus zu ſchleichen. Zum Unglück aber wollen ſie doch ſeinen Befehlen nicht gehorſam ſeyn, vielmehr begehen ſie die Frechheit, ihm ſelbſt nach dem Hals zu greifen. Geſchehen iſts. Die Aerzte ſchütteln mächtig die Köpfe, es iſt kein anderer Rath vorhanden, er muß vom Tode reden hören, es betrift ihn ſelbſt an. Er erſchrickt gewaltig über dieſen Streich. Wie ungerecht handelt doch die Natur! Sie will ihn von ſeinen lieben Schmeichlern, von ſeinen Ergötzlichkeiten, von ſeinen Schätzen wegreiſſen. Biophilus überwindet endlich doch noch die Verwirrung, die ihn überfallen hat; die Zeit, ſo ihm noch übrig iſt, will er doch noch wohl anwenden. Er läßt einen Notarius kommen, der eine richtige Verordnung, die er wegen ſeines unrechtmäßigen Reichthums gemacht hat, aufſetzen ſoll. Muß man nicht ſeine Gemüthsgegenwart in dergleichen widerwärtigen Umſtänden bewundern? Er macht ſein Teſtament mit der gröſten Vorſichtigkeit und recht weitläuftig. Sein Vermögen ſoll von nun an auf einen Stamm ſeines Geſchlechts fallen. Wenn männliche Erben abgehen, ſoll es auf einen an-

dern Stamm verfallen, von dieſem immer alſo weiter fort: Er denkt auf ſeine Nachkommen, auf ſeine Seitenverwandte, auf ſeine ganze Nachkommenſchaft. Eine ungeheure Anzahl von Jahrhunderten muß verlaufen, ehe und bevor ſein letzter Wille keinen Einfluß mehr auf ſeinen Reichthum haben wird. Er beruhiget ſich, nachdem er endlich dieſer wichtigen Sorge losgeworden iſt. Ohne Zweifel wird ſeine Seele ein treuer Gefährte ſeiner Schätze in allen ihren Veränderungen bleiben, und er das Vergnügen ſchmecken, eine lange Zeit nach ſeinem Abſterben, mit denſelben frey zu ſchalten und zu walten.

Cleone wendet die letzten Augenblicke ihres Lebens mit nicht geringerer Klugheit an. Sie verfertiget ein langes Verzeichniß von allen Stücken, daraus ihre prächtige Leichbeſtattung beſtehen ſoll, wobey ſie auch den Aufwand aufs genaueſte beſtimmet. Ihr Leichnam ſoll mit dem feinſten Leinenzeug bekleidet werden, und man ſoll ihn mit größter Sorgfalt weich und zarte angreifen, wenn man ihn in den Sarg leget. Vier und zwanzig Kutſchen und nicht weniger, mit einer groſſen Menge Fackeln ſollen dieſes Feſt recht anſehnlich machen. Sie vergißt nichts, ſie denkt an die geringſte Lapperey. Nachdem ſie auf ſolche Weiſe ihre übrige Kräfte erſchöpft hat, bleibt ſie ruhig und vergnügt liegen. Warum ſollte ſie auch nicht ruhig ſterben? Für ſie hat der Tod nun nichts widerwärtiges. Sie wird ſich bald in einem bleyernen Sarge mit koſtbarem Sammt bedeckt ſehen. Ihre prächtige Leichenbeſtattung wird alle Gaſſen mit Volk anfüllen. Die ganze Stadt wird nach dieſem prächtigen Schauſpiele laufen und tauſend friſche und geſunde Leute werden ohne Zweifel dieſer prächtigen Leiche nachfol-

gen

gen. Sie iſt ſchon gewiß verſichert, daß, dem allgemeinen Zufall aller Leichen ohngeacht, ſie das Vergnügen haben wird, mit ſo ausnehmender Herrlichkeit ins Grab zu gehen, und ihre Seele wird von der Ehre gerührt, die man dem Leibe anthun wird, der ihr ſelbſt allezeit ihr einziges Vergnügen geweſen iſt.

XXXII.

Der Nutzen moraliſcher Unterweiſung durch Fabeln *.

Den Menſchen mißfällt überhaupt nichts mehr, als der Unterricht in der Sittenlehre. Indem man uns gewiſſe Regeln unveränderlicher Pflichten und der Aufführung vorſaget, ſo wird man gezwungen unſere Empfindungen, Meinungen und Handlungen damit in Vergleichung zu ſetzen. Dieſer Unterricht verbindet uns über unſere Mängel und Fehler Betrachtungen anzuſtellen, und treibet uns an, unſere angenehmſten Phantaſien fortzujagen. Könnte man ſich daher wohl wundern, daß er uns ſo gar annehmlich nicht vorkömmt, allermaſſen die Hauptkennzeichen bey allen Menſchen Trägheit und die Art von Eigenliebe zu ſeyn pflegen, welche ihre Nahrung in der Einbildung ſuchet? Die weiſen Liebhaber des menſchlichen Geſchlechts haben dieſe betrübliche Wahrheit zu allen Zeiten ſehr wohl erkannt, und daher alle Kräfte angewendet, die Unterweiſung zu verſüſſen und ihr nach Möglichkeit eine angenehme Geſtalt zu geben. Sie haben die Menſchen, ſo zu reden zu betrügen geſuchet, damit ſie dieſelben, zu ihrem eignen Vor-

*) LXXXIII Bagatelle.

theil, verbeſſern möchten. Unter den liſtigen Streichen, deren ſie ſich mit gutem Fortgang bedienten, iſt auch die Allegorie oder ein ausgeführtes Gleichniß mit begriffen, darinne man Laſter, Tugenden, Eigenſchaften, Meinungen ꝛc. unter Perſonen vorgeſtellet, damit ſie ihrer Natur gemäß zu handeln, angeleitet werden möchten.

Dergleichen Vorſtellung wohl auszuführen, wird eine ſchöne Einbildungskraft, welche mit Einſicht und genauer Richtigkeit des Verſtandes verknüpft ſeyn muß, erfordert. Die aufgeführten Perſonen müſſen nichts widerſprechendes an ſich haben, oder dem weſentlichen Character des Gegenſtandes, den ſie vorſtellen ſollen, unähnlich werden. Sie müſſen keinen einzigen zur gründlichen Unterweiſung undienlichen Schritt thun. Uiberdem muß die ins Gleichniß verſteckte Bedeutung nach dem natürlichen Sinn der Sache auf einerley Wege führen, und dieſer natürliche Sinn muß ohne alle weitläuftige Zweydeutigkeit erkannt werden. Das Gleichniß muß überhaupt wohl ausgeführet, niemals auch das natürliche mit dem figürlichen vermenget und verwirret werden. Die Allegorie darf nicht anders, als ein Gefäß vom Cryſtall beſchaffen ſeyn, in dem man den Gegenſtand über und über erkennen kan, und an dem nicht der geringſte Theil verdeckt ſeyn muß. Wird die allegoriſche Fabel, ſo mit allen dieſen Eigenſchaften verſehen iſt, noch mit wunderbaren unvermutheten Umſtänden und Veränderungen ausgeputzt, ſo kan das Werk ſich einer Vollkommenheit rühmen. Des Leſers Aufmerkſamkeit wird immerfort im Athem erhalten, ſie findet beſtändig in den Lehren etwas neues, und vergnüget ſich über deſſen Entdeckung, ſie danket dem Verfaſſer

für

für die Bemühung ſeines Genies und deſſen guten Vernunftſinns, die er bey dieſer glücklichen Verkleidung angewendet hat.

Nach der Beſchreibung, welche ich von einer guten Allegorie gegeben habe, würde ich eine Verwegenheit begehen, wenn ich allhier etwas von meiner eignen Arbeit vorlegen ſollte. Ich will lieber eine aus einem fremden Schriftſteller, der treflich nach meinem Geſchmack iſt, beybringen. Sie enthält den Streit, welcher unter beyden Geſchlechtern über den Vorrang der Tugend obſchwebet.

„Der Krieg war unter beyden Geſchlechtern einander angekündiget, und da es zum Treffen kommen „ſollte, rückten ſie an einem Tage mit ihrer Macht „auf ein geraumes Feld aus. Jedes Heer beſetzte „eine Seite, ließ aber in der Mitten Raum zum „Streit. In jedem Lager fanden ſich viel Hülfsvölker, deren tapferer Muth den Ausſchlag vom Treffen geben ſollte. An den äuſſerſten Enden aber kamen in der Mitten neue Regimenter angezogen, die „ſich noch zur Zeit für keine der ſtreitenden Parteyen „erkläret hatten, und ſo lange neutral zu bleiben ſchienen, bis ſie ſehen würden, was die Sachen für einen „Gang nehmen möchten.

„Auf der Männer Seite wurde der mittelſte Haufe der Hülfsvölker von dem herzhaften Muth angeführt. Die Schönheit in Amazonenhabit hatte „weiblicher Seits dieſen Poſten eingenommen. Der „feindliche Feldherr thate ſogleich den Angrif und „marſchirte trotzig drauf los. Er traf aber in den „Augen des ſchönen Feldherrn eine kräftige Bezauberung an, daß ihn ſeine Kräfte verlieſſen und die

„Waffen aus den Händen fielen. Er stand schon im „Begriff Qvartier zu bitten, als ihm der kluge Be„dacht zu Hülfe kam. Er commandirte den rechten „Flügel des Männerheeres, und würde gewiß den „Sieg erzwungen haben, wenn nicht das schöne Ge„schlecht den General List, der ihren linken Flügel an„führte, gegen ihn hätte anrücken lassen. Diese Sa„che verdiente die größte Aufmerksamkeit, wenn man „den Angrif und die Vertheidigungen dieser beyden „fürchterlichen Kriegshelden, die Ränke des einen, „und die Aufführung des andern betrachtete. Bald „theilte man diesem den Sieg zu, bald schiene derselbe „auf jenes Seite sich zu neigen. Nach einem hart„näckigen Gefecht bemerkte man, daß der kluge Be„dacht sich ganz unvermerklich aus dem Athem ge„fochten hatte: Da hingegen List durch seine arbeitsa„me Bemühung immer frische Kräfte zu schöpfen „schien.

„Dem Ansehen nach war aber das Glück auf der „Männer linkem Flügel, der von einem alten unter „den Waffen grau gewordenen Officier, der Gedult „hieß, commandirt wurde, desto günstiger. Der Ge„neral, den man ihm entgegen setzte, führte den Namen „Verachtung. Er fochte nach Art der Parthen, „und meinte seinen Feind zu besiegen, wenn er seinen „Streichen ausweiche und fliehend scharmuzierte. „Dieses Spiel trieb er beym Anfang des Treffens „mit grosser Geschicklichkeit, daß man mehr, als ein„mal ihm den Sieg zuzutheilen glaubte. Wie er „aber endlich durch die unaufhörlichen Verfolgungen „und Angriffe eines Feindes, der hundertmal abgetrie„ben wurde, aber auch hundertmal sich wieder zusammen„raste, mürbe und matt gemacht war, gedachte er be„reits

„reits darauf, ſich zum Kriegsgefangenen zu erklären,
„als man die Bewegung eines Haufens von den
„Truppen auf einmal bemerkte, welche bis hieher die
„Neutralität beobachtet hatten. Der Anführer deſ-
„ſelben hatte eine Rieſengröſſe, und beſaß eine unge-
„heure Stärke. Der Grimm funkelte ihm aus den
„Augen, und man nennete ihn Wolluſt. Er foch-
„te wie ein raſender Roland, und legte gleichdurch,
„in dem einen, wie in dem andern Heer, Zeichen ſeiner
„Raſerey an den Tag.

„Das Heer des ſchönen Geſchlechts glaubte ſeinem
„Wüten Einhalt zu thun, und ſtellte ihm einen engel-
„ſchönen jungen Held entgegen. Sein Name war
„Beſcheidenheit, es unterſtützte ihn ein anderer
„Kriegsheld, der eine etwas trotzige Soldatenmiene
„hatte. Die Menſchen nennen ihn Ehre, die Götter
„geben ihm aber den Namen Hochmuth. Dieſes
„brave Paar widerſtand dem fürchterlichen General
„lange Zeit, und trieb ihn verſchiedenemal zurück,
„bis er ſich endlich auf Gnade und Ungnade ergeben
„mußte.

„Dieſes erſchreckliche Ungeheuer, welches ganze
„Haufen in dem weiblichen Heer niedergeworfen hat-
„te, fiel endlich in diejenigen ein, welche für das In-
„tereſſe der Männer fochten. Sie vermeinten zwar,
„iedoch ganz vergebens ſeinen Streichen zu entgehen,
„indem ſie ihm einen falſchen Held entgegen ſtellten,
„der den Namen Heldenthum führte. Er grif ſei-
„nen Feind nicht anders, als mit anzüglichen Reden
„an, und ergab ſich faſt ohne Schwerdtſtreich: Da-
„rinne thaten es ihm eine groſſe Menge Soldaten von
„ſeiner Partey nach, die ſich eine Ehre daraus zu ma-

„chen

„chen ſchienen, wenn ſie ihrer Niederlage entgegen „kraten.

„Die weiſeſten dieſer beyden Heere, welche eine all„gemeine Niederlage befürchteten, entſchloſſen ſich „hierauf ihr beyderſeitiges Intereſſe zuſammen zu „vereinigen, und ihre Kräfte wider den allgemeinen „Feind mit geſammter Hand anzuwenden. Zu dem „Ende rafften ſie einen Haufen auserleſener Truppen „zuſammen, und trugen einem Kriegsmann von mitt„lern Alter das Commando darüber auf, deſſen Na„me bedachtſame Tugend war. Diejenigen, ſo ihn „nicht kannten, urtheilten bald aus ſeiner geſetzten „und kaltſinnigen Miene, daß er wider den Rieſen „nicht lange Stand halten würde. In der That „verſprach man ſich auch aus ſeinen erſtern Bemü„hungen nichts weniger, als einen guten Erfolg. Al„lein iemehr er kämpfte, und ie öfter und nachdrück„licher ſeine Streiche fielen, deſto eher ſahe man, daß „das Ungeheuer gezwungen wurde, den Kampfplaß „zu räumen.

„Es hatte ſich kaum durch die Flucht davon ge„macht, ſo erblickte man einen andern Feldherrn zwi„ſchen beyden Heeren herein ziehen, der bis hieher ſich „neutral gehalten hatte. Es war der junge Prinz „von Paphos und Cythere, Namens Liebe. Er be„fand ſich an der Spitze von zehen tauſend geflügelten „Kindern, welche kleine Spieſſe und Pfeile ohne Un„terſchied auf beyde Feldlager losdrückten. Die „Wunden, ſo ſie machten, waren mit einem lebhaften „empfindlichen Vergnügen begleitet, und erweckten „zwiſchen beyden Parteyen den Geiſt der Freundſchaft „und der Verſöhnung. Sobald ſahe man, wie ſie „einander die Hände recht vertraulich reichten, ihre

„Augen

„Augen lieſſen Freudenthränen rinnen, ſie wünſchten „nichts mehr, als alle ihre Uneinigkeit in ihren Umar„mungen zu vergeſſen.

„Dem Feldherrn, von dem wir geſprochen haben, „folgte ein anderer Heerführer auf̃m Fuß nach, der „Eheſtand hieß, indem dieſer die guten Neigungen, „welche Liebe, ſein naher Anverwandter, in den Her„zen erreget hatte, ſich zu Nutze machte, fügte er die „Hände einer groſſen Menge Gepaarter zuſammen, „und vereinigte ſie nach der Vorſprache ſeines „Freundes.„

Da dieſes vorgieng, hatten ſich zween berüchtigte Hauptbetrüger, Geldgeitz und Ehrgeitz, heimlich unter die Truppen geſchlichen. Beyde hatten ſich auch eben auf die Art, wie der General Liebe gekleidet und waren ſo frech, daß ſie dem Eheſtand unterſchiedliche Paar zuführten, die er auch wirklich mit einander verband, ohne darauf genaue Acht zu geben. Man darf ſich auch darüber gar nicht wundern. Der gute Herr ſteht in der Reputation, daß er ein wenig dumm iſt.

XXXIII.

Der Menſch *.

Eine Fabel aus einem berühmten Spaniſchen Schriftſteller.

Da Jupiter die Welt gemacht hatte, gab er, wie man wohl weiß, dem Vieh das Leben, ehe er noch den Menſchen hervor brachte, welcher das Meiſterſtück ſeiner weiſen Allmacht iſt. Sobald der Eſel ſeine Augen aufſperrete, erblickte er die wunderbare Mannigfaltigkeit der ihn umgebenden Gegenſtände mit Erſtaunen. Dieſer Anblick machte ihn luſtig und munter, er ſprang, lief hin und her und konnte ſich für Freuden nicht laſſen. Wie er ſich endlich ganz müde gehüpfet hatte, legte er ſich aufs Gras nieder, und dachte ſo dumm hin auf die Urſachen ſeines Daſeyns und auf das Verhältniß, welches er wohl gegen andere erſchaffene Dinge haben möchte. Da er aber in einer ſo dornigten Materie nicht tief genug einſehen konnte, entſchloß er ſich den Jupiter ſelbſt über ſeine Beſtimmung zu Rathe zu ziehen, und ſich bey ihm zu erkundigen, was er für ein Amt auf der Erde verwalten ſollte. Der Vater der Götter antwortete ihm: Er hätte ihn zum Dienſt des Menſchen beſtimmt, und gab ihm einen weitläuftigen Unterricht von aller Arbeit und Mühſeligkeit, die er zur Erleichterung des allervollkommenſten unter allen Thieren übernehmen müſte.

Dieſe Rede war ein rechter Donnerſchlag in des Eſels Ohren, er ließ ſie ziemlich tief ſinken, und eben dieſe betrübte Zeitung hat ihm die traurige und betrüb-

*) XCVIII Bagatelle.

trübte Geſtalt eingeprägt, die man bis dieſe Stunde noch an ſeinen Nachkommen gewahr wird. Nach einem auf etliche Augenblicke gehegten betrüblichen Stillſchweigen, fragte er den Jupiter, wie viel Jahre er doch wohl dergleichen unerträgliches Leben führen ſollte, und erhielt die Nachricht, daß die Tage ſeiner Mühſeligkeit in eine Zeit von dreyßig Jahren eingeſchränkt ſeyn ſollten. Das arme Vieh erſchrack über den etwas langen Termin, dreyßig Jahr in einem mit Arbeit und Leiden angefüllten Zuſtand, ſchienen ihm eine Ewigkeit zu ſeyn. Er verſprach endlich, daß er, wenn Jupiter Zweydrittel davon abkürzen wollte, dem Menſchen zehen Jahr lang mit aller Treue und Gedult, als ein ehrlicher Eſel, zu dienen erböthig ſey. Dieſe Gnade erhielt er auch und führte ſich ab, mit dem Troſt, daß er nach dem Nichts, in noch weniger Zeit ſeufzen könne, als er vorher beſorgt hatte.

Der Hund, dem Witz und Vorſichtigkeit viel natürlicher, als dem Eſel ſind, der auch gerne von ſeinem zu erwartenden Verhängniß in der Welt Unterricht verlangte, warf ſich dem Herrn der Welt zu Füſſen, und wollte wiſſen, wie und worzu der Gebrauch ſeiner verliehenen Werkzeuge beſtimmt ſey. Die Nachricht, ſo er erhielte, war nicht ſonderlich geſchickt ſeine Eitelkeit zu kützeln. Er ſollte auf die Jagd gehen, ſeinen Muth und ſeine Kräfte gegen die Haaſen und Kaninchen auslaſſen, im Fall ihm auch gelüſtete, etwas von einem niedlichen Biſſen zu naſchen, den ſein Herr ſeiner eignen Freßſucht aufbehielt, einer tüchtigen Tracht Prügel gewärtig ſeyn. Abends ſollte er an der Kette liegen, wobey er vom Glück zu ſagen, wenn ihm ein Knochen zum Abnagen zugeworfen würde, dieſe Uibung, welche ſeine Zähne mehr in einer har-

ten

ten Uibung erhalten, als ſeinen Magen ſättigen möchte, ſollte dreyßig Jahr dauren. Bey dieſem Urtheil ſchrie der arme Hund um Barmherzigkeit, und wendete alle Schmeicheleyen an, die ſeiner Art von der Natur mitgetheilt ſind, damit er nur einen Erlaß von zwanzig Jahren, wie der Eſel, erhalten könnte. Jupiter ließ ſich erbitten, und der Hund entſchloß ſich, ſein Unglück mit Gedult zu tragen und ſich ſeinem Schickſal mit guter Art zu unterwerfen.

Der Affe, ſo bey dieſem Aufzug gegenwärtig war, und bereits eine unüberwindliche Neigung hatte, alles, was vor ſeinen Augen geſchieht, nachzumachen, wollte den Jupiter ebenfalls um Rath fragen, der gegen ihm eben die Gnade, wie gegen ſeine unglücklichen Cameraden bezeugte. Dieſer Gott gab ihm zu verſtehen, daß er beſtimmt wäre, den Menſchen in allen Dingen nachzuahmen, ohne doch iemals der Vortreflichkeit ihrer Natur gleich zu kommen: Daß dieſe unumſchränkte Beherrſcher aller Thiere, ohne einige Betrachtung gegen ſeine mit ihnen habende Aehnlichkeit, ihn zu ihrem Luſtſpiel brauchen, und ihn unter den Ruthenſtreichen ſeufzend machen würden, nur damit ſie ſich an ſeinen närriſchen Sprüngen und luſtigen Wendungen ergötzen möchten. Dieſe Verkündigung machte, daß der Affe die Zähne wies und das Maul wunderlich verzog, er wendete alle ſeine Beredtſamkeit an, ſein Schickſal zu verändern. Es war aber alles vergebens, er hatte vom Glück zu ſagen, daß er mit dem Eſel und Hund in Gleichheit geſtellet und ihm der Erlaß der zwanzig Jahre ertheilt wurde.

Endlich trat der Menſch hervor. Er durfte ſich nur nach dem Zweck erkundigen, warum er in dieſe

Welt

Welt geſetzt worden war, ſo fande er in dem Grund ſeiner Natur ſelbſt, die edlen Abſichten, dazu er beſtimmet iſt. Durch Beyhülfe einiger wenigen Betrachtungen begrif er die erſtaunliche Hoheit über alles Vieh, und ſeine glückſelige Gleichheit mit dem Jupiter ſelbſt. Nichts ſtörete ſeine Zufriedenheit, als die Ungewißheit, darinne er ſich über die Dauer ſeiner Jahre befand. Jupiter allein vermochte ſeine Unruhe darüber zu ſtillen, er ließ auch dieſe Gnade auf die demüthige und ehrerbietige Bitte einer Creatur, die er beſonders liebte, gar leicht wiederfahren. Er unterrichtete ihn, daß er überhaupt die Lebenszeit aller Thiere in einen Raum von dreyßig Jahren eingeſchränket habe, dieſes ſey aber für den Menſchen nur ein Lehrjahr, und wenn er ſich weislich aufführen würde, ſollte der edelſte Theil ſeines Weſens eine ewige Glückſeligkeit genieſſen. Das vernünftige Thier, welches für dasjenige, was an ihm materialiſch war, bereits eine groſſe Zärtlichkeit hegte, bate den Jupiter demüthigſt, er möchte ihn ſeiner lieben und angenehmen Bekleidung nicht ſo geſchwind berauben und ſeinem Leben die Jahre zulegen, welche das Vieh für eine beſchwerliche Bürde gehalten habe. Der Beherrſcher der Welt gewährete ihm, iedoch mit einigem Unwillen ſeiner Bitte, und man weiß noch nicht, ob ſeine Gefälligkeit eine Strafe oder eine Wohlthat für uns ſeyn ſoll.

Das gewiſſeſte iſt wohl, daß der erſte Theil unſers Lebens ſich zur Aufführung des Menſchen am beſten ſchickt. Frey von Sorgen, von Unruhe, von Verwirrung können wir an der Vollkommenheit unſerer Natur arbeiten, wir haben die benöthigte Fähigkeit unſere Vernunft auszuputzen, unſere Meinungen zu ord-

nen, unſern Character ins Geſchicke zu bringen. In dreyßig Jahren iſt es gethan, die angewöhnten Arten haben die Falten gelegt. Man iſt die übrige Zeit ſeines Lebens dasjenige, was man durch ſeine Uiberlegungen hat werden wollen, oder was man durch Mangel des Nachdenkens geworden iſt. Hier nun fängt das Leben an, welches wir vom Eſel geerbet haben. Man fühlt die Laſt einer Familie, man arbeitet, man ſchwitzet, und ruhet nicht. Nach funfzig Jahren ſiehet man die Anzahl der Kinder vermehret, und ihre Nothdurft nach ihrem Alter verdoppelt. Man tritt ins Leben, das dem Hund zu Theil ward, die Liebe zum Reichthum muß ſtärker werden. Man hat wenig Vortheil, man naget an den Knochen zu der Zeit, da man ſeine Tochter ausſtatten und ſeinem Sohn einen beſtändigen Siz verſchaffen ſoll.

Ein Greis, der das ſiebenzigſte Jahr überſtiegen hat, kan ſich in Ruhe ſetzen. Seine Familie iſt verſorgt. Die Bewegungsgründe ſeiner beſtändigen Sorgen, ſeiner Arbeit fallen weg. Er fängt an, der zwanzig Jahre zu genieſſen, die dem Affen abgekürzt wurden. Er hatte ſich ſelbſt unter den Geſchäften, die von allen Seiten um ihn herum wühleten, verlohren. Er ſuchet ſich, und vermeinet ſich ſo, wie im dreyßigſten Jahre, zu finden. Wenn dergleichen Greiſe ihr Feuer, und die Kräfte ihrer Nerven, ihre flüchtige Leichtigkeit und ihre Stärke wieder zu erhaſchen vergebens ſuchen, ſo thun ſie ſich zum wenigſten ihrer Einbildung nach die gröſte Gewalt an, ihre Begierden anzufriſchen. Nunmehr werden ſie die Affen der Fehler ihrer Jugend, die ſie in der Aufführung ſolcher Leute wieder anſichtig werden, welche den Frühling ihres Alters genieſſen. Daraus werden die alten

Jung-

Jungferknechte, welche die Schande ihrer grauen Köpfe unter die grauſen Locken einer Perücke verbergen, ſich alle Tage den grauen Bart abſchaben oder mit dem Zänglein ausraufen laſſen, und alten Kindern wie zween Tropfen Waſſer gleich ſehen.

Sie gehen, wie im Drath gezogen und flicken ihr Alterthum mit allem aus, was die neueſten Moden am meiſten glänzen und ſchimmern laſſen, welche ſie bis aufs äuſſerſte treiben. Ihr Umgang iſt immer mit Damen, und unterlaſſen niemals ſich bey ihnen anzuklagen, daß ſie gar zu alt ſind. Sie wollen noch immer tanzen, ſpringen und die ſtärkſten Leibesübungen mitmachen, und wenn ſie keinen Athem mehr haben, rühmen ſie ſich noch, ſie wären nicht müde zu machen. Sie unterhalten eine Comödiantin, nur damit ſie ſich bey Reputation erhalten. Jezuweilen treiben ſie ihre Affenpoſſen ſo weit, daß ſie ihre Einbildung in ein erbares Frauenzimmer verliebt machen. Es iſt ein Glück für ſie, wenn ſie rechtſchaffen und ihre Tugend von feiner Art iſt. Denn ſodann erwerben ſie ſich den Ruhm, daß ſie auſſer ſich kommen, für Liebe ſterben, ſeufzen, weinen und verzweifeln können. Raft der Tod dergleichen Affen von Menſchen in dem Lauf ſeiner Liebeshändel weg, ſo tröſtet er ſich, wenn man dem äuſſerlichen Schein trauen darf, damit, daß er den guten Geruch, aus Zärtlichkeit, oder wohl gar aus allzugroſſer Kraft und Geſundheit, geſtorben zu ſeyn, hinter ſich läßt.

XXXIV.

Ironie über den unüberwindlichen Trieb nach Reichthum *.

In den gemeinen Reden eines benachbarten Volks, unter dem ich mich einige Zeit aufgehalten, habe ich den Schwung einer Redensart gefunden, bey deſſen Betrachtung den Leſer ein wenig aufzuhalten, wohl die Mühe verlohnet. Nimmt man dieſe Art des Ausdrucks in ihrer natürlichen Bedeutung, ſo verwirret ſie die Tugend eines Menſchen mit dem Werth ſeines Reichthums vom Grund aus.

Damon iſt ein Schelm, er iſt fähig König und Vaterland zu verkaufen und zu verrathen. Der Vogel hat Geld, er nimmt des Jahrs ſechs tauſend Pfund Sterlings ein. Arcas iſt für den Staat und für die Religion eifrig und wohlgeſinnt. Zum Unglück, iſt er nicht vier Batzen werth.

Siehe, ſo ſind die gemeinſten Reden einer Nation beſchaffen, unter der es eine groſſe Menge Vernunftrotzer giebt.

Man darf ſich nicht etwan einbilden, daß ein jeder, der ſich auf ſolche Art vernehmen läßt, ſo viel ſagen wollte, daß ein Mann nicht mehr werth ſey, als ſo viel er Vermögen beſitze. Gar nicht. Der Gebrauch hat nur dieſe Ausdrücke von ohngefehr ſo eingeführet, er will nur durch dieſe Worte ſo viel ſagen, der Mann iſt reich, dieſer iſt arm. Wie hat ſich aber wohl

*) LIX Bagatelle.

wohl dergleichen Gebrauch einſchleichen mögen? Es kommt mir vor, daß der erſte, der ſich ſolcher abgeſchmackten Redensart zu bedienen, hat in den Sinn kommen laſſen, von demjenigen einen ſtarken Ausputzer erhalten haben müſſe, der eine Seele in ſeinem Buſen getragen, oder wenigſtens ſich geſtellet, als ob er eine beſäße. Gleichwohl hat ſich der Gebrauch eingeniſtet, und man ſiehet daraus augenſcheinlich, daß der gemeine Haufen der Einwohner des Landes, wo die Vernunft ihre ſtärkſte Herrſchaft zu haben ſcheinet, aus Maſchinen beſtehet, welche, wie man aus allen ihren Reden ſchlieſſen kan, vor nichts beſſers gehalten ſeyn wollen.

Was überhaupt in dem Character aller Völker, Inſonderheit der allergeſitteſten hervorſticht, iſt der unüberwindliche Trieb, der uns blind hin nach Gold und Reichthum ziehet, daß wir ſolches hoch ſchätzen, und als eine Qvelle der Glückſeligkeit und der Tugend anſehen.

Die ſtärkſte Vernunft, und welche am fähigſten, auch am geſchickteſten iſt, die Beurtheilung der Menſchen aus ihren eignen Kräften vorzunehmen, darf nur einen Augenblick nicht auf ihrer Huth ſtehen, ſo wird ſie ſich von dieſem Trieb betrogen, und mit dieſem reiſſenden Strom fortgetrieben befinden.

Will man die dringende Gewalt dieſes Triebes, welcher der menſchlichen Natur recht weſentlich eigen iſt, aufs genaueſte erkennen, ſo darf man nur auf tauſend Dinge ein wenig Achtung geben, die alle Tage im gemeinen Leben vorgehen.

Ich trete, z. E. in ein Caffeehaus, da finde ich einen Menſchen mit dem ſeltſamen Anſehen, und mit

den verkehrten Geſichtszügen, die recht zum Mißfallen, und wenigſtens zu einem ſchauerhaften Grauen gemacht zu ſeyn ſcheinen.

Sehen ſie den Menſchen hier? ſagt mir ein guter Freund ins Ohr. Es iſt der einzige Sohn eines unſerer reichſten Capitaliſten. Er ſteht auf dem Sprunge, eine Erbin zu heyrathen, die ihm nicht mehr als vier hundert tauſend Pfund Sterlings zubringet.

Kaum ſind dieſe Worte ausgeſprochen, ſo empfinde ich eine geſchwinde aufwallende Bewegung in meinem Herzen. Eine, wider Willen aufſteigende Hochachtung, bemächtiget ſich auf einen Augenblick der Neigung, die ich empfand, dieſen Glücksgünſtling aufs äuſſerſte zu verachten. Meine Augen ſind ganz verblendet, ich ſehe das niederträchtige Geſicht nicht mehr, dieſe zum Grauen zuſammen gehängten Gliedmaſſen, welche mir Anfangs abſcheulich ſchienen, machen einen andern Anblick. Ich mache mich unvermerkt zu ihm, und will Umgang mit ihm pflegen, ich ärgere mich, daß er mir ſo kaltſinnig antwortet, und wenn es ihm belieben möchte, mich mit kleinen leutſeligen und lächelnden Mienen zu begnädigen, ſo wäre ich herzlich wohl vergnügt, ich würde mir was darauf zu gute thun, und mich darüber glücklich ſchätzen. Ich bemerke einen gewaltigen Unterſchied zwiſchen ſeiner und eines andern Narrheit, der nicht mehr Geld hat, als ich habe.

Was läßt ſich nun wohl für eine mögliche Urſache angeben? Ich fühle nicht das mindeſte Verlangen, dieſem Menſchen den Beutel abzuſchneiden. Seine Millionen werden mich nicht um einen Kreutzer reicher

cher machen, oder mir ein Vergnügen von einer Viertelſtunde zuwege bringen. Ich ſehe ihn das erſte, und allem Anſehen nach, auch wohl das letzte mal in meinem Leben. Folglich bringt dieſes der Trieb einzig und allein zuwege.

Wenn nur alle Menſchen ihr Herz unterſuchten, und wenn ſie könnten, auf ihre gemeinſten Empfindungen Acht geben wollten, ſo würden ſie genöthiget werden, zu geſtehen, daß ſie eben dieſer Schwachheit unterworfen ſind, welche ſo natürlich, als unüberwindlich iſt.

Wohl zu verſtehen auch dabey,
Daß die Frau mit gemeinet ſey.

Bis auf eine kleine Ausnahme, ſind die Weiber hauptſächlich in dieſem Stück mechaniſcher gebaucte Maſchinen, als die Männer.

Wie viel mal habe ich nicht mit meinen Augen geſehen, daß ſie einen reichen Stockfiſch in ihren Geſellſchaften mit offenen Armen angenommen haben, der nicht das geringſte Geſchick hat, den Umgang angenehm, oder im geringſten ergötzlich zu machen, der auch nicht einmal verleumden oder läſtern konnte. Ein glänzender Kreis von Frauenzimmern ſpielen mit den reizendſten Blicken auf ihn los, eine iede bemühet ſich, ihn bey ſich zu haben, und wäre der gute Kerl ſo geſchickt, daß er nur reden könnte, er würde noch von Mannsvolk verwirrter gemacht werden, daß er auf hundert Fragen, die man alle auf einmal an ihn thät, antworten ſollte.

Man laſſe aber einen Mann von den beſten Verdienſten in eine Verſammlung treten. Seine Mienen mögen einnehmend, ſein Anſehen artig, ſein ganzes

zes Weſen höflich ſeyn, er mag einen lebhaften und aufgeweckten Verſtand beſitzen, wenn er im Ruf ſtehet, daß ihn das Glück ſcheel anſiehet, ſo giebt ihm der magere Reverenz ſogleich deutlich zu verſtehen, daß er die Mühe nur hätte erſparen dürfen, unter wackere Leute ſich zu mengen. Zwanzig mal wird er die Unterredung anzufangen verſuchen, zwanzig mal wird ihm auch das Wort vor dem Mund weggenommen werden. Wenn er mit etwas gröſſerm Muth, als ein Menſch ohne Geld natürlicher Weiſe beſitzen ſoll, ſeine Stimme erhebet, und eben ſo laut redet, als das neben ihm ſtehende Kutſchpferd mit dem vergoldeten Geſchirr, welches ſich über ſeine eigne Narrheiten mit einem unmäßigen Lachen beluſtiget, ſo läßt man ihn allein ſprechen, keine lebendige Seele wird ſich die Mühe nehmen, ihm zuzuhören. Wendet er ſich ins beſondere an eine Dame, wird ſie ihm mit einem zerſtreuten Geſicht kaum antworten: Mein Herr! Er wiederholet, was er ſchon geſagt hat, und muß von groſſem Glück reden, wenn er ſtat aller Antwort mit einem Ach! mit einem Ja, oder Nein, beehret wird.

Worinne ſteckt nun wohl der erſchreckliche Unterſchied der Art und Weiſe, mit welcher dieſe beyden Leute ſind aufgenommen worden? Darinne vielleicht, daß dieſes Frauenzimmer einigen Begrif auf die Schätze des einen gründet, und daß ſie etwan von dem andern nichts zu erwarten habe? Nichts von allen dieſen. Solches widerfähret eben ſo wohl einem verheiratheten Cröſus, wenn er ſich unter unverheiratheten Frauenzimmern befindet, als einem jungen reichen Kerl, der unter eine Verſammlung von verheiratheten Frauen geräth.

Alle

Alle dergleichen Betragen, alle dieſe abgeſchmackten und lächerlichen Gefälligkeiten, wenn man nur der Vernunft glaubet, entſpringen aus der gänzlichen Nothwendigkeit des von mir ſchon erwähnten Triebes, darzu man nicht gelangen kan, wenn man nicht eine von den ſtarken Seelen beſitzet, welche den Vollkommenheiten der reinen Intelligentien beykommt.

Dieſer Trieb iſt mit der Welt jung geworden, wie man ſolches aus dem verdreheten Geſchwätz, ſo die Philoſophen und Poeten der entfernteſten Antiqvität, dem menſchlichen Geſchlecht über ſeine heftige Neigung zum Gold vorgeſchwatzt haben. Die armen Leute bilden ſich ein, man fiel in dieſe Schwachheit aus Bosheit, und wäre Herr darüber, daß man über dieſen Punct vernünftiger ſeyn könnte. Dieſe ungeſchlachte Einbildung iſt eben die Qvelle ſo vieler Sittenlehren, ſo vieles Tadelns, und einer ſolchen Menge ſpöttiſcher Satyren. Alles das hat aber auf des Menſchen Herz keine Wirkung gethan, weil es ganz unmöglich iſt, eine Neigung auszurotten, die eben ſo tief ſtecket, als die Liebe zu ſeiner ſelbſt eignen Perſon.

Ohne alle eitle Prahlerey kan ich mich rühmen, daß das Publicum dieſe neue Entdeckung in dem Sittenlande mir zu danken habe, und ich darf mir wohl ſchmeicheln, daß es mir die Ehre mit aller Luſt zutheilen wird, welche der ſcharfen Einſicht meines Genies billig wiederfahren muß.

Die Liebe zu Reichthum und Schätzen, iſt alſo ein Trieb, und noch darzu ein unüberwindlicher Trieb bey dem meiſten Theil der Menſchen. Ich be-

haupte, daß ich die Sache recht demonſtrativiſch bewieſen habe, und folglich werden die Herren Philoſophen, die Herren Poeten mit ihren unnützen Vernunftſchlüſſen, mit ſtachelichten Verſen, mit Verſchüttung ſinnreicher ſchönen Einfälle Friede halten. Verhindern ſie nunmehro keinen Menſchen mehr in der nothwendigen und unvermeidlichen Nachſtrebung nach Gold und Silber. Miſcht iemand ſeinen natürlichen Einſichten, die er nothwendig gebraucht, reich zu werden, ein wenig laſterhafte Geſchicklichkeit, einen kleinen Theil nützlicher Schelmerey mit unter, laſſen ſie ihn nur machen. Vielleicht wird er verdammt: deſto ſchlimmer für ihn, indem er zu ſeiner Verdammniß hilft, ſo hat er doch noch den Troſt, daß er ſeinen Kindern alle vortreflich ſchöne Eigenſchaften hinterläßt, die man nur erdenken kan.

XXXV.

Das unbillige Afterreden gegen das ſchöne Geſchlecht *.

Unter die gemeine Art der Plauderey, auf welche die Narren ſtudiren, damit ſie in Geſellſchaften prahlen können, kan man, meines Davorhaltens, billig einen gewiſſen aus alten und neuen Schriftſtellern zuſammen geſtoppelten Haufen von Einfällen und Gedanken wider das ſchöne Geſchlecht rechnen. Ich habe Leute angetroffen, die währender Unterredung von

*) LXXVII Bagatelle.

von andern Dingen Stunden lang geſeſſen haben, als ob ſie dumm, oder aufs Maul geſchlagen wären, bis iemand das Wort: Weibsvolk, unglücklicher Weiſe hat fliegen laſſen. Man könnte es endlich noch wohl überſehen, wenn ein ſolcher lächerlicher Sprecher ſeine Standrede in einer Verſammlung von lauter Mannsperſonen hielt. Allein man häufet ſeine Frechheit noch mit einer unſinnigen Grobheit, wenn man dergleichen ausſchweifende Narrheiten in Gegenwart des Frauenzimmers herausſtöſſet. Ich weiß ganz wohl, daß einem artigen und galanten Mann erlaubt iſt, mit Frauenzimmer, deſſen Verſtand und Witz ihm nicht unbekannt iſt, zu ſcherzen und einen leichten Angrif aufs ſchöne Geſchlecht überhaupt zu wagen, um ihren Geiſt zu ermuntern, damit es auf die Vertheidigung einer ihm ſo angelegentlichen und wichtigen Sache bedacht ſey. Allein die beſcheidene Höflichkeit legt dabey die Pflicht auf, dergleichen falſche Schlußdreherey nicht allzuweit zu treiben, ſondern ſeine wahre Abſicht dabey bald zu entdecken.

Ich nenne es mit Fleiß Schlußdrehereyen, weil ich im Ernſt glaube, daß wir keine gründliche Urſache ausfinden können, wider das Frauenzimmer loszuziehen. In Betrachtung des Naturells beyder Geſchlechter und deſſen gegenſeitigen Verhältniſſes nach dem Zweck, darzu ſie erſchaffen ſind, halte ich davor, daß die Tugend unter ihnen beyderſeits im gleichen Gewicht zugetheilet ſey. Uns hat aber ein ungerechtes Vorurtheil, ſo ſich auf höchſt falſche Begriffe von der Ehre ſtützet, unendlich weit laſterhafter, als das ſchöne Geſchlecht, gemacht. Indem wir den vermeinten Vorzug mißbrauchen und die Herrſchaft über die in der artigen Welt für unſtreitig angenommene

Grund-

Grundregeln behaupten, ſo ſtreichen wir auf der Liſte unſerer ſchändlichſten Laſter eine groſſe Anzahl ſolcher Fehler auf einmal weg, die wir an dem andern Theil des menſchlichen Geſchlechts für die allerſchimpflichſten ausſchreyen. Mit aller möglichen Gefälligkeit laſſen wir der Begierde und Liebe zum Wein, zum Spiel, zur Unzucht, zur Unbeſtändigkeit, zur Leichtſinnigkeit, zur Untreu ſelbſt Vergebung wiederfahren.

Das Reich der Zärtlichkeit und deſſen ganze Landſchaft ſteht uns offen, ſolches mit aller Gewiſſensfreyheit zu plündern, zu verwüſten und zu verheeren. Ein rechtſchaffener Menſch zu ſeyn, iſt es genug, wenn man höflich, artig, herzhaft iſt, und gegen unſer Geſchlecht die Pflichten der Aufrichtigkeit, der Gerechtigkeit und Freundſchaft beobachtet. Mit allen dieſen nur erſinnlichen Neigungen zur Tugend, mit dem ehrlichſten Herzen von der Welt iſt man kein rechtſchaffener Menſch mehr, ſobald man überwieſen wird, daß man nur ein einzigesmal gewiſſen Verſuchungen untergelegen hat. Ein Mägdgen verliebt ſich, es iſt ein ſchändlich Menſch: Sie betrinkt ſich, es iſt ein rechter Scheuſal.

Ohne einmal zu gedenken, daß dieſe einzige höchſte Ungerechtigkeit uns unter das ſchöne Geſchlecht weit tiefer erniedriget, ſo bleibt es doch gewiß, daß wir von ihm beſſere Meinung hegen ſollten, wenn es uns auch erlaubt wär, nach dieſer ungeheuren Regel zu urtheilen. Wir lügen nie unverſchämter, als wenn wir uns auf unſere eigne Erfahrung, wegen der Schwachheit des weiblichen Geſchlechts berufen. Wenn ein junger Stutzer, oder auf Franzöſiſch, ein

Petit-

Petitmaitre, ſeiner Eitelkeit, in Erzählung ſeiner glücklichen Abendtheuer, ein Affenfutter vorlegt; ſo bin ich gut davor, daß man ſehr vernünftig handelt, die Helfte davon nur kühnlich wegzunehmen, und als unwahr anzuſehen, in den Uiberreſt aber einen ſtarken Zweifel zu ſetzen. Man muß noch beyfügen, daß das Mannsvolk ſelbſt die gemeinſte Urſache der Schwachheiten iſt, weshalb ſie dieſes unglückſelige Geſchlecht auf eine ſo frevelhafte Weiſe verunglimpfen.

Ich gebe gerne zu, daß Weibsperſonen aus Mangel der guten Auferziehung, aus natürlicher Zaghaftigkeit, oder durch eine ſchwer zu überwindende Neigung ihren Unfällen ſelbſt entgegen gehen. Allein deren Anzahl iſt nicht groß, und die meiſten, die ſich vergehen, müſſen ihr Unglück der geſchickten Verführung des Mannsvolks zurechnen.

Hier will ich ietzo nicht wider diejenigen Buhler losziehen, welche alle angenehme Leibesgeſtalt, allen Witz und ſo gar allen Schein der Tugend anwenden, die Sinnen zu reizen und die Vernunft einer unglückſeligen Liebhaberin einzuſchläfern. Vielmehr will ich von dem Banqvier Lyſippus ſprechen, der, ob er ſchon mit dem Fuß am Grabe ſteht, noch immer die Laſter zu begehen ſuchet, die ihm in ſeiner Jugend am angenehmſten geweſen ſind. Niemals hat er ſeinen Beutel aufgezogen, eine geringe Summe daraus zu nehmen, womit er eine Wohlthat belohnen, unglückſeligen Verdienſten zu ſtatten kommen mögen. Hundert Piſtolen aber achtet er für nichts, den Verluſt der Ehre eines Weibsbildes, zugleich aber alles Vergnügens ihres Lebens, aller Zufriedenheit, ſo ſie aus

der

der Hochachtung ihres Nächſten ſchöpfen, und aller Glückſeligkeit, die ſie von einer guten Eheverbindung erwarten könnte, zu bezahlen. Der laſterhafte Nichtswürdige triumphiret mit ſeinen Schandthaten, und das arme Schlachtopfer muß ſich zu einer beſtändigen Einſamkeit verdammen, oder überläßt ſich den ſchändlichſten Ausſchweifungen.

Wenn einem König, der ſeine Nachbaren zu einem ungerechten Krieg zwinget, alles darinne vergoſſene Blut mit gutem Recht zugerechnet wird, muß nicht dem Lyſippus und ſeinem Gewiſſen das Verderben ſo vieler unglückſeligen Weibsbilder zur Laſt gelegt werden, die ohne ſeiner Bosheit, nützliche Glieder der Geſellſchaft würden hergeſtellet haben? Muß er nicht ihre ſchändlichen Abweichungen, alles Uibel, ſo ſie unter den Menſchen thun, und das ſie mit ihnen erdulten müſſen, verantworten? Der Geiz des weiblichen Geſchlechts, ihre Faulheit, ihre Begierde ſich vor andern in ſchönen Kleidern hervor zu thun, können die Anſchläge des Lyſippus erleichtern, dieſes iſt allerdings wahr: Werden ſie aber auch nicht öfters durch äuſſerſtes Elend, durch die allerdringenſte Dürftigkeit in dieſen Abgrund geſtürzet, darzu ein ſolcher Laſterhafter ſich wider ihre Scham und Scheu ſchändlich verbindet?

Wollte nur das Mannsvolk von ſeinem falſchen Ehrenpunct auf einen Augenblick abgehen, ſich die Gerechtigkeit ſelbſt ertheilen und überlegen, ob es von der vermeinten Stärke ſeines Verſtandes groſſen Widerſtand erwarten könnte, wenn dieſelbe von allen Seiten durch Hunger, Dürftigkeit, natürliches Verlangen, durch die Hofnung eine ſchändliche That auf

immer-

immerdar zu vertuſchen, durch die ſchmeichelhaften Begriffe eines beqvemen und überflüßigen Zuſtandes angegriffen würde. Dieſe Betrachtungen bringen mich auf einen rührenden Vorfall, von dem ich iemals gehört habe.

Die vornehmſte Perſon des Spiels war ein junger Herr, der ſo zu reden, in lauter Wolleben gewieget wurde, und in einem Zuſtand lebete, wo eine Luſt der andern die Hand bot, die ihm keine Zeit lieſſen, die geringſte Betrachtung anzuſtellen. Folglich wurde man an ihm mehr gute und böſe Neigungen, als Tugenden oder Laſter gewahr. Er hatte einen Lakey von einer Art der Günſtlinge, welche ihres Herrn Vertraute zu ſeyn pflegen, wiewohl man ſie insgemein unter dem Titel abgeſeimter Erzſchelme kennet. Da der Cavalier, welcher allen Unordnungen, ſo die Mode anſehnlich macht, ergeben war, eines Tages ausging, gab er dem Lakey Befehl für Anſchaffung einer feinen Nymphe zu ſorgen, die ſich aber auch der Mühe verlohnte. Der Vogel, welcher alle Gaben und Geſchicklichkeiten ſeines Handwerks beſaß, hatte mit einer Wittwe von gutem Stand Bekanntſchaft, welche in der äuſſerſten Dürftigkeit lebte, und deren einziger Troſt noch in einer Tochter von ſeltener Schönheit beſtand. Der Bediente des Cavaliers hatte ihr von ſeines Herrns Großmuth und Artigkeit eine ſchmeichelhafte Abbildung zu machen gewußt, daß er ſie dadurch gewonnen, die Unſchuld dieſes liebenswürdigen Kindes, welches kaum in das ſechzehende Jahr getreten, dieſem jungen Herrn aufzuopfern. Die arme Tochter, der ein ihrer Geburt anſtändiges Herz im Buſen ſchlug, widerſetzte ſich dem abſcheulichen Anſinnen ihrer Mutter aus aller Macht. Dieſe

ſe aber umarmete ſie und gab ihr mit Thränen zu verſtehen: Liebſtes Kind, ſagte ſie, die That, darzu ich dich reize, kömmt mir eben ſo abſcheulich, als dir vor; allein kanſt du es denn übers Herz bringen, daß du deine arme Mutter willſt Hungers ſterben ſehen? Bey dieſen Worten entſagte die Tochter allem Streit für ihre Unſchuld, ſie zitterte und mit Thränenvollen Augen ſagte ſie der Mutter, daß ſie alles thun wolle, was ſie für gut befände. Der Kuppler nahm ſie an, brachte ſie aufs heimlichſte in ſeines Herrn Wohnung. Sobald der Cavalier ankam, gieng er ihm entgegen, und ſagte ihm in gewöhnlichen Vertrauen: Sie iſt ſo ſchön, als ein Engel, gnädiger Herr, allein das arme närriſche Ding thut nichts, als daß ſie weinet, allem Anſehen nach, iſt ſie noch in ihrer Unſchuld, kommen Sie nur und tröſten ſie. Der Cavalier fande ſie in der That, voller Weinen und Thränen, er fragte ſie mit Verwunderung, was ihr fehlete, und ob ſie nicht wüſte aus was für Abſicht man ſie zu ihm gebracht hätte. Ich weiß es, ſagte ſie, indem ſie ihm zu Fuſſe fiel, mehr als zu wohl: Meine eigne Mutter liefert mich ihren Begierden, damit ſie vor ſich und mich Brot haben möchte; wollte aber der Himmel, daß ich nur in dem Augenblick des Todes ſeyn könnte, damit ich aus dem ſchrecklichen Unglück käme.

Dieſer unverſehene Zufall erweckte die Großmuth in dem Herzen dieſes Cavaliers, welcher ſie verſicherte, er würde ihr, die Unſchuld wider Willen zu rauben, nicht gedenken, daher ſendete er ſie zu einer ſeiner Anverwandtinnen, die Nacht daſelbſt zu bleiben. Morgens drauf ließ er die Mutter zu ſich kommen, die er wegen der ſchimpflichen Verunehrung ihrer eignen

Toch-

Tochter heftig ausſchalt. Das arme Weib ſchlug die Augen nieder, und machte ihm von ihren elenden Umſtänden eine von Seufzen und Thränen unterbrochene Abbildung. Er fragte darauf, ob dieſe junge Schönheit etwa einen Liebhaber habe. Sie antwortete, es wäre allerdings andem, er wär ein rechtſchaffener Menſch, iedoch er ſey nicht im Stand, ſie zu erhalten. Wohlan, verſetzte der Cavalier, ich will ſie gegen das Unglück, ſich durch ein Laſter aus dem Elend zu reiſſen, ſicher ſtellen, man verheirathe ſie. Er zahlte ihr zugleich zwo hundert Piſtolen zur Kleidung, und noch funfzig für die arme Witbe.

Aus dieſer Begebenheit, die man mir für wahrhaftig erzehlt hat, ſiehet man, daß dieſes liebenswürdige Weibsbild, welches nach ihrem guten Naturell, durch ihre ganze Lebenszeit ſich als ein Muſter der Tugend zeigen konnte, allem Vermuthen nach, ein Schandfleck ihres Geſchlechts geworden wäre, wenn ſie unter unvernünftig boshafte Hände gerathen ſeyn würde. Wir können auch hieraus ſchlieſſen, daß viel unzüchtige Weibsperſonen viel klüger ſeyn würden, wenn die Mildigkeit, ihre Unſchuld zu retten, nur den zwanzigſten Theil ihrer Bemühung anwenden wollte, als Witz und Verſtand anwendet, ſie zu verführen. Dieſes iſt aber bey Erzehlung der Geſchichte nicht mein einziger Endzweck. Ich wollte nur überhaupt den Geſchmack zur Tugend in denen von allen Lüſten trunkenen Gemüthern erwecken. Es ſage mir doch nur ein ſolcher glücklicher Abentheuerling, wenn er nur noch etwas von Leutſeligkeit in dem Herzen hat, ob er von dem Beſitz der vortreflichſten Schönheit eine ſo rührende Zufriedenheit erhalten kan, als ſich unſer Cavalier durch ſein großmüthiges Verfahren erwor-

ben hat? Er muß zugleich die ſüſſe Veränderung, ſo ſich in dem Herz einer Mutter ereignet hat, empfunden haben, welche den einzigen Gegenſtand aller ihrer zärtlichſten Liebe von dem Abgrund eines Unglücks errettet ſiehet, an deſſen äuſſerſten Rand ſie denſelben ſelbſt geführet hatte: Er muß gerühret worden ſeyn, durch die lebhafteſte Zufriedenheit, welche in dem Herzen einer tugendhaften Tochter auf die tödliche Furcht erfolgt iſt, gegen ein Laſter, ſo ſie unter einer Art der Tugend zu begehen im Begrif war; nicht weniger durch das unvermuthete Vergnügen eines rechtſchaffenen Menſchen, der von der Hand ſeiner Großmuth eine weiſe und liebenswürdige Ehegattin erhielte. Zu allen dieſen zärtlich angenehmſten Empfindungen rechne man noch das unausſprechliche Vergnügen, daß man zu ſich ſelbſt ſagen kan: Dieſe Leute haben mir die Glückſeligkeit ihres Lebens zu danken; ſo wird man leicht gedenken, daß dasjenige, was in dem Gemüth dieſes großmüthigen Cavaliers vorgegangen, von einer kurzen Seligkeit nicht unterſchieden ſey.

Der

Des

vernünftigen Philoſophen

dritte Abtheilung.

Vermiſchte Abhandlungen.

I.

Die ächte und falſche Staatskunſt *.

Laiſſer nommer ſa mort un injuſte attentat,
La juſtice n'eſt pas une vertu d'Etat.
Le choix des actions ou mauvaiſes ou bonnes
Ne fait, qu'aneantir la force des Couronnes.
Le Droit des Rois conſiſte à ne rien epargner.
La timide Equité detruit l'Art de regner.
Quand on craint d'être injuſte, on a toujours à craindre,
Et qui veut tout pouvoir, doit oſer tout enfraindre,
Fuir comme deshonneur la Vertu qui le perd,
Et courir ſans ſcrupule au crime qui le ſert.

Man nenne ſeinen Mord ein ungerecht Verfahren,
Gerechtigkeit beym Staat muß keine Tugend ſeyn.
Will man der Thaten Werth genau und richtig wägen,
So wird der Kronen Macht in kurzer Zeit geſchwächt.
Der Herrſcher wahres Recht iſt, daß ſie nichts verſchonen,
Wer furchtſam billig iſt, kränkt die Regierungskunſt.
Will man das Unrecht ſcheun, muß man ſich immer fürchten,
Wer mächtig heiſſen will, reißt nieder und verheert.
Die Tugend ſchadet nur, drum flieh man ſie, als Schande,
Man lauf dem Laſter nach, das Nutz und Vortheil bringt.

. *.* *.*

Hier haben wir die ſtaatsklugen Lehren, welche Corneille durch einen Hofmann dem König Ptolomäus in Egypten eingeben läßt, da er noch im Bedenken begriffen war, den Kopf des Pompejus dem Cäſar aufzuopfern.

*) XLVIII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Diese Verse sind schon vollkommen fähig, den Geist des grossen Poeten zu schildern. Sie geben das richtigste Zeugniß, daß Einbildung und die gezwungene Ordnung lautender Worte zur wahren Poesie nicht hinreichen. Man muß die Kunst, richtige Schlüsse zu machen, verstehen, deutliche ausgelernte Begriffe von allem demjenigen haben, wovon man zu singen sich unterwindet. In der That kan keine lebhaftere Vorstellung der schädlichsten Staatsklugheit solcher Fürsten gemacht werden, welche einen schändlichen Eigennutz zur Richtschnur ihrer Thaten erwählen, und die Tugend als ein ihrem Nutzen höchst schädliches Staatslaster betrachten.

Die Geschichte giebt es deutlich genug zu verstehen, daß diese Regierungskunst mit dem Hochmuth in einer Zeit gebohren, und eben so alt, als die ungeordnete Selbstliebe sey. Allein man hat nur seit wenigen Jahrhunderten angefangen, über diese Materie schulmäßig zu studiren, und die richtigsten Mittel unter den Völkern, alles Vertrauen, als das stärkste Band der Gesellschaft, von Grund aus zu vertilgen, in ein Lehrgebäude zu bringen. Leute, so diese Lehren am geschicktesten zu nutzen gelernet haben, werden von aller Welt als Böswichter angesehen, und doch hält man sie zugleich für die abgefeimtesten und gescheidesten Staatsmänner. Man bewundert ihre feine Klugheit so hoch, als man ihre Meinungen verabscheuet. Ich, meines Orts, finde in ihrer verderblichen Geschicklichkeit nichts so gar ausserordentliches, und sehe auch nicht, daß eine grosse Stärke vom Verstand nöthig sey, Leute zu betrügen, wenn man einmal den Entschluß fassen kan, der Gerechtigkeit und Redlichkeit den Laufzettel zu geben.

Ich treffe bey den Menſchen zwo Arten von Sinnen an, die mit einander keine Verbindung haben. Die eine ſchöpfet ihren Urſprung aus der Einſicht, aus Vernunftſchlüſſen, aus der lebhaftigen Einbildung. Die andere kommt aus dem böſen verderbten Herze, welches andern alles das Böſe zutrauet, worzu es ſelbſt fähig iſt, ſich für ihren Fallſtricken ſcheuet, und einer unbeqvemen Tugend entſchlägt, damit es die Witzigſten durch eine liſtige Schelmerey berücken möge, die man nicht vermuthet hat.

Was ich hier vorgebe, beſtätiget die Erfahrung aller Zeiten. Man trift öfters Leute von den ſchärfſten Einſichten an, die man ohne Mühe um die Fichte führen kan, und das Geſchicke nicht haben, andere zu betrügen. Noch öfters aber ſiehet man ziemliche ſchielende und halb ſehende Köpfe, denen die Bosheit zum Licht und Geſichte dienet, und welche die abgefeimteſten Spitzbuben ſind.

Es giebt Leute, welche ganz richtig zu ſchlieſſen vermeinen, wenn ſie vorgeben, daß ſich eine Geſellſchaft vollkommener Chriſten weit eher, als eine Republick Atheiſten zu Grunde richten würde.

Ich verlange ſie nicht recht förmlich zu widerlegen, ich will aber nur eine widerſinnige Sache, die dieſem ſehr entgegen ſtehet, und deren Neuigkeit wenig Schaden thut, behaupten. Ich verſichere, daß eine richtige Frömmigkeit und genaue Tugend die beſte und beqvemſte Staatskunſt ſey, einen Staat feſt zu erhalten. Ich will damit anfangen, dieſe Meinung durch eine allgemeine Betrachtung ins helle Licht zu ſetzen. Zwiſchen der Tugend und dem allgemeinen Wohlſtand des menſchlichen Geſchlechts iſt eine vollkommene

Uibereinstimmung. Alles was tugendhaft ist, dasselbe bringt auch der Erhaltung und der Ruhe der Menschen Nutzen und Vortheil, was auch der menschlichen Gesellschaft wahrhaftig nützet, das ist der Tugend gemäß.

Der Schöpfer der Menschen hat ihnen allen eine unüberwindliche Neigung zur Gesellschaft eingeflösset, und ihnen zu gleicher Zeit eine Pflicht auferlegt, ihre Aufführung nach gewissen ihnen vorgeschriebenen Gesetzen einzurichten. Fällt es wohl begreiflich, daß diese Gesetze und diese Neigung, welche beyderseits von der Hand eines unendlich weisen Wesens herrühren, sich natürlicher Weise zerrütten sollten? Im geringsten nicht: Man würde der Verehrung dieses vollkommensten Wesens gröblich entgegen stehen, wenn man nicht glauben wollte, daß unter seinen Werken eine richtige Verbindung wäre, und daß unserer Liebe zur Vereinigung nichts zuträglicher sey, als die genaueste Erfüllung seiner Gebote.

Hieraus schliß ich eben nicht, daß in allen Staaten der Tugend allezeit ein werkthätiges Glück nachfolgen müsse. Was ich daraus ziehen will, ist dieses, daß in der besondern Gesellschaft, als einem grossen Theil der allgemeinen menschlichen Gesellschaft, wahrscheinlicher Weise gemeiniglich bey der Staatsverwaltung der Nutzen mit dem was erbar ist, vergesellschaftet seyn müsse. Man wird hoffendlich diese Wahrheit rührender wahrnehmen, wenn sie aus einander gesetzt wird.

Ich erweise, daß wenig Kraft des Verstands erfordert werde, eine Schelmerey geschickt auszuführen, obgleich der Pöbel eben aus diesem Grund die Staats-

Fin-

ſintenmacher bewundert. Hierzu ſetze ich noch, daß es faſt unmöglich fällt, ſeinen Vortheil aus einer beſtändigen Betrügerey zu ziehen. Streiche und Finten führen durch finſtere und mit gefährlichen Anhöhen erfüllte Wege zum Nutzen, da hingegen eine tugendhafte Staatsklugheit ihre Zwecke durch einen geraden und mit weit wenigern Schwierigkeiten beſetzten Weg zu erhalten ſuchet. Es fällt weit leichter zu erkennen, was gerecht und billig, als was nützlich und vortheilhaft iſt. Beſitzet man nur den allgemeinen vernünftigen Sinn, ſo wird man im gemein ohne Schwierigkeit das Gute von dem Böſen unterſcheiden. Der Urheber unſerer Vernunft hat auch keine andere Abſicht gehabt, als daß nichts richtiger gegen einander, denn unſere Einſichten mit der Erkenntniß unſerer Pflicht abgemeſſen ſeyn ſollen. Von ſeinem Nutzen und Vortheil aber zu urtheilen, fällt viel ſchwerer. **Ptolomäus** ſahe es gleich ein, ob es recht oder unrecht war, ſeinen Wohlthäter zu ermorden. Allein wie viele und langweilige Berathſchlagungen koſtete es ihm nicht, zu ſehen, ob dieſe Laſterthat ſeinen Staatsgeſchaften zuträglich und nützlich ſeyn möchte. Ein ieder ruhmbegieriger Prinz iſt überzeugt genug, daß es der Gerechtigkeit zuwider läuft, das Land eines benachbarten Volks zu überfallen; ob aber dergleichen Unternehmen gut oder ſchlimm ausſchlagen möchte, dieſes macht ihm Sorge und Bedenklichkeit.

Laßt uns einen gerechten Fürſten, und einen ungerechten Potentaten nach zwo unterſchiedenen Abſichten betrachten; in Anſehung nemlich der Völker, ſo um ihnen her wohnen, und ihrer eignen Unterthanen.

Wir werden alſobald gewahr werden, daß der Ungerechte beſſer, als der Gerechte fahren kan, ehe und

bevor seine politischen Staatsgeheimnisse entdeckt worden sind. In der That kan er sich ohne grosse Mühe eines benachbarten Staats bemächtigen, wenn er ihn mit einem vorher geschlossenen Tractat um die Fichte geführet, dessen Sinn man nach dessen Verletzung anders deutet und ausleget. Durch dieses Mittel fällt es ihm nicht schwer, seine Grösse, durch Erweiterung der Grenzen seines Staats zu vermehren. Ein gerechter und redlicher Potentat achtet dergleichen Nutzen für nichts, seine Absichten zwecken auf die Glückseligkeit seines Volkes ab, welches die Fürsehung seiner Sorge anvertrauet hat. Uiberdieses kan sich ein ungerechter König seiner lasterhaften Streiche nur wenige mal gebrauchen, und indem er seiner Nachbarn Mistrauen erweckt, so findet er sich genöthigt, eben dergleichen gegen sie zu hegen. Sicher ist es auch, daß die Redlichkeit eines Königs, ehe und bevor man ihn kennen lernet, ihm eben so grosse Dienste, als List und Falschheit thun können. Ich will mich deutlicher erklären. Gesetzt, er habe sich verbindlich gemacht, dieses oder jenes Unternehmen auszuführen. Diejenigen, so mit ihm zu thun haben, und sich auf die fast allgemein eingeführte Staatsklugheit gründen, werden öfters glauben, daß er das Gegentheil von demjenigen thun wird, worzu er sich anheischig gemacht hat, so wenig es auch seinem Staatsinteresse zuträglich zu seyn scheine; sie werden dahero ihre Anschläge auf diese Meinung bauen, und da sie sich durch seine Tugend betrogen finden, fallen ihre Einrichtungen weg und verschwinden.

Hierbey suche ich aber nicht durch diese Schlüsse zu behaupten, daß man sein Wort bloß in der Absicht halten und erfüllen müsse, andere zu betrügen. In die-

dieſem Fall würde die Redlichkeit eine doppelte Staatsliſt ſeyn, und eine ausſtudirte Betrügerey werden.

Man möchte vielleicht meinen, daß der Fürſt, den ich als einen Sclaven ſeines Worts vorgeſtellet habe, aller Augenblicke in Gefahr ſtehen müßte, ſeine Staaten zu verlieren. Man wird aber wohl bedenken, daß die Redlichkeit mit der Klugheit ſehr wohl beſtehen könne, und daß eine gewiſſe Geſchicklichkeit vorhanden, welche von aller ungerechten Liſt entfernet iſt.

Nicht alle Kriege haben die Eroberungen feindlicher Länder zur Abſicht. Uiberhaupt denken die Republiken am wenigſten hierauf, es ſind allezeit ganz andere Bewegungsgründe, die ihnen die Waffen in die Hände zu nehmen, Anlaß geben. Wenn dieſe beyden Prinzen, ſo ich abgeſchildert habe, in dieſer Art vom Krieg mit einander verwickelt ſind, und darinne Schaden leiden, ſo wird derjenige, auf deſſen Wort man trauen darf, ein Ende machen, wenn man ſich auch einigen etwas beſchwerlichen Friedensbedingungen unterwerfen muß. Der andere, der ſeiner Streiche wegen bekannt iſt, wird ſeine Feinde zwingen, daß ſie ihn, wider ihren Willen, ohne Aufhören eintreiben, und ihm nicht eher trauen, als bis er gänzlich niedergebracht ſeyn wird.

Auch iſts gewiß, daß eine verzagte Furcht insgemein die Gefährtin einer betrügeriſchen Liſt zu ſeyn pfleget. Derjenige, dem Liſt und Finten, zur Zeit des Wohlſtandes, an ſtat des Muths und der Standhaftigkeit gedienet haben, muß nothwendig zur Zeit der Noth ſeine Zuflucht zu der Liſt ebenfalls nehmen, die aber bey vorſichtigen und gewitzigten Gemüthern keine

ne

ne Kraft mehr hat. Redlichkeit hingegen hat zum öftern ihren Sitz in tapfern und großmüthigen Seelen: Dergleichen edle Geiſter finden ihre groſſe Stärke in ſich ſelbſt. Widerwärtigkeiten vermehren ihren Muth, und öfters ſchaffet ihnen das betrüblichſte Unglück die rühmlichſten Mittel ſolches zu überwinden.

Laßt uns ferner bedenken, daß die Tugend den laſterhafteſten Herzen eine Ehrerbietung abzwinget, wodurch ſie fähig wird, gefährliche Anſchläge abzuhalten. Davon kan Rom zeugen, welches unter ſeinem erſten Beherrſcher ein Gegenſtand des Haſſes von ganz Italien war, gleichwohl aber unter der Regierung des Numa, deſſen Tugend allenthalben verehret wurde, ſich von derſelben gegen die Raſerey ſeiner Nachbarn, wie durch ein Bollwerk bedeckt ſahe. Allhier iſt aber noch eine Sache von gröſſerer Stärke.

Ungerechte Prinzen werden ſelten ſo ſchlechte Staatsleute ſeyn, daß ſie einem König beyſtehen ſollten, der ihres Gelichters iſt. Sie müſten befürchten, daß ſie ihm, wenn ſie ihn wider ſeine Feinde vertheidigten, wider ſich ſelbſt die Waffen in die Hände gäben, und ihm behülflich wären, das Schwerdt wider ſie ſelbſt zu führen. Sie werden im Gegentheil ſeinen Untergang nach allem Vermögen beſchleunigen helfen. Da ſie alles von ihm zu befürchten haben, ſo wird ſie ſein Unvermögen am ſicherſten wider ihn ſtellen. Die Erhaltung eines gerechten und gleichmüthigen Monarchens werden ſie ohne Verdruß betrachten. Seine Tugend ſchaffet ihnen ſo wohl, als ihm ſelbſt Sicherheit. Ich ſage noch mehr, ſie werden ſich ſogar bemühen, ſeinen Fall zu verhindern. Geriethen ſeine Staaten in die Fäuſte eines unruhigen Streichmachers, ſo würde ſeine Macht und ihre Beſorg-

ſorgniß ſtärker werden. Man kan ſogar ſagen, daß die laſterhafteſten Fürſten einen mächtigen und redlichen König nicht entbehren können. Denn, wie ich gezeiget habe, man läßt ſie bey ihrem Unglück nicht ſo leicht zum Frieden kommen, ſondern ſuchet vielmehr ihren gänzlichen Untergang.

In Betrachtung dieſes alles gereichet es ihnen zu einem unentbehrlichen Nutzen, daß ſie in denen mit andern befangenen Geſchäften, ihre Zuflucht zu einem Nachbar nehmen können, der für ſie gut ſaget, und der, wenn er ſie ja nicht in der Erfüllung ihres Verſprechens zur genaueſten Richtigkeit bringet, doch ſein Wort geben kan, daß er ſie zur Erfüllung zwingen wolle. Sie wiſſen wohl, daß dieſer tugendhafte König dergleichen Verfahren willig übernehmen, und ſo viel, als es die Billigkeit zuläßt, verhindern werde, daß ein liſtig falſcher Fürſt durch die Entkräftung ſeiner Feinde zu einer allzu hohen Macht gelangen möge.

Es braucht aber ſo viel Vernunftſchlüſſe gar nicht, zu erweiſen, daß die Tugend die vortreflichſte Staatskunſt ſey, deren ſich ein Fürſt gegen ſeine Unterthanen bedienen könne. Untreu und Härtigkeit machen einen Souverain bey ſeinen Unterthanen vermaledeyt. Sind dieſe großmüthig, ſo wird ihnen das Regiment eines unter die Ungerechtigkeit verkauften Fürſten unerträglich, ſie werden alle Mittel und Wege ſuchen, ſich des Jochs zu entſchütten. Haben ſie knechtiſche Gemüther, ſo leiden ſie zwar länger: weil ſie aber keine Mittelſtraſſe unter einer niederträchtigen verzagten Knechtſchaft und unter einem raſenden Grimm zu treffen wiſſen, ſo überlaſſen ſie ſich der äuſſerſten Grauſamkeit gegen einen König, der ihre Gedult zur

Ver-

Verzweiflung bringet. Auf solche Art geschiehet es, daß die Türken, ein unter allen Nationen zur Knechtschaft am besten geschaffenes Volk, öfters aus ihrem sclavischen Naturell übertreten, und in eine unsinnige Raserey gerathen, welche der Mord der vornehmsten Staatsminister, öfters auch des Beherrschers selbst kaum sättigen kan.

Ein Prinz im Gegentheil, der durch seine wiederholte Thaten sehen läßt, daß er die Rechte, welche die Natur und die Gesetze den Unterthanen verliehen haben, nicht zu beeinträchtigen verlanget, wirket zwischen ihnen und sich selbst ein vollkommenes Vertrauen. Sie befürchten nichts so sehr, als einen König von seltner Tugend einzubüssen, ihr eignes Leben wird ihnen kaum so lieb, als das Leben ihres geliebten Königs seyn.

II.

Das Ceremoniel *.

Ich glaube ganz gewiß, daß ich hier einem gewissen Wust von ausschweifenden Thorheiten den Krieg mit gutem Gewissen ankündigen könnte, der sich in der gesitteten Welt unter dem stolzen Namen des Ceremoniels bekannt gemacht hat. Es kömmt weiter auf nichts an, als einem nur noch röchelnden Ungeheuer vollends den Fang zu geben, damit es die jungen Herren mit Füssen treten können, die, wenn sie es noch eine Zeit so fort treiben, wie sie angefangen haben, der Höflichkeit eben so übel mitspielen werden, wel-

*) LX Bagatelle.

welche doch von dem Ceremoniel ſo weit, als die Schminke von der Schönheit unterſchieden iſt.

Eigentlich weiß ich nicht, in welchem Lande dieſes Ungeheuer hat können ausgeheckt werden. Ich bin aber wenigſtens verſichert, daß es bey den älteſten Völkern, die man für die geſitteſten hält, als die Griechen und Römer waren, gänzlich unbekannt geweſen iſt.

So viel iſt gewiß, daß die Vornehmſten, wie ſie ſich nach dem Tode Alexanders ihres vorigen Glanzes beraubt ſahen, mit dem Weyrauch gegen fremde Fürſten ungemein verſchwenderiſch umgiengen, deren Gewogenheit ſie auf alle Art zu gewinnen befliſſen waren, weil ſie ihren Waffen nicht Widerſtand thun konnten. Gleichwohl iſt mir unbewuſt, daß dazumal die Bürger einer Stadt einander mit prächtigen Titeln, in ihren Unterredungen und Briefen iemals beehrt und gekützelt haben ſollten.

Die Römer, welche ein weit ernſthafter und mannhafter Volk waren, hielten die allzugeſittete Zierlichkeit der Griechen für Poſſen, ohnerachtet dieſelbe weit eingeſchränkter, als die Ziererey des alten franzöſiſchen Hofs war. Der geringſte römiſche Bürger nennete ſeinen Conſul, ſeinen Feldherrn nicht anders, als bey ſeinem Namen, und wenn er an ihn ſchriebe, fieng er ohne Umſchweif an: Markus Flavius, dem Julius Cäſar, welches faſt eben ſo heraus kommt, als wenn ein franzöſiſcher Bauer an den Allerchriſtlichſten König ſchreiben, und ſeinen Brief auf ſo unbeſcheidene Art anfangen wollte, Colas Gareau, Ludewigen von Bourbon ſeinen Gruß.

Der Titel Herr wurde vorher zu Rom niemanden beygeleget, nur die Sclaven gaben denſelben ihrem

Ge-

Gebieter, bis es endlich unſinnigen Kayſern, ſich von ihren Unterthanen Gott nennen zu laſſen, in dem Kopf kam. Damals fieng man an ihnen den doppelten Titel beyzulegen, und die Dichter, welche überdieß bey ausſchweifenden Narrheiten niemals die letzten zu ſeyn pflegen, nenneten die Tyrannen zu Rom: Unſer Herr, und unſere Gottheit. Jedoch dieſe Schmeicheley, welche gegen hochmüthige und grauſame Fürſten in gewiſſer Maaße nöthig war, machte nur eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, und die Conſuls, die Rathsherren u. a. m. wurden noch immerfort, nach der alten einfältigen Weiſe mit ihren Namen genennet.

Bey dem Urſprunge dieſes Theils des Ceremoniels kommt mir am wahrſcheinlichſten vor, daß es aus eben dem Lande hervorgebrochen ſey, wo der Zweykampf nebſt vielen andern Narrenspoſſen hergetreten iſt, nemlich von Mitternacht. Allem Anſehen nach, hatten die Gothen, die Hunnen, die Wenden ihre Luſt, einander auf ſolche Weiſe Naſen anzudrehen, und da ſie ſich der Herrſchaft über den beſten Theil von Europa bemächtiget, zwungen ſie die überwundenen Völker, ſich nach ihrem tollen Geſchmack zu richten. Wie aber dieſe unterm Fuß gebrachten Völkerſchaften weit witziger und klüger, als ihre neuen Herren waren, ſo werden ſie auch wohl über die Ceremonielsmanieren ſtudiret, ein gewiſſes Lehrgebäude darüber ausgekünſtelt haben, deſſen Kenntniß und Wiſſenſchaft man nunmehro, als einen Grund der artigen Höflichkeit und der Wiſſenſchaft zu leben, betrachtet.

Meine Muthmaſſung will mir deſto wahrſcheinlicher werden, weil keine Nation in Europa mehr Ceremonien macht, als die Spanier und die Italiäner, die

die mit den mitternächtigen Völkern am meiſten vermengt wurden. Es iſt auch ganz natürlich, daß die erſtern in dieſem Geſchmack, durch den Handel mit den Saracenen, am meiſten geſtärkt worden ſind. Aller Welt iſt bekannt, daß die Araber die größten Complimentenſchneider unter allen Menſchen geweſen ſind. Man kan ſolches aus einer Nachricht von den Arabern, ſo das wüſte Arabien bewohnen, füglich urtheilen. Ohnerachtet dieſelben meiſtentheils weder ſchreiben noch leſen können, ſo wiſſen ſie doch mit ihrem Barthaar eine Halbeſtunde lang zu complimentiren, und bedienen eine ſchöne Stutte mit ſo höflichen Manieren, als wir einer Opernſängerin bezeugen, wenn ſie auch von dem vornehmſten Herrn in der Republik unterhalten wird.

Die angeführten Völker, als lächerliche Schüler närriſcher Lehrmeiſter haben demnach, wie geſagt, in dem Geſchmack der Complimenten und des Ceremoniels gekünſtelt. Studiret und künſtelt man aber über einer Narrheit, ſo fehlet es ſehr ſelten, daß nicht etwas weit närriſchers heraus kommen ſollte. Daher geſchiehet es, daß, wenn man genau unterſuchet, was bey vielen Leuten für ehrbar und artig gehalten wird, endlich ſo tolles albernes Zeug hervor tritt, welches dem, der da redet, und dem, der angeredet wird, einem wie dem andern ſchlechte Ehre bringt. Laßt uns ein kleines in die Augen fallendes Beyſpiel beybringen, weil es denen alle Tage in die Ohren gället, die zu leben wiſſen.

Lycidas befindet ſich in der Geſellſchaft mit einem groſſen Herrn, deſſen hoher Rang die Stelle aller Arten der Wiſſenſchaften und Erkänntniß vertreten muß. Er hört ihn links und rechts, ins Kreuz und

in die Qveere von allen Materien reden und mit einem gebieteriſchen Ton Dinge entſcheiden, davon er niemals den mindeſten Begriff gehabt hat. Nach einem langwierig beobachteten ehrerbietigen Stillſchweigen muß er endlich hören, wie ſeiner angenehmſten liebſten Meinung, durch ein unverſtändlich entſcheidendes Gewirre dieſer hohen Perſon, der Hals jämmerlich gebrochen werden ſoll. Er kan ſich dabey nicht enthalten zu reden, und nach einer tiefſten Beugung, ſpricht er: Gnädigſter Herr, wenn ich mich unterwinden dürfte, anders, als Euer Hoheit, zu denken, ſo würde ich ſagen u. ſ. w. Was iſt dieſes nicht für ein ſchändliches Gewäſch! Wo ſteckt doch etwas von Vernunft in dieſem ſchönen Compliment? Iſt wohl in der Welt etwas von aller Herrſchaft unabhangender, als die Vernunft? Iſt es wohl eine Kühnheit, eine Unverſchämtheit, eine Meinung zu hegen, die uns am wahrſcheinlichſten vorkommt, und wider aller ſolcher Leute Willen derſelben, beyzupflichten, die vom Anfang der Welt her, wegen des Vorzugs ihrer hohen Geburt dumme Vernunftſchlüſſe gemacht haben?

Im Vorbeygehen muß ich anmerken, daß ich über eine Stelle beym Moliere ziemlich geſtutzt habe, welche mit dem angeführten Compliment ſtarke Verwandſchaft hat. Sie findet ſich da, wo der Menſchenfeind ſich wider die niederträchtige Art und Weiſe wehret, Freunde zu machen, und die Verſe für gut zu halten, die er nichtswürdig und ſchlecht zu ſeyn glaubte:

Hors qu'un Commandement exprès du Roi me vienne,
De trouver bons les Vers, dont on ſe met en peine;
Je ſoutiendrai toujours, morbleu! qu'ils ſont mauvais,
Et qu'un homme eſt pandable après les avoir faits.

Hier

Hier ſiehet man eine ungeheure übertriebene Menſchenfeindſchaft und die niederträchtigſt kriechende Ehrerbietung gegen einen König, die man ſich in den Sinn faſſen könnte. Wenn der Wille eines Fürſten von dem Werth der Verſe wirklich entſcheidend zu urtheilen vermöchte, würde ich mich mit allem Vergnügen demſelben unterwerfen. Da aber derſelbe hierzu nichts thun kan, ſo würde ich doch fortfahren, ſie für ſchlecht, ja für nichtswürdig zu halten, wenn auch alle Könige der Erden mit Bedrohung des Galgens und Rads mir anbefehlen wollten, ſchlechte Verſe für ſchön und gut zu halten, wiewohl ich doch den Verfaſſer davon eben für keinen Galgenſchwengel ausſchreyen würde.

Doch wieder auf unſer obiges Compliment zu kommen. Ein Mann, welcher dergleichen zu machen fähig iſt, dürfte zwar einwenden, daß er nichts deſtoweniger gegen ſich alle Gerechtigkeit beybehielt, und der Vortreflichkeit ſeiner Natur abzuſagen gar nicht gemeinet ſey. Er habe ſich nur in Anſehen der menſchlichen Schwachheit gegen eine Perſon vom hohen Rang alſo verſtellet. Allein weit gefehlt, daß man hierdurch der Schwachheit eines groſſen Herrns den Fuchsſchwanz zu ſtreicheln vermeinet, ſo rücket man ihm dieſelbe weit ehrenrühriger dadurch auf. Sehet hier, was man ihm mit kurzen Worten vorſaget: Mein Herr, mir ſind die Vorzüge meiner Vernunft alle ſehr wohl bekannt, welche keine andere Herrſchaft, als die Deutlichkeit annimmt. Ich weiß aber auch, daß Leute ihres gleichen lächerlich genug darzu ſind, ſich in den Kopf zu ſetzen, daß die Vernunft, ſo in dem vornehmen Gehirne ſitzet, über die Vernunft eines gemeinen Gehirns herr-

schen soll. Eben aus dieser Ursache nun; und damit ich ihr angenehmstes Hirngespinste nicht unsanft verwirre, geschiehet es, daß ich mich anstelle, als ob ich ihrer Erlaubniß vonnöthen hätte, keine unrichtigen Vernunftschlüsse zu machen.

III.

Fortsetzung vom Ceremoniel *.

Wär ich ein grosser Herr, so wollte ich eben so viel Bediente, als andere halten, damit ich nur einen ieden von den Leuten könnte zum Fenster hinaus werfen lassen, der mich mit dergleichen Compliment, dessen lächerlichen Unsinn ich in meinem vorhergehenden Blat gezeiget habe, beschimpfte.

Ein gewisser Vernunfttrotzer, den ich in Verdacht habe, daß er der Verfasser des Menschenfeinds sey, hat mir nachstehenden Brief von dieser Materie in die Hand gespielet.

Mein Herr,

Die Begriffe, so dem Publico von dem Ceremoniel durch Sie beygebracht worden sind, haben mir Anlaß zu einigen Betrachtungen über diese Sache gegeben, und Sie werden, wie ich hoffe, nicht ungeneigt seyn, Ihrer Bagatelle meine Anmerkungen einzuverleiben.

Obgleich die Menschen glauben, sie könnten alle Tage mit der Gottheit selbst, ohne sich einer Frechheit schuldig zu machen, ins Gespräche einlassen, so scheinet es

*) LXI Bagatelle.

es doch, als ob ſie ſich eines Mangels der Ehrerbietung befürchteten, diejenigen frey anzuſprechen, welche, wenn es auch nur ein paar Finger breit wär, über ihnen ſtehen.

Man ſpricht zwar mit Leuten vom Rang, man redet aber nicht anders, als mit Zittern und Zagen, und aus der ehrerbietigen Redensart ſcheinet es, als ob das Geſpräch eine dritte und fremde Perſon angieng.

Zu dem Ende unterſcheidet man gemeiniglich den Titel von der Perſon, die gleichwohl damit beehret wird, man macht den Titel zur Perſon ſelbſt und legt ihm alles Thun, alle Meinungen und alle Reden desjenigen bey, mit dem man in Unterredung befangen iſt.

Dieſes möchte nun wohl bey ſolchen Gelegenheiten noch hingehen, wo der Titel mit der Sache, davon man redet, einige Verwandſchaft haben kan, und man könnte wohl ſagen: Sind Eure Hoheit in der geheimen Rathsverſammlung geweſen? Werden Eure Hoheit Ihr Regiment muſtern? Allein das allerlächerlichſte Ding von der Welt iſt, daß man eben dem Titel alle Verrichtungen des Leibeslebens beyleget, welche die menſchliche Schwachheiten anzeigen, und weder mit der Vortreflichkeit ſeiner Natur, noch mit der Hoheit ſeines Standes und Rangs das geringſte Verhältniß haben.

Nichts iſt gemeiner als die Redensarten: Euer Durchlauchtigkeit haben guten Appetit: Euer Hoheit haben doch noch ofnen Leib? Das Mädel, ſo Euer Gnaden geſtern beym Kopf hatten, war ſehr artig.

Nicht einmal die Nationen, ſo ſich auf die artige Höflichkeit am meiſten einbilden, werden eine ſo tolle Ausſchweifung im Ceremoniel begehen. Die Holländer, ein von Natur einfältiges und vernünftiges Volk lauft in dieſem Stück den Franzoſen den Rang ab, und ſtellt ſich den Spaniern und Italiänern gleich. Sie ſchreiben allezeit an den Adel der Leute, wenn ſie gleich niemals etwas vom Adel gehabt haben. Wenden ſie ſich aber an Perſonen, die wirklich von Adel oder hoher Geburt ſind, ſo erfüllen die Titel: Euer Wohlgebohren, Euer Hochgebohren, zum wenigſten den dritten Theil vom Brief an. Dieſes macht den Briefſtyl der Holländer ſo widerwärtig, daß die meiſten Standsperſonen nur in Franzöſiſcher Sprache ſchreiben.

Die Deutſchen haben in dieſem Stück den Einwohnern der Niederlande wahrhaftig nichts vorzuwerfen. Sie thun es vielmehr allen Völkern in Europa hierinne noch zuvor. Wenn ein Italiäner oder Spanier mit ihres gleichen zu ſchaffen haben, ſo wenden ſie ſich an Ihre Gnaden, an Ihre Herrlichkeit. Die ſich aber in Deutſchland auf die Höflichkeit recht verſtehen, reden mit ihres gleichen nicht nur in der dritten Perſon, ſondern recht Sprachkunſt mäßig gebrauchen ſie die dritte Perſon von vielen (oder nach dem Kunſtwort in Plurali): Wollen ſie mitgehen, ein Glas Wein zu trinken? Belieben ſie eine Partey im Billard zu machen?

Alles dieſes aber iſt nur ein Kinderſpiel gegen einen andern Mißbrauch im Ceremoniel: Ein Mißbrauch, der die Vernunft auf eine recht himmelſchreyende Art beleidiget.

Die

Die Franzöſiſche Höflichkeit hält es gar für einen Fehler gegen unſere Höhere, wenn man ihnen unſere Freundſchaft, unſere Hochachtung verſichert. Man ſoll nicht anders, als mit tiefſtem Reſpect, mit Unterwerfung zu ihnen reden. Man muß ſie beſchwören, uns Gnade, Wohlwollen wiederfahren zu laſſen, und uns Ehre und Schutz zuzuwenden. Mit aller Aufrichtigkeit zu ſprechen: Die meiſten Leute ſcheinen nur ſo in den Wind hin zu reden, ohne einmal den allergeringſten Begriff bey den Ausdrücken zu hegen, die ſie gebrauchen.

Die wahre Hochachtung beſtehet in nichts anders, als in der Kenntniß, die uns von den guten Eigenſchaften eines andern beywohnet, und dieſe Hochachtung wird alsdann zu einer einem vernünftigen Mann anſtändigen Freundſchaft, wenn die erkannten Verdienſte an einem andern, mit unſern Meinungen eine ſolche Verwandſchaft haben, daß ſie in unſern Herzen eine Paßion erwecken.

Was iſt aber der Reſpect? Nichts anders, als eine Meinung, die uns überredet, daß ein Menſch, der mit uns, ſeiner Natur nach, eine Gleichheit hat, durch eine zufällige Erhebung über uns weggeſtiegen iſt, welcher wir einige äuſſerliche Ehrerbietung zu bezeugen, durch unſer Intereſſe oder durch die herrſchende Gewohnheit angetrieben werden. Der Reſpect iſt eine Pflicht, die man gemeiniglich dem eigenſinnigen Zufall wider Willen erweiſen muß. Dahingegen Hochachtung und wahre Freundſchaft uns eine Verbindlichkeit gegen Verdienſte auferleget, der wir uns mit dem lebhafteſten Vergnügen unterziehen.

Nun bitte ich, was ſoll wohl eine reine Intelligenz denken, wenn ſie die hochmüthigen Einbildungen der

Menschen, dieser Erdwürmer, die auf einem kleinen Stücke Koth und Schlamm stolz herum kriechen, ansiehet? Sie unterstehen sich die Hochachtung und Freundschaft ihres gleichen zu verachten; sie vergnügen sich, ihnen Furcht und Erniedrigung einzuprägen, da gleichwohl der HErr des Weltkreises den Menschen anbefielet, andere zu lieben, und sich gefallen läßt, die redlichen Versicherungen von ihnen anzunehmen, die sie ihm von ihrer Liebe gegen ihn vorsagen.

Es steht ihnen nicht an, daß ein tugendhafter Mann ihre Hochachtung und Freundschaft suchet, sie verlangen, er soll sie, als Herren, nicht aber als Freunde betrachten: Da unterdessen das allerhöchste Wesen haben will, daß man es selbst als einen wahren Freund, als einen zärtlichen Vater ansehen soll; da uns dasselbe gebietet, seine Liebe durch unabläßiges Gebet zu erbitten, und uns lieber durch seine Güte an sich locken, als durch seine Grösse und furchtbare Macht erschrecken will.

Was sage ich! Diese Leute selbst, welche nur von Seiten ihrer Gewalt und Hoheit betrachtet seyn wollen, begehen die Frechheit, das unendliche Wesen mit eben den zärtlichen und gemeinschaftlichen Ausdrücken anzurufen, deren sich ein Christ mit aller Vertraulichkeit gebrauchet, der von seinem Meister und HErrn gelernet hat, leutselig und von Herzen demüthig zu seyn.

Ich sehe schon voraus, daß man alles, was ich sage, für eine Predigt halten, und mir einwenden wird, die durchs Ceremoniel eingeführten Worte, welche mir so anstößig vorkämen, wären nichts anders als solche Formeln, denen man keine Bedeutung beyleg-

te,

ke, mithin ganz unfähig den geringſten Begriff zu erwecken.

Ich bin ihr Diener, zum Exempel, iſt ein Compliment, das alle Welt im Gebrauch hat, ohne daran iemals zu gedenken, daß man die mindeſte Neigung habe, einem, er ſey wer er wolle, Dienſte zu leiſten.

Darauf antworte ich erſtlich, daß es vernünftigen Weſen im höchſten Grad ſchimpflich ſey, ſich unter einander mit leeren und nichts bedeutenden Tönen der Worte zu unterhalten, die folglich dem Zweck unſers Schöpfers ſchnurgerade entgegen ſtehen, indem er uns die Werkzeuge verliehen, welche ſo bequem ſind, uns unter einander dasjenige zu ſagen, was in unſerm Herzen vorgehet. Zum andern *) halte ich wohl davor, daß diejenigen, welche ſich dergleichen von mir bereits angeführten leerer Ehrenworte, womit ſie dem Hochmuth der Groſſen eine Schmeicheley machen wollen, zu gebrauchen pflegen, ſo ſchwach und blödſinnig nicht ſeyn werden, denſelben die geringſte Bedeutung beyzulegen. Daher folgt aber auch nicht, daß dergleichen leere Redensarten in dem Verſtande der Perſonen, an die ſie gerichtet werden, keinen Begriff eindrücken ſollten. Denn wenn dieſes nicht geſchiehet, ſo würde man ſich derſelben nicht bedienen, zum Herzen eines groſſen Herrns durch den Weg ſeines Hochmuths einzudringen, und er würde es ſelbſt für beleidigende Spöttereyen annehmen müſſen. Man gewinnet einen Mann vom Rang durch eben die Geſchicklichkeit, ſo uns den Triumph über das Herz einer Schönen zuwege bringet: Man vermehret ſeine Liebe und Bewunderung gegen ſich ſelbſt, damit er aus Erkenntlichkeit demjenigen ſeine zärtliche Gewogenheit

*) LXII Bagatelle.

schenke, der in seiner Phantasie das Hirngespinst recht schön ausgeputzt und zierlich ausgestopft hat, welches er für sein Bildniß ansiehet. Mit einem Wort, das beste Mittel, sich in seinen Augen recht liebenswürdig zu machen, ist, daß man seinem Laster und seiner Narrheit ein angenehmes Futter verwirft.

Ich zweifle keinesweges, daß es nicht grosse Herren geben sollte, die insgemein völlig überzeuget sind, daß die tiefen Ehrerbietungen, so man ihnen erweiset, nur pure Verstellungen wären. Allein sie müssen gewiß auch eine starke Vernunft besitzen, und eine gute philosophische Auferziehung gehabt haben, wenn sie hier und da einen Theil von demjenigen vergessen sollen, was ein schwacher Sterblicher natürlicher Weise von sich selbst denket, dem man tagtäglich diesen seinen Begrif unter dem Bilde der Gröſſe, der Hoheit und der Vortreflichkeit vor die Augen mahlet, und ihm die Betrachtung seiner selbst nur von Seiten der Macht und erhabenen Gewalt sehen läßt, welches doch der menschlichen Natur ganz fremde, und von ihr durchaus entfernte Dinge sind. Wird ihn nicht die Gewohnheit verführen, zu denken, daß er groß und erhaben ist, ohne in den Sinn zu fassen, daß er ein Mensch sey? Wird er nicht glauben, er sey ein von dem menschlichen Geschlecht ganz unterschiedenes Wesen, und daß eine Verhältniß gegen uns nur seiner Seits in der Macht, unsers Orts aber in der tiefen Ehrerbietung beständen? Muß er sich nicht verwirrter Weise überreden, daß hoher Stand unendlich weit über alle Gemüthsgaben und Tugenden, so von der zur Vollkommenheit gebrachten Menschheit herrühren, unendlich erhabener wären? Würde er erleuchtet, vernünftig, gut, gerecht, leutselig seyn, so

befände

befände er ſich in einer Gleichheit vieler gemeinen Leute, die nur den Willen haben dürfen, rechtſchaffene Männer zu werden, die aber nicht Herr davon ſind, ihren gemeinen Stand adelich und großherriſch zu machen.

Man möchte ſich vielleicht über dasjenige wundern, was ich gemeldet habe, daß man nemlich von einer Wahrheit überhaupt völlig überzeugt ſeyn könnte, ob man gleich in gewiſſen Stücken gerade das Gegentheil davon glaubte. Dieſer widerſinnige Satz hat gleichwohl ſeine gute Richtigkeit, und iſt noch darzu der rechte Hauptſchlüſſel zu unſern meiſten thörichten Vergehungen. Sehr ſelten geſchiehet es, daß wir uns in den allgemeinen Regeln unſerer Pflicht und Aufführung betrügen ſollten, wenn wir ſie recht abgeſondert, und von der Eigenliebe entfernt betrachten: Denn in dieſem Fall wirket die Vernunft nur allein, und ſetzt ſich keinen andern Zweck, als die Wahrheit vor. Wenn es aber darauf ankommt, dieſe Begriffe auf unſere Pflichten zu wenden, ſo werden ſie öfters mit unſerm Hochmuth und Ergötzungen vermengt, welche ſie gänzlich verändern, und an ſtat, daß ſie Uiberlegung in den Verſtand bringen ſollen, verurſachen ſie Eindrücke ins Gehirne.

Nichts iſt in dem menſchlichen Leben gemeiner. Zween in ihrer Kunſt geübte Hofleute ſind beyſammen. Einer weiß ſo gut, als der andere, daß Lobes- und Dienſtverſicherungen unter ihres gleiches nichts, als Wind und Rauch ſind. Sie ſprechen zuſammen, ſagen einander tauſend artige Schmeicheleyen über ihre ſchönen Waden und Schenkel, über ihre wohl gebuckelte Naturellperücken, über ihren Verſtand, Witz und ihre Geſchicklichkeit, über die Gunſt ihres Herrn

und

und der Schönen vor. Nach tausend Freundschaftsversicherungen gehen sie mit vollkommener Zufriedenheit wieder von einander. Jeder glaubt, er habe bey diesem höflichen Lügenhandel starken Gewinn gehabt, indem er falsche Münze gegen gut Gold eingewechselt. Woher kommt das? Daher, daß ein ieder von ihnen gegen sich selbst mit grösserer Bewunderung eingenommen ist, als er gegen den andern gar nicht heget, und sich einbildet, seine vortreflichen Eigenschaften fallen allen Leuten dergestalt in die Augen, daß man ihn unmöglich verkennen könnte.

Hier ist noch ein Beyspiel. Ein in den Weltmanieren nicht ungeübtes Frauenzimmer, dem es weder an Witz, Verstand und Einsicht fehlet, ist gänzlich überzeugt, daß die verliebten Schmeicheleyen, so man den Schönen vorsagt, nichts anders, als ein durch den allgemeinen Gebrauch ins Ansehen gebrachtes Geplapper sey, welches man mit gutem Gewissen allen schönen und häßlichen, allen gescheiden und dummen Frauenzimmerfiguren vorleyern könne. Gleichwohl kommt ihr ein alberner Kerl in den Weg. Sie kennet ihn, sie achtet ihn aber eben so wenig, als sie nach seiner Hochachtung etwas fragen sollte. Er blickt sie mit starren Augen an, darinne er gerne eine Bewunderung zeigen möchte. Er schmeichelt ihrer Schönheit, ihrer Gestalt, er lobt ihren Aufputz, ihre feine Art, womit sie alles, was sie redet und thut, unvergleichlich zu verzieren geschickt ist. Die Sache ist gethan, sie ist angefangen. Ich sehe es ihr bereits an den Augen an, welche in lauter vergnügter Zufriedenheit schwimmen. Sie mag gleich alle Lobsprüche von sich werfen, das heißt, man soll sie nur verdoppeln, sie haben das Ziel getroffen; sie bildet sich gewiß ein, daß

dieser

dieser Bewunderer, der in ihren Gedanken gleichwohl ein ganzer Narr war, dennoch von der Natur richtig so viel Verstand erhalten habe, als erfordert werde, von den Verdiensten, die sie zu besitzen vermeinet, aufs richtigste zu urtheilen.

Bewahre mich Gott, mein Herr, daß ich mir vorgesetzt haben sollte, grosse Herren in diesem meinen Schreiben verächtlich zu machen. Ich tadle nichts anders, als die niederträchtige Gefälligkeit der Leute, welche einen Mann, der in einem mannhaftern Zeitlauf eine Zierde seiner Zeit seyn würde, auf verschiedene Art zwingen will, daß er lächerlich und lasterhaft werden muß, wenn man ihm falsche Begriffe von wahren Verdiensten in den Kopf setzet. Diesem füge ich noch bey, daß es bey der Art und Weise, wie Standespersonen erzogen werden, und wie man in ihrer Jugend mit ihnen umgehet, fast unmöglich falle, daß sie von sich selbst vernunftrichtig urtheilen lernen können. Finden sich ja einige, und es sind deren auch in der That vorhanden, die zum rechten Zweck gelangen, so müssen sie gewiß eine so wahrhafte Grösse der Seele und eine so wunderbare Stärke der Vernunft besitzen, daß sie die Hochachtung und Verehrung des menschlichen Geschlechts unendlich mehr verdienten, als ein Mann, der durch die Kräfte seines Genies und seiner Vernunft den Staub einer niedrigen Geburt von sich schüttelt, und zum Wunder seiner Zeit wird.

Ein solcher grosser Herr betrachtet seine Geburt nicht anders, als eine natürliche Pflicht, mehr als geringe Leute ein rechtschaffener Mann zu seyn. Die Verdienste und der Ruhm seiner Ahnen scheinen ihm als ein Licht, so seine Aufführung umstralet, und ihn

unaufhörlich nach ſeiner Pflicht leitet. Er wird ſich ſeiner hohen Titel ſchämen, wenn er Leute in der Niedrigkeit ſiehet, die ſelbige beſſer als er verdienen. Er glaubt von der Fürſehung nur deswegen Rang und Gewalt erhalten zu haben, damit er beſſer im Stand ſey, den Menſchen zu zeigen, daß er es für eine Glückſeligkeit anſehe, ihres gleichen zu ſeyn, und für das lebhafteſte Vergnügen halte, ihnen Nutzen zu ſchaffen. Kurz, er bemühet ſich den Lobſpruch zu verdienen, den Cicero dem Cäſar beylegte: Das Gröſte bey deinem Glück iſt die Gewalt, ſo es dir ertheilet hat, allen Menſchen Gutes zu thun: Das allerſchönſte aber in deinem Naturell iſt, daß du hierzu den Willen haſt.

IV.

Ironie über die Erbherrſchaft*.

Ich habe anderwärts gezeiget, daß ein Spaswörtgen, ein kleiner luſtiger Einfall, geſchickt ſey, dem ſtärkſten Vernunftſchluß ein Bein unterzuſchlagen. Die Vernunfttrotzer bedienen ſich dergleichen Waffen nicht. Ihre Einbildungskraft, ſo durch die Stärke der Vernunft in Furcht zurückgehalten, und dadurch ſeichte und trocken wird, hat gar ſelten das Herz, dieſen unſchätzbaren artigen Einfällen nachzuhangen, mit welchen man die luſtig lachenden Purſche auf ſeine Seite bringet. Doch will ich eben nicht ſagen, daß ſich ihre Ernſthaftigkeit nicht iezuweilen mit dem geringſten Scherzwörtgen erqvicken ſollte: Allein ſie verlangen, daß ihr Scherz nach Vernunft ſchme-

*) XXXII Bagatelle.

schmecken müsse. Ich sage noch mehr: Sie können es durchaus nicht leiden, daß ein unrecht verdreheter Vernunftschluß, (Sophisme), oder ein unbewiesener Satz, (petitio principii), für einen Scherz gelten soll, sie glauben auch gar nicht, daß man einen sinnreichen Einfall eher gebrauchen müsse, als bis das Bonmot einen Vernunftschluß in ein helleres Licht, als verschiedene ernsthafte Redensarten, setzen könne. Damit ich nur ihre Gedenkensart bey dieser Sache recht deutlich vorlege, so will ich allhier ein Bonmot anführen, welches diese Leute treflich bewundern.

Eines Tages führte ein Engelländer einen deutschen Herren mit sich in einen Buchladen, den er dem Buchhändler für einen Erbprofessor auf einer deutschen Universität zur Bekanntschaft brachte.

Der Buchhändler wunderte sich über diesen Titel, führte den Engelländer bey Seite, und fragte ihn, ob er ihn mit seinem Erbprofessor spotten wolite.

Es ist mein rechter Ernst, versetzte der andere.

Allein wie kan das seyn, erwiederte der Buchhändler, daß man in einem Theil von Europa Erbprofessore haben sollte?

Ey, wie können Sie sich darüber wundern, sagte der Engelländer? Ich weiß ja Länder, wo es Erbkönige giebt.

Lasset uns den Begriff dieses Engelländischen Vernunfttrotzers auf einen Augenblick annehmen, so werden wir sehen, daß sein Scherz ein aufs beste ausgedrückter und mit dem feinsten Stich verwahrter Ver-

nunfts-

nunftschluß war. Wenn einer geradezu beweisen wollte, die Stiftung eines Erbreichs sey der Vernunft nicht gemäß, so würden alle seine Beweise bey einer von dem Vorurtheil der Gewohnheit eingenommenen Einbildung stumpf werden. Man hat von ieher und zu allen Zeiten Erbkönige gesehen; es sind deren noch vorhanden, und werden auch allezeit bleiben! Folglich ist es natürlich, daß hierinne gar nichts lächerliches anzutreffen sey. Was soll er also thun, seine Vernunft zu schonen, damit sie nicht genöthiget werde, eine so unüberwindliche Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen? Er muß sich sogleich der Einbildungskraft seines Zuhörers in dem Augenblick bemeistern, worinne sie von dem Joch der Gewohnheit befreyet ist, daß sie sich eine ganz gleiche Sache lächerlich vorstelle, die bis hieher unter dem Schutz der Gewohnheit ganz vernünftig geschienen hat.

Sehet demnach, wie unser Vernunfttrotzer das Werk angreift. Das Recht, Wissenschaften zu lehren, oder ein ganzes Volk zu regieren, erblich machen, schienen zwo Sachen zu seyn, davon die eine wie die andere gleich durch der Vernunft nicht gemäß wären: Er meinte daher, wenn er das Lächerliche bey der einen zeigte, so würde es auch bey der andern vollkommen zu Tage liegen.

Man bilde sich doch nicht ein, als ob ich einer solchen abgeschmackten Meinung Beyfall geben würde. Ich habe es mehr als einmal schon gesagt, daß ichs mit der allgemeinen Bagatelle halte, davon gehe ich auch nicht ab. Was insgemein gestiftet ist, kömmt mir vollkommen wohl und gut geordnet für. Es wird mir auch niemals an benöthigten Beweisgründen fehlen, mich rührend zu überzeugen.

Ich

Ich ſchlieſſe z. E. in dieſem Fall, davon die Rede iſt, alſo. Man muß die Königliche Gewalt entweder gar aufheben, oder man muß ein Wahlreich, oder endlich auch ein Erbreich aufrichten.

Würde es nun Anfangs nicht lächerlich heraus kommen, alle Staaten zu verändern, und ſie alleſamt in Republicken umzuſchmelzen? Es bleibt eine Grundmaxime der Staatskunſt, daß die Herrſchaft eines ieden Volks nach ſeinem Genie, nach ſeinem Temperament, und nach ſeinen Gewohnheiten eingerichtet werden müſſe. Nun ſind aber die meiſten Völker ein vor allemal gewohnt, unter dem königlichen Zepter zu ſtehen, und wenn ihnen folglich dieſes Schreckbild entzogen werden ſollte, würde es eben ſo viel ſeyn, als ſie in eine völlige Zerrüttung zu ſtürzen.

Nun iſt uns noch zu unterſuchen übrig, obs gut ſeyn würde, wenn lauter Wahlreiche auf der Welt wären.

Ich ſehe ſchon im Geiſt zuvor, was die Vernunftkrotzer für einen herrlichen Plan hierüber entwerfen, und wie ſie ſich vollkommen ſchön nach dem Betragen der Creter in den Abentheuren des Telemachs richten. Die weiſeſten Greiſe unter ihnen verſammeln ſich, die Kräfte und Geſchicklichkeit der Croncandidaten, inſonderheit aber die Scharfſinnigkeit ihres Verſtandes, und die Weisheit in ihrer Aufführung zu unterſuchen. Nach reiflicher Erwegung der Verdienſte aller derer, die zum Thron Anſpruch machen, übergeben ſie demjenigen die Herrſchaft, der ihnen am würdigſten zu ſeyn ſcheinet.

Sehet, das iſt eine vortrefliche Sache für das Reich der Severamben, oder in Utopien des Morus.

rus. Allein auf den Fuß, da iezt die Welt ſtehet, ſchicket ſich nichts weniger, als das Ding. Nach der Forme, wie die Menſchen iezo gegoſſen ſind, möchten wohl die Bürger, welche aus ihrem Mittel gewiſſe Aelteſte erwählen, denen ſie das Beſte des ganzen Staats anvertraueten, entweder durch Beſtechung oder aus Dummheit alte Narren, oder alte abgeſämmte Böſewichter auslesen, welche eher den Reichthum der Candidaten, als ihre Verdienſte in Erwegung zögen, mithin die Crone dem Meiſtbietenden verhandelten.

Ich rede hier nicht in Wind. Man werfe nur einen Blick auf ein Wahlreich, welches ſich wider die gemeine Gewohnheit erhalten hat, ſo wird man mir alles zugeben, was ich geſagt habe.

Uiberdieſes wäre in dem Fall auch noch zu befürchten, daß alles durch Rötten und Parteyen erzwungen werde, daß Macht und Gewalt die Weisheit verdringen möchte, daß auch durch Cabalen wohl gar bürgerliche Kriege und alles Unglück erreget würde, in welches die verwirrte Zerrüttung ein unter ſich ſelbſt erbittertes Volk ſtürzen kan.

Laßt uns aber auf einen Augenblick ſetzen, daß man allen dieſen Ungelegenheiten durch weiſe und mit der größten Strenge zur Uibung gebrachte Geſetze abhelfen könne: Laßt uns ferner ſetzen, es gieng an, aus einem Volk den rechtſchaffenſten Mann zu erwählen, der das Glück einer Nation zu befördern am fähigſten ſey: Geſetzt, daß alles dieſes, den Vernunftrotzern zu gefallen, ins Werk geſtellet werden könnte: So behaupte ich dennoch, daß es unendlich beſſer ſey, die unumſchränkte Gewalt unter einer beſtändigen Folge

von

von Fürſten eines Geſchlechts fortwachſen zu laſſen, als alles Vergnügen des Lebens unter einem König zu genieſſen, der, ſeiner Geburt nach, kein gröſſerer Herr iſt, als ſeine Unterthanen ſind.

In der That iſt ein Erbkönig allezeit einem Wahlkönige vorzuziehen, wenn dieſer auch gleich der rechtſchaffenſte und klügſte Mann unterm ganzen Volk wäre. Man darf nur die Unbequemlichkeiten erwegen, welche dieſer letztern Art des Reichs ankleben, und die Vortheile betrachten, welche bey der erſtern zu finden ſind, ſo wird man nicht einen Augenblick anſtehen, welcher man den Vorzug ertheilen wolle.

Ein ehrlicher wackerer Mann, dem die allgemeine Hochachtung eines ganzen Volks den Zepter in die Hände gäbe, würde niemals recht ſchmecken, was das heiſſe, ein König zu ſeyn. Er würde immer denken, daß er ein Menſch, wie der geringſte ſeiner Unterthanen wäre. Die Vorzüge ſeiner Majeſtät würde er beſtändig mit ſeinen Pflichten verwirren. Er würde ſich nicht für groß halten, als in ſo weit er gut, weiſe, wachſam und gerecht wäre. Nichts würde er unter die Zeichen ſeiner Macht rechnen, als die Wohlthaten, ſo er einer groſſen Menge Menſchen erwies, die ſeiner väterlichen Sorgfalt anvertrauet wären. Endlich würde auch der gute Mann aufs höchſte nichts mehr, als der Oberrichter und der Generalverwalter ſeiner Unterthanen ſeyn. Ich glaube auch wahrhaftig, daß einer von den alten Philoſophen eine ſolche Herrſchaft gemeinet haben muß, wie er ſagte, daß er keine Krone von der Erde aufheben wollte, wenn ſie ihm vor die Füſſe fallen würde.

* So würde auch das Volk von dergleichen Wahlkönig keine beſſern Gedanken faſſen, als er von ſich ſelbſt hätte. Viele von den Unterthanen könnten von weit höherer Geburt, als dieſer Prinz ſeyn, und würden ſcheele Augen machen, daß ihre Mitbürger dasjenige den Verdienſten eingeräumet hätten, was der Geburt gehörte. Was noch das allerſchlimmſte iſt, ſo dürfte wohl gar der ganze Staatskörper des Volks dieſen König für ein Gemächte ſeiner Hände betrachten, und kein ſolcher Narr ſeyn wollen, für ein ſelbſt gemachtes und aufgerichtetes Götzenbild niederzufallen.

Sie dürften ſich wohl noch darzu in den Kopf ſetzen, ihr König ſey für ſie, ſie aber nicht für ihn auf der Welt. Sobald als ſie merkten, daß der Hof nur ein wenig an ihren Grundgeſetzen rütteln wollte, verlöhren ſie alle Ehrerbietung, empöreten ſich gegen das königliche Anſehen, ohne ſich viel um die Staatsraiſon und die politiſchen Streiche zu bekümmern, die einen Beherrſcher zu einer Art der Unordnung zu nöthigen pflegen.

Uiber alle dieſe gewaltige Bedenklichkeiten befänden ſich auch wohl dergleichen Unterthanen im ruhigen Friede und Uiberfluß, welches ein Zuſtand iſt, der mehr als ein anderer zum Verfall des Staats beyträgt. Leute, die von eben ſo vortreflicher Natur, als ihr König zu ſeyn, ſich einbilden, die ihren trotzigen ſtolzen Sinn durch Freyheit und Uiberfluß geſtärkt finden, müſſen nothwendig von der Freyheit in Frechheit überſchnappen.

Sie

*) XXXIII Bagatelle.

Sie dürften ſich gar unterwinden, ſich zu Richtern über die Handlungen und das Thun des Königs aufzuwerfen, daß wohl ſein Kopf ſelbſt davor ſtehen müſte, wenn er aus Schwachheit, die der menſchlichen Natur anklebet, den geringſten falſchen Schritt thäte.

Was bey dergleichen Reich aber noch am allergefährlichſten iſt, ſo ſcheinet es faſt eine Unmöglichkeit zu ſeyn, daß das göttliche Recht der Könige darinne ſo erkannt und verehret werde, als es ſeyn ſollte. Diejenigen, ſo ihren König darzu machen, was er iſt, bilden ſich nicht leicht ein, daß er ihnen aus beſonderer Fügung der Fürſehung gegeben ſey, damit er auf Erden in alle Rechte der Gottheit treten möge.

Im übrigen weiß ich auch, daß es Vernunft- und republicaniſche Freyheitstrotzer giebt, die ſich aus dem göttlichen Recht der Könige wenig machen, und wohl gar glauben, ſie würden von der Fürſehung eben auf die Art zum Thron berufen, als ein Schuhflicker die alten Schuhe zu beſohlen. Allein die Niederträchtigkeit dieſer Vergleichung iſt allein ſchon genug, dergleichen gekrönten Häuptern ſchimpfliche Meinung lächerlich zu machen.

Laßt uns demnach als einen unſtreitigen Grundſatz annehmen, daß die Könige von Gottes Gnaden ſind, was ſie ſind, daß alles verlohren ſey, ſobald das göttliche Recht der Beherrſcher wankend gemacht wird, und man ihnen den leidenden Gehorſam entziehen würde.

Dieſes Recht iſt in den meiſten Erbreichen gegen alle Schlußreden und alle Frechheit der Eingriffe ſicher geſtellet. Ein Monarche, der Sohn vieler Ah-

nen von Monarchen, hat ſeinem Volk nichts, ſeine Majeſtät aber der Geburt zu danken, und man ſiehet ſogleich, daß er gebohren ſey, Geſetze zu geben. Der erſte Begrif, der ſeinen Verſtand einnimmt, iſt dieſer, daß er König iſt, oder es werden muß. Es iſt allerdings wahr, daß man ihm in ſeiner Jugend eine Unterweiſung giebt, einige Lehren einpräget, die ihn, wie alle andre Menſchen angehen: Dieſes alles aber geſchiehet nur, ſein Gedächtniß zu üben, und hat mit ſeinen Meinungen nichts zu ſchaffen, die ſich mehr nach Thaten, als nach Wörten richten.

Die gröſten Herren demüthigen ſich vor dem jungen Monarchen und küſſen ihm das Händgen. Sie paſſen auf eine lächelnde Miene oder freundliches Kopfnicken, und ſind entzückt, wenn ſie ſolches erhalten haben. Alles um und neben ihm erſchallet von ſeinem Verſtand, von ſeiner Weisheit, Schönheit und Geſchicklichkeit. Kaum entfährt ihm ein Wörtgen, ſogleich füttert es der Ausleger mit Witz und Lebhaftigkeit. Das Bonmot ſtreicht durch den ganzen Hof nach der Stadt, und ehe man ſichs verſieht, gebieret es ſinnreiche Einfälle zu zwanzig Sonnetten und ſechs Madrigalen. Sobald der junge Prinz zum männlichen Alter gelanget iſt, und ſich auf den Thron ſeiner Vorfahren geſetzt ſiehet, wo ſoll das Mittel herkommen, dran zu gedenken, daß er ein Menſch ſey, oder daß er es iemals geweſen? Er iſt König, und war Königliche Hoheit, das iſt alles, was er weiß, und deſſen er ſich von Kindheit an erinnern kan.

Haben ſeine Väter die Schwachheit begangen, einen leeren Raum in der unumſchränkten Herrſchaft zu laſſen, ſo wird er ſich bald bemühen, denſelben aus-

zufül-

zufüllen. Warum ſollte ers auch nicht thun? Ernſthafte, anſehnliche gelehrte Leute ſagen ihm alle Tage vor, daß es die Natur der Herrſchaft erfordere, unumſchränkt zu ſeyn, und daß es ein Laſter der beleidigten Majeſtät iſt, ſolches in Zweifel zu ziehen. Dergleichen Monarche wird ſorgfältig gnug ſeyn, ſeinen Unterthanen die Flügel zu beſchneiden, und ſie von einem gar zu üppigen Leben zurück zu halten, wenn er ihnen den Uiberfluß der Güter abnimmt. Im Grund iſt es auch eben ſo viel, als einem Raſenden das Schwerdt aus der Fauſt zu winden. Iſt es nicht unendlich heilſamer, ein Volk eſſet ſein Stuck ſchwarzes Brot und Pumpernickel in Friede und Ruhe, als daß es zum Muth und Aufruhr durch Uiberfluß gereizet werde?

Wollte man mir vielleicht hierbey einwenden, es könnte dahero leicht geſchehen, daß der Thron nicht anders als durch ſolche Könige beſetzt würde, die denen in den Fabeln des Eſopus gleich wären, welche im Regiment über die Fröſche einander abgeloſet hätten, davon der erſtere ein Klotz, der andere ein Storch geweſen, der ſeine Unterthanen gefreſſen, ſein Gewiſſen hätte darzu ſagen mögen, was ihm beliebet.

Der erſtere dieſer Fälle iſt ganz unſchädlich. Was hat es zu bedeuten, wenn ein Beherrſcher nicht wohl klug iſt? Er trift ſchon Günſtlinge an, die für ihn regieren, und es eben ſo machen, als wenn ers ſelbſt thäte.

Der andere Fall wäre nun freylich ein wenig kützlicher: Allein das iſt ein Unglück, wider welches die menſchliche Klugheit weder Vorſichtigkeit noch Ausflucht finden kan. Alles, was man hierbey thun kan,

iſt, daß man die Achſel zuckt, den Theil des leidenden Gehorſams verdoppelt, die Ruthe anbetet, ſo da züchtiget, ſo gut fort kriechet, als ſichs thun läſſet, ſeines Beherrſchers Laſtern die ſchönſten Namen, ſo man nur erſinnen kan, beyleget; alle ſeine Kräfte anwendet, daß man nicht ganz verſchlungen, oder zuletzt verzehret werden möge. Was fromme Unterthanen in dieſen Drangſalen tröſten und aufrichten kan, iſt der Begrif, daß die Gottheit in einem andern Leben ihre Gedult mit zur Abrechnung bringen werde, mit welchem ſie die gewaltthätigen Ungerechtigkeiten desjenigen allhier ertragen haben, dem er ſein Anſehen auf dieſer Erde anvertrauet hat.

* * *

*)In meiner Meinung von der Erbherrſchaft finde ich noch etwas unvergleichliches: Je mehr ich nemlich den Vernunfttrotzern in dieſer Materie zugebe, ie mehr werde ich meines Sieges über ſie verſichert.

Laßt uns demnach, damit wir ihnen doch eine Luft machen, annoch ſetzen, daß von Anfang der Welt an, und ſo lange ſie ſtehet, alle Könige durch eine wohl überlegte Wahl der Völker eingeſetzt worden wären, daß auch alle dieſe Könige in ihrer Würde ſich überaus geſchickt und tugendhaft verhalten hätten. O, wie herrliche Glückſeligkeit für die menſchliche Geſellſchaft, wird ein Weltweiſer ausrufen! Welche Ordnung, welche ſchöne Uibereinſtimmung unter vernünftigen Weſen, ſo dieſen Erdboden auf einige Zeit bewohnen!

Nichts als leeres Geſchrey! Ich behaupte vielmehr, daß dieſe Ordnung, dieſe Uibereinſtimmung, dieſe Glück-

*) XXXV Bagatelle.

Glückſeligkeit nicht einen Schuſs Pulver werth iſt, ja ich unterſtehe mich, durch unüberwindliche Beweisthümer ſolches darzuthun.

In dem geſetzten Fall iſt es ganz gewiß, daß das Eroberungsrecht für die höchſte Ungerechtigkeit würde gehalten werden; folglich iedes Reich in ſeine richtige ziemlich unſchränkte Grenzen eingeſchloſſen ſey. Die meiſten Könige würden kaum ſo viel, als mancher Dorfedelmann zu bedeuten haben. Sie könnten ohne Stathalter und Staatsräthe, nach ihren eignen Einſichten, und angewandten Sorgfalt ihren ganzen Staat regieren.

Alle Geſchlechter dieſer kleinen Völker würden zwar wohl in Glückſeligkeit und Ruhe gelebt haben, wo würde aber der Ruhm, wo würde ihre Ehre geblieben ſeyn? Ein fleißiger Ackermann, ein geſchickter redlicher Kauf- und Handelsmann, ein emſiger Künſtler ſind alle zuſammen keine Leute, die ſich durch einen groſſen Ruhm ſelbſt überleben mögen.

Wäre dieſer von mir geſetzte Fall wahr, würde man wohl von den groſſen fürchterlichen Reichen, die ſich von einem Ende der Erden, bis zum andern erſtreckten; von den Kriegsheeren, die groſſe Länder überſchwemmeten, und die vor Dunſt ganze Ströme austränken und trocken machten: Von den verwundrungswürdigen koſtbaren Palläſten ein Wort in der Welt gehöret haben, welche der Mittelpunct aller Schätze und Reichthümer geweſen, die das Meer und die Eingeweide der Erden zum Pracht eines Monarchens haben hergeben müſſen? Gleichwohl liegt darinne etwas ſo ſchönes, ſo erhabenes, daß die aufs feſteſte ausgehärtete Seele eines Philoſophen in Er-

staunen geräth, wenn er die Beschreibung, so uns die Historien davon vorlegen, mit aufmerksamer Betrachtung liest.

Gleich bey der Historie fällt mir etwas ein. Alle Gelehrte sind darinne einstimmig, daß nichts angenehmer und lehrreicher, als dieselbe, seyn könne. Indessen aber würde, in dem gesetzten Fall, von dieser schönen Wissenschaft nichts zu hören, noch zu sehen, wenigstens würde es etwas sehr einfältiges, unschmackhaftes seyn, welches die Mühe des Lesens nicht belohnete.

Was uns in der Erzählung der vergangenen Geschichte aufs angenehmste ergötzet, sind die Feldschlachten, wo das Glück eines mächtigen Volks sich mit dem Glück des andern stosset, und nach häufig vergossenen Menschen- und Thiereblut eins das andere aufreibet: Es sind die langwierigen Belagerungen der Städte, in welchen Fleiß, Witz und Muth von der einen, wie von der andern Seite, alle möglichsten Kräfte anstrengen: Es ist die unerschrockene Tapferkeit eines Heerführers, der den Sieg mit Gewalt zwinget, daß er sich zu seiner Fahne wenden muß.

Von allen diesen herrlichen Dingen würde vielleicht in den kleinen Wahlreichen nichts zu hören noch zu lesen seyn. Der Krieg würde unter den armseligen philosophisch tugendhaften Beherrschern eine seltsame Sache gewesen seyn und keine andern, als Frösche- und Mäuse-Feldschlachten vorgestellet haben. Die schönsten Historien würden an herrlichen Unternehmungen nicht fruchtbarer als ein sogenannter Flachdenkrieg seyn, wo etwan das ganze Treffen durch den Tod eines halben Schocks Soldaten entschieden würde.

Wo würden, frag ich einmal, die groſſen Helden der Antiqvität; mit den Generalen der neuern Zeiten bleiben und hingekommen ſeyn, welche in den Jahrbüchern den ſchönſten Glanz geben? Aus Mangel der Gelegenheit, würden ihre herrlichen Kriegsgaben in einer elenden Krambude haben verwellen, und ſie vielleicht tief unter ihren guten ehrlichen Mitbürgern ſtehen müſſen.

Wäre wohl an etwas kläglichers zu gedenken, als daß Alexander ſelbſt, deſſen Name allein den Begriff einer ganzen Bande Heldentugenden im Gemüth rege zu machen geſchickt iſt, ein gemeiner Mann hätte bleiben ſollen? Seine beyläufige Neigung zu den Wiſſenſchaften würde aufs höchſte einen Schulmeiſter aus ihm gemacht haben. Hätte er aber ja ſeiner herrſchenden Leidenſchaft den Zügel zu ſtark ſchieſſen laſſen, ſo wär er doch nichts mehr als ein berühmter Straſſenräuber worden, der ſich vielleicht durch einen ſchändlichen Tod von den andern ausgezeichnet haben würde.

Allem Anſehen nach, wäre dem Pyrrhus kein ander Glück beſchert geweſen, und wer iſt Bürge davor, ob nicht ein Henkersbube das Amt der alten Frau zu Athen an ihm vertreten hätte, die ihm von ihrem Hauſe einen irdenen Topf auf den Kopf ſchmiß, daß er des Aufſtehens vergaß?

Kurz, und mit einem Wort: Der erhabenſte Verdienſt würde ſich in den Punct zuſammen gezogen haben, ein ehrlicher Mann zu ſeyn, von deſſen Character der geringſte unter den Sterblichen die Grundſätze in ſeiner Natur trägt: Da hingegen zu einem Heerführer, Eroberer und Helden ganz ſeltene und auserleſen erhabene Neigungen erfordert werden.

Das

Das menſchliche Geſchlecht hätte noch darzu einen unerſetzlichen wichtigen Verluſt durch die völlige Unwiſſenheit der wunderbaren Wiſſenſchaft erlitten, welche man die Staatskunſt nennet. Eine erleuchtete kluge Tugend wär das natürliche und gar zu einfältige Mittel geweſen, einen Staat zu regieren. Was würde es mehr gebraucht haben? Nichts von liſtigen Staatsſinten der Botſchafter; nichts von witzigen Klügeleyen der Cabinete über die ungewiſſen Anſchläge eines unruhigen Nachbars; nichts von Legung und Vermeidung der Fallſtricke, nichts von dieſen allen wäre nöthig geweſen.

Wie würde es über dieſes alles aber mit dem Zuſtand der Menſchen ausgeſehen haben, welche ſo ſchöne angebohrne Neigungen mit auf die Welt gebracht, die unter uns Zeitungsſchreiber machen. Leute, ſo blaß und mager werden, wenn ſich der Soldate zur Ruhe begiebt, und niemals ein völliger Geſicht und friſchere Farbe haben, als wenn Eugenius die Türken geſchlagen, und der Krieg in Italien ſeinen Anfang nehmen wird.

Pflanzet einmal dieſe Leute in eine Welt, welche von der gröſten Anzahl kleiner Philoſophiſcher Könige regieret wird, wo ein beſtändiger ſtiller Friede herrſchet; kaltſinnige, gleichgültige Menſchen ohne Luſt, ohne Leben werden es ſeyn, oder allenfalls wird ihr neugieriger liſtiger Geiſt, ſich mit den allerverächtlichſten Dingen herum beiſſen. Eine Frau, die dem Mann die Beinkleider geraubet, oder ein Mann, der die Frau prügelt, dieſes werden die ſchönſten Materien ihrer Unterredungen ſeyn, und folglich werden ſie nur die Anzahl der Verleumder vermehren.

Allein

Allein, wenn ihr die Erbherrſchaft mit ſolchem Eifer vertheidiget, wird man mir vorſagen, was ſprecht ihr denn zu der Erbprofeſſorſtelle, und aus welchem Grund wollt ihr dieſe verwerfen?

Siehe, da bin ich recht gefangen. Ich verwerfe ſie nicht, als weil ſie nicht mode iſt. Jedoch behaupte ich, daß die Sachen recht gut gehen würden, wenn dergleichen Erbprofeſſorate allenthalben eingeführet wären. Eben darauf wollte ich eben kommen, und man kan verſichert ſeyn, daß ich ſeltſame Wunderdinge davon ſagen werde.

V.

Fortgeſetzte Ironie von dem Erbprofeſſorate*.

In meiner vorhergehenden Bagatelle habe ich behauptet, daß das Erbprofeſſorat eben ſo vernunftmäßig, als die Erbherrſchaft ſey. Ich behaupte es auch noch, und unterſtehe mich, die widerſinnige Meinung bis auf die Aerzte, Sachwalter, Richter, Räthe, ja ſogar bis auf die Pfarrer zu erſtrecken. Die Betrachtungen, ſo ich über die Erbherrſchaft gemacht habe, und die man nur noch einmal überleſen kan, müſſen das Vorurtheil von Grund aus übern Haufen werfen, welches die Gewohnheit den Leſern hierbey in den Kopf geſetzt haben möchte. Sollten ſie vielleicht noch nicht völlig davon befreyet ſeyn, ſo mögen ſie doch nur mit mir in Uiberlegung ziehen, daß ſogar in Republicken ſelbſt die Edeln und Vornehmen ein Erbſchaftsrecht auf die Staatsregierung beſitzen,

*) LXXIII Bagatelle.

sitzen, und daß sie derselben vorstehen, wie wenns gemahlt wäre, sollten sie auch gleich ohne Verstand gebohren seyn, und ihre Einsichten sich nicht weiter erstrecken, als etwan die Beine über eine Schindmehre zu hängen, einen Hasen oder ein Rebhuhn zu schiessen.

Der Himmel erleuchtet den Verstand derjenigen, die er zu hohen Würden erhebet, auf eine ganz besondere Art und Weise. Dieses ist ein merkwürdiger Spruch, den der Cardinal von Richelieu sagte, als gewisse Richter, auf seine Empfehlung, einen Marschall von Frankreich zum Tode verurtheilten, der nichts mehr verbrochen hatte, als darum man, nach des grossen Staatsministers eigenem Geständniß, einem Pagen den Küchenschilling giebt.

Ich sehe schon voraus, was man mir für eine Menge Einwürfe wider die abentheuerliche Meinung machen könnte, so ich zu vertheidigen über mich genommen habe. Damit ich aber alle Schwierigkeiten kurz und ohne Weitläuftigkeit auf einmal abschlage, so werde ich mich eben der Art der Beweise bedienen, welche ich zur Vertheidigung der Erbherrschaft gebrauchet habe. Es sind nur zwey Mittel, den Professoratheder zu besetzen, das Erbrecht oder die Wahl, und wenn ich erweise, daß das erstere weniger Schwierigkeiten bey sich führet, als das letztere, so bleibt ausgemacht, daß es den Vorzug behalten müsse, weil sonst kein anderer Weg übrig ist.

Wenn die Wahl einen Nutzen haben soll, so müßten die, so das Recht, Professores zu wählen, hätten, im Stand seyn, von der Fähigkeit derer zu urtheilen, welche, ein so wichtiges Amt zu bekleiden, sich angeben.

ben. Die Wahlherren müſiten nur allein die Verdienſte in genaue Betrachtung ziehen und weder Gunſt noch Freundſchaft müſte auf ihrer Waagſchale einen Ausſchlag geben. Hier habe ich den Leſer auf den rechten Trichter geholfen, das iſt ſchon genug: Die Sache iſt ein wenig zärtlich. Ich will nur ſo viel ſagen, daß eines ſo poßierlich vorkommt, daß ein vornehmer Mann, bey der Wahl eines Schuſters, nicht unterſuchet, ob Hans oder Peter der Sohn ſeiner ehemaligen Säugamme iſt, ſondern ob er gute nette Schuh verfertiget. Wenn man ihn fraget, warum er dem Sohn dieſes guten Weibs nicht günſtig ſey, ſo wird er antworten, er brauchte gute tüchtige Schuh, und würde willig und gerne bey Petern arbeiten laſſen, wenn er ſein Handwerk ſo gut, als Nicolas verſtehet. Was iſt mir aber daran gelegen, mir, der ich keiner Unterweiſung mehr benöthiget bin, ob man die Vernunft und den Verſtand der Jugend, welche dereinſt die Stütze meines Vaterlands werden ſoll, behörig ordnen möge.

Man ſiehet ſchon zur Gnüge, daß hierbey nichts beſſers ſey, als das Erbprofeſſorat, wobey ich noch dieſen beträchtlichen Vortheil finde, daß es ſchon gnug ſey, wenn in einem Profeſſorgeſchlechte ein einziger geſchickter Mann geweſen wäre, damit der Abſtämmling, er ſey auch ſo unfähig, als er wolle, den Zuhörern vortrefliche Lehren zu geben, ihnen wenigſtens aus den Handſchriften ſeines Vorfahren Vorleſungen halten könnte.

Haben doch ſchon die Menſchen dergleichen Stiftung in der Arzneywiſſenſchaft an den Abſtämmlingen des Hippocrates geſehen. Sie könnten durch Beyhülfe der Recepte geſchickte Aerzte ſeyn, eben wie die

die Erbadvocaten für groſſe Juriſten paßiren könnten, wenn ſie die Acten ihrer Voreltern wohl gebrauchen, und die Pfarrer, wenn ſie die Familienpredigten herſagten. Sind doch auch in unſern Tagen die Advocaten und Aerzte dem Erbrecht bereits ſehr nahe, nur daß ſie nicht alle überhaupt die Einſichten ihrer Voreltern wohl anwenden. Ein Advocat oder Arzt zu werden, iſts ſchon genug, einige Zeit auf einer Univerſität, ein paar Dutzend lateiniſche Wörter, die man in der Schule aufgerafft hat, nicht zu vergeſſen, eine geringe Anzahl Definitionen auswendig zu lernen, ein paar hundert Thaler zu bezahlen, ſo iſt die Sache gemacht. Man erhält auf rechtsgebührende Art und Weiſe über ſeiner Mitbürger Beutel oder Leben ein völliges Recht.

So viel die Pfarrer anbetrift, wird man ſagen, die erhalten kein Recht zu predigen, als wenn ſie ein Examen ausgeſtanden haben, welches gar nicht wie bey den Aerzten und Sachwaltern ein Examen nach Münzen, ſondern nach Talenten iſt. Ich weiß es wohl. Allein es wäre iezuweilen ſehr gut, daß diejenigen, ſo das Examen verrichten, in ihrer Jugend nur nicht durch ziemliche unwiſſende Examinirer möchten ſeyn geprüfet worden. Wenigſtens iſt es aber gewiß, daß die Pfarrer durch die Wahl in ihre Kirchen beſtellet werden. Aber, gerechter Himmel, was für eine Wahl iſt das! Gleichwohl ſind es dieſe Herren, welche von der Aufführung faſt eines ganzen Volks den Ausſchlag geben, deſſen Herzen ſie durch ihr Anſehen regieren, und daraus ſie rechtſchaffene Leute und gute Unterthanen machen können. Es iſt alſo eine Sache von der höchſten Wichtigkeit, daß dieſes Amt niemanden, als wohl erleuchteten und tugendhaften Perſonen

nen möge anvertrauet werden. Vergebens iſts, daß ſie die Lehren des Evangelii ordentlich und gründlich auslegen, wenn ſie nicht durch ihre Aufführung an den Tag geben, daß ſie recht im Ernſt reden. Man wird aber vermittelſt der Wahl nicht dahin gelangen, daß man die Seelenſorge nur Leuten von dieſen Characteren anvertrauen werde. Zu dem Ende muß man eine weitläuftige Zergliederung aller Sorgfalt, Aufmerkſamkeit und Aufwands für die Jugend, ſo man zu dieſem Amte beſtimmet, anſtellen, welches man aber niemals thut.

Laſſet uns einen kleinen Plan entwerfen, dem man vielleicht mit Nutzen folgen könnte, dergleichen heilſame Wirkung hervor zu bringen, und zu ſehen, ob ſelbiger, wie die Menſchen geſchaffen ſind, nicht für unmöglich gehalten werden möchte.

Man erleſe aus einer ganzen Nation eine hinlängliche Anzahl weiſer und vernünftiger Perſonen, welche die Aufſicht über den Character und die Aufführung junger zum Predigamt beſtimmter Leute führen ſollen. Dieſen Aufſehern nun müſten die Eltern oder Verwandte die jungen Leute vorſtellen, ehe ſie den Lauf ihrer Studien antreten. Man prüfete ſie mit der allergröſten Aufmerkſamkeit. Man bemühete ſich nicht nur ihren Verſtand und die benöthigten Neigungen zu erforſchen, ſondern auch zu erkennen, ob ſie die edle Ruhmbegierde, ſich hervorzuthun, uneigennützige und großmüthige Gedenkensarten, über dieſes alles aber die Großmuth beſitzen, der Vernunft zu weichen.

Diejenigen nun, bey denen man dieſen glücklichen Saamen antrift, würden aus den Familien genommen und in eine Pflanzſchule gebracht. Dieſes wür-

de ausserdem für diejenigen ein höchst nützliches Werk seyn, welche das Unglück hätten, von groben ungeschliffenen und übelgezogenen Eltern gebohren zu seyn, bey welchen sie sich zu nichts anders, als zu Lappereyen und pöbelhaften Vorurtheilen gewöhnen könnten.

Solche Aufseher, welche einen guten ergiebigen Gehalt haben, sind schuldig in der Pflanzschule zu wohnen, damit sie iederzeit auf das völlige Betragen dieser jungen Leute Acht haben, von ihren Handlungen und den Grundsätzen, denen sie nachgiengen, urtheilen könnten. Geringe Schwachheiten, kleine Thorheiten, die von der Lebhaftigkeit des Alters, in dem die Einbildung am meisten herrschet, herkommen, übersehen sie. Allein wider die Häßlichkeit des Neids, wider die unbändige Niederträchtigkeit des Verfolgungsgeistes, mit einem Wort, wider alles dasjenige, was eine nichtswürdige wilde Seele anzeigt, müssen sie die äusserste Schärfe gebrauchen. Bey dergleichen wiederholten Vergehen, schicken sie dieselben in den Krieg oder zum Pflug, als Leute, die der Würde durchaus unwürdig sind, darnach sie zu streben, die Frechheit gehabt haben.

Ein Student kan also nicht anders als nach einer scharfen Prüfung aus der Pflanzschule treten, den Mantel und den kleinen Kragen anzunehmen.

Wenn Personen, so auf solche Art erzogen sind, Lehrer der Kirche werden, wenn dergleichen Leute den geistlichen Richterstühlen vorstehen, so wird man nicht sehen und erfahren, daß ein Mann im Priesterrock wider einen seines gleichen, der nicht so viel Gaben hat, gottlose Rotten macht, damit er nur allein den Ruhm

behal-

behalten möge, daß er der vornehmste Prediger in der Stadt sey. Man wird nicht Himmel und Erde bewegen, geschickte und tugendhafte Priester zu drücken, weil sie dieser oder jener besondern Meinung weder beytreten oder ablegen wollen. Man wird endlich auch nicht sehen, die ehrwürdigen Concilien Mücken seigen und Cameele verschlucken, über Schand- und Lasterthaten leichte wegstreichen, und denjenigen mit gröstem Crimm angreifen, den sie unter den gehäßigen Beynahmen der Ketzerey abscheulich schwarz zu machen belieben. Habe ich mit meiner Magd eine Schande begangen; habe ich meinen Collegen verleumdet und gelästert, ihn einen Spinosisten gescholten; hat man mich auf der öffentlichen Strasse sternvoll gesehen: So bin ich doch ein Orthodoxe, und habe mich nicht hoch verstiegen. Siehe das ist die Schutzrede, welche allezeit fähig ist, einen Priester engelrein zu waschen.

* * *

*Nun lasse ich dem verständigen Leser selbst zur Beurtheilung, ob es den geringsten Anschein habe, daß man diesem Entwurf eines Plans, wie ich ihn vorgeschlagen, ins Werk stellen werde, und ob man folglich durch den Weg der Wahl so, wie man sie verrichtet, die meisten Lehrstühle behörig besetzen könne. Man wird mir zwar ausser allem Zweifel einwerfen, daß die Erbfolge eben so wenig geschickt seyn werde, diesen Zweck zu erhalten. Das gestehe ich selbst, allein noch zur Zeit sehe ich doch, daß diese beyden Mittel, davon die Rede ist, einander ziemlich gleich sind. Ich schliesse also einzig und allein daraus, daß die Christen bey diesem Wechsel wenig verlieren möchten,

wenn

*) LXXIV Bagatelle.

wenn ſie durch Erbprieſter an ihre Pflichten erinnert würden.

Was aber noch auf dieſer Seite den Ausſchlag geben könnte, wäre dieſes, daß bey eingeführter Erbfolge unter der Prieſterſchaft alles weit ruhiger und friedlicher zugehen würde. Man könnte die Zänkereyen, Erbitterung, Haß, Streit, und Spaltungen auf einmal vermeiden. Die Geiſtlichen würden in keine ſo thörichten Ausſchweifungen verfallen, die den Schwachen zum Aergerniß und vernünftigen Leuten zum Anſtoß gereichen. Es würde, wie ich ſchon geſagt habe, nicht geſchehen, daß ſie mehr aus Eifer ihre eigne, als für die Ehre ihres Meiſters und Herrns, alle Kräfte anwendeten, ihre Kirchen des Prieſterthums der rechtſchaffenſten Leute zu berauben. Man würde nicht mehr ſehen, wie ſie den Beyfall der Conſiſtorien für einen, ihrer Confratern, eben deswegen, weil er einen hochmüthigen, unbeſonnenen, aufrühriſchen Ketzer- und Verfolgungseifer beſitzet, erzwingen und herausdrücken. Man würde auch nicht mehr ſehen, wie ſie ſich ſodann mit groſſem Gepräng verſammeln, und da ſie ſchon ihres Streichs verſichert und gewiß ſind, vor Einſammlung der Stimmen, dennoch mit unſinniger Gottloſigkeit, die Fügung des Himmels zur bevorſtehenden Wahl in verkehrter Andacht erbitten.

Ich beſorge ſehr, daß dieſe betrübliche Wahrheiten, ſo ich hier vorbringe, dem Publico vielleicht gar zu wohl gefallen möchten, allermaſſen nichts gemeiner iſt, als daß man die Geiſtlichkeit gerne läſtert und ſchmähet. Gleichwohl ſcheinet mirs auch keine gänzliche Unmöglichkeit zu ſeyn, daß ein Mann, deſſen Beruf er-

erfordert, die Lehren der Religion beſtändig vor Augen zu haben, nicht ein rechtſchaffener Mann werden könnte. Uiberhaupt muß ich bekennen, daß dieſe Herren aus allzugroſſem Hochmuth zu ſündigen pflegen, und ich bemerke öfters, daß ein junger Menſch, der vorher freundlich, ehrbar, artig und höflich geweſen, da er noch den Degen und eine Modeperücke getragen: Sobald hatte er aber nicht die kurze Perücke übergeſtürzt, und den ſchwarzen Mantel oder Prieſterrock mit dem geringelten Halskragen oder Uiberſchlag, umgenommen, ſo breitet ſich eine ſtolze Andacht über ſein Geſicht, über ſeinen Einhertritt, und über alle ſein Thun und Weſen aus, im Grund aber mag es nur von ohngefehr ſo geſchehen. Dieſe kleine Unart kommt natürlicher und faſt nothwendiger Weiſe von der Schuldigkeit her, ſo dieſen Perſonen oblieget, öffentlich vor dem Volk zu reden.

Meine Leſer, deren Verſtand ein wenig nach der Seite der Uiberlegung gewöhnt iſt, werden eben ſo wohl, als ich bemerket haben, daß der Hochmuth denen, als ein Erbübel anhängt, deren Stand und Beruf erfordert, zu reden, wenn andere ſtillſchweigen. Von dem Redner an, bis zum Dienſt des öffentlichen Beamten, ſo den Leuten im Schlaf andeuten müſſen, um welche Zeit es iſt, nimmt man dieſes wahr. Gewiß iſts, daß das Amtsgeſchrey dieſer Männer durch gewiſſe Tonbeugungen und laufende Veränderungen des Lauts der Stimme, mannigfaltige Abwechſelung hat, welche gnugſam anzeiget, wie wohl zufrieden ſie mit ſich ſelbſt ſind, und meinen, weit annehmlicher, als ihre Amtsgenoſſen blöcken zu können. Man bemerke hierbey zugleich mit mir, daß allenthalben, wo man einen ausſtudirten Zwang antrift, von der

Natur abzuſpringen, ganz unfehlbar ein grober Hochmuth verborgen liege.

Will man ſeinen Ohren nicht allein trauen, ſo wird man ſich von der Wahrheit, die ich vorſtelle, gewiß überzeugen können, wenn man noch einen Sinn mit zu Hülfe nimmt. Man werfe nur einen bedachtſamen Blick auf einen öffentlichen Ausrufer, der eine verlohrne Uhr, oder ein verlaufenes Hündgen u. d. m. dem ehrſamen Publico ankündiget. Mit einem ernſthaft bedachtſamen Schritt, und mit einem trotzigen Geſicht tritt er einher. Sobald er ſich in dem Mittelpunct einer Straſſenecke befindet, pflanzt er ſich recht majeſtätiſch ſteif auf den Fuß, ſtämmet den Arm auf den Stock oder Prügel. In dieſer Verfaſſung beobachtet er einige Augenblicke das Stillſchweigen, und fängt ſeine Rede eher nicht an, er habe ſich denn vorher geräuſpert, und tactmäßig gehuſtet. Sein Ausruf iſt eine Rede nach aller Richtigkeit, und ſeine Stimme lauft durch eine ganze Octave mit beſtändigen Erheben und Fallen. Bey dem Ende giebt er ſeinen Zuhörern einen ſcheelen Blick, ziehet ſich darauf mit einer ernſthaften und geſetzten Miene zurück, fängt aber nicht eher an geſchwind zu gehen, bis er ſeinen Zuhörern aus den Augen iſt.

Dieſes, dünkt mich, möchte mehr als zu viel ſeyn, den Hochmuth der Redner zu vertheidigen.

Worüber ich mich aber am meiſten wundere, iſt, daß die Verachtung der Geiſtlichkeit nicht allein in den Herzen leichtſinniger und ſehr unandächtiger Leute eingewurzelt iſt, dergleichen etwan die ſchöne Welt und witzige Geiſter ſind; ſondern, daß es auch ernſthafte Perſonen unter der Geiſtlichkeit ſelbſt giebt, die nicht mit allzugroſſer Hochachtung gegen dieſelbe eingenommen

nien ſind. Ein berühmter Engelländiſcher Biſchof ſagt ungeſcheut, daß er, wenn ihm ein unbekannter Laye begegnete, durch die Liebe verbunden wäre, zu glauben, dieſer Unbekannte ſey ein ehrlicher Mann, bis er durch ſein Betragen darthät, er ſey es nicht: Sobald ihm aber ein Geiſtlicher im Weg käme, fände er ſich, der Klugheit zu Folge, verbunden, eine ganz widrige Meinung von ihm zu hegen, bis er ſich durch ſeine Aufführung rechtfertigte, daß er ein rechtſchaffener Mann ſey.

Aufrichtig zu ſagen, die Rede iſt ziemlich hart, und giebt den Character dieſes Prälaten deutlich zu erkennen, der den heftigen Verfolgungseifer der Geiſtlichkeit dergeſtalt haſſete, daß er ſo gar ſeinen Eifer gegen die Nichtdultung bis auf die Intoleranten ſelbſt erſtreckte.

Ich muß allerdings bekennen, daß ein Geiſtlicher, wenn er ein rechtſchaffener Mann ſeyn will, weit mehr Schwierigkeiten, als ein Weltmann, zu überwinden habe. Eben dahero aber iſt es auch gewiß, daß er weit hochehrwürdiger, als ein anderer zu ſchätzen iſt, wenn dieſe Schwierigkeiten ſeiner Vernunft weichen müſſen. Mir ſind einige von dieſem Character bekannt, welche die prächtigſten Lobeserhebungen verdienen, und gegen die man eine himmelſchreyende Ungerechtigkeit verüben würde, wenn man das unumſchränkte Urtheil, ſo man verwegener Weiſe über die ganze Geiſtlichkeit überhaupt ergehen läſſet, auf ſie mit erſtrecken wollte.

Character eines rechtſchaffenen Prieſters.

Ein tugendhafter und geſchickter Prieſter iſt auſſer allem Zweifel einer der allernützlichſten Männer für die

Geſellſchaft, und folglich denenjenigen höchſtverehrungswürdig, welche Liebhaber des menſchlichen Geſchlechts ſind, d. i. aller derer, die wahrhafte Verdienſte beſitzen. Ein ſolcher Geiſtlicher hat ſich von Jugend an, der Wohlfahrt ſeines Nächſten gewidmet. Seinen Verſtand hat er mit einer edlen Standhaftigkeit auf alle unangenehme und dornigte Studien gerichtet, welche die Auslegung des göttlichen Buchs erleichtern, aus dem wir die Mittel ſchöpfen, in dieſem Leben glückſelig zu ſeyn, und welches uns eine unumſchränkte Glückſeligkeit in einem ewigen Leben verheiſſet, die eine Belohnung werden ſoll, daß wir, als vernünftige Menſchen bemüht geweſen ſind, auch unſer Wohlſeyn in der Zeitlichkeit zu befördern. Weit gefehlt, daß er ſich mit den Ausfegungen anderer behelfen, und mit Beyhülfe der Commentarien ſeinen Fleiß zu verkürzen bemühet ſeyn ſollte: So geht er vielmehr ſelbſt nach der Quelle der Grundſprachen: Er legt ſich mit höchſtem Fleiß auf die gründliche Erkenntniß der Regeln der Auslegung, die in unſtreitigen Grundſätzen der Vernunft beruhen: Er unterſuchet die Sitten und Gewohnheiten der Alten, welche gewiſſe Schriftſtellen klar und deutlich machen, worinne die Unwiſſenden nichts als Finſterniß oder einen falſchen Schein antreffen.

Mit allen dieſen Schätzen ausgerüſtet, die er durch vieler Jahre Arbeit errungen hat, wendet er den Reſt ſeines Lebens an, dieſelben unter ſeinen Nächſten freygebig auszuſpenden. Er iſt unaufhörlich und eifrig bemüht den Nächſten, andächtig, holdſelig, aufrichtig, liebreich, zu guten Vätern, zu guten Kindern und redlichen Unterthanen zu machen. Die Tugend wird er ihnen niemals unter dem Bild einer Furie, ſondern

nach

nach allem Vermögen, ſo reizend, liebreich und der menſchlichen Natur ſo ähnlich, als ſie wahrhaftig iſt, vorſtellen. Seine Aufführung iſt mit ſeinen Reden ganz einſtimmig, damit er den Menſchen den angenehmen Geſchmack zu der wahren Gottesfurcht empfindlich reizen möge. Im Umgang des Lebens iſt er leutſelig, freundlich, verträglich, aller Welt geſellig. Der ſtrenge Ernſt, welcher der heidniſchen Tugend einen Glanz gab, der aber den Character der Menſchheit, die doch der Grund der chriſtlichen Sittenlehre iſt, ſchändlich verunehret, iſt ihm ganz unbekannt. In ſeinem ausgeheiterten lächelnden Geſicht kan man die ſüſſe Zufriedenheit ſeiner Seele leſen, welche durch das Zeugniß ſeines Gewiſſens eine ſtille Beruhigung genieſſet.

VI.

Die Zauberey der Gewohnheit *.

Die Gewohnheit iſt eine ſo ſubtile und natürliche Bezauberung, ſie überwältiget die Einbildung der meiſten Menſchen auf eine ſo unmerkliche Art, daß auch die Vernünftigſten alle ihre Kräfte der Aufmerkſamkeit zuſammen nehmen müſſen, ihre Betrügerey zu bemerken, damit ſie nicht von ihr um die Fichte geführt werden mögen. Daher kommts auch, daß, wenn man von gewiſſen bey den alten Völkern angenommenen Gebräuchen reden höret, oder von Gewohnheiten, ſo bey den Barbaren heut zu Tage üblich ſind, wir darüber erſchrecken, gleichwohl aber von gewiſſen eben ſo häßlichen Gebräuchen, an wel-

*) XCV Bagatelle.

che unsere Sinnen gewöhnt sind, nicht einmal gerühret werden.

Man kan nicht ohne Verachtung von den Klopfechtern, die das römische Volk ehemals so sehr ergötzten, lesen, oder sprechen hören, welches doch eine so großmüthige und vernünftige Nation war. Dieses Schauspiel wurde an gröβten feyerlichen Festen vorgestellet. Gewisse grosse Herren unterhielten fast ein fliegendes Feldlager elender, starker und junger Sclaven, welche von Fechtmeistern unterwiesen wurden. Sie verabsäumeten nichts, damit sie beständig in Bereitschaft ständen, die Gunst des Volks durch eine barbarische Gefälligkeit gegen dessen wilde ungeschlachte Neigung, zu erwerben. Das Weibsvolk, ihrer schwachen Leibesbeschaffenheit ohneracht, die sie doch zum Mitleiden antreibet, lief selbst Haufenweis zu, eine grosse Menge schöner Mannspersonen jämmerlich zerfleischt und umkommen zu sehen, deren Stärke und Geschicklichkeit sie doch natürlicher Weise, aufs zärtlichste bewundern musten. Diese Unglückselige musten bis auf den Tod ringen und fechten. Erhielten sie den Triumph, so trieb man sie wieder von neuen an, mit frischen Fechtern anzusetzen. Der Uiberwinder hatte keinen andern Lohn zu erwarten, als den ihm der Beyfall der Zuschauer, durch das Lob seiner Herzhaftigkeit, ertheilte.

Unter den gesitteten Völkern der heutigen Zeit sind es nur die lasterhaftesten Gemüther, welche an den Begriffen von Blut und Morden ein Vergnügen finden, und die über eine Erzählung so unmenschlicher Lustbarkeit kein Schauer ankommen, sollte. Wie gehts aber zu, wenn unter uns ein elender Uibelthäter zum Tode verurtheilt wird? Die Zeitung davon breitet

tet ſich ſogleich durch die ganze Stadt aus, ieder höret ſie begierig an; man erwartet den Tag mit Verlangen: Es iſt ein Feſttag. Je grauſamer die Todesſtrafe, ie vergnügter bezeugt ſich der Pöbel darüber. Bey den Zubereitungen lauft das Volk zuſammen, es kützelt ſich ſchon, ſeiner Einbildung mit der Vorbereitung zum bevorſtehenden Trauerſpiel eine Luſt zu machen. Bricht der Tag an, ſo verläßt alles Volk ſeine Arbeit. Die Aermſten wollen lieber nicht eſſen, als eine ſolche Luſt entbehren. Erſcheinet endlich der arme Sünder, ſo dringet man ſich darzu, ohne die Gefahr zu ſcheuen, erdrückt zu werden, damit man ihn nur bis an den Ort, wo ihm das Urthel vorgeleſen wird, und von da zu dem Richtplatz folgen möchte. Füget ſichs etwan, daß er das Glück erhält, Gnade zu erlangen, ſo wird man die Zuſchauer mit murrendem Verdruß zurück gehen ſehen. Sie verlieren etwas rechtes an dem Leben, welches der Uibelthäter durch die Gnade der hohen Obrigkeit erhält. Man hatte ſich gleichwohl ſchon verbindlich gemacht, ihnen einen guten Tag zuzubereiten, und nun müſſen ſie ſich durch eine ſchmeichelhafte Hofnung betrogen ſehen.

Jezuweilen habe ich mich entſchloſſen, dergleichen Schauſpiel mit anzuſehen, nicht ſo wohl meine Augen an der Marter des Uibelthäters zu weiden, als vielmehr meine Betrachtungen über das Verhalten des Pöbels anzuſtellen. Bey dergleichen Gelegenheiten bemühete ich mich vor allen andern die Herzensbewegungen im Geſicht des Weibsvolks zu entdecken, deren Anzahl in dieſem verwirrten Zulauf immer ſtärker, als der Mannsleute zu ſeyn pfleget. Es verdiente allerdings einer Aufmerkſamkeit, wenn man in der ganzen Geſtalt einiger dieſes guten Geſchlechts

den

den innerlichen Krieg in ihrem Gemüth, zwischen der grimmigen Neugier, die sie an den Rabenstein geführet, und der mechanischen Barmherzigkeit, die sie bey dem Anblick des betrüblichen Gegenstands bewegt, betrachtet. Ich habe einige wahrgenommen, die bey dem Streich, der das Schauspiel endigen sollte, den Kopf wegwendeten, andere weinten die bittersten Thränen, man hörte Seufzen und Heulen. Einige, die noch närrischer waren, sunken gar in Ohnmacht, und schienen in dem Augenblick das Leben aufzugeben, in dem der arme Sünder starb.

Soviel ist aber auch wahr, daß ich niemals bemerkt habe, wie sich dergleichen heftige Bewegungen bey ihnen, gegen einen abgemergelten oder abgelebten alten Uibelthäter, äusserten. Sie überliessen sich denenselben nur, wenn man einen muntern jungen Purschen mit starken Waden an den Galgen hängete, oder einen Kopf aus ein paar gesetzten, weissen wohlgeformten Schultern in die Höhe zog.

Der Saame dieser wilden Unart, davon ich rede, liegt in aller Menschen Herzen. Es giebt aber Völker, welche auf eine ihnen ganz eigne und besondere Art, wild und grimmig sind, und darüber sie selbst erschrecken würden, wenn sie sichs in den Sinn kommen liessen, nachzudenken. Zu Venedig schauet das Volk mit dem lebhaftesten Vergnügen zu, wenn die in verschiedene Banden zertheilte Gondeliers mit einander ringen und sich von der Brücke ins Wasser stossen. In einigen Orten der Niederlande, meinet man das Fest eines gewissen Heiligen mit grosser Andacht zu feyern, wenn auf dem Wasser Schifferstechen angestellet werden, und einer den andern, auf den mit starken Ruderern gesetzten Kähnen, durch einen Lanzenstoß

ins

ins Waſſer ſtößt, da er leicht erſaufen kan. Was aber den römiſchen Klopfechtern am gleichſten kommt, und ich ein einzigesmal in meinem Leben mit erſtaunender Bewunderung angeſehen habe, iſt dasjenige, was in der Hauptſtadt eines uns benachbarten Reichs vorgehet. Hier ſieht man mitten in einem runden Schauplatz, wo man um einen Gulden eine Stelle erhalten kan, ein Gerüſte, auf dem ſogleich einige junge Kerl von achtzehen bis zwanzig Jahren, nackend bis an den Gürtel erſcheinen, die mit der Fauſt dergeſtalt wild und grimmig auf einander loskämpfen, daß ſie nicht eher anzugreifen und ſich zu vertheidigen ablaſſen, als bis ſie auf dem Platz ohne Athem niederfallen. Dieſe Fechter überlaſſen ſodann das Feld andern Banden von Kämpfern, welche ſich mit breiten Schwerdtern von Holz herum fuchteln und das Volk unvergleichlich ergötzen, wenn ſie einander die Köpfe einſchlagen.

Nach dieſem Vorſpiel erſcheinen erſt die rechten Fechterhelden des Schauſpiels. Dieſes ſind nun zween Meiſter in der Klopfechterey, die ſich beyde auf eine rechtsgebührende Art und Weiſe heraus gefordert haben. Sie entkleiden ſich bis aufs Hemd mit der kaltſinnigſten Miene, und wenn ſie einander die Hände zum Zeichen der Freundſchaft gegeben haben, ziehen ſie die Säbel, und wenden alle erſinnliche Stärke und Geſchicklichkeit an, ſich auf die grauſamſte Weiſe, eine ganze Stunde lang zu zerfetzen. Ein zerhauener Hirnſchädel macht die ganze Verſammlung munter und aufgeweckt. Ganze Hände voll Gold und Silber werden auf denjenigen zugeworfen, der den ſchönen Streich gethan hat. Die größten Herren des Reichs beehren ihn mit Geſchenken und freudigem Zuruf,

ruf, und murren zugleich unter den Klagen des Volks, wenn das Spiel nicht blutig genug abgelaufen iſt.

Man kan aus dem Formular des Fehdebriefs, den dieſe Fechter öffentlich anſchlagen, und mit dem ſie den bevorſtehenden Kampf ankündigen, leicht urtheilen, wie unſchuldig dieſem Volk dieſes grauſame Luſtſpiel vorkommen müſſe.

Wenn ich mich noch recht erinnere, ſo iſt der Inhalt dergleichen Fehdebriefs dieſer:

Nachdem **Meiſter John . . .** von den **Schottiſchen** Gebürgen, vernehmen muß, daß **Meiſter Wilhelm . . .** ſich hochmüthig berühmt, als ob Endes geſetzter gegen ihm, mit den Waffen in der Hand nicht erſcheinen dürfte; ſo fordert er ihn hiermit heraus, daß er aufm 2 Junius erſcheine, ſeine Geſchicklichkeit auf Säbel und Schild, auf Säbel und Dolch wider ihn verſuche ꝛc. Gezeichnet, **John . . .**

Die Antwort iſt gemeiniglich folgendermaſſen eingerichtet:

Nachdem **Meiſter Wilhelm . . .** aus **Irrland**, allzuviel Ehre beſitzet, als daß er **Meiſter John . . .** aus dem Wege gehen ſollte, ſo berühmt derſelbe auch ſeyn mag; als verbindet er ſich, mit **Gottes Hülfe**, vor gedachtem Meiſter mit benannten Waffen, auf beſtimmten Tag und Stunde zu erſcheinen.

Man muß geſtehen, daß das: **Mit Gottes Hülfe**, eine ſehr abgeſchmackte und übelangebrachte Andacht ſey.

Mir iſt nicht unbekannt, daß man dieſe Grauſamkeit damit entſchuldigen will, daß ſelbige das Volk

zur

zur Herzhaftigkeit und unerſchrockenen Muth aufmunterе. Ich habe aber auch allezeit angemerkt, ie tapferer man ſey, iemehr werde man bey dem Kampf mit andern gerühret, weil man durch ſeine Herzhaftigkeit zu gleicher Gefahr gebracht werden kan. Im Gegentheil macht ſich ein verzagter Lumpenkerl ein Vergnügen daraus, es ergötzet ihn, daß er ſelbſt in guter Sicherheit ſitzt, und ſeine Zaghaftigkeit macht ihn durch die Gefahr, darinne er die andern befangen ſiehet, deſto muthiger.

VII.

Die veränderlichen Neigungen der Völker *.

Wenn man mit allem Recht die Arzneywiſſenſchaft für eine ungewiſſe Kunſt hält, wenn es ſehr ſchwer fällt, die Natur eines ieden Mittels und das Temperament aller derjenigen, dem ſolches zuträglich iſt, von Grund aus recht zu erforſchen: So darf ich mit guter Gewißheit behaupten, daß dieſe Wiſſenſchaft dennoch weit ſicherer und gewiſſer ſey, als die Staatskunſt. Ich geſtehe allerdings, daß das Intereſſe der Völker etwas weſentlich wirkliches, und es möglich ſey, von demſelben eine gründliche Erkenntniß zu erhalten. Wer ſagt mir aber, daß eben dieſe Völker ihrem Nutzen gemäß handeln? Man kan nicht anders, als nach ihren Neigungen urtheilen, gleichwohl iſt der Schein davon weit betrüglicher, als er von einer Sache in der Welt ſeyn kan.

Ehe-

*) LXXXVII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Ehemals sagten die Spanier, sie würden sich nun und nimmermehr einem Französischen Prinz unterwerfen, weil sie gewiß wüsten, daß sie, als ein bezwungenes Volk, würden gehalten werden. Die Schätze, so ihnen die neue Welt darreichte, würden in fremde Hände fallen, und solche Narren würden sie nicht seyn, einem Unglück entgegen zu gehen, welches sie so viel und lange Jahre für die Wohlfahrt ihres Staats mit Darsetzung des Lebens abgewendet hätten.

Man machte gewisse Rechnung auf ihren staatsklugen Witz, sonderlich aber auf die ungeheure Abneigung, die sie von je her gegen eine Nation bezeuget hatten, die ihrem Naturell und Sitten so schnurgerade zuwider war. Mit einem Wort, wer zu der Zeit hätte behaupten wollen, daß die Spanische Krone auf ein Französisches Haupt fallen sollte, der würde einen offenbaren Widerspruch behauptet haben. Man hat sich indessen in diesem Stück mächtig geirret, indem man gemeinet, es sey möglich, nach einem Grundsatz zu schliessen, der eben so unsicher, als die Leidenschaften des grossen Haufens sey. Die Spanier haben das Joch mit aller ersinnlichen Gedult auf den Nacken genommen, und damit sie ihrem neuen Beherrscher desto besser gefallen möchten, haben sie etwas von ihrem ernsthaften Ansehen fahren lassen, und dasselbe mit der Französischen Lebhaftigkeit ersetzet, das ist auch der wichtigste Vortheil von ihrer Staatsveränderung.

Man hielte vor einiger Zeit die Vereinigung Frankreichs mit Engelland nicht weniger unmöglich. Es schien nichts abgeschmackters, als wenn man sich einbilden wollte, die Engelländer würden die Partey der Franzosen unterstützen und dieselbe gegen die Verbündeten vertheidigen, mit denen sie durch Zuneis-

neigung und Intereſſe ſo feſt verknüpft zu ſeyn ſchienen. Niemand vermeinte daran zu zweifeln, daß der Vorzug Engellands von der Erniedrigung ſeines furchtbaren Nachbars abhangen würde, und man glaubte ſteif und feſt, der wahrhafte Nutzen der Engelländer wäre die einzige Regel und Richtſchnur ihres ganzen Verfahrens. Man gründete ſich auf die Erbitterung, ſo zwiſchen dieſen beyden Völkern herrſchte, die ihnen angebohren zu ſeyn ſchien. Sie hat ihren Grund in den grauſamen Kriegen, die ſie manche Zeitläufe durch mit einander geführet haben. Sie war auch durch die faſt allgemeine Widerwärtigkeit, ſo man in den Sitten und Gebräuchen dieſer beyden Völker antrift, unterhalten worden, die auch ſo groß iſt, daß man ſie nicht unfüglich moraliſche Gegenfüßler nennen könnte.

Uiberhaupt ſind die Franzoſen zur Wiſſenſchaft geneigt, und die natürliche Lebhaftigkeit ihres Geiſts verſtattet nicht, daß ſie in einer tiefen Unwiſſenheit lange verſteckt bleiben ſollten. Selten aber kommen ſie auf den höchſten Gipfel der Gelehrſamkeit. Sie ſind zu einer unabläßigen Aufmerkſamkeit nicht aufgelegt, und ihre Phantaſie, welche meiſtentheils wirkſamer als ihre Vernunft iſt, machet, daß ſie über die äuſſere Fläche der Dinge herum ſpielen. Zum höchſten putzen ſie dieſelben niedlich aus, indem ſie ſolche mit angenehmen Ausdrücken und mit einer glücklich artigen Wendung zu zieren wiſſen, ſcheinen ſie weit geſchickter zu ſeyn, als ſie es in der That ſind.

Die Engelländer, ſo ſich auf Wiſſenſchaften legen, beſitzen hingegen eine unermüdete Aufmerkſamkeit auf die verworrenſten und ſchwereſten Dinge. Ihre Vernunft läßt ſich gar nicht mit einer leichten Wiſ-

senschaft abspeisen, sie arbeitet bis auf den Grund derselben hinein, und ihre Scharfsinnigkeit wird durch kein Hinderniß aufgehalten. Da sie gemeiniglich an ihrer Schreibart wenig künsteln und solche durch keine Zierlichkeiten schmücken und ausputzen, so halten sie diese Kleinigkeiten der Gründlichkeit ihres Verstandes viel zu unwürdig. Sie sind vielmehr grosse, als schöne Geister und mehr geschickt, zu unterrichten, als zu gefallen.

Diese beyde Völker lieben den kostbaren Aufwand, aber auf eine ganz entgegen stehende Art und Weise. Die Franzosen wollen für ihr Geld gesehen seyn, und zeigen allen Leuten ihre Verschwendung: Kostbares Rüstzeug, eine grosse Menge Livreybedienten, Kleider die von Gold und Silber starren, sind ihr Wohlgefallen. Die Engelländer scheinen, als wollten sie ihre Ausgaben für aller Leute Augen verbergen, ihre Kleidung ist einfach und sonder grosse Zierrath, ihr Rüstzeug ohne alle Prahlerey, und das Verlangen einen grossen Staat zu führen, wird bey ihnen noch darzu für eine lächerliche Eitelkeit angesehen. Sie sind deswegen nicht weniger verschwenderisch. Der Engelländer bezahlt alles, was zu seinem Vergnügen dienet, theuer und überflüßig, und die Liebe so wohl, als die Schmauserey sind zwo Gruben, in die sich seine Reichthümer verlieren. Doch hat seine Liebe gemeiniglich weder etwas annehmlich prächtiges noch zärtliches. Der ausstudirte Witz eines Herzens, welches seine höchste Glückseligkeit darinne suchet, daß es liebet, und gefallen will, ist gar nicht nach seinem Geschmack. Eine nicht sonderlich zärtliche Ergötzlichkeit ist das einzige Band, so ihn an das schöne Geschlecht bindet und seine Empfindung, die er gegen eine

ne

ne Geliebte heget, iſt von eben der Art, wie ſeine Luſt zum Wein.

Der Frantzoſe geht mit dem Frauenzimmer, nur der Mode wegen, artig um, er iſt von einem galanten Naturell. Läßt er ſich von ſeiner Neigung ziehen, ſo findet er ſein gröſtes Vergnügen, daß er mit dem Frauenzimmer umgehet und ihnen gefällig werde. Daher beſitzt er auch die Gabe im höchſten Grad, ihnen die Zeit zu vertreiben, ſich in ihren artigen Eigenſinn zu ſchicken, bey ſie einzuſchmeicheln, ihrer Eitelkeit nachzugeben, und es ſo zu machen, daß ſie mit ihm zufrieden ſind, damit ſie nur ſich ſelbſt Gnüge thun mögen.

Dieſe beyde Nationen ſind auch in ihren Schwelgereyen unterſchieden. Die Franzoſen tragen in ſich ſelbſt eine ſtarke Qvelle, ihre Luſt zu unterhalten, und es ſind vielleicht die allergeſchickteſten Leute auf der Welt, die ſich luſtig machen können. Sie trinken nur deswegen, damit ſie ihr luſtiges Gemüth aufmuntern. Geſang, Pfeifen, Tanzen, Scherz und Spaß miſchet ſich unter ihre Ergötzlichkeiten bey der Flaſche, und machen den Geſchmack des Weins deſto annehmlich reizender.

Das Schwelgen der Engelländer ſcheinet mir durch die Luſtveränderungen nicht ſo aufgeweckt zu ſeyn; man ſollte ſprechen, daß ſie nur ſchlechtweg tränken, um zu trinken, und dem Bacchus eine Schande anzuthun vermeinten, wenn ſie der Luſt, ſeiner allein nur zu genieſſen, andere Ergötzlichkeiten beyfügen wollten.

Die Franzoſen ſind von Höflichkeit zuſammen geſetzt, öfters aber beſteht und bleibt es nur in und bey

den Worten, welche drey Viertel, wohl abgewogen, von ihrer Großmuth ausmachet, und die sich auf ihre Versicherungen verlassen, müssen sich an ihrer Leichtgläubigkeit erholen, wenn sie betrogen werden.

Die Engelländer sind im Gegentheil wahrhaftig großmüthig, und die Wirkung folgt ihren Versprechungen auf dem Fuß nach. Nur muß man sie in den günstigen Augenblicken zu fassen wissen, wenn man von ihrer Großmuth Vortheil haben will. Läßt man die Stunde vorbey streichen, darinne sie gegen uns noch in der Hitze sind, so findet man sie alsdenn eiskalt, und derjenige, welcher sich eurem Nutzen völlig gewidmet zu seyn schien, wird thun, als ob er euch sein Lebetag nicht gesehen, noch gekannt hätte.

Der Character aber, so diese Völker hauptsächlich unterscheidet, bestehet darinne, daß der Franzos den ungemessenen Befehlen seines Monarchen einen knechtischen Gehorsam leistet. Die nichtige Ehre, die Ketten eines für ganz Europa schrecklichen Prinzens zu tragen, ziehet er der Freyheit vor. Die Grösse seines Königs, dessen Thun und Meinung er abgötisch verehret, hält er für seine einzige Glückseligkeit.

Der Engelländer ist mit dem größten Eifer gegen seine Freyheit erfüllt. Er liebet und verehret seinen Beherrscher eben so hoch, als dieser das Ansehen der Gesetze achtet. So bald er eine unumschränkte Gewalt merken lässet, so bald wird er seinen Unterthanen verhaßt, und derjenige, so vormals als ein Vater des Vaterlands betrachtet wurde, wird der unversöhnlichste Feind seines Volks.

Man bemerket auch noch, daß wenn die Engelländer fremde Länder durchreisen, sie etwas von ihrem ange-

angebohrnen Hochmuth verlieren, geſchmeidiger und gefälliger werden: Allein dieſe angenommene gute Eigenſchaften leiden eben ſowohl als die Freundſchaft, welche ſie auſſer ihrer Inſel aufgerichtet haben, alſobald Schifbruch, wenn ſie wieder über dem Meer ſind.

Die Franzoſen hingegen ſcheinen immer unhöflicher und unartiger zu werden, je weiter ſie ſich von ihrem Vaterlande entfernen. Es ſcheinet, als ob ſie nur andere Völker deswegen beſuchten, daß ſie denſelben Hohn ſprechen, ihre Gebräuche ſpöttiſch durchziehen, ihren Geſetzen trotzen, und ihre eignen ſtolze Ausſchweifungen der ganzen Welt zur Schau ſtellen wollten. In ihren vier Pfählen hingegen bezeigen ſie alle erſinnliche Aufmerkſamkeit und Gefälligkeit gegen die Fremden, ſie verſagen ihnen keine Dienſte, als die ſie nicht zu leiſten im Stand ſind, und ein ieder inſonderheit hat das Anſehen, als ob er darzu beſtellet ſey, die Ehre von ganz Frankreich in Bedienung des fremden Gaſts zu beobachten.

Nur ein einziger Punct iſt vorhanden, darinne dieſe beyde Nationen übereinkommen; Gleichwohl iſt es auch eben derſelbe, der es deſto beſſer zu erkennen giebet, wie ſehr ſie in allen andern unterſchieden ſind. Beyde haben einen kriegeriſchen Geiſt. Wahr iſts auch, daß ihr Muth einerley Character an ſich trage, und beyde von einer Wuth angefeuret werden, die ſchwerlich auszuhalten iſt. Gleichwohl findet ſich auch hierinne ein Unterſchied. Der Muth der Franzoſen zeigt mehr Großmuth und Liebe zur Ehre; in dem Muth der Engelländer zeigt ſich mehr Wildes, und eine natürliche Unerſchrockenheit. Wenn über dieſes das Feuer der Franzoſen in einen raſenden Grimm

ausſchlägt, und wenn ihr Ungeſtüm iezuweilen durch die Kaltſinnigkeit der Deutſchen und Holländer gebrochen worden iſt; ſo ſind dagegen die Engelländer durch höhere Uibermacht gedämpft worden.

Ich könnte dieſe Vergleichung weiter treiben, und man würde ſich um ſo vielmehr wundern, daß ſich die Muthmaſſungen, ſo man darauf gründet, falſch befunden haben. Beyde dieſe Völker vertragen ſich wunderbarlich, und ich verzweifle noch nicht, daß die Engelländer ihre Manieren ablegen, und das Betragen ihrer neuen Freunde, die ihnen von ie her ſo verhaßt vorgekommen ſind, annehmen möchten. Sie fangen bereits gut an, ſich mit den Stellungen der Petitsmaitres bekannt zu machen, und einige haben ſo gar ſchon in der Opera ſehen laſſen, daß ſie ihre Urbilder noch übertreffen werden, ſo ofte ſie nur ein Unternehmen wagen wollen.

Ein ſtrenger Tadler würde hier was zu predigen finden, wenn er das traurige Luſtſpiel beeifern wollte, ſo dieſe jungen Herren unlängſt auf dem öffentlichen Schauplatz vorgeſtellet haben. Er würde nicht unterlaſſen, ihre Aufführung für unbeſonnen und im höchſten Grad unartig auszurufen. Allein, was mich betrift, der ich dem Verdienſt allezeit gerne Recht wiederfahren laſſe, ſo bekenne ich aufrichtig, daß ich in dieſer That etwas wunderbares antreffe, und eine glückliche Vorbedeutung auf die künftige Aufführung dieſer jungen Cavalier daraus ziehe. Wohlan! meine Herren, die Logen einnehmen! Auf das Theater klettern! mit dem Degen in der Fauſt mehr als hundert Lichter anfallen! Alle Gottheiten der ganzen Opera zerſtören! Das ganze Parterre in Furcht und Schrecken ſetzen! Mit ſteifen Nacken ins Orcheſter dringen,

und

und ſelbiges zwingen, euren Ruhm und ſeine eigne Schande anzuſtimmen! Bey meiner Treue, das iſt eine Heldenthat, dergleichen die Welt noch nicht geſehen hat, und alle Franzöſiſche Mousqvetairs, die iemals ihre edle Kühnheit in den Winterqvartieren unſterblich gemacht haben, müſſen mit tiefgebückten Häuptern weit hinter euch bleiben. Euren Ruhm vollends in hellen Glanz zu ſtellen, muß noch darzu geſetzt werden, daß ihr dieſes Heldenunternehmen in einem Abend, und was das erſtaunlichſte noch dabey iſt, in einem Alter ausgeführet habt, in welchem Alexander der Groſſe noch nicht einmal mit der Eroberung Aſiens den Anfang gemacht hatte. Ihr waret vollkommen berechtiget, euren Sieg in den Verſammlungen ſelbſt auszutrompeten, den edlen Staub, mit welchem euch dieſer herrliche Kampf bedeckt hatte, aufzuweiſen, und mit den Zeichen, die das Feuer, dem ihr mit gröſter Gemüthshoheit Troz geboten, auf euren Kleidern hinterlaſſen, zu ſtolzieren. . . .

Ich empfinde ein reizendes Vergnügen, meine Herren, über die unvergleichlichen Thaten eurer Waffen, und gebe der groſſen Meinung, ſo ihr von euch ſelbſt heget, von Grund des Herzens Beyfall, ich bin auch feſt entſchloſſen, euren Triumph zum Stof eines Heldengedichts zu nehmen, welches den Homer und Virgil, wenigſtens der Materie nach, weit übertreffen ſoll. Es ſtellen ſich meiner Phantaſie ein ungeheurer Haufen Gleichniſſe vor, welche ich mit dem glücklichſten Erfolg werde anbringen können. Was könnte natürlicher ſeyn, als daß ich euren Kampf wider die theatraliſchen Gottheiten, der Himmelsſtürmerey der Rieſen entgegen ſtellete, welche die Götter nach Egypten zu fliehen zwangen. Mit dem unerſchrockenen

Diomedes würde man euch in Vergleich ſtellen können, der den Mars nicht nur verwundete, ſondern auch des ſchönen Geſchlechts nicht ſchonete, indem er der Venus ſelbſt zu Leibe gieng. Oder man könnte euch wohl gar, wenn es euch beliebte, mit dem berühmteſten Ritter des ganzen Erdbodens, dem Don Quixote, in Vergleich ſetzen, der mit ſeinem Heldenſchwerdt eine Windmühle vorſtellete, da er eine ganze Armee von Puppen in Stücken hauete, und durch dieſe bis ans Ende der Welt berühmte That, den Don Gayaros und die ſchöne Melicerte von dem Grimm der Sarazenen errettete. Wahr iſt es allerdings, meine Herren, daß das Waffenglück abwechſelnd iſt, und ihr eins Tags einmal in ſo gefährlichen Abentheuern euer koſtbares Leben verlieren möchtet. Was iſt aber daran gelegen; Ein hohes Alter geſellet ſich nicht allezeit zu den Helden der erſten Gröſſe. Thetis hätte auf Zulaſſung des Jupiters ihrem Sohn Achilles einen langen ruhmwürdigen Lebenslauf verſchaffen können, allein ſie wollte ihn weit lieber mit Ehr und Herrlichkeit, als mit vielen Jahren bedeckt ſehen.

VIII.

Vergleichung des Frauenzimmers einiger der vornehmſten Völkerſchaften in Europa *.

In dieſer Bagatelle werde ich eine Vergleichung zwiſchen dem Franzöſiſchen und Holländiſchen Frauenzimmer anbringen. Ich glaube, daß ich noch gnug zu ſagen im Vorrath habe, für das Engelländiſche und Deutſche eine beſondere Bagatelle anzufüllen.

Sobald ich die allgemeine Maße der Völker überhaupt betrachte, bemerke ich ſogleich, daß unter ihnen ein entſcheidender Character herrſche, deſſen Grund allezeit durch ein verändertes äuſſerliches Betragen durchſchimmert, und mit verſchiedenen Moden bedeckt wird.

Daher bemerket man an beyden Geſchlechtern des Franzöſiſchen Volks, eine ſtarke Einbildungskraft, Feuer, Ungeſtüm. Sie ſind lebhaft, unbeſtändig, eigenſinnig. Sie haben mehr Empfindung als Nachdenken. An Eigenliebe übertreffen ſie alle andere Völker, ausgenommen die Spanier und Engelländer, die ihnen darinne nichts ſchuldig bleiben.

Wenn la Fontaine vom Hochmuth der Spanier und der Franzoſen redet, ſo findet er mehr Narrheit in dem erſtern, mehr Albernheit aber bey dem andern.

*) XXVI Bagatelle.

Ich, meines Orts, bin ganz anderer Meinung. Die Alberkeit kan ernſthaft und anſehnlich thun. Die Narrheit aber iſt lebhafter und luſtiger. Folglich hat dieſe eine wunderbare Sympathie mit der Franzöſiſchen Eitelkeit, jene aber giebt dem Spaniſchen Hochmuth ein ſtarkes Gewichte. Die Engelländiſche Eigenliebe iſt trotzig; Trotz iſt aber ein Gemengſel von Alberkeit, Narrheit und wilden Weſen.

Das Franzöſiſche ſchöne Geſchlecht liebet, ihrer natürlichen Eigenliebe zu Folge, den Punct der Ehre über alles, er mag nun wahrhaftig oder falſch ſeyn, wie ihn die Mode darreichet und beſtimmet. Dieſer Ehrenpunct erfordert, daß ein Frauenzimmer weiſe und klug, wenigſtens nicht ſo vornehm ſey, daß ſie ſich nicht etwas anders, als nicht hochgebohren zu ſeyn ſchämen darf:

La charge la plus difficile,
Eſt celle de fille d'honneur.

ſagt einer ihrer Poeten. Dieſe Würde iſt inſonderheit für das Franzöſiſche Frauenzimmer höchſt beſchwerlich, und es heißt gewiß viel gewagt, wenn ſie friſch und geſund zu dem Hafen des Eheſtands, ohne der Mütter äuſſerſte Sorgfalt anlanden ſollen, welche unaufhörliche Schildwache bey der Gebrechlichkeit ihrer Kinder halten. Sie könnten gewiß auch nichts beſſers thun, weil in Frankreich eine Tochter nicht nur wegen einer förmlichen Schwachheit, ſondern auch wegen eines kleinen Fehlers in der Zeitrechnung beſchimpft wird. Eine etwas übereilte Vollziehung der Ehe thut ihrer Reputation mehr Schaden, als zehen Ehebrüche, ſobald nur ihre Ehre mit dem

Ehe-

Ehemantel bedeckt worden iſt. Da man anderwärts den Eheſtand nicht anders, als eine Weiberſclaverey anſiehet, ſo iſt derſelbe gegentheils in Frankreich ein wahrer Freyheits- oder Frechheitsſtand. Sodann liegt ihnen der Zaum auf den Nacken, ſie können nach Belieben im Felde der Galanterie herumſpringen, rennen und laufen, ohne, daß iemand Achtung drauf giebt, oder ihnen die Hochachtung wackerer Leute entſtehen könnte. Wenn ſie nur im funfzigſten oder ſechzigſten Jahr einen zarten Firnis der Andacht über ihre verlaufene Aufführung anzubringen wiſſen, ſo ſind ſie recht ordentliche Weiber, an welche die Verleumdung eben ſo wenig, als die Schlange an der Feile zu nagen vermögend iſt.

Bey uns Holländern iſt das ſchöne Geſchlecht überhaupt einfältig, gutherzig, kaltſinnig, weniger empfindlich, dabey aber liebreich und barmherzig. Unſere Holländerinnen lieben mit aufrichtiger Neigung. Haben ſie in die Coqvetterie getreten, ſo geſchichet es nicht ſowohl aus natürlicher Neigung, als aus einem gezwungenen Geziere, artig zu heiſſen. Laſſen unſere Töchter etwas gar zu ſtarke Merkmale der menſchlichen Gebrechlichkeit ſehen, darf man ſie keiner gewaltſamen Neigung zur Galanterie zuſchreiben. Ach! die guten Kinder ſtolpern wahrhaftig auf eine Art der Tugend ins Laſter. Gute ehrliche Treuherzigkeit, der Mangel alles Mistrauens, und iezuweilen ein wenig Neugier! Man hört von Dingen reden; man denkt es beſſer darinne zu machen, mehr brauchts nicht. Uiberdiß gehen die Müeter ihren Töchtern nicht auf allen Schritten und Tritten nach, ihr Thun auszukundſchaften, und ihnen in allen Handlungen Zwang anzulegen. Es trägt ſich unter Perſonen vom Range zu, daß die zarten

Früchte

Früchtgen, deren Vorwitz noch neu, und folglich gefährlich iſt, ganz allein in Geſellſchaften treten, und ſich den zärtlichen Narrenspoſſen der Jungferknechte unbewafnet bloß ausſtellen.

Unter den Bürgern hat es doch mit dem Reiche der Zärtlichkeit eine ganz andere Beſchaffenheit. Hier ſind weder Dornen noch Diſteln, alles geht auf dem beſten Treu und Glauben von der Welt zu. Ein armes Kind, das nichts anders, als nähen, ſpinnen und ein wenig kochen kan, wird auf eine Hochzeit gebeten. Dahin gehet es, ohne Begleitung der Mutter, in aller guten Zuverſicht. Da findet es einen Liebhaber, der gleich zur Bedienung fertig iſt. Die jungen Herren berauſchen ſich, die ſchönen thun es viel oder wenig nach, dieſen allen ohngeacht, geht alles wohl und in Ehren ab. Der andere Hochzeittag möchte für die Töchter, andern Schlags, etwas bedenklicher ſeyn, wenn ſie von jungen, muthigern und lebhaftern Leuten, als unſer Bürgervölkgen iſt, angegriffen werden ſollten. Hier ſetzen ſich alle Hochzeitgäſte paar und paar auf einen zweyräderigen kleinen Wagen, als ein ſehr gebrechliches und zum Umfallen leichtes Fuhrwerk, daß die Mütter in andern Ländern für die Ehre ihrer Töchter alleine in Furcht und Zittern ſetzen könnte. Die unſrigen kommen ohne Schaden davon, und eine junge Nymphe iſt bey dergleichen Luſt weit eher in Gefahr, Arm und Bein zu brechen, als Anſtoß an ihrer Ehre zu leiden.

Auf dieſem zum Umfallen ſehr geſchickten Fuhrwerk reiſet die luſtige Bande nach einem Dorf zu, allwo ſich Gelegenheit genug für witzige und zu allerhand Erfindungen mehr aufgelegte Liebhaber angeben würde. Man kommt iezuweilen vor dunkler Nacht kaum

zurück

zurück, ohne die geringſte Bekümmerniß der Mütter für ihre jungen Hühnergen.

So wenig auch die Liebhaber gar zu artig ſind, ſo gehet es doch nicht leicht ſo rein ab, daß ſich das Töchtergen nicht einen bey dergleichen Gelegenheit auswählen ſollte. Er macht ſeine Aufwartung ordentlich bey ſeiner Schönen in der Demmerung. Man läßt die beyden guten Kinder ungeſtört. Bey dem allen muß wohl die Natur ziemlich ſtark und trotzig ihr Spiel treiben, ſo wenig beyde Theile auf was böſes denken.

Vormals beherrſchte eine viel gröſſere Treuherzigkeit einen ziemlichen Theil von Nordholland, ſie treibt auch, wie man mir geſagt, in der Inſel von Texel annoch ihre Herrſchaft.

Vielleicht möchten die Fremden nicht wiſſen, daß die Einwohner in Nordholland ein ganz ander Geſchlecht von Holländern ſind.

Sie kommen von den Friſen her, und weil ſie ſich unter einander verheyrathen, ſo iſt auch ihre alte Einfalt, wie die alte Art ihrer Kleidung, iederzeit unverändert geblieben. Hier iſt alles weiß und blond, und es giebt gewiß kein Land auf der Welt, wo ſo wenig häßliche Leute ſind. Die Sitten dieſes Volks ſind von den Mittägigen Holländern ihren ſo unterſchieden, daß eine Reiſe von einer Stunde dieſen leztern faſt eben ſo viel Neues und Auſſerordentliches unter Augen ſtellen würde, als ſie auf einer Reiſe nach Weſtindien ſehen können.

In dieſem Lande, wo die Einfalt der Sitten noch nicht vom Reichthum unterdrückt worden iſt, wurde vormals folgende Liebesordnung beobachtet.

„Der

„Der Liebhaber wartete ſeine Zeit ab, bis die Ge„liebte zu Bette gegangen war. Sodann ſchlich er „ſich geſchicklich ins Haus, allwo die Schöne bereits „die Vorſicht gebraucht, die Thür nur anzulehnen. „Er gieng in die Kammer, und ſetzte ſich bey dem „Bette nieder. Auf dieſe Weiſe eröfnete er dem Ge„genſtande ſeiner Zärtlichkeit die kleinen Bewegungs„gründe ſeines Verfahrens.

„Wenn ſeine Paßion in dem Herze, darauf er den „Angrif gewaget hat, Eingang gefunden, erlaubte „man ihm, ſich aufs Bette zu ſetzen, ſeine verliebten „Geſpräche deſto gemächlicher anzubringen, und es „war ein gewiſſes Merkmal, daß er in völliger Gnade „ſtand, wenn man ihn die Gunſt erwies, aufs Deck„bette ſich zu legen. Darf man den Uiberlieferungen „trauen, und warum auch das nicht? ſo gieng dieſes „alles mit Beobachtung der ſtrengſten Regeln der „Sittſamkeit ab. Vater und Mutter wuſten darum, „und der Liebhaber erwartete nunmehro mit gröſter „Beſcheidenheit das heilige Anſehen der Einſegnung, „damit er vom Deckbette unter daſſelbe kommen „konnte.

„Hatte eine Mannsperſon die Unbeſcheidenheit ſo „weit getrieben, daß ſie das Gaſtrecht bey einer Toch„ter beleidiget, die ihm zu ſeiner Liebesentdeckung ſo „viel Bequemlichkeit hatte angedeyen laſſen, ſo wur„de ſie für unehrlich, und dem Bündniſſe eines ehr„würdigen Geſchlechts ganz unwürdig erkläret.

Der Herr de la Hontan erzehlt uns dergleichen Galanterie, die bey den Wilden in America mode iſt, und wenn ich mich recht entſinne, ſo verſichert er uns, daß ſie in eben ſo richtigen Grenzen der Weisheit eingeſchränkt ſeyn ſoll.

IX. Fort-

IX.

Fortgeſetzte Vergleichung des Frauenzimmers der vornehmſten Nationen in Europa*.

Der Eheſtand, welcher den Franzöſinnen die Laufbahne zur Galanterie eröfnet, ſchlieſſet ſie gemeiniglich den Schönen in Holland zu. Die Mode hat es noch nicht daſelbſt zur völligen Verfälſchung der Begriffe von der ehelichen Liebe bringen können, und die natürliche Kaltſinnigkeit des Holländiſchen ſchönen Geſchlechts treibet es nicht ſo gewaltig an, daß es zu der Regel der Rechenkunſt ſeine Zuflucht nehmen müſte: Zwey ſind mehr als Eins. Ich weiß gar wohl, daß es hier, wie in allen Ländern der Welt, Ausnahmen giebt. Sie ſind aber ſeltſamer, als man meinen ſollte, und man wird ſie nicht leicht, als in den Städten des Hofs finden, wo fremde Laſter in der alten Einfalt unſerer Sitten mehr Verwüſtung anrichten. Anderwärts allenthalben lieben ſich Mann und Weib auf gut bürgerlich von Herzen, ja ſie haben einander ſo lieb, daß den Zuſchauern über ihre Liebesbezeigen Herzenswehe ankommen möchte. Da iſt ein unaufhörliches Küſſen, das in den beſten Geſellſchaften recht unbändig angebracht wird, das Schmatzen ertönet, daß mans hören kan, wenn mans gleich nicht ſiehet.

Man möchte wohl ſagen, daß dergleichen ununterbrochene Liebesbezeigungen den Liebhabern ſelbſt endlich eckelhaft werden ſollten. Allein wir ſind viel zu

pfleg-

*) XXXVII Bogenlie.

phlegmatiſch. Unſere Zärtlichkeit iſt fähig, ein dauerhaftes Feuer zu halten. Heftige und lebhafte Bewegungen des Herzens müſſen nothwendig die Liebe erſchöpfen, wenn ſie nicht mit Klugheit zu rathe gehalten werden. In dergleichen Umſtänden befinden wir uns nicht. Unſere Herzen ſind unſerm Torf nicht unähnlich, ſie bremen mit einem langſamen, aber dauerhaften Feuer, und wir ſehen gar oft ſolche Baucis und Philemons, welche aus der Aſche des Alters Liebesbezeigungen ziehen, die den daran Antheil nehmenden Parteyen Luſt und Freude machen.

Wir wollen aber die Vergleichung fort ſtellen. Schöne Geſichter gehören in Frankreich unter die Raritäten, doch iſt die Schminke der artigen Manieren geſchickt die Häßlichkeit ſchön zu machen, und die gute Art der Stellung ziehet ſo gar ihren Vortheil aus den unordentlichen Geſichtszügen. Das kan man nicht leugnen, wenn einer Franzöſin die Schönheit zugefallen iſt, ſo befindet ſie ſich gewiß am rechten Ort. Alle nur erſinnliche Annehmlichkeiten begleiten ſie. Der lebhafte Geiſt derjenigen, ſo ſie beſitzet, ziehet ſich in alle Gebehrden, und zertheilt ſich durch die ganze Haut. Er belebet alles Thun, alle Bewegung, und wie er ſeine Wohnung gemeiniglich in den Augen aufſchlägt, ſo legt er auch hier ſeinen ganzen Kram der nicht zuwiderſtehenden Reizungen aus. Hier bringt er ohne Unterlaß neue Veränderungen der Schönheiten hervor. Zehnmal in einer Viertelſtunde ändert er die Zierrathen, und die letzte ſcheint uns immerfort etwas weit liebenswürdigers und rührenders, als alle vorhergehende, vorzuſtellen.

Unſtreitig iſt in unſern Provinzen ein ſchönes Geblüt, und überhaupt ſind die Geſtalten groß und anſehn-

ſehnlich. Allein das Frauenzimmer beſitzt die Eitelkeit nicht, es hat auch ſo viel Empfindung nicht, die von der Natur erhaltenen ungebrochenen Annehmlichkeiten auszuputzen, welche ſie doch niemals ſo völlig ausarbeitet, daß ſie nicht dem Fleiß etwas dabey überlaſſen ſollte. Es ſind recht ſchöne Bildſeulen, die aber gar keine feine Stellung haben. Die Auferziehung trägt ungemein viel darzu bey. Man läſſet ſie von Kindesbeinen an in ihrer ſelbſt beliebigen Unempfindlichkeit ſo hin leben, ſie mögen den Leib tragen, und mit dem Kopf ſo tolle Mienen machen als ſie wollen. Sie ziehen in ihren alten Schuhen einher, daß ſie ihrem Aufzug den Maſchinen ganz ähnlich ſind, die man mit dem Drat regieret.

Ich kan mich nicht enthalten, allhier von viel vornehmen Frauenzimmer zu ſagen, daß ſie die Auferziehung aufgemuntert habe, und bey welchen die Franzöſiſchen Annehmlichkeiten deſto liebenswürdiger ſind, ie mehr man ſie in gewiſſe Schranken gegen alle unbeſonnene Ausſchweifung erhält. Sie ſind demnach, wie ich bereits anderwärts geſagt habe, ſo liebenswürdig, als ie ein Frauenzimmer auf der Welt ſeyn kan. Auſſer dem feinen Anſehen, der guten Art ſich zu tragen, und dem artigen Witz, wiſſen ſie auch ihrem ganzen äuſſerlichen Betragen etwas von der feinſten Coqvetterie anzuſtreichen, ohne welche die Schönheit ſelbſt keine Reizung hat.

So viel den allgemeinen Haufen der Bürger betrift, muß man mit Erbarmen anſehen, was ſie für elende Kunſtgriffe anwenden, ſich der Natur ſelbſt zum Trotz recht ungeſtalt zu machen. Gleich von Kindesbeinen an ſtopfen ſie ſich in Schnürbrüſte, wie in einen eiſenfeſten Harniſch ein. Da dieſelben von

vorne zu gerade und bis ans Kinn in die Höhe ſtarren, preſſen ſie die Bruſt jämmerlich, um die Schultern ſind ſie abſcheulich breit, zwingen die Achſeln, daß ſie einen krummen Zirkel machen, daher kommt es, daß alle unſer bürgerlich Weibsvolk kugelrunde Rücken, und nach dem Magen zu gebogene Kinne haben.

Laßt uns wieder zu unſerer ſchönen Frauenzimmerwelt kehren. Es herrſchet ein Hauptfehler unter ihnen, deſſen ſich auch die aufs beſte erzogene nicht ohne Mühe entſchütten können. Sobald ein Unbekannter, oder ſonſt ein Menſch, der an Reichthum oder Geburt dem Rang der anweſenden Damen nicht gleichkommt, in eine Geſellſchaft tritt, ſiehet man ſogleich eine ſtarke Veränderung in ihren Geſichtern, man verzerret das Maul, wirft die Lippen auf gleichdurch, als ob ſie von einem Drat regiert würden, und eine wüſte Kaltſinnigkeit bedecket aller Augen. Die allgemeine Unterredung kommt auf einmal in Stocken, man ziſchelt einander heimlich ins Ohr, mithin wird der Unbekannte oder der geringere Mann ein Gegenſtand tauſend verächtlicher Blicke. Er mag ſo artig, ſo liebenswürdig ſeyn, als ob er vom Himmel gefallen wäre, die Schönen haben den Staar, und ſind ſtockblind, ſein Verdienſt zu erkennen, woferne daſſelbe nicht durch Bekanntſchaft, Rang oder Geld erhoben wird. Es iſt wohl wahr, daß das Frauenzimmer in einer gewiſſen Stadt, die ich eben nicht nennen will, iezuweilen im Gegentheil gegen die Fremden ausgelaſſen thut. Wenn nur ein Narr von weiten herkommt, darf er, wenn er in die beſten Verſammlungen willig aufgenommen zu werden verlangt, die Frechheit beſitzen, den Titel eines Grafen oder Marquis borgen. Kommt

die

die Schelmerey gleich mit der Zeit an den Tag, dieſes hat ſo viel nicht zu bedeuten; der Narr iſt ſchon auf einen gewiſſen Fuß geſetzt, und darauf erhält ihn die Verjährung.

Die Franzöſinnen haben eine ungezwungene, ziemlich frey und kühne Stellung, ſie laſſen ſich wenig Dinge anfechten. Uiberhaupt zeigen ſie einen Geſchmack für alles, was ſie unter dem Begrif vom Verdienſt hochachten. Jeder artige Menſch, der eine anſtändige Figur macht, iſt für ſie artig. Selten fragen ſie, wer er iſt, oder wo er herkommt. Sie nehmen ihn, wie ſie ihn finden, und bekümmern ſich nicht um alle zufällige Lappereyen. Sie beehren ihn mit ihrer Gemeinſchaft und Hochachtung aus dem Bewegungsgrund allein, daß ſie ihn derſelben würdig finden. Wie es dabey auf kein Ehebündniß, ſondern nur auf den bloſſen Umgang ankommt, ſo iſt es ihnen gleichgültig, ob er ſechzehen ganze, oder ein halb zerbrochenes Wappenſchild führet, und ob er ſeinen Aufwand aus einem vollen oder leeren Kaſten beſtreitet. Daran handeln ſie nun ganz vernünftig.

Unſerer Vergleichung ein Ende zu machen, laßt uns zwo Frauenzimmer, von der einen ſo wohl, als von der andern Nation vor uns ſtellen. Wir wollen dabey vorausſetzen, daß ihre Schönheit durch Verdienſt und Auferziehung erhabener gemacht ſey, ſie aber dabey ihren weſentlichen Landescharacter behalten. Die Franzöſin wird durch ihre Lebhaftigkeit, artige Einfälle, und liebenswürdige unruhige Bewegung reizen. Die Holländerin wird durch ihre holdſelige Gelaſſenheit, durch vernünftige Bedachtſamkeit, durch eine liebenswürdige Weichherzigkeit, alles ihr Betra-

gen mit etwas zärtlichen und rührenden erhöhen. Die erſtere entführt und raubet die Herzen mit ihren Reizungen und ſtarkem Feuer, daß ſie nicht Zeit läſſet, ſich lange zu bedenken. Die andere ſenket ſich ganz gemachſam in die Gemüther. Die Zärtlichkeit, ſo ſie darinne erreget, wird mit Nachdenken begleitet; man fühlet die Wirkungen ihrer Reizung deutlich, iedoch mit Vergnügen, und einer Art des Beyfalls. Man merkt, daß man denſelben widerſtehen könne, man fühlet aber auch zugleich, daß man ſolches zu thun nicht willens ſey.

Die eine iſt einem ſchwellenden Strom nicht ungleich, der alle Dämme niederreiſſet. Die andere gleichet einem angenehm langſam rauſchenden Fluß, deſſen Lauf man nicht gerne aufhalten will. Der Umgang mit der einen iſt trotzig und ergötzlich, es iſt, als ob kleine Schwärmer aus ihrer Einbildung hervor ſteigen, die aber öfters bey ihrem Verſchwinden Dunkelheit, etwas von Träumerey und Zerſtreuung hinterlaſſen. Die andere erhält ſich immer im gleichen Stand, aufmerkſam, geſetzt redet ſie zu rechter Zeit. Ihre Antworten ſind richtig, bedächtig, öfters zärtlich, und mit vernünftigem Nachdenken begleitet. Gelingts, das Herz der erſtern zu rühren, ſo läßt ſie ihren Liebhaber alles empfinden, was die Liebe heftiges, muthiges und kollerichtes an ſich hat. Die Paſſion, ſo ſie einflöſſet, läſſet durch ihren liebenswürdigen Eigenſinn, durch ihr kleines Auffahren, darauf eine annehmliche Beruhigung erfolgt, keine Zeit übrig, daß man ſich beſinnen könne. Sie erhält das Herz ihres Liebhabers beſtändig in einer lebhaften Folge von verdrießlicher Unruhe und reizendem Vergnügen. Bey ihr iſt man bald der Unglückſeligſte unter allen Menſchen, bald aber der Allerglückſeligſte, allzeit aber

faſt

faſt raſend verliebt. Sie raſet aber gar zu öfters gegen ihren Liebhaber, und gar öfters macht ſie ihn raſend, wenn auf dieſen Zärtlichkeitsſturm nicht bald eine tiefe Beruhigung erfolgt.

Die andere läßt ihres Herzens Beſitzer alles ſchmecken, was die Liebe ſüſſes und angenehmes in ſich faſſet. Es iſt der rechte Leckerbiſſen für einen zärtlichen und vernünftigen Mann. Sie bewundert den Gegenſtand ihrer Liebe, ſie liebt ſich nicht, als nur in ihm ſelbſt. Er allein iſt ihr angenehm, andere Männer ſind ihr ein Eckel. Sie iſt einer zärtlichen Eiferſucht unterworfen, welche vielmehr der Eitelkeit des Liebhabers ſchmeichelt. Uiberdiß iſt ſie fähig, die Beſtändigkeit bis zu dem hochausſtudirteſten Heldenthum zu treiben.

Den Ausſpruch über dieſe beyden Characteren zu thun, ſehe ich keinen beſſern Rath, als mich der Verſe des Fontenelle zu bedienen:

J'aimerois mieu Phillis pour quelques mois,
Mais Daphnis pour toute ma vie.

X.

Fortgesetzte Vergleichung des Frauenzimmers *.

Uiberhaupt muß in Deutschland so viel schönes Frauenzimmer nicht zu finden seyn, als in Holland, oder auch in Engelland, sonderlich aber unter dem gemeinen Volk. Es finden sich auch nicht viele, als nur gewisse zärtlich wohl erzogene Personen, welche mit ihren feinen Gesichtszügen reizen können. Die Gesichter der Engelländerinnen selbst sind schon etwas zu breit, eine geistreiche Bildung darinne zu bemerken. Sonst haben sie eine zarte Haut, eine gerade, gesetzte und wohl gemachte Gestalt. Hände und Arme sind unvergleichlich schön. Ihr Gang ist nicht lebhaft, doch ernsthaft und majestätisch, und in der Kaltsinnigkeit ihrer Miene herrschet etwas edles und grosses. Ihr Busem ist weit und voll, und sie unterlassen nichts, ihn offen zu zeigen. Es scheinet, daß sie sich hierinne nach dem Geschmack ihrer Landsleute richten.

Die Französische Eitelkeit hat es vor gut angesehen, dem Deutschen Namen eine verhaßte Bedeutung beyzulegen, und eben dadurch verdienet sie auch, daß sie sich die Verachtung aller vernünftigen Völker über den Hals ziehet. Der Marschall von Schomberg, welcher ein Deutscher war, hatte einen Franzosen zum Haushofmeister, welcher sich wegen eines ihm aufgetragenen Geschäftes, darinne er nicht fortkommen können, entschuldigen wollte, und zu seinem Herrn sagte: Zum Henker, ich glaube, mein Herr, die

*) XXXVIII Bagatelle.

die Leute hielten mich für einen Deutſchen. Sie haben ſehr unrecht gethan, erwiederte der Marſchall ganz kaltſinnig, ſie hätten euch für einen Narren halten ſollen.

Dieſes mag im Vorbeygehen geſagt ſeyn. Die Deutſchen Damen können ohnſtreitig guten Vernunftſinn, geiſtreichen Verſtand und Artigkeit beſitzen: Sie können auch durch den einzigen Character ihrer Nation liebenswürdig ſeyn. Ich ſage noch mehr, eine wohl eingerichtete Erziehung kan ihnen ein aufrichtiges und ungezwungenes Anſehen, einen hinlänglichen Theil der Franzöſiſchen lebhaften Luſtigkeit beylegen, welche die ernſthafteſten Völker ſelbſt an einem artigen Frauenzimmer liebenswürdig halten. Es findet ſich auch eine ſtarke Anzahl derſelben, welche ſolche mit ihrem Character ſo geſchickt zu vermengen wiſſen, daß die witzigſten Kenner nichts fremdes darinne ausſpüren ſollten. Insgemein würden ſie aber doch beſſer thun, ſich lieber an ihre Manieren zu halten, und gute Originale zu werden, als daß ſie ſich mit dem Pflaſter der abgeſchmackten Copey der Franzöſiſchen Artigkeiten belegen wollen.

An den Deutſchen Höfen, wovon ich einige der höchſten ausnehme, haben ſich gewiſſe Franzöſiſche Meerkatzen eingeſchlichen, die ſich mit aller Frechheit für ſchöne Geiſter, für Meiſter in der Kunſt zu leben ausgeben. Man hat ihnen auf ihr Marktſchreyerwort geglaubet, und thut es noch, gleich als obs genug ſey, ein gutes Anſehen und vortrefliche Manieren als ein Gnadengeſchenk der Landesart zu beſitzen, wenn einer in einen Winkel von Frankreich auf die Welt kommen wäre. Ich habe ein Schauſpiel aufführen geſehen, ſo einer von dieſen vermeinten Genien für ge-

wiſſe durchlauchtige Herrſchaften verfertiget hatte. Es war darinne nicht nur alles elend und unſinnig, ſondern der armſelige Hümpler verſtand nicht einmal die gemeinſten Regeln der Reimkunſt, ja er wuſte nicht einmal die richtige Zuſammenſetzung ſeiner eignen Mutterſprache.

So wimmelts auch an dieſen Höfen von Franzöſiſchen Menſchern, welche ebenfalls alle ihre Verdienſte dem Orte zu danken haben, wo ſie jung geworden ſind. Man trauet ihnen die Auferziehung junger Damen an, und da denken ſie, wie unvergleichlich ſie ihre Sachen machen, wenn ſie den Verſtand ihrer Untergebenen mit einer häßlichen Schminke von tauſend langen unſinnigen Complimenten beſchmutzen. Ohne Aufhören reiben ſie ihnen die Ohren mit dem Franzöſiſchen Geſchmack, mit Franzöſiſcher Stellung, mit Franzöſiſchen Manieren, daraus ſie beynahe alle ihre Tugend und Verdienſte machen. Sie prägen alſo den armen Kindern eine dumme und heftige Liebe zum *Bel Air*, zu ſchönen Gebehrden ein, davon ſie ſelbſt keinen deutlichen Begrif haben. Dieſe Liebe geht auch ſo weit, daß öfters ein Franzöſiſcher Dragoner, der ſich mit einer Deutſchen Schönen gemein machet, ihrer Schaamhaftigkeit Stillſchweigen aufzulegen, nichts mehr ſagen darf, als: das iſt Franzöſiſche Manier. Dieſer Beweis darf nicht widerſprochen werden.

Sind nun die Deutſchen Damen meiſtentheils Copeyen, ſo iſt hingegen der Character der Engelländerinnen ein völliges Original. Ihre Gedenkensart, ihre Moden, ihre Stellungen und Manieren, haben etwas beſonders und ihnen ganz eignes.

Alle

Alle diejenigen, welche die Engelländer aus dem Grund durchforſchet haben, werden mit mir übereinſtimmen, daß ſie das weiſeſte und auch das närriſchte Volk auf der Welt ausmachen. In ihrem Lande wird man bey dem Bootsvolk, bey dem geringſten Handwerksmann, Scharfſinnigkeit, Verſtand und Nachdenken, dabey aber auch einen ausſchweifenden tollen Eigenſinn antreffen, welcher aus der unmäßigen Liebe zur Freyheit herkommt. Aller Zwang iſt ihnen ganz unerträglich. Kein Volk auf der Welt ahmet andern weniger nach. Jeder folgt ſeinem beſondern Humeur, und bekümmert ſich um andere nichts. Daher kommts, daß, obgleich alle Engelländer den allgemeinen Character der Nation an ſich ſpüren laſſen, dieſer Character auf hundert tauſenderley Art verändert, mithin kein Volk anzutreffen iſt, wo ſich ſo viel verſchiedene Originalien befinden. Der Grund des Engelländiſchen Characters iſt allezeit ein ungeheurer Zuſammenhang von viel guten Vernunftſinn, und von unbegreiflichen tollen Eigenſinn, den ein Fremder oftmals für eine wahrhafte phantaſtiſche Träumerey halten ſollte. Wie in Engelland die Auferziehung, ſo man bey dem männlichen Geſchlecht anwendet, der Erziehung des weiblichen Geſchlechts ſchnurgerade entgegen ſtehet, und man um nichts anders bemühet iſt, als nur den Verſtand der einen aufzuklären, und das äuſſerliche Betragen der andern aufzuputzen; ſo kan jener Naturell einige Einrichtung von dem Studiren erhalten, dahingegen dieſer ihr Humeur immer in ſeinem alten Sode bleibet.

Ich darf wohl ſagen, daß ſie überhaupt ſo wunderſchön nicht ſind, als ihre Landesleute ſich einbilden. Man wird aber auch mit Wahrheit geſtehen müſſen,

daß man keine bessere Gestalt und Ansehen von der Herzogin an bis zur geringsten Wäscherin antreffen wird. Es sind zwar keine allzudünne, aber gerade wohlgemachte Gestalten, gesetzte schöne Schultern, gestreckte Schenkel, und der netteste Fuß von der Welt. Ihr Gang allein ist fähig über ein Herz zu triumphiren. Zwang und Künsteley sind hier vollkommen verdeckt, und die Schönen haben das Ansehen, als ob sie aus der Hand der Natur herkämen, wie man sie vor sich siehet. Von ihrem Busen redet der sinnreiche Herr Pavillon nicht zum besten. Er hält sie für schön und weiß, tadelt aber an ihnen, daß sie einander unverschämt vor aller Welt küsseten. Ich, meines Orts, glaube aufrichtig, er redet von der Sache nicht, als ob er es recht wisse.

Die Engelländerinnen leiden keinen so gar freyen und offenen Zutritt. Bey Unbekannten ist ihre Stellung frostig und kaltsinnig, wiewohl nicht abgeschmackt, und gleichzu, sondern vielmehr trotzig und etwas verächtlich. Hat man aber das Glück ihnen nicht zu misfallen, so sind sie lustig, lebhaft und witzig, iedoch allezeit mit einer seltsamen Vermischung von wunderlichem Eigensinn, der diejenigen ergötzet, die sie mit gleichgültigen Augen ansehen.

Mit den Liebhabern von einem gewissen Character hat es eine andere Beschaffenheit, diese werden von dergleichen wunderbarem Eigensinn unaufhörlich gemartert. Solches aber sind die ernsthaften, verliebten zärtlichen Liebhaber, welche die zärtlichen Empfindungen recht weit treiben, und ein völliges Liebessystem aufbauen wollen. Eine Engelländerin kan wohl dergleichen Galan hochschätzen, auch wohl lieben, sie wird ihn aber auch gewiß, ohne ihren Vorsatz, in einer

ner Stunde hundertmal raſend machen. Jezuweilen wird ſie ſeiner Zärtlichkeit mit der gröſten Aufrichtigkeit von der Welt entgegen kommen. In einem Augenblick darauf läßt ſie ihn ganz allein reden, und ergözt ſich unter der Zeit mit einem Hündgen oder mit dem Papagoy. Oefters wird ſie trozig aufſpringen, die zärtlichſte Unterredung abbrechen, ihre Cammerfrau fragen, ob die Caroſſe angeſpannet ſey, und vor der Thüre halte. Sie wird vor ihrem getreuen Schäfer eine tiefe Neigung machen und ausfahren, etwas einzukaufen. Alles dieſes aber aus einer leichtſinnigen Gemüthsart, ohne den Willen zu haben, ihrem Liebhaber Verdruß zu machen. Wenn der arme Menſch ſich über dieſe Manieren beſchweret, ihr ſeinen zärtlichen Schmerz darüber bezeuget, wird ſie ihn als einen Feind ihrer Freyheit anſehen, für ihren Verfolger halten, und er ſtellet ſich in Gefahr, gehäßig und unerträglich zu werden. Das beſte Mittel, ſich bey ihr beliebt zu machen, iſt, daß man ihrem Humeur in allen ſeinen Unordnungen und Eigenſinn nachgiebt. Uiberfällt ſie die zärtliche und aufmerkſame Stunde, muß man ſich ſogleich dieſen glücklichen Augenblick zu Nuze machen. Sobald ſie eine traurige Unruhe anſicht, iſts am beſten, die Unterredung auf ſchöne Equipagen, Zeitungen, Opernſänger, auf den Geburtstag des Königs zu richten. Uiberläſſet ſie ſich tiefſinnigen Gedanken und der Zerſtreuung, ſo iſts nicht übel gethan, wenn man es eben ſo macht, und das beſte Mittel wider den wunderlichen Eigenſinn der Schönen beſtehet darinne, daß man noch viel eigenſinniger thut. Dieſes Verfahren erweckt ihre Aufmerkſamkeit gegen ihren Liebhaber, indem es ihre Eitelkeit angreift. Jezuweilen wird ſie ſich über das Lob eines Mitbuhlers heraus laſſen, und aufrichtig

ſagen

ſagen, daß es ihr herzlich angenehm ſey, ihn zum Liebhaber zu haben. Dieſes muß man nur mit aller Kaltſinnigkeit anhören, und die Unterredung geſchickt auf eine ſchöne Mylady, ſo im Ruf ſtehet, wenden, ſich bey ihren Reizungen aufhalten, die Sache ein wenig hochanſtreichen, und in einem verliebten Ton davon ſprechen. Darüber wird ſie verdrießlich werden, und dieſer Verdruß wird die gaukelnden Wendungen ihrer Phantaſie niederdrücken, und ſie wieder auf den wahren Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit zurück bringen.

XI.

Betrachtungen über den liſtigen Witz der Italiäner *.

Die Fabel, von der Eiche und der Binſe, ſcheinet mir, daß ſie ſich auf die Art und Weiſe der Aufführung des alten Italiens ſo wohl, als des neuern überaus gut ſchicke.

Vormals widerſetzte es ſich mit tapferſtem Muth denjenigen, welche es in ſeinem Innerſten bekriegten, öfters aber fande es ſich nach einem langwierigen Widerſtand, durch die Wetterſtreiche ganz entkräftet, ja wohl gar ſeinem Umſturz überaus nahe.

Anietzo iſt ein ſchmiegendes Nachgeben die einzige Hülfe, die es wider diejenigen findet, ſo ihm auf den Leib gehen. Sobald ſich das geringſte Wetter aufthürmet, ſo geſchwind weiß es mit Klugheit alle Seegel einzuziehen, und weil es zu dem Spiel der Winde bereits gewöhnet iſt, läßt es ſich von demjenigen willig treiben, der den andern vorbläſet.

Die-

*) XLIII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Dieſes Betragen iſt nun nicht allerdings geſchickt, die Geſchichte mit groſſen Heldenthaten auszuzieren, welche den ganzen Erdboden in eine ſo erſtaunende Bewunderung ſetzen, wie es bey den alten Italiänern üblich war; allein es iſt klug und geſcheid, und was vernünftig iſt, wird dem Wunderwürdigen mit Recht vorgezogen.

Spielen nun fremde Völker auf dieſe Weiſe Meiſter in Italien, ſo oft es ihrem Intereſſe zuträglich iſt, dahin zu gehen, ſo muß man zugeſtehen, daß es ſich dagegen hinwiederum auf die feineſte Art zu rächen weiß. Mithin iſt Italien in gewiſſer Bedeutung allezeit Beherrſcherin der Welt.

Dieſes aber geſchiehet gar nicht, daß es in die Fußtapfen des alten Italiens treten ſollte, welches eine grobe und ungeſchliffene Feindin aller Enden und Orte auf der Welt war, wo Gold und Silber ſteckte, durch Wind, Wetter und Moräſte brach, Völkern Geſetze vorzuſchreiben, die ſich von Vernunft und Unſchuld leiten und führen lieſſen. Dergleichen Manier, den Weltkreis zu erobern, war zu der Zeit mode. Die Italiäner der heutigen Zeiten, welche weit geſcheider, als ihre Vorfahren ſind, finden es ſehr unnöthig, in ieder Provinz ihrer Herrſchaft einen Proconſul zu pflanzen, der mit Soldaten und Römiſchen Schergen umgeben, den Hochmuth und Geldgeiz ſeiner hochgebietenden Herren an den hellen Tag legen ſollte. In dieſem Betragen fande ſich mehr Prahlerey als Sicherheit. Denn wenn dieſe Landpfleger der Provinzen einem Arminius in die Fäuſte fielen, ſo glaube ich gar nicht, daß der hohe Ruhm des Römiſchen Raths und Volks ſonderlich fähig ſeyn möchte, ihnen in ihrem unglücklichen Verhängniß kräftigen

Troſt

Troſt einzuſprechen. Ein groſſes Theil der Welt unterläſſet indeſſen doch nicht, Italien ſtarken Tribut zu zahlen, und es hat gar nicht nöthig, zwey bis drey tauſend Mann auszuſchicken, den ihm rechtmäßiger Weiſe zukommenden Tribut einzufordern.

Dieſes, was ich hier behaupte, würde allerdings für einen ganz widerſinnigen Satz gehalten werden, wenn ſie dergleichen Beyſteuer mit aller Gewalt erpreſſen wollten. Solcher gebrauchen ſie gar nicht. Denn niemand auf der Welt iſt friedfertiger, als dieſe Nation. Sie ſcheinet den Kernſinn dieſer Maxime völlig wohl zu begreifen.

Wer wenig Herz im Leibe hat,
Wird meiſtens alt und lebensſatt.

Von dieſen zwey bis drey tauſend Tributeinnehmern iſt in einer groſſen Stadt, ja wohl gar in einer ganzen Provinz ein einziger genug. Dieſer braucht nun ſeinen Zweck zu erhalten, zu ſeinem ganzen Rüſtzeuge mehr nicht, als einen guten Schokoladenkeſſel, ein paar Pfund Schnupftaback, einige Venetianiſche Tabacksdoſen zu Amſterdam, oder am Ort ſeines Aufenthalts verfertiget, nebſt etlichen Flaſchen Ratafia oder Fenchelwaſſer. Dieſe kleine Anlage wird durch einen ſeltſamen Fleiß und unermüdete Emſigkeit unerſchöpflich. Sehet hier alles, was über ein ganzes Volk zu triumphiren, und ſich noch darzu in einen Stand zu ſetzen, hinreichend gnug iſt, daß ihnen dieſes Volk für ihre willige Dienſte vielen Dank wiſſen muß.

Ihre Vorfahren übten die Herrſchaft an den Leibern der Uiberwundenen aus, deren Gemüther ſie aber nicht bezwingen konnten. Dieſe Herren aber machen

ſich

ſich durch einen weit herrlichern Triumph, und mit einem Grif an die Naſe und den Mund, von Verſtand und Herzen Meiſter. Von da ſchleichen ſie ſich unvermerkt aufs feineſte zum Beutel, der ſich vor einem geſchickten Italiäner eiligſt und geſchwind öfnet, und wenn er gleich tauſendmal den Angriffen der ſpitzfindigſten Gaſconier widerſtanden hätte. Man denkt nicht, daß man recht und wohl betrogen werde, wenn es nicht auf Italiäniſche Manier geſchichet. Würden ſie alſo nicht unrecht thun, wenn ſie die geſchickte Wendung ihres Witzes fruchtlos liegen lieſſen? Die ganze Welt will ja mit aller Gewalt betrogen ſeyn, wäre es nicht ein groſſer Mangel der milden Liebe, ſeinem Nächſten dieſe Luſt zu verſagen, und ich ſehe nicht, wie man ſich mit gutem Gewiſſen davon enthalten könnte, wenn man noch darzu ſeine Rechnung findet. Derjenige muß ſelbſt noch darzu lachen, welcher gewahr wird, daß ihm die Liebe dieſer Herren zu ſeinem Gegenſtand auserſehen hat. Sie treiben ihr Handwerk, und je geſchickter ſie ſich dabey aufführen, je mehr Hochachtung verdienen ſie.

Sollte man ſichs wohl einbilden, daß ſie den Raub ihrer Feinde ſehr wohl anzuwenden wiſſen, ob ſie gleich in ihren Herzen nicht die geringſte Freundſchaft gegen den Krieg hegen? Gleichwohl iſt nichts gewiſſer, als dieſes, und die jungen Officiers, von welchen ihre Häuſer beſtändig wimmeln, ſind nichts anders, als ihre Unterläufer, die ihre Feinde auf Commißion plündern, und alles dasjenige zu ihren Füſſen legen, was ſie in einem ganzen Feldzuge oftmals mit Gefahr ihres Lebens erbeutet haben.

Dergleichen Verehrung gebühret ihnen auch. Ihr Genie iſt erhaben. Sie wiſſen alle Zugänge, welche

zu

zu den von ihnen ſelbſt bereiteten Fallgruben führen, ſehr wohl zu bahnen, daß man ein Italiäner ſeyn müſte, wenn man ihnen entgehen wollte. Wollen ſie, z. E. euch einen Schnupftaback, den ein Stallknecht nicht geſchenkt haben möchte, für einen hohen Preis anſchmieren, ſo werden ſie geſchwind eure Eitelkeit bey den Ohren mit ins Intereſſe ziehen. Sie ſagen, daß dieſer Taback gar nicht für gemeine Naſen gemacht ſey, wer deſſen zärtlich feine Lieblichkeit recht von Grund aus empfinden wollte, müſte den durchdringend zarteſten Geſchmack von der Welt beſitzen. Niemand, als die ächten Kenner wüſten von deſſen Vortreflichkeit zu urtheilen. Hiermit ſeyd ihr gefangen, und müſſet eine nichtswürdige Lumpenwaare theuer bezahlen, oder aller Ehre und Reputation eurer vor andern geſchickten Naſe auf einmal völlig abſagen. So ein ſchlechter Freund ich auch von albernen Geſchwätz bin, muß ich doch ſagen, daß dieſes die Leute auf die feineſte Art bey der Naſe herum ziehen heiſſet.

Ich weiß wohl, daß die Geſchicklichkeit, mit welcher man die Leute durch ihre Eitelkeit am beſten ins Garn locken kan, Italien nicht ſo gar allein eigen iſt, daß nicht auch andere Völker davon einen erklecklichen Vorrath haben ſollten.

Allein die liſtigen Griffe anderer Nationen werden gemeiniglich mit einem Uiberreſt von Ehrlichkeit, mit einigen unangenehmen Scrupeln gefeſſelt, die ſie verhindern, ihre Gaben in völliger Freyheit auszulaſſen. Das Gewiſſen übet ſeine Herrſchaft in der Normandie ſehr ſchlecht aus, indeſſen iſt es doch daſelbſt noch nicht vollkommen vom Throne verſtoſſen. In Gaſconien ſind die Gewiſſensbiſſe nicht mehr mode, gleichwohl

wohl hudeln ſie doch noch die lobwürdigen Abſichten, ſein Glück mit des Nächſten Schaden zu befördern, noch immer ein wenig. Uiber die Alpen aber bleibt es ihnen dennoch unmöglich, einen Weg zu finden. Dieſer herrliche Ruhm war nur dem Hannibal und dem Prinz Eugen vorbehalten.

In einem Italiäniſchen Herz hat Fleiß und Emſigkeit einen freyen ungeſtörten Lauf. Da ſelbiges mit keinen innerlichen Feinden bemengt iſt, kan es alle ſeine Kräfte gegen die auswärtigen deſto beſſer zuſammen nehmen; und es kommt eher zu ſeinem Zweck, wenn es Stand hält, als wenn es ausrücket, da es gar leicht an einem beſcheidenen Herzen, und einem von nichtigen Hirngeſpinſten entledigten Verſtand anlaufen und ſcheitern mochte.

Man kan ſagen, daß die allgemeine Monarchie der Italiäner drey verſchiedene Abwechſelungen gehabt habe. Bey der erſtern breitete ſie ihre Herrſchaft auf eine gefährliche und prächtige Weiſe aus. Eine eroberte Provinz erleichterte die Eroberung der andern, und ihre Kräfte verſtärkten ſich täglich immer mehr, ie weiter ſie ſich von ihrem Mittelpuncte entfernte. Dieſe Herrſchaft fande nachher ihren gefährlichſten Feind an ihrer eignen Gröſſe, und verſunk unter der Laſt ihrer Stärke. Solchergeſtalt räumete die Herrſchaft der Waffen ihren Plaz dem Aberglauben ein. Alsdann wuſte ein abgemergelter alter Greis den Grif zu finden, die zahlreichen Armeen ganz allein wieder zu erſetzen, und unter der dicken Finſterniß der dummen Unwiſſenheit eine tyranniſche Gewalt über die Seelen der Monarchen auszuüben, die ſich den herrlichſten Ruhm aus der Schwachheit machten, dieſer lächerlichen Gottheit Weyrauch zu ſtreuen. Die

Vernunft der Menſchen erwachte endlich aus ihrem tiefen Schlafe, und da aus den Fürſten wieder wahrhafte Beherrſcher wurden, ſchüttelten einige derſelben dergleichen verächtliches Joch wieder vom Halſe, einige aber erleichterten ſichs nur in ſo weit, als es ihr Intereſſe leiden wollte.

Italien kam des Schadens dieſes zweyten Falls ſeiner Herrſchaft wieder bey, indem es den Völkern durch den feinen Witz ſeiner Bewohner den Strick über die Hörner warf. Dieſe dritte Abwechſelung ihrer allgemeinen Monarchie, welche der Veränderung nicht ſo leicht, als die beyden erſtern, unterworfen iſt, möchte nun wohl ſo lange dauren, bis keine Narren mehr vorhanden ſind, und bis etwa eine andere Nation zu einer groſſern Geſchicklichkeit, als die Italiäniſche gelanget, mithin ihr die Herrſchaft, die ſie bis hieher ſo würdig behauptet hat, wieder aus den Zähnen rücket.

XII.

Der Geiſt der Partey*.

Wo ſoll man wohl eine rechte Beſchreibung des Geiſtes der Partey und der Rottirung antreffen? Was für einen Begrif ſoll man ſich von dieſem Ungeheuer machen, welches aus der Hölle hervorgekrochen iſt, die ruhige Zufriedenheit der Menſchen zu ſtören, und ſo unzähliges Unglück anzurichten? Wenig Länder in der Welt ſind frey davon. Der meiſten Bürger Thaten und Handlungen zielen nicht gera-

*) LXIX Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

gerade auf das Beſte und Ehre ihres Vaterlands ab. Gemeiniglich entſtehen ſie aus der Abſicht, eine gewiſſe Partey, zu der ſie ſich ſchlagen, zu verſtärken, ohne zu wiſſen warum, und einer andern Abbruch zu thun, der ſie aus eben ſo wenig vernünftigen Bewegungsgründen gehäßig ſind.

Man begreift leicht, daß ſich Leute zu einer Partey ſchlagen, weil ſie dabey ihre Rechnung finden, und daher den Nutzen ihres Vaterlands ihrem Eigennutz aufopfern können.

Allein dieſes heiſt nicht durch den Geiſt der Partey handeln. Der Bewegungsgrund dieſer Aufführung iſt ein ſchändlicher Geiz, oder eine abſcheuliche Ehrbegierde, welche rechtſchaffene Leute nicht genug verwünſchen, noch die Geſetze ſcharf genug beſtrafen können.

Es ſcheinet, daß der Geiſt der Partey in ſich ſelbſt beſtehet, und von keinem Bewegungsgrund abhange, oder der zum wenigſten werth ſey, daß ein vernünftig denkendes Weſen ſich von demſelben treiben laſſe.

Oefters ergreift man eine Partey, deren Beſchaffenheit man nicht einmal kennet, deren wahre Abſichten uns unbekannt ſind, und da man iezuweilen auch nicht den Verſtand beſitzet, alles wohl zu unterſuchen. Man weiß nichts mehr als den Namen zu nennen, an den hält man ſich auch allein, und ſolchem zu Liebe läßt man ſich oftmals zu den ärgſten Gewaltthätigkeiten mit hinreiſſen, daß man die Felder mit dem Blut ſeiner Mitbürger überſchwemmet, die genaueſten Bande der Natur zerreiſſet, Brüder ihre Brüder verfolgen, und die Väter das Blut ihrer Kinder nicht ſchonen.

nen. Diese Raserey nenne ich den Geist der Partey und der Rotten. Damit man auch überzeugt sey, daß er öfters nur durch einen blossen Namen erreget werde, so darf man nur erwegen, daß eine grosse Anzahl Leute bey der Partey halte, obschon die Vornehmsten, und welche die Triebfedern derselben sind, ganz andere Meinungen annehmen, als sie vorher nicht einmal gehabt, und ihren Grundmaximen ganz entgegen gesetzten Regeln nachgehen.

Verändert also eine solche Partey ihre ganze Eigenschaft, behält aber nur den Namen, so ists schon genug. Die von mir abgebildeten Unsinnigen scheinen, daß sie diesem Namen eine unverbrüchliche Treue geschworen haben. Es ist allerdings nichts unbegreiflicher, als dieses, ich muß es bekennen, gleichwohl geschiehet es, und ich könnte Beyspiele vom heutigen Tag anführen, wenn sie nicht allzu zärtlich wären, daß sie sich anrühren liessen.

Allein könnte nicht etwan eine unbesonnene Liebe zum Vaterland diese hartnäckige Raserey hervorbringen, sich an eine Partey zu hängen? Thut man es aus keiner andern Absicht, als dem Staat zu dienen, wenn man eine andere Partey, der man üble Absichten butrauet, niederwirft? Ich muß mir viel Mühe geben, es zu glauben. Kan man wohl, so wenig Nachdenken man auch haben mag, durch den Eifer vor das Vaterland, dessen Untergang vor sichtlichen Augen veranlassen? Kan man, wenn man nur einen Funken vom Vernunftsinn hat, aus blosser Furcht, eine Partey möchte einmal den Staat zerrütten, denselben mit in den Untergang dieser Partey wirklich mit verwickeln?

Gleich-

Gleichwohl ſind dieſes die gemeinen Wirkungen des Geiſtes der Partey, und ich ſehe ſehr wohl ein, daß die Liebe zum Vaterland zwar den Vorwand darzu hergeben, nicht aber der Bewegungsgrund davon ſeyn könne.

Mit dem Staat iſt es hierbey faſt wie mit der Religion beſchaffen. Die, ſo eine unbedachtſame Liebe zur Religion haben, ſind es nicht allein, welche die von der ihrigen unterſchiedene Secten verfolgen. Oefters ſind es auch freyſinnige Atheiſten, die am Blutvergieſſen derjenigen eine Luſt empfinden, welche eine andere Glaubenslehre bekennen, als die, an welcher ſie äuſſerlich mit dem Munde hangen, innerlich aber und im Herzen verſpotten.

Der Bewegungsgrund zur Verfolgung iſt gemeiniglich nichts anders, als der Geiſt der Partey in der Religion.

Die einzige Qvelle, aus welcher der Geiſt der Partey zu entſpringen ſcheinet, iſt das Temperament. Man ſiehet in der That gewiſſe unruhige, ſchwermende, wütende Gemüther, die im glücklichen Zuſtande ſich für unglückſelig halten, und in der Ruhe aufrühriſch werden. Hingegen ſcheinet es, daß ſie eine lärmende Verwirrung beſänftige, und die erſchrecklichſten Ausgänge, wegen ihrer Neuigkeit, ergötze. In ihrer Seele fühlen ſie einen Haufen unnützer Leidenſchaften, die ſie aufrühriſch machen, und in ſie ſelbſt wüten, weil ſie nicht äuſſerlich ausbrechen. Dergleichen müſſen dahero nothwendig einen Gegenſtand ſuchen, an dem ſich ihr gewaltſames Naturel etwas zu ſchaffen machen kan. Haben ſie nun denſelben gefunden, ſo erholen ſie ſich wieder, und man kan mit

Grund sagen, daß gewisse Personen Verwirrungen und Aufruhr in den Staaten nur zum Zeitvertreib anzetteln und unterhalten.

Zween Prinzen streiten mit einander um ein Königreich. Ich weiß eigentlich von ihren beyderseitigen Rechten, noch von ihren Verdiensten nichts, stehe auch weder mit dem einen, noch mit dem andern in einiger Verbindlichkeit. Kan wohl etwas vernünftigers seyn, als daß man dem Esel in der Fabel nachahmet, der beständig seine Last trug, und sich wenig darum bekümmerte, welcher Herr ihm solche auf den Rücken legte? Allein der unruhige Menschengeist läßt die Leute in dieser weisen Gleichgültigkeit nicht lange.

Man muß sich nothwendig gegen einen Unbekannten beunruhigen, man muß ihm seine Zufriedenheit, sein Glück, sein Blut aufopfern, mit einem Wort, es müssen Verwandte gegen Verwandte, Freund gegen Freund um die Wahl eines Tyrannen unsinnig einander in Haaren liegen.

Ich halte davor, daß eine falsche Schaamhaftigkeit, eine Parten hartnäckig zu unterstützen, ungemein viel beytrage, wenn man gleich siehet, daß sie ungerecht und schädlich sey.

Die menschliche Thorheit hat sichs nun einmal belieben lassen, diejenigen für schimpflich zu halten, welche von der Parten abtreten. Diesen Schimpf aber zu vermeiden, machen sich Leute, welche doch alle Tage tausend Merkmale einer recht kindischen Leichtsinnigkeit an sich spüren lassen, eine unsinnige Ehre aus der Standhaftigkeit, wenn es auf den Umsturz ihres Vaterlands ankommt.

Ob ich nun wohl verſichert bin, daß die von mir angeführten Bewegungsgründe den Geiſt der Partey hervor bringen und unterhalten, ſo wird man doch, wenn man ihn von einem gewiſſen Geſichtspunct betrachtet, ſchwerlich glauben können, daß er ſeinen wahren Grund in dem Menſchen ſelbſt habe. Er ſcheinet etwas fremdes auſſer ihm zu ſeyn. Man ſollte ihn wohl eher für einen Teufel halten, der das Licht des guten Vernunftſinns auslöſchte, der die Empfindungen des Herzens erſtickte; kurz, der dem menſchlichen Gemüth das Recht über den Leib ſtreitig machte, darinne es ſeine Wohnung habe.

XIII.

Vergleichung der Europäer mit den Barbaren *.

Die Europäiſchen Chriſten ſind in der feſten Meinung, daß ſie die geſitteſten Völker unter allen andern auf dem ganzen Erdboden ſind, und alle andere Menſchen des Weltkreiſes an erhabenen Meinungen, an ſcharfen Verſtand, und an wohlanſtändiger Aufführung übertreffen.

Man ſollte wohl hierbey einwenden, daß dieſe ſchmeichelhafte Meinung vielleicht mehr eine Eigenliebe, als Gerechtigkeit zum Grunde habe. Dieſer Einwurf dürfte auch wohl einen ziemlichen Schein finden. Allein ich unterſtehe mich mit verſchiedenen Beyſpielen zu zeigen und darzuthun, wie nichtig derſelbe vor aller Welt Augen ſey.

*) LXV Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Der Wein.

1. Ein recht abgeschmacktes Gesetz verbietet den Türken allen Gebrauch des Weins. Nun empfinden sie gar wohl, daß die menschliche Natur eine Stärkung vonnöthen habe, munter und lebhaft zu seyn. Also haben sie sich gewöhnet, Opium zu gebrauchen. Dieses Gewürze macht nun wohl ihre Lebensgeister auf etliche Stunden munter, und erfreuet das Herz, damit sie zu ihren Verrichtungen geschickt werden. Allein einige Zeit darnach empfinden sie davon eine Mattigkeit, die sie in einen tiefen Schlaf bringet. Der beständige Gebrauch des Opium mattet sie endlich nach und nach ab, indem es die Lebensgeister erschöpft, das Alter befördert, und sie endlich auszehret, daß sie wie ein Licht ausloschen. Was ist das vor eine barbarische Gewohnheit! Und wie weit würdiger sind doch die Christen des vortreflichen Geschenkes der Vernunft, welches den Menschen zur Einrichtung ihrer Aufführung verliehen ist!

Der Wein ist eine edle Gabe der Natur. So dumm sind sie nicht, daß sie ihn verachten sollten. Sie trinken ihn mit Vergnügen, und damit sie ihre Hochachtung gegen ihn desto besser an den Tag legen, machen sie sich eine Ehre daraus, daß sie ihn Fuderweise in ihren Leib füllen. Es ist freylich an dem, daß er ihnen mit der Vernunft auch die Fähigkeit zu Geschäften entziehet; allein man bedienet sich auch seiner zu diesen Absichten nicht. Man suchet nichts mehr, als sein Vergnügen in diesem annehmlichen Getränke zu finden; und da ist die Vernunft allezeit ein sehr unnützlicher Hausrath vor den, der sich eine Lust zu machen versetzet. Zugeben muß man zwar auch, daß der überflüßige Gebrauch dieses Getränks Krankhei-

ten

ten herauslocket, deren Schmerzen heftig und unerträglich werden. Jedoch hat man auch die Stärke, zukünftige Beſchwerlichkeiten zu verachten, wenn man nur nicht in ſeinem gegenwärtigen Vergnügen geſtöret wird. Melden ſich die Verdrießlichkeiten, ſo erträgt man ſie mit einem Heldenmuth, ſind die Schmerzen vorbey, ſo fordert man ſie von neuen heraus, durch eben diejenigen Mittel, welche vorher die vergangenen aufgebracht haben. Man bedienet ſich der Zeit, wie ſie kömmt, und faßt den edlen Entſchluß, ſeine Tage in Schmerzen und Wolluſt, welche jene verurſacht hat, zu theilen. Uiberdiß wird man in ſeinem Leiden, ſonderlich durch die Hochachtung und den Beyfall aufgerichtet und getröſtet, den man ſich bey rechtſchaffenen Leuten durch den Triumph in den bacchanaliſchen Kampfſpielen erwirbet, wo die gröſten Narren öfters die Stärke ihrer Kehle mit der Gewalt des Schlundes der Vornehmſten zu meſſen pflegen. Der Wein befördert zwar den Tod eben ſowohl als das Opium, daran iſt gar kein Zweifel. Allein um wie viel gröſſer bleibt die Ehre, als ein heldenmüthiger Saufaus zu ſterben, und ſich durch einen eben ſo glänzenden Ruhm ſelbſt zu überleben, als der berühmteſte Eroberer thun kan!

Der Krieg.

II. Der Abt Choiſie erzehlt uns in ſeinen Tagebüchern die abgeſchmackte Art und Weiſe, wie ſich die Chineſer in den Kriegen mit ihren Nachbarn aufführen. Dieſe erbärmlichen Kriegsleute gebrauchen nichts als Bogen und Pfeile, und noch darzu wenden ſie ſolche nicht ſo wohl zu ſchaden an, als nur die Leute zu ſchrecken. Sie drücken die Pfeile gemeiniglich in die Erde ab, und verhindern nach aller Möglichkeit, daß ja nicht ein Tropfen Blut vergoſſen werde.

Dergleichen Art Krieg zu führen, iſt ein rechtes Kinderſpiel, und mich deucht, man thäte zehenmal beſſer und geſcheuter, Friede zu halten, als ſich auf dergleichen lächerliche Weiſe zu ſchlagen. Sind das nicht gewaltige Narren, wenn man ſie mit den Chriſten in eine Vergleichung ſtellet. Wir ſind andere Männer, und wiſſen von keiner ſo weibiſchen Schwachheit, unſern Nächſten zu verſchonen. Die geringſte Beleidigung und das ſchwächſte Verlangen zu regieren und zu herrſchen, erſticket in dem Gemüth unſerer Prinzen alles weibiſche Mitleiden, welches ihnen auf der Bahne zur Ehre einen Stein in den Weg legen könnte. Sie verwüſten ganze Länder, und machen unendlich elende Menſchen, wodurch wir zu der tiefſten Verehrung und Bewunderung gegen das Heldenthum angetrieben werden, welches alle dieſe glorreiche Unglückſeligkeiten zuwege bringet. Kan man ſich wohl eine entzückend ſchönere Ausſicht vorſtellen, als ein weites mit dreyßig tauſend Leichen bedecktes Feld, welche alle der Herrlichkeit eines Eroberers zum Preis abgeſchlachtet worden!

Unſer Verſtand kommt unſerer Tapferkeit auf Verwunderungsvolle Weiſe zu ſtatten, und wir haben die Kunſt, Menſchen zu verderben, auf den höchſten Gipfel gebracht. Ihre Regeln wohl zu lernen, wird ein langwieriger Fleiß erfordert, und eine noch gröſſere Erfahrung, ſie zur Uibung zu bringen. Diejenigen, welche das Wiſſen mit der Uibung recht zu verbinden gelernet haben, werden als die Verehrungswürdigſten vor allen Sterblichen angeſehen. Wir werden eine ewig dankbarlichſte Verehrung gegen diejenigen erhabenen Geiſter behalten, welche die Feuerröhre, inſonderheit aber die Canonen erfunden haben,

die

die in einem Augenblick groſſe Reihen wegnehmen, und ganze Bataillonen niederwerfen können.

Die Speiſe- und Kleidekunſt.

III. Es giebt barbariſche Völker, die vor alle Arbeit und Mühe einen ſolchen Abſcheu haben, deß ſie ſich nicht einmal bewegen laſſen, ihre Felder zu beſtellen, geſchweige, daß ſie ſich auf Künſte und Wiſſenſchaften legen ſollten. Sie meinen, das Fleiſch und die Milch von ihrem Vieh ſey zu ihrer Nahrung hinlänglich genug. Da ſie ſich ihrer Faulheit völlig überlaſſen, ſagen ſie noch darzu, ſie wären Herren der Erde, und wir nur derſelben Sclaven.

Was iſt das vor eine barbariſche Grobheit, nur allein aus Nothwendigkeit zu eſſen, zu trinken und ſich zu kleiden? Sich einzubilden, man ſey reich genug, wenn man dasjenige beſitzet, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehöret. Könnte unſere Hoheit, die wir über dergleichen Barbaren behaupten, wohl deutlicher in die Augen fallen, die nur leben, damit ſie leben mögen, und die der einfältigen Natur folgen, ohne ihr das allergeringſte von der Kunſt etwas beyzuſetzen? Was uns anbetrift, wir, als geſchworne Feinde aller trägen Faulheit, und unartigen Nachläßigkeit, welche der Hoheit unſerer Natur ganz unwürdig iſt, wir, ſage ich, beſitzen emſige Arbeitſamkeit, uns tauſend Dinge nothwendig und ganz unentbehrlich zu machen, deren ſolch ungeſittetes Volk gar leicht überhoben ſeyn kan.

Unſerm feinem Verſtande haben wirs zu danken, daß wir den Endzweck erkennen, den wir uns bey unſern Kleidungen vorſetzen müſſen. Dieſes iſt der Ue-

berfluß. Wir bekümmern uns wenig darum, daß unſere Kleidung nach Schaam oder Beqvemlichkeit eingerichtet ſey: Gnug, wenn ſie die Annehmlichkeit unſers Leibes erhebet, und deſſen Fehler verſtecket, die ſolche vermeinte Herren der Erde ohne Schaam und Scheu aller Welt unter die Augen ſtellen. Wir triumphiren über dieſes noch in der niedlichen Art unſerer Tafeln. Wir haben eine Kunſt zu ſpeiſen erfunden, welche eben ſowohl, als die Kunſt zu fechten, ihre Lehren, Regeln, Lehrer und ihre berühmten Leute hat die ſich ſonderlich darinne hervor thun. Wir wiſſen unſern Geſchmack, wie unſere Pferde zu dreßiren, und denſelben unſern erlangten Einſichten zu unterwerfen, und wir lernen immer nach und nach gelehrter und ſinnreicher zu eſſen und zu trinken. Ein Barbar, ein Sclave der Natur, würde ſich gewiß ſeiner groſſen Unwiſſenheit ſchämen müſſen, wenn er von ohngefehr in unſere Küchen treten, und uns, eine Stunde darauf, an der Tafel ſehen ſollte. Er würde wahrhaftig keine einzige Speiſe mehr kennen, die er unter den geſchäftigen Händen unſerer Köche vorher geſehen hätte. Er würde ſich bey allen Gerichten betrügen, die in einem Augenblick, wie durch Zauberey, Geſchmack, Namen und Geſtalt verändern. Mit Erſtaunen würde er dreyßig Schüſſeln unter eben ſo viel prächtigen Titeln zu Geſichte bekommen, welche noch darzu ſehr viel zu ihrer auserleſenen Annehmlichkeit beytragen. Vielleicht wäre er dumm genug, ohngeachtet dieſem allen, von ſeiner Lebensart nicht einen Schritt abzugehen. Deſto ſchlimmer vor ihn. Es würde ihm nicht ein Haar anders gehen, als den Ignoranten, die das Studiren vor allzumühſam halten, und den einfältigen natürlichen guten Verſtand der höchſten Gelehrſamkeit vorziehen.

Die

Die Galanterie.

IV. Die Reiſenden, denen man eben nicht allezeit glauben darf, als bis ſie übereinſtimmen, ſagen alle mit einem Munde: Es gäbe gewiſſe Völker in Indien, bey denen die Edelleute das Recht hätten, anderer Leute Weiber frey zu beſuchen, wenn ſie nur ihren Schild und Degen vor der Thüre liegen laſſen. Sobald der Mann dieſe Ehrenzeichen vor ſeinem Hauſe liegen ſiehet, gehet er vorbey, und läßt den Edelmann ſich ſeines Privilegii nach Belieben gebrauchen.

Es kan nichts ungereimter ſeyn, als dem Adel alleine einen ſo angenehmen Vorzug zu überlaſſen. Was würde dieſes in Europa nicht vor ein ſclaviſcher Zwang ſeyn, wenn einer allezeit ſeine Wappen und Ahnenregiſter vorzeigen müſte, wenn er das Recht haben wollte, ſeines Nachbars Liebſten etwas in das Ohr zu ſagen? Der Adelſtand würde über den halben Preis höher ſteigen, und eine groſſe Menge Bürger ihren letzten Heller dran ſetzen, ſich aus dem Bürgerſtand zu kaufen. Dabey würden die Fürſten allein gewinnen, und, allem Anſehen nach, würde es eine unerſchöpfliche Quelle ihres öffentlichen Schatzes ſeyn.

Wir haben eine Gewohnheit, die dieſer obgedachten Indianiſchen ſehr ähnlich iſt, ſie iſt aber auch weit klüger. Alle Welt weiß, daß wenn ein Mann vor ſeiner Thür die Caroſſe eines Obereinnehmers halten ſiehet, er gemeiniglich vorbey gehet, und nicht eher wieder zum Vorſchein kommt, bis dieſe prächtige Equipage verſchwunden iſt. . . .

Der

Der Adel.

V. Die Chineſer bilden ſich ein, was ſie vor geſcheide Leute ſind, und haben doch ſo lächerliche Begriffe vom Adelſtand. Dieſer iſt bey ihnen an die Perſon gebunden. Er muß verdient werden, und niemand verdient ihn, als der ſich in Wiſſenſchaften oder durch Tapferkeit auszeichnet. Wenn der Sohn eines Mandarin den Adel ſeines Vaters erben will, ſo muß er ſich die Mühe geben, eben ſo tugendhaft, wie dieſer zu ſeyn. In dieſem Lande geht man, ſehe ich wohl, mit dem Adel, wie mit den Pferden um, davon Boileau ſagt:

Wenn ein Fohlen vom Alſane oder Bayard
Eine ſchlechte Mehre iſt, wirds als eine ſchlechte Mehre verkauft.

Unter uns wird die Tugend weit herrlicher belohnt. Sobald ein groſſer Fürſt einem den Titel des Adelſtandes zutheilet, ſobald wird auch ſein Geblüt weit ſchöner und reiner, und dieſes auf die ganze Nachkommenſchaft abſtrömende Blut verleihet ihnen eine ganz andere Natur, als die übrigen Menſchen haben. Ein König hat die Gewalt nicht, die Tugend in ein Geſchlecht feſt und ſtandhaft zu gründen, aber die Belohnung der Tugend kan er erblich machen, und das Volk zwingen, den Laſtern des Sohns eben die Ehrerbietung zu erweiſen, welche ſich die Tugend des Vaters erworben hatte. Was noch mehr: Dieſer Adel vermehret ſeinen Glanz, ie älter er wird. Es iſt mit ihm, wie mit den Strömen und Flüſſen beſchaffen, welche an der Quelle klein ſind, deſto mehr ſich hingegen ausbreiten, ie weiter ſie ſich vom Quell entfernen. Es iſt wahr, daß ſie unterwegs viel wildes

und

und fremdes Waſſer einſchlucken, und daß ſich öfters eben dergleichen mit dem Adel zuträgt, je weiter er ſich von ſeinem Urſprung entfernet.

XIV.

Der Adel und die hohe Geburt*.

Es iſt bereits ausgemacht und erwieſen, daß wir „alleſammt Adams Kinder ſind. Unſere Ah„nen und Stammväter haben die Hand an Pflug „gelegt, und den Acker gebauet. Nach der Zeit wur„den ſie dieſer beſchwerlichen Arbeit überdrüßig. „Der eine ſpannete früh morgens, der andere Nach„mittags aus.

Auf dieſe Art iſt der Unterſchied des Bauer- oder gemeinen, und des Adelſtandes in die Welt kommen. Leute, die kein Ehrgeiz qvälete, blieben ſtill in ihren Hütten, und opferten ihren Schweiß und ihre Arbeit der Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts auf, indem ſie ſelbſt kaum mit Mühe und Noth die Güter genoſſen, die ſie andern verſchaften. Andere trieb ein lebhafter Witz, Unbeſtändigkeit und Hochmuth, daß ſie den Ackerbau mit ſamt ſeiner Beſchwerlichkeit und Annehmlichkeit eckelhaft verlieſſen. Sie haben ſich dagegen den Prinzen unentbehrlich gemacht, einen leeren Titel vor ihre Dienſte erhalten, die dem Staat weniger nützen, iedoch weit mehr, als diejenigen glänzen, welche ihm der Ackerbau opfert.

Seit der Zeit ſich die Menſchen dieſen eiteln Unterſchied in den Kopf geſetzt haben, hat man angefangen,

*) XLI Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

gen, die Kennzeichen des gemeinen und des Adelstandes zu bestimmen.

Seine unschuldigen Triebe in die Grenzen der bescheidenen Dunkelheit einschliessen: Allen lasterhaften Neigungen und verführerischen Lastern, ohne Widerstand und Murren entsagen: Das Feld in stiller Ruhe bauen, und die träge Natur durch den sorgfältigen Ackerbau ermuntern: Sich von den Müssiggängern verachten lassen, und doch vor ihre Erhaltung und Nahrung arbeiten: Seinen Bissen Brot kaum zur Nothdurft geniessen, und allenthalben den Uiberfluß ausstreuen: Stat aller Schätze endlich seinen Kindern die Ruhe des Gemüths, und die Arbeit des Leibes im Testament vermachen: Dieses sind die Kennzeichen des gemeinen und **Bauerstandes.**

Hingegen in prächtigen Schlössern, und in den Armen der Weichlichkeit schlafen: Eine Geissel der Bürger, und ein Henker der Bauren seyn: Seine Lust und Schwelgerey aus ihrem Elend schöpfen: Die Einwohner der stillen Wälder bekriegen: Seinen Muth im Mord und Blut der Menschen kühlen: Diese erlernte schreckliche Wissenschaft unter den Fahnen und Standarten der Konige üben: In deren stolzen Unternehmungen ihrer barbarischen Raserey Beystand leisten: Die Gesetze des Kriegsgottes allein vor Gerechtigkeit erkennen: Seinen Ruhm auf die zu Grunde gerichteten Völker bauen, und die Geschichte mit Grausamkeit und Mordthaten zieren: Dieses sind die Kennzeichen des Adels und Herrnstandes.

In Betrachtung dieser Schildereyen kan nichts billiger seyn, als daß man dem Adel die grösste Hochachtung

tung erweiſe, deſſen Beſchäftigung in dem Untergang der Menſchen beſtehet, und von dem es eine unzertrennliche Eigenſchaft iſt, den Bauer mit ſeinem Vieh in eine Gleichheit zu ſetzen, weil eins wie das andere zur Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts arbeiten und Beytrag thun muß. Gewiß iſts, daß ein Barbar, der von Europaiſchen Manieren nicht recht unterwieſen wäre, gar leicht bey dieſem Unterſchied in Irrthum gerathen, und die Worte Bauer und Edler verwechſeln könnte. Wie bald würde es geſchehen, daß er jenem einen Begrif von Ehrerbietung und Hochachtung, dieſem aber von Verachtung und Geringſchätzigkeit beylegte. Ich begreife ganz wohl, daß man eine ſolche abgeſchmackte Gedenkensart auspfeifen werde. Vielleicht hält man die Schwierigkeit nicht viel vernünftiger, die mir bey dieſem Vorwurf in die Gedanken kommt.

Woher kommt es wohl, daß der alte Adel vor dem neuen ſo hoch gehalten wird? Es ſcheinet, daß eine gewiſſe Anzahl Jahrhunderte erfordert werde, ehe er zur rechten Reife oder zur Zeitigung gelanget, und daß die Zeit, welche doch insgemein den Preis aller Dinge vermindert, den Werth des Adels hingegen zu vermehren pflegt.

Es hat faſt eben die Bewandniß damit, wie mit den Münzen, welche ihres Schmutzes, Roſts und Moders ohngeacht, nur ihres Alterthums wegen hochgeachtet werden.

Ich kan mir leicht einbilden, daß man den neuen Adel mit allem Recht verachtet, wenn man ihn durchs Glück erhalten, und nicht ſeinen Verdienſten zu danken hat. Ein Menſch muß gewiß ein ganzer Narr

ſeyn, daß er ſich einen Rang und Titel kaufet, der ihm eine ſpöttiſche Verachtung, ſo wohl von den Bürgern, von denen er ſich ſcheidet, als von den Edelleuten, mit denen er ſich vermengen will, zuziehet.

Gleichwohl wird ein Edelmann vom alten Stamm dieſe lächerlichen Pfefferſäcke eben ſo ſehr verachten, als diejenigen, welche ihren Adel aus eben der Quelle geſchöpfet, aus welcher ſeine Ahnen den ihrigen erhalten haben. Was! ſpricht er, dieſer Mann will ſich mir gleich ſchätzen? Er iſt ja nur ein Soldat vom Glück, und nur ſeit 3 oder 4 Jahren Graf oder Baron. Ich trage den Titel, den ich ſchon mit auf die Welt gebracht habe, und mein Rang iſt mir ſo eigen, als mein ganzes Weſen. Er hingegen iſt ſeine ganze Lebenszeit ein Bürger geweſen, und nur erſt geadelt worden, da er 50 Jahre ſeinem Herrn Dienſte gethan hat.

Ich dürfte mich faſt unterſtehen, zu behaupten, daß dieſes ein handgreifliches Beyſpiel von der Art und Weiſe abgebe, wie die Gewohnheit fähig ſey, die unſinnigſten Meinungen in ein hohes Anſehen zu bringen. Wenn der Adel dem Verſtand und dem Herze eine weſentliche Eigenſchaft beylegen kan, wie die meiſten Perſonen vom Rang ſich einbilden, ſo ſcheinet es, daß dieſe Wirkung, ie näher ſie ihrer erſten Grundurſache iſt, auch deſto kräftiger und wirkſamer ſeyn; und daß ſie von ihrer Kraft durch ihren ſtufenweis fort daurenden Abfall, bis zu den letzten Enkeln etwas verlieren müſſe.

Wenn man im Gegentheil den Adel als einen bloſſen Ehrentitel betrachtet, mit welchem ein Monarch einen ſich um ihn verdient gemachten Unterthan, für

ihn

ihn und ſeine Nachkommen, aller Menſchen Hochachtung und Anſehen beylegen will; ſo ſcheinet es, daß der Glanz dieſer Ehre in demjenigen mit vollem Schimmer ſtrahle, der ſich derſelben durch ſeine Verdienſte würdig gemacht hat. Uiberdieß iſt auch noch ganz natürlich, daß das im friſchen Andenken ſtehende Beyſpiel der väterlichen Tugend auf die nächſten Abſtämmlinge den ſtärkſten Eindruck machen müſſe, und da derſelbe weit fähiger iſt, zur Nachahmung groſſer und tugendhaften Thaten anzureizen, ſo haben dieſelben auch ein gröſſeres Recht, Erben ſeines Ruhms zu werden. Wenn mir erlaubet iſt, ſo will ich die Meinung des Marius über dieſen Punct vorſtellig machen.

Dieſer berühmte und groſſe Römer, war, ſeiner niedrigen Ankunft ohneracht, bis zur höchſten Bürgermeiſterwürde geſtiegen. Man hatte ſeiner Sorgfalt den Krieg wider den Jugurtha, König von Numidien, anvertrauet, welchem, an ſcharfſinnigen Staatsſtreichen, kein Prinz kaum iemals gleich geweſen. Dieſer König hatte die fürchterliche Römiſche Macht ſeit geraumer Zeit verſpottet, indem er die wider ihn commandirte Feldherren beſtochen, unter denen Calpurnius und Albinus, beyde aus den edelſten Geſchlechtern vom erſten Rang zu Rom ſich befanden. Dieſe Römiſche Ritter, welche dem Feind, ſo wohl ihre eigne, als des Staats Ehre niederträchtig verkauft hatten, unterlieſſen nicht die Wahl des Volks aufs äuſſerſte zu verunglimpfen, und die niedrige Geburt des Marius verächtlich zu machen, welcher ihnen aber ihren Vorwurf faſt auf dieſe Weiſe beantwortete:

* Ihr Römer, wenn andere nach einem ſo ſchweren Amt trachten, als dasjenige, welches ihr mir anvertrauet, ſo ſtützen ſie ſich auf die vortreflichen Thaten ihrer Väter. Das Anſehen ihrer Freunde und die Menge ihrer Verehrer ſtreitet vor ſie. Ich bin dieſer äuſſerlichen Hülfe gänzlich beraubt, und weiß mich wider den Anfall des Neids nicht anders zu ſchützen, als daß ich eine Freyſtadt bey meinen geleiſteten Dienſten, und in meiner Redlichkeit ſuchen muß. Gleich von meiner Jugend an zog mich meine Neigung, daß ich mich mit der Arbeit und der Gefahr aufs genaueſte vereinigte. Anietzo, da ihr mich mit Wohlthaten und Belohnungen beehret, werde ich mich derſelben zu entſchlagen, mir noch vielweniger in den Sinn kommen laſſen, und meine Erkenntlichkeit erwecket meine Neigung zum Kriege wiederum von neuen. Diejenigen, deren Ehrgeiz ſich mit verſtellten Tugenden bekleidet, haben Mühe und Noth, ihre vorige Aufführung zu rechtfertigen, wenn der Eifer vor ihren hohen Rang geſättiget ſeyn wird. Was mich betrift, ſo iſt mir die Tugend auf gewiſſe Art zur Nothwendigkeit geworden, indem die erſten Handlungen und Thaten meiner Jugend in mir eine Gewohnheit zuwege gebracht, mich wohl aufzuführen. Indeſſen ſind die Edeln nicht wohl zu ſprechen, daß ihr den Krieg wider den König Jugurtha meiner Geſchicklichkeit anvertrauet habt. Unterſucht es doch, ihr Römer, ob euch eure Wahl etwan gereuen möchte, und ob ihr beſſer thun würdet, wenn ihr an meine Stelle einen von edler Geburt ſetztet, dem die Titel ſeiner Ahnen an ſtat der Erfahrung dienen müſſen. Eine ſolche Bürde zu ertragen, fehlte ihm die Fähigkeit. Ohne Zweifel würde er ſich einen unter den gemei-

*) Salluſt. Bell. Jugurthin.

gemeinen ausſuchen müſſen, der ihm zum Hofmeiſter diente, und als ein unwürdiger Feldherr, würde er ſich den Ordren eines ſeiner Nachgeſetzten unterwerfen müſſen. Mir ſind unter dieſen Leuten vom Rang manche bekannt, welche erſt, da ſie Bürgermeiſter worden ſind, anfangen, die Geſchichte unſerer Vorfahren, und die Kriegskunſt der Griechen zu ſtudiren. Leute von unſinniger Einbildung, dergleichen iemals geweſen ſeyn mögen. Man muß ſich unterrichten, ehe und bevor man zu Geſchäften ſchreitet, und die Lehren kommen zu ſpäte, wenn man Hand an ein Werk legen ſoll. Stellet doch, ihr Römer, ihre Aufführung mit dem Verhalten eines Mannes in Vergleich, den ſie wegen ſeiner niedrigen Ankunft ſo verächtlich halten. Ich habe dasjenige zum Theil mit meinen Augen geſehen, was ſie in Büchern leſen, zum Theil habe ich es ſelbſt verrichtet, und die Frucht meiner Erfahrung iſt auſſer Zweifel weit gründlicher, als diejenige, ſo ſie von ihrem Leſen erhalten. Sie verachten meine Ankunft, und ich ihre Zaghaftigkeit. Werfen ſie mir die Wirkung eines zufälligen Glücks vor, ſo rücke ich ihnen ihre Schande auf, davon ſie ſelbſt die Werkmeiſter ſind.

Meinem Bedünken nach, iſt die Natur aller Menſchen gleich durch vortreflich, und der Adel findet ſich nirgends als bey wahren Verdienſten. Kan ich mich denn nicht an ihre Anherren ſelbſt wenden? Ich wollte ſie fragen, ob ſie nicht lieber einen Marius zu ihrem Sohn haben möchten, als einen Calpurnius und Albinus. Auſſer Zweifel würden ſie ſich erfreuen, ihr Blut in demjenigen wallen zu ſehen, wo ſie ihre Tugend entdeckten.

Wenn sie also Recht haben, mich zu verachten, so müssen sie auch die Stammväter ihres Adels verachten, welche auf gleiche Weise, wie ich, denselben aus der Hand der Tugend empfangen haben. Sie sind auf meine Erhöhung eifersüchtig, warum sind sie es nicht auch auf die Mittel, die mich zur Hoheit geführet haben? Was für ein unerträglicher Hochmuth ist dieses? Sie leben nicht anders, als ob sie alle hohe Würde verachteten, und sie ringen doch nach diesen, als ob sie stets in vollkommener Unschuld gelebt hätten. Sie wollen in einer Person die Lust eines faulen Lebens, und die Belohnungen eines arbeitsamen Lebens vereinigen. Ihre Reden sind allezeit von der Prahlerey aufgeschwollen, die sie von den Verdiensten ihrer Ahnen hermachen, und verlangen, sich einen Glanz anzustreichen, von den grossen Thaten, darzu sie nicht das geringste beygetragen haben. Jedoch, ie glorreicher die Aufführung der einen ist, ie grösser ist die Schande der andern, und der Ruhm ihrer Ahnen, der sie umstralet, machet ihre Schande heller und sichtbarer. Ohne Zweifel werden sie meinen, daß ich mich zu sehr selbst rühmete. Allein, die auf fremde Tugend so stolz thun, sollten sie es wohl übel auslegen, daß ich mir aus meinen eignen Verdiensten eine Ehre mache? Mein Adel ist neu. Doch ist es weit besser, der Anfänger seines Adels zu seyn, als denselben zu verunehren, welchen man von seinen Eltern geerbet hat. An stat euch die Titel meiner Anherren, ihre Bürgermeisterwürden, ihre Triumphe herzuerzählen, will ich euch diejenigen Preise zeigen, womit meine Feldherren meine Tapferkeit belohnet haben. Ich will euch meine mit Wunden bedeckte Brust vorstellen. Ich bin ein schlechter Redner, allein die Tugend braucht keine Stütze von der Rednerkunst zu

bor-

borgen, dieſe haben meine Gegner vonnöthen, damit ſie die Schande ihrer Aufführung dadurch bemänteln können. Ich bekenne auch, daß ich von den Wiſſenſchaften der Griechen wenig vergeſſen habe, welche ihre Beſitzer beſſer machen ſollen. Ich habe weit wichtigere und dem Staat zuträglichere Dinge gelernet. Ich kan zu gleicher Zeit Arbeit und Mangel ertragen. So habe ich auch gelernet, mich für nichts, als für Unehre zu fürchten. Niemals werde ich meinen Ruhm aus der Bemühung meiner Soldaten ziehen, ohne mit ihnen gleich zu theilen. Und eben auf ſolche Weiſe muß man freyen Leuten befehlen. Denn in Schwelgerey leben, und ſein Volk durch Mangel umkommen laſſen, heißt als ein Herr, nicht aber als ein Heerführer handeln. Durch ein ſolches Betragen, wie das meinige iſt, ſind die Ahnen meiner Neider adelich worden, auf die ſie ſo ſtolz thun, und von deren Nachahmung ſie nichts wiſſen wollen. Vielmehr verachten ſie die, ſo ihnen nachahmen, und da ſie unter ſie erniedriget ſind, meinen ſie doch hohe Würden zu verdienen, die ihrem Range zukämen. Jedoch nur allein die Tugend muß den Weg zu Ehrenſtellen bahnen, weil man ohne ſelbige den Aemtern nicht vorſtehen kan, und ihre Ahnen ſind nicht Herren darüber geweſen, ihnen ſolche zur Erbſchaft zu hinterlaſſen. Man wirft mir ferner meine ungeſittete Art vor. Ich verſtehe mich nicht auf die Kunſt, Gaſtmale anzuordnen, und bezahle weder Narren noch Köche gar zu freygebig. Ich mache mir vielmehr eine Ehre daraus, dieſen Vorwürfen ausgeſetzt zu ſeyn. Rechtſchaffenen Leuten dient die Tugend ſtat des Reichthums, und ſie haben mehr nöthig, ſich mit ihren Rüſtungen, als mit ihrem Hausrath zu beſchäftigen. Dieſe artigen und prächtigen Leute mögen ſich mit ihren höflichen

Stellungen und Gebehrden begnügen, ſie mögen in Schmaus und Wolluſt leben, das Alter mag auch keine Scheidewand zwiſchen ihren Schwelgereyen ſezen: So mögen ſie uns nur auch die Gefahr, die Bemühung und deren Belohnung laſſen. Dieſe Theilung gefällt ihnen nicht. Da ſie durch ihre Laſter berüchtiget ſind, wollen ſie rechtſchaffenen Leuten den Preis der Tugend aus den Händen reiſſen, und öfters geräth es ihnen. So geſchiehts öfters, daß die Laſter denenjenigen keinen Schaden thun, die ſie in ihrem Buſen nähren, und die Republick allein von ihren Unarten leiden muß, daran ſie nicht ſchuld hat.

XV.

Die Reiſen*.

Man hat die Reiſen zu allen Zeiten aus wohl gegründeten Urſachen für das kräftigſte Mittel gehalten, die Sitten wohl zu verbeſſern, die Gaben des Verſtandes vollkommen zu machen, und der Vernunft die erforderliche Aufklärung und Stärke zu verſchaffen. Wer nur ein wenig Gelehrſamkeit beſitzet, dem kan nicht unbekannt ſeyn, daß die weltberühmten Weiſen Griechenlands ihre Einſichten und ihren gröſten Ruhm den nüzlichen Reiſen, ſo ſie nach Egypten, und in alle andere Länder, wo die Philoſophie und Wiſſenſchaften blüheten, am meiſten zu danken haben.

Hierdurch fanden ſie nicht nur Gelegenheit, die Staatsklugheit verſchiedener Herrſchaften einzuſehen, die Sitten der Völker gegen einander zu halten, und den Unterſchied der Begriffe zu bemerken, die ſie in-

Anſe-

* XLVII Bagatelle.

Anſehung einerley Sachen hegten. Uiber dieſes alles aber erleichterte ihnen dieſes wandelnde Studiren den Umgang und die Unterredung mit den berühmteſten Philoſophen ieden Volks, damit ſie ihre Entdeckungen vortheilhaft anwenden konnten.

Die Römer verabſäumten dieſe heilſame Lehrart nicht, ſobald ſie nur aus ihrer wilden Ungezogenheit, darinne ſie die unaufhörlichen Kriege erhielten, wieder zu ſich ſelbſt kamen. Es war etwas ſeltenes, wenn ein Mann von vornehmen Stand unter ihnen, ehe er zu Ehrenämtern ſtieg, nicht einige Jahre in Griechenland ſich aufgehalten hatte, welches man zu der Zeit für den Mittelpunct aller Artigkeit und Gelehrſamkeit anſahe.

Bey allen neuen Völkerſchaften, ſtehen die Reiſen noch in eben ſo groſſer Hochachtung, ob ſie wohl aus Verſehen der Reiſenden ſelbſt, überhaupt zu reden, mehr Schaden als Vortheil bringen. Von zwanzig jungen Leuten, ſo man in fremde Länder ſchickt, kommen ihrer zum wenigſten funfzehen weit lächerlicher und unerträglicher wieder zurück, als ſie vorher waren, ehe ſie verreiſeten. Die Urſachen hiervon darf man gar nicht weit herholen.

Will man von demjenigen, was man in entlegenen Ländern ſehen kan, Nutzen und Vortheil ziehen, muß man vorher in ſeiner Seele einen tüchtigen Grund von vernünftigem Nachdenken bereits geleget haben, und einen richtig urtheilenden Verſtand beſitzen. Dieſes allein macht uns fähig, auf den Reiſen zu ſtudiren, durch die Vernunft, wie mit einem Probierſtein, alles wohl zu prüfen, was uns vor die Augen kommt; was in den Sitten der Ausländer wahrhaftig gut

und annehmlich iſt, zu unterſcheiden, ſolches auszuwählen, und durch ganz unvermerkte Verbindung mit unſerm Character zu vereinigen.

Ohne dergleichen wohl ausgearbeitete Vernunft, ohne dieſe bedachtſame Gedenkensart, kan es allerdings nicht fehlen, man muß in alle ausſchweifende Narrheiten gerathen, die man bey den Völkern antrift, welche für artig gehalten werden, und eine ungeheure Ladung davon mit ſeiner angebohrnen Narrheit vermengt, wiederum zurück bringen. Es läſſet ſich nichts leichter, als Dummheit, alberne, trotzige und unſinnige Gebehrden und Stellung gut und böſe nachahmen.

Eine mit unſerm Vaterland benachbarte Nation iſt vielleicht unter allen auf der Welt am meiſten gewohnt, ihre Jugend von einem gewiſſen Rang auſſer Landes reiſen zu laſſen. Bey ihr bedeutet es mit einem vornehmen Mann nicht viel, wenn er nicht zum wenigſten Paris geſehen hat. Sie will, daß ein junger Herr Länder ſehen möge, es muß alſo geſchehen, das Loos hat ihn getroffen.

Ihm iſt nichts anders, als ſein Dorf, ſeine Baronie, oder ſeine Grafſchaft vor die Augen gekommen. Niedrig vor ihm herum kriechende Unterthanen, oder vielmehr Sclaven, haben ihn an einen ungeſchliffenen Hochmuth und an eine verächtliche Kaltſinnigkeit gewöhnt. Er muß einen Begleiter haben. Man ordnet ihm einen Geiſtlichen oder einen Cammerdiener des alten Herrns zu, der die Welt eben ſo wenig, als ſein junger Herr kennet, und der mit aller Sorgfalt drauf bedacht iſt, den Herrn Baron, oder den Herrn Grafen mit ſeiner lächerlichen Hofmeiſterey in

Zaum

Zaum zu halten. Dieſer wackere Oberaufſeher iſt mit den richtigſten Verhaltungsbefehlen verſehen, die ihm die Wege anweiſen, wie viel ſchlechte und wie viel reiche Kleider der junge Herr das Jahr durch haben, und wie hoch die Summe des Aufwands ſich des Jahrs belaufen ſoll. Für ſeine Mühe genießt er einen Gehalt, von fünf hundert Rthlr., und erhält die abgeſetzten Kleider des jungen Herrn. Nun ſind unſere Reiſenden auf dem Weg. Sie laſſen ſich von einem Hof zum andern ſehen, meſſen die Höhe und Tiefe der Gebäude, die Länge und Gröſſe, der Gelehrten, der Prinzen aufs genaueſte ab, und kehren wieder in ihre Hütte zurück, wo ſie ſich nach ihrer Reiſe wieder etwas zu gute thun, und genieſſen ein reizendes Vergnügen, daß ſie wiſſen, wie der Regent, König George, Fontenelle, Newton, Hamptoncourt und Verſailles ausſehen.

Wir Holländer halten es iezuweilen ebenfalls für ein Verdienſt, die Küche unſerer Mutter auf eine Zeit zu verlaſſen. Allein unter uns iſt nur die Jugend vom höchſten Rang verbunden, einen verdrießlichen Aufſchauer mit ſich herum zu ſchleppen. Den könnte man wohl erſparen; es iſt nur ein unnützer Aufwand; mit uns hat es ſo viel Gefahr nicht, daß wir uns auf Reiſen leicht Schaden thun. Wenn mans deutſch ſagen ſoll, ſo reiſen wir nicht, wir ſchleppen nur auf ohngefehr acht bis zehen Monat einen Klumpen Fleiſch, der zwanzig Jahr in Holland aufgewachſen iſt, nach Frankreich und Engelland herum.

Wir geben uns gleichwohl auch in fremden Landen ein Anſehen. Wir halten ein paar Lakeyen, legen uns eine Equipage zu, beſuchen die öffentlichen Spa-

zierpläze, gehen in die Opera, in die Comödie. Alle Tage wird ein gewiſſes Caffeehaus von uns ordentlich betreten, wo unſere Landsleute ihre Verſammlung halten, und wir das Vergnügen genieſſen, unſere Mutterſprache nicht zu vergeſſen.

Wir haben unſer beſonders Gaſthaus, wo wir ſpeiſen, auch andere Oerter, wo wir uns in der Franzöſiſchen oder Engelländiſchen Sprache unter gemeinen Mägdgen üben können. Wir ſezen die artigen Manieren dieſer Art von Schönen mit den unſrigen gleichen Schlags in Vergleichung. Dadurch erlangen wir das Recht, es allen jungen Herren vorzuthun, die das Unglück haben, ihre herrlichen Gaben zur Schwelgerey nirgends anders, als in dem Winkel ihres Vaterlandes ſehen zu laſſen.

Auf ſolche Art werden die Reiſen der jungen Holländer meiſtentheils zum Nuzen angewendet. Sie ſehen wenig, lernen nichts, leben mit Verdruß mitten unter allen Gelegenheiten des Genuſſes der weiſen, unſchuldig ergözlichſten Vergnügungen. Sie betrachten zwar die Franzoſen und Engelländer von auſſen, allein in ihre Sitten, in ihren Character, in ihre Staatskunſt, viel weniger in die Hofmaximen lernen ſie nicht eindringen. Alles das Neue, ſo ſie mit nach Hauſe bringen, beſtehet in einem oder etlichen reichen mit Gold und Silber beſchlagenen Kleidern, nach Pariſer Schneider Mode, ein paar abſcheulich groſſen Hüten, etliche Schnupftabackdoſen, und andern zierlich koſtbaren Lappereyen gleichen Schlags.

Dieſes legt ſich bey unſern jungen Kaufleuten am meiſten zu Tage, welche auf etliche Monate des jungen

gen Herrns in den benachbarten Ländern ſpielen. Einer von dergleichen Schrot und Korn, der ſich zu Paris vor langer Weile ganz verdrießlich befande, erweckte bey einigen ſeiner vernünftigern Landsleute groſſes Mitleiden, welche durch ihre gute Art und manierliche Aufführung ſich den Eintritt in verſchiedene gute Geſellſchaften erworben hatten. Was zum Henker, ſagte einer von dieſen leztern zu ihm, machet ihr denn hier, warum ſeyd ihr denn nach Paris kommen? Könnet ihr denn nicht **Burgunder Wein**, und **Caffee** zu **Amſterdam** ſchlurfen? Kommt mit, ich will euch die artigſten Frauenzimmer in Frankreich ſehen laſſen, die allein die Reiſekoſten belohnen. Was zum T... antwortete der andere auf gut Holländiſch, ſoll ich bey den Franzöſiſchen Dingerchen machen? Der fremde Leſer wird erlauben ihn zu berichten, daß die Franzoſen von gewiſſen Holländern äuſſerſt verachtet werden, die ſie nur die Franzöſiſchen Püppgen nennen, welches nichts weniger als ein ſchmeichelndes Liebeswort bedeutet.

Ich würde Unrecht thun, wenn ich hier dem Publico eine Nachricht von der luſtigſten Reiſe verſchwiege, ſo iemals bey Menſchengedenken angeſtellet und vollbracht worden iſt. Ein junger Kaufmannsprinz in oben bemeldter Stadt hatte ſagen hören, man könnte kein artiger Menſch werden, wenn man in ſeinem Vaterlande liegen bliebe, er faſſete alſo in Sinn, reiſen, und ein artiger Menſch werden, ſey einerley. Dieſe Phantaſie that er ſeinem Vater zu wiſſen, der auch herzlich gerne darzu ſtimmte, und über die edle Ehrbegierde ſeines Sohnes ein rechtes Vergnügen fühlete. Die Reiſe war beſchloſſen.

Der

Der junge Herr mit dreyhundert Gulden und guten Wechſelbriefen an die Correſpondenten des Vaters verſehen, ſchoß fort wie ein Pfeil vom Armbruſt. Tag und Nacht ruhete er nicht, und fluchte hundert mal, daß die Poſtpferde die Beine nicht geſchwind gnug aufheben wollten. Wie ein Blitz ſtrich er weit in die Länder hinein. Er beſahe Nimegen, Weſel, Düſſeldorf, Cölln, Frankfurt, Strasburg, Metz, Toul, Verdun, Luxemburg, Lyck, Maſtricht. Nun war er wieder in Amſterdam. Wenigſtens hatte er in einem Monat dasjenige geſehen, worüber andere ganze Jahre zubringen. Nicht ein einziger von den Correſpondenten war ihm zu Geſichte gekommen, die drey hundert Gulden hatten ſchon zugereicht, er brachte noch etwas davon mit zurücke. Auf ſeine beſchwerliche Reiſe bildet er ſich nun was rechts ein. Hat er nicht Urſache darzu? Eine groſſe Menge Klockenthürme von verſchiedener Figur hat er gleichwohl geſehen. Muß ſein Vater nicht ein Vergnügen über einen Sohn finden, der eine ſo künſtliche Art entdeckt hat, mit ſo wenig Koſten, in ſolcher Geſchwindigkeit artig und manierlich zu werden?

XVI.

Die Pedanterey *.

Man bedienet ſich in der franzöſiſchen Sprache des Worts Pedant nicht in gehöriger Richtigkeit, indem man glaubet, es ſey der Ausdruck eines Fehlers an den Gelehrten. Indeſſen kan es doch nach der genaueſten Gleichheit aller Welt, auch ſogar denenjenigen ſelbſt mit allem Recht beygeleget werden, welche alle Leute für das Gegentheil der Pedanten halten. Die Pedanterey iſt an keine Profeßion insbeſondere gebunden, und niemand muß nothwendig bey der von ihm erwählten Lebensart in dieſelbe fallen.

Ein Mann, deſſen Thun in der Unterweiſung der Jugend beſtehet, der ſelbige durch eine ernſthafte, ſaure Miene in den Schranken erhält, iſt ein Schulmeiſter, ein der Geſellſchaft höchſt nützlicher Mann. Derjenige aber, welcher, ſo zu reden, allenthalben mit der Ruthe in der Fauſt bewafnet herum lauft, der in allen Geſellſchaften ſeine Schule antrift, in die er zu treten pflegt, der mit einem entſcheidenden richterlichen Ton lauter Nichts vorbringet, verdienet den Titel eines Pedanten.

Ein Menſch, der in ſeiner Studierſtube verſteckt iſt, Bücher um ſich herum liegen hat, bald aufſteht, bald wieder ſitzt, bald geſchwind bald langſam herum gehet, ein wüſtes Geſicht machet, eine Sache mit den Augen ſtarr betrachtet, und ſie nicht ſiehet, iſt ein Mann der ſtudirt, er iſt aber kein Pedant. Er wird es aber

*) LXIX Bagatelle.

aber über und über, wenn er beym Austritt aus ſeiner Wohnung den Staub der Studierſtube nicht abſchüttelt, und mit ſeinem von Gelahrheit oder ſeiner Phyſik beladenen Gehirne hervor tritt, wenn er den Umgang mit Frauenzimmer, oder artigen Leuten beſchwerlich machet, auch ſelbige wohl gar mit ſeinen wilden, verrückten Gebehrden und Geſicht erſchrecket.

Gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit einem Tanzmeiſter. Wenn er auf dem Tanzſaal mit der Unterweiſung ſeiner Scholaren beſchäftiget iſt, ihnen eine gute Tragung des Leibes, mit vorgeworfner Bruſt, wohlgehobenem Fuß anbefielt, ſo würde ſich einer ſehr lächerlich machen, der dabey etwas einwendete: Er iſt kein Pedant, ein Tanzmeiſter iſt er. Er würde aber wirklich in die Pedanterey fallen, wenn er auf der Straſſe tanzen und den Vorbeygehenden Lection geben wollte.

Sollte mans wohl glauben? Tauſendmal mehr Pedanterey iſt in der Aufführung eines jungen Officiers, als bey einem alten Schulmeiſter anzutreffen. Wahr iſts, er tritt ins Caffeehaus mit recht guter Art, er zeigt ſich ſehr wohl, er grüßt ſeine Bekannten mit einer ungezwungenen feinen Stellung. Kaum aber hat er ſich unter einer Geſellſchaft von Gelehrten, oder Kaufleuten niedergeſetzt, ſo ordnet er die Truppen in Schlachtordnung, thut den Angrif auf eine Verſchanzung bey Malplaket, nimmt die äuſſere Böſchung des Grabens zu Menin weg, erſteigt den Stadtgraben, bringt die Mienen an. Man hört ihm zu, man weiß aber nicht, was der Pedante ſpricht.

Auch ſogar der Petitmaitre kan der vollkommenſte Pedante, deutſch: Schulfuchs, werden, wenn er in Geſell-

Geſellſchaft ſeine Reden durch neu ausgeheckte Redensarten und Wörter verdüſtert, die er, wenn mir ſo zu ſagen erlaubt iſt, in alle Brühen ſtreuet, und durch eine unaufhörliche gezwungne Art, die ſeiner Bande eigen iſt, vernünftige Leute ins Schrecken ſetzt, welche alle glauben, die guten Manieren müſten nirgends anders, als aus dem richtigen Vernunftſinn geſchöpft werden.

Alle dieſe vorgeſtellte Abbildungen geben eine gewiſſe grobe Pedanterey zu erkennen, die ziemlich in die Augen fällt. Es giebt aber noch eine feinere und zärtere, die einer mittelmäßigen Beurtheilungskraft gar leicht entwiſchen kan. Sie ſtecket in dem Character gewiſſer ſchönen Geiſter, denen man das Recht, anderer ihre Pedanterey auszulachen, nicht einmal ſtreitig machet. Sie ſind allerdings viel zu klug, als daß ſie immer von einem poetiſchen Stück, von dem wohl getroffenen Plan eines Schauſpiels, von der Richtigkeit eines Tadels ſprechen ſollten. Sie erniedrigen ſich ſo gar, von den gemeinſten Dingen im bürgerlichen Leben zu reden. Sie reden aber gar zu ſchön, ihr Vortrag iſt allzurein und zierlich, ihre Perioden ſind tactmäßig abgepaſſet, die Ausſprache geſchichet ganz langſam, redend ſchreiben ſie. Ohnerachtet ſie ihrer ſelbſt nicht einmal erwähnen, ſo vernehmen wir doch gleich, von was für Profeßion ſie ſind, ſie ſagen uns, daß ſie zu der ſchönen Geiſterzunft gehören.

Der Leſer wird nun wohl ohne Zweifel aus dem, was ich geſagt habe, die wahre Natur der Pedanterey erkennen. Ihr Grundſatz iſt eine lächerliche Eitelkeit, die uns antreibet, beſondere uns beywohnende Einſichten und wohl bekannte Dinge im Umgang

und Unterredung aufs Tapet zu bringen, die doch allgemein seyn sollte, nur damit wir uns solo hören zu lassen Gelegenheit haben. Hieraus läßt sichs nun gar leicht schliessen, daß die ganze Welt von Pedanten wimmelt, und nichts gemeiner sey, als daß man sich selbst lächerlich machet, wenn man eine besondere Classe von Leuten, die in der Pedanterey stecken, mit der Pritsche züchtigen will.

Wenn man das Vermögen seines Verstandes nur auf eine Materie in den Wissenschaften angewendet hat, so kan es nicht fehlen, daß man hinein stolpert, wo nicht gar hinein fällt, und der geschickteste Mann von der Welt, der sich nur nach einem Leisten gezogen hat, wird fast niemals den Mund aufthun, dabey er nicht in Sorgen stehen muß, in diesen unangenehmen Fehler zu tappen. Das Mittel, solchen zu vermeiden, bestehet hierinne, daß man seine Vernunft wohl einrichte, wodurch man den rechten Hauptschlüssel zu alle demjenigen erhalten kan, was zu wissen nützlich ist, und sich nicht einer Wissenschaft mit Leib und Seele so gar sehr überlasse, wobey man die allergemeinsten Dinge einzusehen verabsäumet.

Dieses ists, was man in der Welt einen rechtschaffenen Mann nennet, wenn man zu rechter Zeit bemüht ist, sich in einen Stand zu setzen, worinne man die Annehmlichkeiten der Gesellschaft schmecken und geniessen, das seinige aber auch darzu mit beytragen kan. Er bestrebet sich wenigstens einen allgemeinen Begriff von allen Materien, die mit dem bürgerlichen Leben ein Verhältniß haben, zu fassen. Den lächerlichen Hochmuth muß er sich vom Halse schaffen, der ihn beredet, als ob er zu den gemeinsten im Umgang vorkommenden Dingen viel zu vornehm sey.

Ich

Ich kenne Leute, die in der That Verſtand und guten Vernunftſinn beſitzen, und in allen Arten von Materien wohl beſchlagen ſind, ſie machen ſich aber daraus eine Ehre, daß ſie es thun, als hätten ſie einen Abſcheu für die Zeitungen. Dieſes kömmt mir aber ſo gar geſcheid nicht vor. Man fragt ſie, ob ſie nicht etwas neues wiſſen. Ach nein, iſt die Antwort, ich leſe keine Zeitungen. Dabey aber verſehen ſie ſich ziemlich grob, ſie ziehen auf die Narrheit der Zeitungsleſer los, die, da ſie einerley Sache in zwanzig verſchiedenen Zeitungsblättern leſen, endlich in herumwandelnde Gazetten verwandelt werden und den Namen Zeitungspedanten wohl verdienen. Was liegt mir dran, ob Gibraltar über iſt, oder ob es ſich noch hält. Was haben die Anſchläge des Cardinals Alberoni in meine Umſtände für einen Einfluß? Werde ich deswegen reicher oder ärmer ſeyn, wenn die Actien zu Paris ſteigen oder fallen? Das ſind freylich lauter Wahrheiten, ich muß es geſtehen, allein ſie ſind ſehr ſchlecht angebracht und ſchicken ſich hierher nicht.

Es iſt allerdings wahr, daß gewiſſe Zeitungsſchreiber die Vernunft beſchimpfen, wenn ſie von wahrſcheinlichen Muthmaſſungen die aufs abgeſchmackteſte ausſtudirte Folgerungen ziehen. Wahr iſts ebenfalls, daß viel Zeitungen mit unſerm Zuſtand nicht die geringſte Gemeinſchaft, noch in unſere Zufriedenheit einigen Einfluß haben. Es iſt im Gegentheil aber eben ſo wahr, daß faſt alle Menſchen gerne wiſſen wollen, was in der Welt vorgehet, und daß eine gewiſſe leutſelige Gefälligkeit, die wir gegen unſers gleichen zu beobachten verbunden ſind, erfordere, dergleichen unartigen Hartnäckigkeit der Vernunft

Einhalt zu thun, welche uns von dergleichen an und für ſich ſelbſt nicht viel zu bedeutenden Dingen gänzlich abführen will. Wir müſſen erwegen, daß ſie allerdings durch die Verbindlichkeit der Menſchheit, darinne wir mit dem menſchlichen Geſchlecht ſtehen, beträchtlich werden. Eine Pedanterey iſt es, immerfort mit Gazetten, und politiſchen Betrachtungen vollgeſtopft und bepackt ſeyn: Es ſtecket aber auch keine kleine Pedanterey in der Pralerey, daß man in Zeitungsmaterien ein Idiot ſey. Es iſt eine übelangebrachte Beſchimpfung gegen eine gewiſſe Neugier, die eben nichts närriſches an ſich hat, wenn ſie in ihren richtigen Schranken bleibet.

Ich werde dieſe Abhandlung von dem weſentlichen Character der Pedanten mit einer Betrachtung endigen. Es ſtehet in eines Menſchen Freyheit, ſich eine Profeßion, eine Wiſſenſchaft zu erwählen, ſich dieſelbe gefallen zu laſſen, ſich ihr zu widmen, ſeine Verſtandeskräfte und Einſichten darauf zu wenden. Man kan in ſeiner Studierſtube ein Philoſoph, ein Juriſt, ein Mathematiker, ein ſchöner Geiſt ſeyn: will man aber dieſes alles mit Leib und Seele ohne Unterlaß ſeyn, ſo muß man ſich der Geſellſchaft rechtſchaffener Leute begeben und ſolcher abſagen. Tritt man in den Umgang des bürgerlichen Lebens, ſo kommt man nicht dahin, als ein Poet, als ein Redner, noch als ein Prieſter, ſondern als ein Menſch, der nur guten Vernunftſinn mit bringen darf. Kan man etwas von Lebhaftigkeit, Witz, feurigen Verſtand zutragen, ſo iſts ſehr gut: Nur müſſen dieſe Annehmlichkeiten gemäßige: und nach den Einſichten derer andern, mit denen man umgehet, abgewogen ſeyn. Uiberdieſes muß man ſich mit Höflichkeit, freundlicher Gefälligkeit

keit dabey verſehen, und der albernen Eitelkeit, das groſſe Wort zu führen, wie nicht weniger der Anmaſſung der Herrſchaft über den Verſtand der andern abſagen. Sehet, dieſes iſt der richtige Character eines rechtſchaffenen Mannes.

XVII.

Die Studenten- und Frauenzimmer-pedanterey *.

Für einen Mann, der ſeinen Verſtand bereits ins Geſchick gebracht hat, iſt nichts luſtigers, als die Unterredungen junger Leute anzuhören, die einige Jahre auf der Univerſität zugebracht, und nichts anders als ihren Profeſſor und die Geſellſchaft ihrer Mitſchüler geſehen haben. Was hilft ihnen ihr unendlich groſſer Verſtand, was hilft ihnen ihre ungeheure Wiſſenſchaft? Die Geſellſchaft wackerer Leute iſt ihnen ein unbekanntes Land, darinne ſie ſich verlieren, und es iſt faſt unmöglich, daß ſie nicht darinne ein recht lächerliches Volk vorſtellen ſollten.

Es iſt wohl wahr, daß die geſcheideſten unter ihnen gar öfters gehört haben, es ſey eine Pedanterey, in Geſellſchaft des Frauenzimmers Latein zu reden, oder den Cicero und den Horaz anzuführen, gleichwohl kan man ſie gar leicht aus ihrer beſondern Mundart kennen lernen. Sie haben ſich angewöhnet, wenn ſie mit einander ſcherzen, gewiſſe Kunſtwörter auf gemeine Sachen läppiſcher Weiſe anzuwenden, dadurch ſie ſich ganz unvermerkt an eine närriſche Redekunſt gewöhnet, daß ſie dieſes tolle Geſchnacke

*) LXXIX Bagatelle.

nicht los werden können, und es nicht einmal merken, wie ſie gewiſſen Leuten ganz unverſtändlich vorkommen.

Der Umgang dieſer Herren iſt nicht weniger kurzweilig in Anſehung der Materien, als der Redensarten. Sie haben nur vor kurzer Zeit eine groſſe Menge Dinge gelernet, davon ſie vorher nicht den geringſten Begriff gehabt. Ihre Einbildung iſt daher gewaltig gerühret worden. Sie ſind ihnen ſchön, artig und beſonders vortreflich vorgekommen, daher meinen ſie, ihre neuen Künſte werden bey allen Leuten eben ſo wunderbare Eindrückungen machen, als ſie in ihnen gewirket haben. Mit einer nachdrücklichen Ernſthaftigkeit werden ſie ſprechen, daß das Syſtem des Copernicus viel wahrſcheinlicher, als des Ptolomäus ſeines heraus komme, und durch richtige Demonſtration werden ſie weitläuftig erweiſen, daß es mit dem allgemeinen Weltbau weit geſchickter paſſet, wenn die Erde um die Sonne herum laufe, als daß man ſich einbilden wollte, dieſes groſſe Geſtirn drehe ſich um die Erde herum.

Vor nicht langer Zeit ſahe ich einen, der ſich wieder bey ſeiner Mutter und bey ſeinen Schweſtern zu Hauſe befand, und alle ſeine Kräfte anwendete, ihnen auf eine wunderbare Art zu zeigen, daß das auf der Univerſität verthane Geld an ihm nicht übel angewendet worden ſey. Er brachte lauter widerſinnige Sätze vor, alle ſeine Reden enthielten gewiſſe Meinungen, die denjenigen, ſo nicht ſtudirt haben, ziemlich unſinnig und abgeſchmackt ſcheinen. Wenn ſeine Schweſtern reiflich mit einander überlegten, was ſich für Farben der Bänder zu ihren Geſichtern ſchicken möchten, hielt er ſich ſpöttiſch über ihre Unwiſſenheit auf

und

und bemühete ſich zu erweiſen, daß in den Cörpern gar nichts von Farbe zu finden, und dieſes nur ein Vorurtheil des Pöbels wäre. Die guten Kinder ſperreten die Augen über ihren Bruder auf und geriethen in groſſen Zweifel, ob er ein erzgeſchickter Menſch, oder ein ganzer Narr ſey. Man hörete ſein Wunder, wenn er nach den Sternen guckte, was er von deren Gröſſe und unermeßlichen Entfernung von der Erde herſchwatzte.

Der arme Tropf trat iezuweilen mit Fleiß, wie ich merkte, dem kleinen Hündgen auf die Pfoten, daß es ſchreyen muſte und ſeine kleinere Schweſter zum Auffahren brachte. Aus Bosheit that er das zwar nicht, es geſchahe vielmehr aus Eitelkeit. Er ſuchte nur Gelegenheit zu ſagen, daß das kleine Thier nichts empfände, und ſein Schreyen wär eben ſo viel als das Knarren in einer Uhr oder an einem Bratenwender. Hier fande er nun, wie man leicht denken kan, das ſchönſte Feld vor ſich von den Seelen der Beſtien zu reden, und die Zuhörer mit den allerſpitzfindigſten Hirngeſpinſten des Deſcartes in Bewunderung zu ſetzen.

Die gute ehrliche Mutter dieſes philoſophiſchen Lehrlings, ob ſie gleich nicht ein Wort von dem gelehrten Geſpräch verſtand, hörete ihm dennoch mit Erſtaunen zu, und war herzlich vergnügt über den treflichen Fortgang, den ihr Sohn in ſo kurzer Zeit in ſeinen Studien gemacht hatte. Sie wurde aber doch recht böſe auf ihn, daß, da ſie die Lampe unter ihrem Theekeſſel anzünden wollte, ſie ſich die Finger verbrannte. Der ganze Troſt, den ihr der junge Gelehrte ertheilte, beſtand darinne, daß ſie vernehmen muſte, es ſey in

dem Feuer keine Hitze, und dieſe Sache wäre bereits richtig demonſtriret.

Ich erzähle dieſen Vorfall gar nicht deswegen, daß ich den Studenten Verdruß anthun, noch andere bewegen wollte, daß ſie einander auslachen ſollten. Mein einziger Zweck geht dahin, daß ſie von ihrem Fehler, den ſie begehen, gerühret werden, der auch im Grund ſo natürlich, als faſt unvermeidlich iſt. Mit der Kunſt Umgang zu pflegen, iſt es wie mit andern Wiſſenſchaften beſchaffen. Man weiß nichts davon, wenn man ſie nicht gelernet hat. Verſtand und guter Vernunftſinn bringen uns niemals richtige Begriffe von Dingen bey, wenn man nicht genaue Betrachtung darüber angeſtellt, und ſie von der rechten Seite angeſehen hat. Wie will man, daß ein junger Menſch reden ſoll, wenn er nicht redet, wie ers gewohnt iſt, und wie er andere reden höret? Die von mir abgeſchilderte Aufführung iſt allerdings lächerlich, allein ſie giebt kein Merkmal, daß man vom Grund aus lächerlich ſey, und ein wenig Aufmerkſamkeit iſt für einen natürlich richtigen Verſtand ſchon hinlänglich gnug, ſich zu hüten, daß dieſes Uibel keine tiefe Wurzeln ſchlage.

Ich kenne Leute vom Witz und Verſtand, die ſich vielleicht auf die gemachte Abſchilderung von dem Studentenumgang etwas zu gute thun, und ſich doch ſelbſt einer Unbedachtſamkeit ſchuldig machen, die im Umgang des bürgerlichen Lebens ſehr unangenehm iſt.

Es wird ein Fremder in Geſellſchaft gebracht, man bewillkommt ihn mit aller Höflichkeit, und nimmt ihn freundlich auf, nach einigen gewöhnlichen gemeinen

Höf-

Höflichkeiten fangen die andern ſogleich von Anverwandten, von Freunden zu ſprechen an, die der Fremde niemals geſehen, noch von ihnen etwas gehöret hat. Wenn er klug und beſcheiden iſt, wird er ſtillſchweigen. Hätte er alſo den erhabenſten Verſtand von der Welt, ſo iſt er doch verurtheilt, ein einfältig Kalb vorzuſtellen, weil man insgemein einen Narren und einen, der in einer Geſellſchaft die Zähne nicht von einander thut, gar leicht in eine Brühe zu werfen pflegt. Doch halt! Iſt es denn billig dem Umgang Gewalt anzuthun, und die Unterredung, um eines neuen Ankömmlings willen, zu verändern? Auſſer allen Zweifel. Wenn man denken ſoll, daß ihr Verſtand habet, ſo werdet ihr doch wohl zugeben müſſen, daß eure Freunde und Anverwandten nicht die einzigen Gegenſtände einer Unterredung ſind, und daß deren noch viele andere vorhanden, die euch auf den gewiſſen Zweck der Unterredung führen können. Ihr müſſet machen; daß andere mit euch zufrieden ſind, indem ihr ihnen Anlaß gebet, daß ſie mit ſich ſelbſt zufrieden ſind.

Wahr iſts, daß in dem von mir angeführten Fehler eigentlich keine Pedanterey, wohl aber nicht viel guter Vernunftſinn und wenig Unbeſcheidenheit ſteckt. Es findet ſich aber eine recht weſentliche Pedanterey in dem Verfahren gewiſſes Frauenzimmers, wenn ſie in Geſellſchaft unaufhörlich von nichts anders, als von der Einrichtung einer Spazierfahrt, von der Manier und dem Schnitt eines Kopfputzes u. d. m. ſchwatzen. Hier fliegen alle Kunſtwörter, die ich eben ſo wenig zu verſtehen verbunden bin, als die in der Naturlehre, woferne ich nicht, aus einer übertriebenen Gefälligkeit durch ein weibiſches abgeſchmacktes Stu-

diren, die Namen der erstaunlichen Menge von Frauenzimmerputz lernen würde. Ich habe iezuweilen gesehen und gehört, daß dergleichen angelegentliche Unterredungen zwo lange Stunden hindurch gedauret, und den liebenswürdigsten Gesichtern eine Häßlichkeit zugezogen haben, auch mit solchem Eifer getrieben worden sind, als ob die Wohlfahrt ganzer Königreiche daran hienge.

Unter andern wurde ich ein paar junge Frauenzimmer gewahr, welche nach einer recht vertraulichen Einigkeit von den Mousketairs, von den Falbalas, und dergleichen Zeug geschwatzet hatten, auf einmal in Zank und Zwist über ein Band geriethen, so eine von ihren Freundinnen am Kopf getragen hatte. Die eine behauptete steif und fest, es sey blaßroth, die andere aber, es sey hochroth gewesen, und nach einem so hitzigen Streit wurde man endlich eins, darinne Schiedsrichter zu wählen. Ein junger Mensch, der bey diesem Krieg zugegen war, und vorher die Beschreibung der mancherley Arten vom Frauenzimmerschmuck in tiefem Stillschweigen mit angehöret hatte, nahm seinen Hut, zeigte ihn der Gesellschaft vor, und fragte sie, ob sie denselben nicht vollkommen wohl aufgesteift befände. Er ist nicht übrig groß, wie sie sehen, fuhr er fort, noch gar zu klein. Er ist nicht so hoch gestammet, wie ihn die Dragoner tragen, aber auch so niedrig nicht, daß er einem abgeschmackten Bürgerhütgen ähnlich sehe. Meiner Meinung nach ist er recht, wie er seyn soll, nach meinem Kopf geschickt, und wenn ich mir die Mühe nehmen wollte, so würde ich ihm den prächtigsten Lobspruch machen können, der diese ganze Gesellschaft, zum wenigsten auf zwo starke Stunden sattsam vergnügen sollte.

XVIII.

Von der vorzüglichen Ehrerbietung gegen das Alter *.

Man findet auf der ganzen Erde gewiſſe Gewohnheiten durchgehends im Gebrauch, welche ihren Urſprung nicht aus der Vernunft gezogen, auch ihre Einführung der allgemeinen Uibereinſtimmung aller Völker keinesweges zu danken haben. Der Urſprung dieſer Gewohnheiten würde allezeit dunkel und verworren bleiben, wenn man nicht zugeben wollte, daß ſie durch Uiberlieferungen von einem einzigen Geſchlecht auf alle Völker der Erden, welche eben ſo viel von demſelben abſtammende verſchiedene Aeſte ſind, fortgepflanzet worden wären.

Die Opfer, welche wir zum Beyſpiel anführen, ſind bey allen Völkern der Erden im Gebrauch, denen doch die geoffenbarte Theologie gänzlich unbekannt iſt. Alle abgöttiſche Nationen, ſo unterſchieden ſie von einander in ihrer Götter Dienſt ſind, kommen doch in dieſer Art der Opfer für ihre Gottheiten überein. Nicht nur die Vernunft kan den Grund zu dieſem Gebrauch keinesweges gegeben haben, weil es klar am Tage liegt, daß zwiſchen dem Blut des Viehes, und dem Zorn einer beleidigten Gottheit nicht das geringſte Wechſelverhältniß zu finden; ſondern man kan auch nicht begreiffen, wie es den Menſchen hätte in die Gedanken kommen können, den Göttern Schlachtopfer zu bringen.

Das

*) LXXVI Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Das einzige Mittel, dieser Verwirrung der Sache abzuhelfen, ist, daß man glauben müsse, es habe ein erster Stifter von erhabenem Ansehen den Gebrauch der Opfer bey einem Volk, von dem alle andere ihre Abstammung herleiten, eingeführet. Ist gleich diese Meinung nicht von einer überzeugenden Deutlichkeit, so ist sie dennoch von solcher Wahrscheinlichkeit, welche einem unumstößlichen Beweis gleich kommt, und ganz natürlicher Weise auf ein erstes Wesen, und auf einen ersten Menschen führet.

Ich unterwinde mich auch noch zu behaupten, daß die in der Welt eingeführte Gewohnheit, das Alter vorzüglich zu verehren, von einerley Art mit dem Gebrauch der Opfer sey: Immassen man keinen Grundsatz in der Vernunft findet, aus dem man diese Gewohnheit herleiten könnte.

Gewiß ists, daß nach dem Recht der Natur und der Vernunft, der einzige Bewegungsgrund zu eines Mannes Verehrung, der erhabene Vorzug in der Tugend seyn müsse, und niemals erwiesen werden könne, daß das Alter, oder die Menge der Jahre, an und für sich selbst einer Ehrerbietung würdig seyn.

Es bleibt dannenhero noch zu untersuchen übrig, ob der erhabene Vorzug der Tugend sich bey dem hohen Alter mehr, als in den andern Zeiten des Lebens antreffen lasse. Dieses ist es aber, was einen gar vernünftigen Zweifel erregen kan. Will man seine Meinungen auf die Vernunft allein gründen, so wird man zu glauben genöthiget, daß bey dem männlichen Alter die Verdienste in ihrem größten Glanz stehen, und das Alter, wie die Jugend von dieser Art der Vollkommenheit gleich weit entfernt sind.

Jugend

Jugend iſt lebhaft, brauſend, im Gewühl der Unordnung beſtändig befangen, eine Beute der raſenden Leidenſchaften. Man kan ſie gar wohl eine fortwährende Trunkenheit nennen, oder mit dem Ausdruck des Herrn de la Rochefoucault belegen, daß ſie ein rechtes Vernunftsfieber ſey. Man wird gar ſelten finden, daß junge Leute ihre Verſtandeskräfte, und inſonderheit die Eigenſchaft, vernünftige Schlüſſe zu machen, anwenden. Ihre gemeinſte Beſchäftigung iſt Ergötzlichkeit, und ihr Fleiß nur gemeiner Zeitvertreib. Wenn ſie ſich im Gegentheil zur Ausübung der Vernunft anſchicken, erholen ſie ſich von ihren Vorurtheilen, die noch nicht Zeit genug erhalten, tiefe Wurzeln in dem Gemüth zu ſchlagen; da ſie in gewiſſe Maaſſe gegen alle Meinungen gleichgültig ſind, können ſie durch das natürliche Geſchicke des vernünftigen Sinnes Meinungen, die der Wahrheit am ähnlichſten kommen, annehmen.

Bejahrte Leute haben ſo lebhafte und ſtürmende Leidenſchaften, welche dem Gemüth die Freyheit zu handeln, rauben, nicht mehr zu beſtreiten. Allein die Stärke ihrer Vernunft nutzet ſich eben ſo wohl, als die Lebhaftigkeit ihrer Leidenſchaften ab, und die Schlafſucht, darein ihre Begierden gerathen, greift auch ihre Vernunft an.

Wenn über dieſes alte Leute in ihrer Jugend eine unordentliche Art von Vernunftſchlüſſen angenommen haben, ſo werden ſie durch eine lange Reihe der Jahre darinne dergeſtalt verſtärket, daß ſie unmöglich wieder davon los kommen können. Je feſter man Begriffe mit falſchen Grundſätzen verbindet, ie mehr entfernt man ſich von der Wahrheit, nicht anders, als vom Weg verirrete Wanderer, deren Abweichung im-

mer gefährlicher wird, ie weiter sie fortgehen. So wenig Meinungen auch sich alte Leute in den Kopf gesetzet haben, so wenig Kraft werden die überzeugendsten Beweise finden, ihnen die Augen zu eröfnen. Ein hartnäckiger Eigensinn ist ihr herrschender Fehler. Gemeiniglich dienet ihnen ihr betagtes Alter zum allgemeinen Beweisgrund, mit welchem sie alles dasjenige auf einmal niederzuwerfen gedenken, was ihnen solche Leute entgegen setzen, die das Glück geniessen, noch wenigere Zeit als sie gelebet zu haben. Sollte man wohl einem Greis zumuthen, seine Lehrart zu verändern, wodurch er in einem Augenblick die Frucht alles seines Fleisses verlieren, und wieder zum Schulknaben werden müste? Dieses Opfer wird er von seiner Eigenliebe nimmermehr erhalten können. Viel lieber wird er ein für allemal zuvor aussetzen, daß junges Volk keinen allgemeinen Vernunftsinn im Kopf habe, und nichts so unsinnig sey, als daß man mehr als seine Lehrmeister zu wissen verlange.

Ich muß gestehen, daß die Erfahrung alter Leute ein grosser Vortheil sey, den sie für junges Volk haben. Allein gewiß ists auch, daß, von der Erfahrung Früchte zu ziehen, eine lebhafte Einsicht erfordert werde, welche durch eine richtige und weitläuftige Art, vernünftig zu schliessen, unterstützt, diese Erfahrung gültig machen, und ihr den wahrhaften Preis erwerben muß.

Macht man über die Vorfälle im Leben verkehrte Vernunftschlüsse, so erwirbt man sich an stat guter Geschicklichkeiten, eine stolze Unwissenheit, welche weit häßlicher ist, als die Unwissenheit junger Leute, die noch immer mit einiger Gelernigkeit vergesellschaftet ist.

In

In Betrachtung der Tugend, hat das hohe Alter vor die Jugend einen ſo gar erhabenen Vorzug gewiß nicht, als man ſich insgemein einbildet.

Oefters ſehen alte Leute das Unvermögen, Laſter zu begehen, als eine Tugend an. Sie dürfen wider keine Begierden zu Felde ziehen, und dieſe Unwirkſamkeit halten ſie für einen rühmlichen Sieg, den man über ein rebelliſches Herz, und über ein unruhiges Temperament erfechten müſſe.

Zum öftern behält man im Alter noch unvermögende Begierden, und da man denſelben keine Gnüge thun kan, fällt man faſt in Verzweiflung. Mehr als zu oft iſt der Abſcheu, den ein Greis gegen die unordentliche Aufführung der Jünglinge bezeuget, mehr eine Wirkung niederträchtiger Eiferſucht, welche die Lüſte in ſeinem Gemüth erregen, die er zu ſchmecken nicht mehr im Stand iſt, als daß ſie ein Zeichen der Tugend ſeyn ſollten. Auch iſt gewiß, daß das Alter ihm eigenthümlich anklebende Laſter hat. Dahin ſonderlich der Geiz zu rechnen iſt. Er iſt und bleibt allezeit ein lächerlicher Fehler, inſonderheit aber iſt er eine unbegreifliche Narrheit bey denenjenigen, die Geld und Reichthum lieben, damit ſie nur reich ſeyn, und Geld haben wollen, und gegen Güter ein heftiges Verlangen hegen, die ſie nicht gebrauchen können, und aus deren Beſitz ſie der Tod, ehe ſie ſichs verſehen, reiſſen wird.

Man füge noch bey, daß die Eigenliebe junger Leute ſo heftig nicht ſey, als die Selbſtliebe bey den Alten. Sie iſt faſt ihre einzige Leidenſchaft. Alle ihre andere Begierden verſenken ſich wie in einen Abgrund dahinein. Die Neigung eines jungen Menſchen

ſchen breitet ſich auf eine unendliche Menge der Gegenſtände aus: Dahingegen die Begierde der Alten ſich wie in einen Mittelpunct auf ſie ſelbſt zuſammenziehet. Je näher ſie ihrem Untergang ſind, ie mehr fangen ſie ſich an zu lieben, und ie gröſſere Sorgfalt wenden ſie für ihren Nutzen und für ihre Bequemlichkeit an. Oefters iſt ihnen die ganze Welt verhaßt, damit ſie ſich deſto mehr lieben können, und gemeiniglich iſt nichts härter, nichts unempfindlicher, als das Herz einer von vielen Jahren überhäuften Perſon. Sie denket nur allein auf ſich, ſie redet von ſich allein, ſie hält alle Augenblicke für verloren, darinne ſie ſich mit etwas anders, als mit ſich ſelbſt beſchäftigen ſollte. Sie verlangt ſogar, daß andere eben ſo viel Weſens von ihr machen ſollen, als ſie von ſich ſelbſt machet. Sie erzählet ihnen her, wer und was ſie iſt, was ſie werden wird, und vornehmlich was ſie geweſen iſt. Ihre Krankheiten, ihr Podagra, ihre Schwachheiten, ihr Verhalten in Eſſen und Trinken, alles dieſes ſcheinet ihr von groſſer Wichtigkeit zu ſeyn, die Aufmerkſamkeit derjenigen zu beſchäftigen, die ſie mit ihrem Geſpräch unterhalten.

Aus dieſer ungeheuren Hochachtung ſeiner ſelbſt entſtehet die Furchtſamkeit, Nachläßigkeit, der beſtändige eigenſinnige Verdruß, den die geringſten Dinge bey alten Leuten zu erwecken pflegen; kurz, alles ihr widerwärtiges Betragen, daß ſie ſich nicht entſchlieſſen können, für ſich allein und zu Hauſe zu bleiben.

Ich bekenne es allerdings, daß ein vernünftiger und tugendhafter Greis ein Schatz von unendlichem Werth iſt. In ihm kan man eine lebendige Geſchichte ſeines Zeitlaufs finden. Er weiß beſondere Vorfälle,

fälle, die er mit merkwürdigen Betrachtungen, welche das Alter in ſeinem Gemüth zur Reife gebracht haben, zu begleiten. Inſonderheit ſind ſeine Lehren über die Aufführung der Menſchen, eben ſo viel Orakelſprüche, die man mit der tiefſten Hochachtung aufzunehmen würdigen muß. In Zufriedenheit über die Art und Weiſe ſeines Lebens beklagt er das Vergangene nicht, das Zukünftige macht ihn nicht bange und furchtſam, und ſeines Herzens Ruhe giebt ſeinem Umgang ein angenehmes Vergnügen. Allein dieſe Art von alten Leuten iſt ſo ſeltſam, daß es nicht das Anſehen gewinnet, als hätte dieſelbe den Menſchen diejenige Hochachtung eingeflöſſet, welche man gemeiniglich als eine dem hohen Alter ſchuldige Verehrung anſiehet. Junge tugendhafte Männer, und weiſe Greiſe, ſind faſt eines wie das andere, in der Geſellſchaft ein ſeltſames Wildpret.

Im männlichen Alter hingegen befindet ſich die Vernunft in ihrer völligen Kraft. Die Leidenſchaften ſind zwar nicht erloſchen, iedoch deſto gelerniger und biegſamer, und dienen mehr, die Verdienſte zu ſtärken, als denſelben zu ſchaden. In dieſem Lebensalter beſitzet man alle Klugheit, einen Anſchlag zu faſſen, und alle Kräfte, denſelben auszuführen. Mithin giebt die Vernunft Anleitung, daß dieſem Alter mehr, als einem andern die Ehrerbietung erwieſen werden müſſe, welche der Vorrang des Verdienſts, als eine Schuldigkeit erfordert. Woher kommts doch, daß man gleichwohl insgemein bey allen Völkern das Gegentheil antrift? Wie ich davor halte, mag wohl dieſes die einzige Urſache ſeyn: Im Anfange der Welt lebten die Väter eine lange Zeit, in welcher ſie eine zahlreiche Nachkommenſchaft vor ſich ſa-

hen, die ſie, vermöge des natürlichſten vor allen Rechten mit unumſchränkter Gewalt beherrſchten. Ohne Zweifel iſt dieſes die erſte Forme der Regierung, welche unter den Menſchen ſtat gefunden, die dem natürlichen Rechte nach einander gleich waren. Man ſiehet dahero, daß bey den erſtern Geſchlechtern auf der Welt das Anſehen der Alten mit ihren Jahren zugenommen, und die Ehrerbietung, ſo man ihnen erwieſen, von der Autorität den Zuwachs erhalten habe. Dazumal wuſten die Menſchen von keinen andern Fürſten, noch von einem andern Richter, als von dem Oberhaupt ihres Geſchlechts. Da ſich nachher die Geſchlechter auf der Erden nach und nach vertheilet, und verſchiedene Völkerſchaften aufgerichtet, iſt der Begrif der Ehrwürdigkeit des Alters in dem menſchlichen Geſchlechte durch Uiberlieferung verewiget geworden, und die Väter haben ſie den Kindern als eine unſtreitige Wahrheit um ſo viel nachdrücklicher eingepräget, als ſie ihren Vortheil dabey gefunden haben.

Es ſollte mir leid ſeyn, wenn dieſe meine Meinung alten Leuten verdrießlich fallen möchte. Ich merke ſchon, daß ich meine Urſachen habe, ihnen ihre Rechte nicht abzuſtreiten. Wenn indeſſen meine Vernunftſchlüſſe nichts taugen ſollten, ſo wird man mir die Güte erweiſen, mich beſſer zu unterrichten.

XIX.

Eine Manufactur von Zuſchriften *.

Schreiben an den Verfaſſer der Bagatelle.

Mein Herr.

Sie wiſſen, daß niemals ein Zeitlauf an Schriftſtellern ſo reich und fruchtbar geweſen iſt, als dieſer, darinne wir zu leben das Glück haben. Ihnen iſt auch nicht unbekannt, daß unter allen dieſen Autorn nicht lauter geſchickte Leute ſind, ohngeacht ſich die meiſten davon einbilden, ſchreiben und geſchickt ſeyn, ſey ein Thun. Die allerbeſcheidenſten dieſer ohne allen Beruf ſich eingedrungenen Schriftſteller überlaſſen die anſehnlichen und ernſthaften Materien denen von ihren Collegen, welche eine eben ſo mäßige Geſchicklichkeit, als die ihrige iſt, mit einem deſto gröſſern Hochmuth auszupuzen wiſſen. Hingegen begnügen ſie ſich, dem ehrſamen Publico mit Zeitungen, kleinen Geſchichten, die aus ziemlich ſchlecht zuſammengeflickten Abentheuern beſtehen, und auf gut Glück hingeſchmieret ſind, ihre gehorſamſten Dienſte zu erweiſen. Die Schreibart gehört gar nicht mit unter ihre Begriffe, gleichwohl werden ſie Ihnen doch die Verſicherung geben, ſie ſey Cavaliermäßig, ſie ſchreiben, wie ſie zu reden pflegten, welches gar öfters auch ſeine gute Richtigkeit hat.

Meine Abſicht gehet gar nicht dahin, etwas wider dieſe ihre Aufführung einzuwenden. Jeder iſt Herr von ſeiner Zeit, er kan ſie anwenden, wie es ihm beliebt,

*) XXXIV Bagatelle.

liebt, und überdieses sind es solche Werkgen, welche nicht weniger beliebt sind.

Herr Roger läßt Gongam wieder von neuen drucken, und man versichert mich, er wird auf den Titel setzen lassen: Gongam, die vierte Auflage, dem menschlichen Geschlecht zu Spott und Schande.

Alles, was ich bey den Werken solcher Schriftsteller, welche nicht wissen, was die Wahl des Ausdrucks oder auch Perioden heissen, einzuwenden finde, ist dieses nur, daß ihre Bücher mit einer Zuschrift versehen sind, welche oftmals unendlich elender, als das Buch selbst zu seyn pfleget.

Das ist aber auch ganz natürlich. Es finden sich weit mehr Schwierigkeiten ein Compliment ins Geschicke zu bringen, als zu sagen: Iris hat schöne schwarze, grosse, vorm Kopf stehende Augen, einen kleinen annehmlichen Mund, den weissesten Busen von der Welt, ihr Kleiderschmuck ist grüner Stof mit silbernem Grund.

Gleichwohl ist doch die Zuschrift gemeiniglich der allerwichtigste Theil vom ganzen Buch, und ich stehe fertig und bereit, allezeit zu behaupten, daß mehr Werke um der Zuschrift wegen als Zuschriften um des Werke willen, ausgearbeitet werden.

Ich erinnere mich, daß eines Tages mir ein Autor ein dergleichen Stück überreichte, darüber er meine Meinung zu wissen, Verlangen trug. Ich muste dasselbe laut lesen, und ich dachte nicht anders, ich würde meine Lunge damit auf immerdar zu Schanden machen. Ich mochte suchen, wie ich wollte, nur einmal Athem zu holen, alles aber vergebens, weil auf sechs ganzer Seiten zwar viel Commata, aber nicht

ein

ein einziger Punct anzutreffen war. Wie ich der gutherzigſte Menſch von der Welt bin, und lieber etwas aus guter Ehrlichkeit hingehen laſſe, als daß ich eine lebendige Seele beleidigen ſollte, ſo begnügte ich mich, die Schrift wider zurück zu geben, und in aller Freundlichkeit zu ſagen, daß alles überaus wohl an einander hienge.

Es iſt mir ſehr lieb, verſetzte der Verfaſſer, daß Sie dieſes bemerkt haben, Sie können auch nicht glauben, was mirs vor Mühe gekoſtet hat, meine ganze Zuſchrift in einen einzigen Perioden zuſammen zu ſchrauben.

Ich fande aber noch einen andern Fehler in dieſem Stück, der noch erheblicher war. Aus Mangel der Erkenntniß der Eigenſchaft und Stärke der Ausdrücke, hatte mein armer Schriftſteller ſeinem Mäcen einen ziemlichem Gecken geſtochen, da er doch hierbey die beſte Abſicht von der Welt gehabt, demſelben das volle Rauchfaß vor die Naſe zu halten.

Dergleichen Misbräuchen nun völlig abzuhelfen, habe ich vermeinet, der gelehrten Republik einen wichtigen Dienſt zu leiſten, wenn ich eine Zuſchriftsmanufactur bey mir aufrichtete, ich werde auch die Waare um recht billigen Preis verlaſſen.

Ohne alle Eitelkeit kan ich mich wohl rühmen, daß ich weit geſchickter als ein Menſch von der Welt ſey, dergleichen Anſchlag wohl auszuführen. Von Kindesbeinen an, bis in mein ſechzigſtes Jahr hat meine ganze Nahrung ordentlich in Milch, Zucker und Honig beſtanden, dabey habe ich nichts anders, als Canarienſect und Hydromel getrunken. Wie nun die Nahrung einen gewaltigen Einfluß ins Temperament

hat, so sind dadurch mein Humeur und ganzer Verstand zu einer unerschöpflichen Holdseligkeit gelanget. So lange als ich nur gedenken kan, habe ich nichts verschmähet, oder verleumdet, und wie der leibhafte Titus lasse ich alle, die mit mir reden, mit mir und mit sich selbst höchst vergnügt von mir gehen. Uiberdem habe ich mich noch am alten Französischen Hofe aufgehalten, wo der Umgang in nichts anders, als in einer ordentlichen Handelschaft von Lobsprüchen bestanden hat.

Denen Autoren, welche meine Waare nöthig haben, thue ich also hiemit kund und zu wissen, daß ich dieselbe nicht nach der Elle, sondern nach der Hand und Güte des darzu gebrauchten Stofs, wie auch nach der Form, so ich ihr gebe, verkaufen werde.

Beyspielsweise, muß ich wenigstens einen Thaler für ein Lob haben, wo Weisheit, gute Aufführung und Mitleiden eingewürket ist.

Kömmt Wissenschaft, schöne Künste, Griechische Poesie und ander dergleichen feines Zeug mit zum Einschlag, wird ein Ducaten bezahlt.

Müssen Verstand, Annehmlichkeiten, Schönheit und Glückseligkeit angebracht werden, so werden zehen Gulden, deucht mich, nicht zu viel seyn.

Doppelt so viel muß mir für Tapferkeit, unerschrockenen Muth, erhabenes Gemüth, grosses Genie, und dergleichen Heldentugenden, mit Belagerungen, Feld- oder Seeschlachten gespickt, gegeben werden. Dieses Zubehör aber alles in eine Lobeserhebung anzubringen, welches eigentlich die Zuschrift an ein gekröntes Haupt ausmachet, werde ichs hoffentlich mit zehen Pfund Steerling sehr leidlich machen.

Man

Man wird hierbey wohl bemerken, daß ich allhier von ernſthaften und richtig bedeuteten Lobſprüchen rede. Die aber nur zur Luſt und zum Scherz ertheilet werden, gelten ein Fünftheil mehr, und ſo viel die zweydeutigen Lobſprüche anbetrift, die zwar nicht rührend zu ſeyn ſcheinen, gleichwohl mit guter Art in das Herz derjenigen dringen, die aus der Verachtung alles Räucherpulvers ein Handwerk machen, ſo muß man mir doppelt ſo viel bezahlen, weil ich mit gutem Gewiſſen ſchwören kan, daß es nur viermal mehr Arbeit machet.

Einige Autoren möchten vielleicht Scheu tragen, mir ihre Kundſchaft zuzuwenden, aus Furcht, ich dürfte ſo unbeſcheiden ſeyn, ihren Mäcen dem Publico eher zu verrathen, als das Buch zum Vorſchein käme, welches ſodann ihrer Zuſchrift allen Preis der Neuigkeit auf einmal benehmen könnte. Sie können aber dieſſfalls gut auſſer Sorgen ſeyn. Ich werde weder den Namen, noch die perſönlichen Eigenſchaften derjenigen zu wiſſen verlangen, die man mir aufgetragen hat, mit Lobesweyrauch wohl durch zu räuchern. Es iſt ſchon genug, wenn ſie mir melden, welches Geſchlechts, Alters und Profeßion, auch ob ſie verheyrathet ſind, ob ſie Kinder haben u. d. m.

Ich weiß ſogleich den rechten Kützel, der den Beutel eines Bankiers, eines Hofraths, einer ſich klugdünkenden Koſtbaren eröfnet: Und man müſte gewiß mit einem ſtahleiſen hart und feſten Geiz zu thun haben, wenn ein Schriftſteller mit der Waare, die er von mir erhandelt, nicht was reichs gewinnen ſollte.

Es liegt allbereit ein ſchönes Sortiment von Zuſchriften an Männer vom Thron an bis zur Kram-

bude, im Vorrath fertig. Ein anders für das Frauenhandwerk wird in ein paar Tagen zu Stande kommen, ich darf es nur noch auspuzen.

Sie müſſen auch noch wiſſen, daß neugierigen Liebhabern in einem beſondern Fache meiner Krambude einige mit feinen und artigen Satyren verzierte Zuſchriften zu Dienſten ſtehen. Ich geſtehe zwar, daß ſie ein wenig ins Geld laufen, denn ich kan das Stück wenigſtens unter zehen Piſtolen nicht verlaſſen. Dagegen ſage ich mich aber gänzlich von dem Gewinnſt los, den man gemeiniglich von dieſer Art witziger Schriften zu ziehen pflegt. Ich bin ꝛc.

Johann von Regliſſe.

XX.

Anmerkungen über die Vorreden der Bücher *.

Herr Johann von Regliſſe, der in einer meiner Bagatelle das Publicum mit einer Manufactur von Zuſchriften verſehen hat, würde nicht übel thun, wenn er ſeinen Fleiß auch auf die Vorreden zu wenden belieben wollte. Der holdſelige und freundliche Humeur, mit dem ihn die Natur begabet und die Uibung ausgerüſtet hat, ſollte ihm in dieſem neuen Unternehmen vortreflich zu ſtatten kommen.

Es iſt in Wahrheit recht erbärmlich anzuſehen, was der Verſtand der Herren Schriftſteller in dergleichen Vorbereitungsſchriften vor luſtige Karpfenſprünge machet. Alle ihre liſtigſten Finten ſind faſt abge-

*) LIV Bagatelle.

abgenutzt, daß ſie nicht mehr wiſſen, aus was für Holz ſie die Pfeile ſchnitzen ſollen. Man muß ſich ja nicht einbilden, daß ſie an der Vortreflichkeit ihrer Hirngeburten den geringſten Zweifel hegeten, ſie ſind überzeugt, daß ſelbige unvergleichlich ſeyn müſſen. Nur das Publicum macht ihnen Kummer, es möchte nicht einerley Meinung mit ihnen hegen, es möchte nicht einſehend gnug ſeyn, in ihre wahren Abſichten einzudringen; vielleicht fehlet ihm auch der zärtlich feine Geſchmack, alle Schönheiten ihrer Gedenkensart, ſattſam zu empfinden, und ſeine Beurtheilung könnte auch wohl nicht allzurichtig ſeyn, die ganze Ordnung eines ſo ſchönen Werks völlig aus einander zu ſetzen und zu entwickeln.

Hierbey nun wird nichts geſparet, den Verſtand des Leſers zur Bewunderung vorzubereiten. Man bearbeitet ſich, man ſchwitzet, man wendet alles an, denſelben die Einrichtung des Buchs vor Augen zu ſtellen, ihm den ungemeinen Nutzen des Werks zu zeigen, die Schwierigkeiten anzumerken, durch welche man hat brechen müſſen, die Materie ins rechte Geſchicke zu bringen und endlich die Zeit zu berechnen, ſo man auf die höchſtnöthige Durchforſchung hat anwenden müſſen, damit eine ſo wichtige Sache recht ins helle Licht geſtellet werden möchte. Das auſſerordentlichſte bey dem allen iſt noch dieſes, daß man aufrichtig bekennet, man ſey eben kein ſonderlicher groſſer Geiſt, die Geſchäfte, darinne man ſtehe, wollten ein fleißiges Nachdenken und Studiren nicht leiden, und man glaube gewiß, daß tauſend andere viel fähiger ſeyn würden, weit geſcheidere Sachen zu Markte zu bringen. Das iſt mir eine ſehr lächerliche Beſcheidenheit, oder ein poßirlicher Widerſpruch. Ey

beym Element! Wenn der Herr nicht Zeit hat, in die Materien recht einzudringen, wenn ihm die behörigen Gaben fehlen, den Nutzen von seinem fleißigen Bemühen zu ziehen, daß er genöthiget wird, der Gröſſe seines Genies einen grossen Abbruch zu thun, was hat ihn denn gezwungen, gedrungen und genöthiget, Dinge vorzunehmen, die seinen Bezirk übersteigen?

Seit der Zeit die verwünschten Verse des Boileau in die Welt kommen sind:

Un Auteur à genoux dans une humble Préface
Au lecteur, qu'il ennuye, a beau demander grace.

dürfen wir kleine Schriftsteller die demüthige Stellung eines Bittenden nicht einmal an uns nehmen. Wir sagen zwar dem geneigten Leser einige kleine Höflichkeiten vor, allein unsere Complimenten haben ein cavalierisch Ansehen, welches so viel zu erkennen giebt, daß, wenn wir gegen das Publicum eine gute Meinung hegen, wir dennoch auch unsers Seits etwas gelten. Wir müsten besorgen, daß, wenn wir uns allzutief erniedrigten, würde man uns den Streich spielen, sich kühnlich über uns zu schwingen, und wohl gar den Anspruch machen, als ob wir verbunden wären, uns dem Ausspruch des Publici, ohne Berufung auf ein höheres, ja nicht einmal auf das Urtheil der Nachkommenschaft zu berufen, als welches doch noch iederzeit die klägliche Wohlthat der armseligen schönen Geister geblieben ist.

Bey der Erniedrigung fällt mir eben ein, daß ich in keiner Vorrede eine bessere Originalbescheidenheit, als bey einem Holländischen Dichter von ganz neuem Gepräge gesehen habe. Er saget recht treuherzig, daß auch nicht ein Schatten von der Ironie in seinen Schrif-

Schriften zu ſpüren ſey, er würde ſein Werk gewiß nicht heraus gegeben haben, wenn ihn nicht ſein Verleger verſichert hätte, die Holländiſchen Verſe giengen gut ab, ſie möchten ſo ſchlecht ſeyn, als ſie wollten. Das iſt wahrhaftig ein braver Mann, der ſich gar nicht allzuviel zutrauet, und wenn ſeine Reime nichts taugten, ſo iſt er doch wegen ſeiner Redlichkeit hoch zu achten.

Andere Autoren ſind von dieſem Character ſehr unterſchieden, und damit man ſie ein wenig kennen lerne, wollen wir einige liſtige Finten anſehen, deren ſie ſich gebrauchen, unſer beyfallendes Lob weg zu ſchnappen.

Es giebt einige, die uns in ihrer Vorrede aufrichtig verſichern, daß ſie uns mit ihrem Buch kein Geſchenk eher zu machen verlanget hätten, als bis ſie daſſelbe vorher vielen groſſen Geiſtern vom erſtern Rang zur Unterſuchung übergeben, welche es mit der möglichſten Aufmerkſamkeit durchblättert und es mit ihren Verbeſſerungen beehret hätten. Nun komm einer!

Erſcheint Navarrer, Mohren, Caſtilianer. Wo ſteckt der Leſer, der ſich das Herz nehmen will, das zu tadeln, was den Beyfall der geſchickteſten Männer erhalten, und Fehler nachzuſtoppeln, welche der tiefen Einſicht und dem Geſchmack ſo groſſer und erhabener Geiſter entwiſcht ſeyn ſollten? Dieſes glückſelige Werk iſt alſo aus der Urſache dem Publico nicht vorgelegt worden, deſſen entſcheidendes Nachdenken zu üben, ſondern deſſen Bewunderung zu beſchäftigen.

Andere bedienen ſich einer kleinen und noch ſo ziemlich geſcheiden Schelmerey ganz glücklich. Sie ſa-

gen

gen nicht plump heraus, daß ſie Huet oder Fontenelle hieſſen, allein ſie wollen es den Leuten doch unvermerkt weißmachen, indem ſie von einigen dieſer Herren Schriften, als von ihren eignen, reden. Das Publicum wird von dieſen ehrwürdigen Namen ſogleich betäubt, es läuft Haufenweiſe zu, dieſen vermeinten Schatz in Beſitz zu nehmen. Das iſt ein vortreflicher Streich, den Abgang eines Buchs zu befördern, auch dem Verfaſſer ebenfalls Vortheil zu machen, wenn er ums Lebens Unterhalt ſchreibet, und mit ſeinem Buchhändler einen guten Vertrag gemacht hat. Dieſe Herren laſſen nicht nur die armen Schriftſteller um ihren Füſſen herum kriechen, ſondern werfen ihnen auch einen ſehr trockenen Biſſen zu, dergeſtalt, daß dieſer oder jener hundert tauſend Thaler mit einem Werk gewonnen, welches ihm nicht mehr, als vier hundert Gulden jährlich an deſſen Verfaſſer zu bezahlen gekoſtet hat. Arbeitet der Schriftſteller aber aus Ehrentrieb, ſo genieſſet er der Ehre nicht gar lange, wenn er ſie mit dergleichen Betrügerey erworben hat. Ein vernünftiger Leſer vergleichet ohne Anſtand den innerlichen Gehalt des Buchs mit der Geſchicklichkeit desjenigen, dem mans zutheilt. Er merkt geſchwind, wo der Harniſch nicht hinreicht. Die Schelmerey kommt an den Tag, und die, ſo nur durch anderer Leute Augen und Verſtand von einem Buche urtheilen, glauben, das Buch habe nunmehro ſeinen ganzen Werth mit Verluſt des Autors verlohren, der noch die einzige Qvelle der Vollkommenheit war, die ſie Anfangs daran entdeckten.

Es giebt noch eine andere Wendung von einer Vorrede, die ſehr nach der Mode iſt, und mir überaus luſtig vorkommt. Hier ſehe ich, wie der Verfaſ-

ſer

ſer mit einem edlen ſtolzen Trotz ſeine Leſer ausputzet, ihnen ihren im Grund verderbten Geſchmack derb verweiſet, ſich ſelbſt, als den vortreflichſten Mann von der Welt vorſtellet. Alle die vor ihm geſchrieben und an dieſe Materie ſich gewaget haben, ſchicket er wieder nach der Schule. Das ſind lauter flüchtige obenhinſtreifende Geiſter, die keine Stärke beſitzen, in das Weſen der Sache einzudringen. Er ſetzt ſogleich einen Trumph drauf und verdammet flugs im Voraus alle die Leute zur Dummheit, oder zu Vorurtheilen, die an ſeinen neuen Entdeckungen keinen Geſchmack finden werden. Ein ſolcher Mann findet beym Pöbel Eingang, der ſich nicht vorſtellen kan, daß ſich iemand ſo groſſe Gaben, ſo viel Verſtand ſelbſt zutheilen würde, wenn nicht etwas dran ſey. Siehet man nicht alle Tage Leute gnug, deren Geſchicklichkeit man aus der einzigen Urſache verehret, weil ſie ſich ſelbſt für groſſe Leute ausgeben? Reanet es nicht lauter Mathematiker, Mechaniker, Chymiſten, Geheimnißkünſtler, Erfinder des Zirkelviereks, der immerwährenden Bewegung u. d. m.

Es finden ſich noch andere Bücherſchreiber, die man unter eben dieſe Claſſe bringen kan, ob ſie gleich nicht ſo gar öffentlich mit ihrem Verdienſt ſtolz thun. Sie begnügen ſich, mit etwas beſcheidnern Prahlereyen Eingang zu finden, damit ſie nicht unter die gemeinen Schmierer verwieſen werden möchten.

Mit ihren Collegen gehen ſie unbarmherzig um. Sie bejammern das gute Publicum, daß es mit ſo viel unſinnigem Geſchmiere beläſtiget wird. Der lebhafteſte Verdruß naget ihnen das Eingeweide, daß ſie den Parnaß tauſend kleinen Lumpenhunden zum Raube ausgeſtellet ſehen müſſen, deren toller

Hoch-

Hochmuth das Genie mit der Begierde zu ſchreiben verwirret.

Einer, meines Bedünkens, der ſinnreichſten Männer in ganz Engelland, hat die närriſche Eitelkeit dieſer Herren, welche auf den tollen Hochmuth der andern ſo ſehr losziehen, mit der artigſten Spötterey abgewürzet, welche der Engliſche Zuſchauer nach ſeiner unnachahmlichen Artigkeit lebhaft zu erzählen weiß.

XIX.

Schreiben eines Autors an das erleuchtete Publicum, welches zur Vorrede eines Werks beſtimmt iſt, ſo nächſtens ans Licht treten wird *.

Durch tauſend Klagen beunruhiget, die man mir alle Tage über die elenden Schriften unter die Naſe reibet, mit denen ich das Publicum zu überſchwemmen ſo unglücklich bin, iſt endlich von mir der Entſchluß gefaßt worden, das hier vorgelegte Werk zu verfertigen, um alle Welt von denen mir verliehenen Gaben, die ein rechtſchaffener Schriftſteller beſitzen muß, völlig zu überzeugen. Iſt bis hieher nichts taugliches von mir ans Licht geſtellet worden, ſo habe ich meine wichtigen Urſachen gehabt. Dieſe Bewegungsgründe ſind in der That ſo ſtark und dringlich, daß, woferne, wie ich gehorſamſt bitte, das erleuchtete Publicum meine Rechtfertigung mit wohl überlegtem Nachdenken und Gemüthsbilligkeit zu vernehmen geruhen wird, ich keinen Zweifel hegen darf, es wird mich daſſelbe völlig frey und ledig ſprechen.

Was

*) LXXXIII Bagatelle.

Was hat man wohl, bitte ich, auf die Aufführung eines Menſchen zu ſagen, deſſen Character ich ſogleich vorſtellen will?

Er iſt ein Mahler. Er verſtehet die Richtigkeit und Kühnheit eines Grundriſſes aufs genaueſte. Seine Farben ſind lebhaft, und natürlich ſchön. Er hat die Kunſt, die vorkommenden Sachen wohl zu ordnen, und deren Stellungen recht verwunderungswürdig zu verändern, vollkommen in ſeiner Gewalt. Zum Unglück hält ſich der wackere Mann in einem Lande auf, wo alle Welt ſeine Wände mit Tapeten zu behängen verlanget, gleichwohl aber keinen Geſchmack von den auserleſenen Schildereyen beſitzet, folglich ſolche wohl zu bezahlen nicht willens iſt. Dieſer Mann befindet ſich eben ſo arm und dürftig, als ein Mahler. Was ſoll er thun? Soll er durch einen edlen Stolz angeſpornet, für die Nachkommenſchaft arbeiten? Da er wirklich und in der That vor Hunger ſtirbt, ſoll er ſeine Einbildung mit dem ſchmeichelhaften Begrif eines hohen Werths weiden, in dem man ſeine Meiſterſtücken nach ſeinem Tode bezahlen wird? Würde man wohl anders, bey dergleichen Verfahren, von ihm ſagen: Der Mann war ein vortreflicher Mahler, dabey aber ein ganzer Narr? Würde man ihm nicht rathen, er ſollte lieber Brot, Wein und Kleidung einem Etwas von Reputation vorziehen? Würde man nicht ſelbſt ſehr geneigt ſeyn, um ein ganzes Land dutzendweis mit Tapeten zu verſehen, nach ſeiner Bequemlichkeit von der Fertigkeit ſeines flüchtigen Pinſels, und von der Unwiſſenheit ſeiner Kundleute zu leben?

Bis zur groſſen Geſchicklichkeit iſt der Zuſtand dieſes Mahlers dem meinigen vollkommen gleich. Kaum hatte mich mein unglückſeliges Schickſal in die Claſſe

der

der Schriftsteller gepflanzet, so triebe mich eine tolle Eitelkeit an, mich vor allen meinen Mitcollegen ausnehmend vorzuthun. Ich unternahm ein Buch, den Bogen zu vier Gulden, und meinte, wenn es gut ausfiel, würde ich mich bey den Buchhändlern, unsern gebietenden Herren, unentbehrlich machen. Ich zweifelte gar nicht, sie würden mir einen beliebigen Gewinnst zukommen lassen, wenn meine Reputation nur einmal auf einen festen Fuß gesetzt wäre. Ich dreh̃te und wendete meine Perioden um und um, kein Ausdruck fande bey mir Gnade und Barmherzigkeit, der nicht mit dem Zeichen der Academie gestempelt war. Jezuweilen erholte ich mich bey zehen Autorn Raths, damit ich in meiner Sache desto sicherer gehen möchte. Da ich endlich wie ein Ruderknecht auf den Galeeren, acht Tage ängstlich gearbeitet hatte, legte ich die Schrift meinem Richter unterthänig zu Füssen, von dem ich aber wenig Geld in der That, hingegen überaus viel Lobsprüche einstreichen konnte. Allein wie fieng ich an zu stutzen, da ich sahe, daß er meine Blätter mit einem ziemlich ernsthaften Auge durchstrich, iezuweilen den Mund verächtlich zog, und die Stellen, die mir bey der Verfertigung reizend schön vorkamen, gänzlich verwarf. Noch nicht alles. Ich merkte, daß meine Langsamkeit ihm von meiner Geschicklichkeit keine allzugute Meinung beybrachte, und ich würde gewiß die gröste Ungnade zu erwarten gehabt haben, wenn ich mich nicht gleich gefaßt hätte, ihm zu melden, daß diese Blätter nur eine Arbeit von zween Tagen sey, die übrige Zeit der Woche wäre mit Anschaffung und Einrichtung der darzu gehörigen Materialien verstrichen. Wie ich demnach merkte, woraufs ankam, ließ ich meiner Feder den vollen Lauf. Meine Schriften fielen, wie der Regen

herab,

herab in den Buchladen, in einem Hui war ein Buch fertig, und weil der Titel nach einem angenehmen Geſchmack eingerichtet, die Schrift ſelbſt aber bey recht günſtigen Umſtänden hervor trat, war ſolche im Augenblick vergriffen. Nun wurde ich meines Herrns Günſtling. Hätte ich auch ſo viel Hände gehabt, als der Rieſe Briarus vormals wider den Jupiter bewafnet hatte, ſo würde ich ſie alle zu Verfertigung neuer Bücher glücklich haben anwenden können.

Von dieſem Zeitpunct an, betrachte ich mich nicht ſowohl, als einen Autor, als vielmehr als einen Schreiber, der zum Dienſt eines Procurators oder Sachwalters für ſo viel Bogen bezahlt wird, als er des Tages wegackert.

Nunmehro hat man an meinem Thun nichts mehr zu tadeln. Ey, kan wohl iemand beſſer als ich wiſſen, wo der Knoten ſteckt? Die mögen für meine Fehler ſtehen, welche mich gebrauchen. Ich weiß auch nicht, ob ſie viel Mühe haben werden, ſolches zu bekennen. Alle ſprechen, meine Bücher ſind gut, niemand aber weiß, was dieſes in ihrem Canzleyſtyl für eine Bedeutung hat.

Ihren weiſen Rathſchlägen und meinem Fleiß habe ichs demnach zu danken, daß ich anietzo zur Verfertigung eines ſchlechten Buchs ſo gut eingerichtet bin, daß, wenn ich nur, es mag von einer Beſchaffenheit ſeyn, wie es will, den Titel habe, das ganze Werk ſchon für halb geſchehen halten kan. Ich beſitze, ſo zu reden, gewiſſe Recepte, die zu vielen verſchiedenen Arten in höchſter Eil zu verfertigender Schriften dienlich und probat ſind. Dabey iſt mir auch die richtige Abtheilung aller nöthigen Speereyen zu einer Hiſtorie, zu einem Roman, zu einer Sammlung allerhand Geſchichte u. d. m. aufs ge-

naueſte bekannt. Erhielt man heut die Nachricht von dem tödlichen Hintritt des groſſen Mogols, ſo bin ich im Stand, ſogleich deſſen Lebensgeſchichte in Folio, binnen zween Monaten zu verſprechen. Wo ſind denn die Nachrichten gleich darzu vorhanden, wird man ſagen? Da gäb es freylich etwas zu thun. Es würde ſich aber ſchon finden. Es brauchte etwan acht Tage Zeit, die Reiſebeſchreibungen durchzuſehen, was dieſe von dem Prinz, von ſeinem Character, von ſeinen Thaten, von den vornehmſten Hofbedienten, von ſeinen Weibern und Kindern angemerkt hätten. Mit Beyhülfe dieſes Vorraths würde ich in Indien erſchreckliche Kriege anfangen, Millionen ſtreitbare Völker ins Feld ſtellen, Schlachten liefern, die das Ufer des Ganges erſchüttern, dieſen Fluß mit Strömen des Blutes bis ins Meer leiten, tauſend Elephanten das Leben nehmen, und wenigſtens drey bis vier hundert tauſend Menſchen auf die Schlachtbank liefern ſollten. Fügte ich dieſer prächtigen Beſchreibung die Streiche des Serails, die witzigen Händel der Sultaninnen und der verſchnittenen Günſtlinge bey, wie eins das andere bey der Gnade des Herrn aus dem Sattel zu heben ſich beſtrebet; ſollte man wohl glauben, daß dieſes Buch ein Ladenhüter werden könnte? Das neugierige Publicum würde es reiſſend wegholen, und die fünfte Auflage gewiß unter der Preſſe ſchwitzen, ehe noch ein ruhm- und ehrbegieriger Autor, oder ein in der Kunſt nach Brot zu arbeiten Unwiſſender nur mit Anſchaffung der Materialien fertig werden möchte.

Wollte man mir wie dem Moron einer Perſon in der Comödie des Molière vorwerfen:

Moron, der Streich zeigt keine Großmuth an.

So

So würde ich mit dem Moron antworten:

Das muß ich zwar geſtehen,
Großmüthig iſt es nicht, doch iſt es klug gethan.

Anietzo befinde ich mich in etwas beqvemlichern Umſtänden, und genieſſe die Früchte meines Fleiſſes und meiner Arbeit, ich dencke auch auf nichts mehr, als meine Aufführung anders einzurichten. Ich will dieſes nicht nur durch gegenwärtiges Werk zu Tage legen, ſondern auch ein paar Dutzend von den ſchönen Geiſtern dieſer Orten, denen der Mangel und die Dürftigkeit ſo ſehr nicht auf dem Nacken liegt, ein Vertheidigungsbündniß gegen und wider unſere tyranniſchen Beherrſcher antragen. Ich nenne es deswegen keinen Beleidigungsbund, weil ſie auf nichts anders abzielet, als uns Geld zu verſchaffen, ohne ihnen dabey Unrecht zu thun. Wir dürfen uns nur ſteif und feſte vorſetzen, mit guter Weile zu arbeiten, uns wohl bezahlen zu laſſen, und kein Werk vor die Hand zu nehmen, welches einer von unſern Alliirten für einen gewiſſen Preis zu verfertigen, von ſich gewieſen hat. Werden wir hierinne feſt zuſammen halten, und keinen falſchen Bruder oder Handwerksſtörer unter uns leiden, ſo werden gewiß die, ſo uns bisher als ihre Sclaven gehalten, uns als Väter, die ihnen das Brot geben, zu verehren anfangen. Solchergeſtalt werden wir unſerm Hunger und zugleich unſerer Ruhmbegierde Gnüge thun können. Die Buchhändler werden dabey ebenfalls ihren Vortheil ziehen, wenigſtens von Seiten der Sittenlehre dasjenige gewinnen, was von ihrem ausſchweifenden Gewinſt in Anſehung des Reichthums abgekürzt werden könnte. Sie werden ſich artig, höflich, gefällig gegen rechtſchaffene Leute bezeugen, die ihnen die Lebſucht verſchaffen. Unſere Allianz wird dem Publico erſprieß-

lich seyn, welches sich von nun an nicht mehr von einem schmeichelhaften Titel eines Buchs bey der Nase herum ziehen lassen und in Gefahr stehen darf, daß es unter zwanzig Büchern nothwendig achtzehen nichtswürdige Chartecken erhalten werde.

XXII.

Vergleichung des Atticus mit dem Cato *.

Atticus und Cato haben beyde in den beschwerlichsten Zeiten gelebet, in welchen die römische Republik ein Raub des Ehrgeizes einiger ihrer Bürger geworden war, die Wechselsweise, bald als Uiberwinder, bald als Uiberwundene, das schönste römische Geblüt ihrem Hochmuth aufopferten.

Sylla, Cäsar, Pompejus, Augustus, Antonius erregten die erschrecklichsten Verwirrungen, in welchen Atticus und Cato eine schnurstrals einander entgegen stehende Aufführung an den Tag legten.

Atticus entzog sich der Handhabung der öffentlichen Geschäfte, und war auf nichts anders bedacht, als daß er seine Tage mitten unter den wütenden Bewegungen der Republik in ruhiger Zufriedenheit hinbringen möchte. Er wurde von allen streitigen Parteyen gleich hochgeachtet, allen diesen erwies er auch gleiche Gefälligkeiten, ohne den geringsten Unterschied unter den Räubern und den Beschützern der Freyheit zu machen. Er besaß unermäßliche Reichthümer, diese gebrauchte er, als der Großmüthigste dem Ansehen nach, in der That aber, als der eigennützigste Mann von der Welt. Cicero, der Erhalter der Republik

sande

*) LX Abhandlung aus dem Menschenfeind.

ſande in ſeinen unglücklichen Umſtänden, bey ihm ſo viel Hülfe nicht, als er dem Antonius erwies, der doch mit der heftigſten Begierde nach der Herrſchaft ſtrebte. Allen Leuten that er Gutes, bey einem ieden wuſte er ſich überaus beliebt zu machen, iedennoch war die triumphirende Partey dem Atticus allezeit beſonders verbunden. Er war höflich, gefällig, dienſtfertig, von angenehmem Umgang, ein groſſer Liebhaber der Ruhe.

Cato hingegen hatte in dem abgearteten, verwilderten Rom allezeit ein römiſches Herz behalten. Er war mäßig, arbeitſam, ein guter Soldat, ein groſſer Feldherr, ein unbarmherziger Tadler der Schwelgerey, freymüthig in Reden. Die Republik liebte er von Herzen, iemehr ſie dem Sturmwetter ausgeſtellet war, iemehr glaubte er, als ein getreuer Steuermann verbunden zu ſeyn, das Ruder ſtandhaft zu führen. Zu ſeines Vaterlands Beſten gieng er allezeit den geradeſten Weg. Der Haß des Volks, alle Gefahr, ein gewiſſer Tod waren nicht fähig, ihn davon abzubringen. Er betrachtete die Tugend, als das einzige Mittel zu den höchſten Würden in der Republik rechtmäßig zu gelangen, welches ihn zur Schmeicheley und zur Gefälligkeit ganz ungeſchickt machte. Ums Glück bekümmerte er ſich wenig. Er liebte wahre Verdienſte, wobey er ſich keinen fremden Glanz blenden ließ, und ſein Haß gegen das Laſter wuſte dieſelben von allem gekünſtelten Schimmer aufs genaueſte zu unterſcheiden. Seine natürliche Eigenſchaft gab ſeiner Redlichkeit ein etwas wildes Anſehen, und machte ſeine Standhaftigkeit einem hartnäckigten Eigenſinn ähnlich. Dem Cäſar fiel es weit leichter, den Weltkreis zu bezwingen, als das Gemüth des Cato wankend zu machen.

Wird wohl Cato oder Atticus in unsern Gedanken den Vorrang behaupten? Ich, meines Orts erkläre mich für den Cato. Er war von der Art eines Menschenfeinds, dessen Tugend zwar übertrieben, dabey aber dennoch eine wahrhafte Tugend war. Atticus hingegen scheinet mir allerdings artiger, höflicher und gefälliger. Seine Tugend hatte viel Annehmlichkeit, im Grund war sie aber falsch und unächt.

Die Aufführung des Cato zwang auch seine gröſsten Feinde zur Hochachtung, und nöthigte sie, daſs sie ihn verehren musten. Seine Tugend gieng mit geraden und gleichen Schritten nach dem Wohlstand der Republik und der Gesellschaft, welcher iederzeit der einzige Endzweck eines rechtschaffenen Mannes seyn muſs. Die allgemeine zärtliche Liebe, so er allenthalben gegen die ganze Republik zeigte, war indessen nicht fähig, sein Herz so zu lenken, daſs er solche gegen eines ieden Gliedes besondere Angelegenheiten hätte an den Tag legen können. Seine Tugend wuste sich nicht recht in besondere Stücke zu zertheilen.

Atticus vergnügte sich, einem ieden insbesondere gefällig zu seyn, auf das allgemeine Beste der Gesellschaft dachte er nicht einmal. Seine Schätze standen den gefährlichsten Feinden der Republik zu Diensten, und dadurch gab er ihnen Mittel in die Hand, sich destomehr zu verstärken. Es scheinet, daſs er sich selbst nur allein zum Endzweck aller seiner Handlungen gesetzt hatte. Indem er seine Wohlthaten ohne Unterschied an alle Leute ausspendete, gab er dadurch seine Eigenliebe nur destomehr zu erkennen. Konnte er nur ruhig, vergnügt und zufrieden leben, was fragte er darnach, daſs Rom dem Eigensinn eines Tyrannen ausgesetzt bliebe. Bey seiner Bemühung, ei-

nem

neu ieden Menſchen inſonderheit ſich gefällig zu machen, entfernete er ſich immer weiter von dem allgemeinen Zweck der Menſchheit.

Die Tugend hat allezeit ihre ſichern Grundſätze, welche ſtets gleich und einerley bleiben. Sie verſtattet nicht, daß man iezuweilen angenehm und gefällig werde. **Cato** folgte dieſen ſtrengen Grundſätzen aufs genaueſte, und richtete ſeine Aufführung nach denſelben, mit einer übertriebenen Ernſthaftigkeit ein. Er war freylich ein wenig unartig, iedennoch aber ein rechtſchaffener Bürger. Hingegen hat auch die höfliche Gefälligkeit nichts ſtandhaftiges. Sie ſchickt ſich in alles. Die Neigungen derer, ſo mit uns Umgang pflegen, iſt ihre Richtſchnur. **Atticus** opferte das wahre Weſen der Tugend einer artigen Höflichkeit auf. Er war ein galanter Mann, iedoch ein recht ſchlimmer Bürger.

XXIII.

Die alten Batavier *.

Die Geſchichte reden uns etwas von einer der weiſeſten und glückſeligſten Nation vor, ſo iemals in der Welt geweſen iſt. Dieſes Volk hatte, durch unabläßige Arbeit, einen kleinen Winkel auf der Erde zur Bewohnung tüchtig gemachet, den die Natur ſelbſt zur fürchterlichen Einöde beſtimmt zu haben geſchienen. In kurzer Zeit ſahe dieſe allgemeine Mutter der Menſchen die Moräſte fruchtbar und das verwilderte Gebüſche in lächelnde Wieſen verwandelt. Die Einwohner wuſten da einen Uiberfluß zu finden, wo die ſcharfſinnigſten Völker mit Mühe und Noth das al-

*) XIII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

lernothwendigste nicht antreffen konnten. Die angenehme Unschuld natürlicher Vergnügungen versüssete ihre Arbeit, und die vorhergehende Bemühung machte diese Lust desto empfindlicher und vergnügter, daß sie ihre Tage in stiller Ruhe und ungestörter Glückseligkeit hinbringen konnten. Milch, Hülsenfrüchte, Obst, alle dergleichen Kost, welche die Natur selbst gewürzet hat, bereiteten ihrer Eßlust die herrlichsten, gesundesten und mäßigsten Mahlzeiten. Eine liebenswürdige Einfalt, die mit Unschuld vergesellschaftet war, verdeckte vor diesem glücklichen Volk und ihren lieben Kindern alle Laster, welche die ausgekünstelten Manieren bey andern Völkern mit vollen Händen auszustreuen pflegen. Ihr verwunderungswürdiger Verstand wuste von keinen spitzfindigem Witz, sondern zeigete sich mit seinem vollen Glanz in der klügsten Einrichtung ihres Staates.

Diese gute Gedenkensart unterdrückten oder verfälschten sie niemals mit neugierigen und unnützen Wissenschaften, welche weder mit der Ordnung, noch mit der Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft übereinstimmen. Solches wahrhafte Wohlergehen war ihnen weit kostbarer, als der falsche Schimmer der Moden, und einer eiteln Wohlanständigkeit, die keinen Grund in der Vernunft findet. Dergleichen erzwungene Artigkeit entziehet der Vernunft ihre rechtmäßige Herrschaft, damit sie über dieselbe eine desto verderblichere Tyranney ausüben möge: Eben diese zierliche Höflichkeit war diesem glücklichen Volk unbekannt. Es folgte in seinen Sitten und Gebehrden einer unschuldigen Natur; seine Redlichkeit, seine Aufrichtigkeit waren unverstellt; es kam ihm nicht in den Sinn, daß man sich der Worte gebrauchen könnte, einen zu betrügen; es dachte nicht einmal dran, daß es diejeni-

ge Gabe, zum Meineyd und zur Verrätherey anwenden könnte, welche uns die Natur zur Vergnügung eines gemeinſchaftlichen Umgangs und zur leichten Eröfnung unſerer Gedanken verliehen hatte. Sie konnten das geringſte Mißtrauen in keinen Menſchen ſetzen, weil ihre Unſchuld von keiner Falſchheit wuſte. Für das Unglück, betrogen zu werden, fürchteten ſie ſich weit weniger, als für einen liebloſen Argwohn; und es kam ihnen ſo fürchterlich bey weiten nicht vor, unglücklich zu werden, als ſich eines Laſters ſchuldig zu machen. Bey ihnen war es eine unbekannte Sache, die Zärtlichkeit zu einer laſterhaften Mode zu machen. Sie ſtudireten nicht darauf, wie ſie dem Frauenzimmer gefallen möchten, und ihm den Geiſt und Herz verderblichen Hochmuth durch eine angenehme Schmeicheley einprägen könnten.

Worzu würde ihnen auch wohl alle dieſe Künſteley genutzet haben, da ſie nur einer Frau allein zu gefallen bemühet waren, mit welcher ſie alles Vergnügen und alle Laſt, die von dem Zuſtand der Sterblichen unzertrennlich iſt, zu theilen ſuchten.

Ihre ſtille Wohnungen, wo ein beſtändiger Friede ſeinen Aufenthalt hatte, waren für alle unglückliche Verwirrungen des Ehebruchs feſt verſchloſſen. Der Mann dachte am Tage auf nichts anders, als auf die Verſorgung ſeines Hausweſens; Abends fande er ſein einziges Vergnügen, von den gehabten Bemühungen des Tages in den Armen ſeines Weibgens auszuruhen, deren ungezwungene liebreiche Freymüthigkeit ihm weit annehmlicher vorkam, als die abgeſchmackten Zieräffereyen der Jungfern heut zu Tage, welche nur künſteln, wie ſie den Männern gefallen wollen, und eben dadurch am verächtlichſten werden. Die Frau, welche auf nichts anders ſann, als wie ſie ihrem Lieb-

sten am liebenswürdigsten vorkommen möchte, war allein von diesen Gedanken eingenommen und blind gegen alles andere. Eine Schwester sahe ihren Bruder nicht anders an, als diese Ehegatten, alle andere Leute, die nicht ihre Ehegenossen waren. Eine glückselige Gleichheit, welche der Grund wahrer Glückseligkeit einer Republik ist, machte, daß sie die Freyheit so hoch, als ihr Leben hielten. Da sie den Frieden liebten, und sich die ausschweifende Einbildung, ihren Staat zu erweitern, nicht in den Sinn kommen liessen, fiel es ihnen auch nicht ein, die unruhige Sorge, Völker wider ihren Willen zu beherrschen, durch tausenderley Lasterthaten zu erkaufen. Hingegen erhitzte ein edler Eifer ihr Gemüth, sobald man ihrer unschätzbaren Freyheit Fesseln anzulegen drohete. Des Vaterlandes Wohlstand lag ihnen allesammt allein an den Herzen, sobald es die Noth erforderte, lief alles zusammen, solches gemeinschaftlich zu vertheidigen. Kaum hat man ein Volk gesehen, welches mehr Heldenthaten verrichtet hat. Niemals ist man aber mehr gewahr worden, als bey demselben, daß die Freyheit der Tapferkeit das Leben gäbe. Eine Redlichkeit des Herzens, die heut zu Tage eben so lächerlich ist, als ein altes deutsches Kleid, machte dieses vom Himmel selbst geliebte Volk, vor allen kenntbar: Alle Unglückselige und Verfolgte kamen aus den Winkeln der Welt, um in dieser Republik ihre Sicherheit und ihren Schutz zu suchen. Sie wurden bald, als Glieder, derselben einverleibet, und erhielten ein reines und unverfälschtes Wohlseyn, welches ihnen die unschuldigen und edlen Hände derselben in Einfalt mittheilten. Damals herrschete in diesem glückseligen Stand nur allein eine edle Unschuld und reine Einfalt. Sie lerneten mit Lust, denen Gesetzen gehorsamen, welche einzig und allein den Ursprung

alles

alles Wohlergehens zur Abſicht hatten. Solchen Geſetzen, die man eher aus ihren nützlichen Vortheilen, als aus den Strafen kennen lernete, die ſie den Uibertretern androheten. Die Magiſtratsperſonen, denen die Handhabung dieſer Geſetze oblage, beobachteten ſelbige ſelbſt am erſten und aufs genaueſte. Sie unterſcheideten ſich von ihren Unterthanen durch nichts, als durch Weisheit, Klugheit, Unerſchrockenheit in Gefahr und durch zärtliche Liebe vor die Republik. Bey ihnen erblickte man keinen ausgelegten Kram eines gehäßigen Uiberfluſſes, der den Augen ihrer Landesleute ärgerlich vorkommen, oder den ſie vielleicht als wucherliche Früchte betrachten konnten, die ſie von der Mäſſigkeit dererjenigen einerndteten, die unter ihrer Bothmäßigkeit ſtunden. Sie ſchienen nur deswegen den andern vorgeſetzt zu ſeyn, daß ſie Muſter der Beſcheidenheit und Gnügſamkeit an ihnen haben ſollten. Des Vaterlandes Wohlſtand war der Endzweck und zugleich der Lohn der Sorgen, den dieſe wahren Väter ihres Volkes verlangten und wünſchten.

Dieſes glückſelige, dieſes weiſe Volk iſt leider nicht mehr vorhanden.

Eine gekünſtelte Höflichkeit und des Reichthums Uiberfluß haben daſſelbe wie Krieg und Peſtilenz von der Erden vertilget und aufgerieben.

Ihr Herren Franzmänner, findet ihr nicht in der Schilderey, die ich euch anietzo vorgeſtellet habe, die Vorfahren derjenigen, welche zwar einen Uiberreſt der alten Redlichkeit annoch behalten, und die ihr, da ſie euch in euren Drangſalen hülfliche Hand gereichet haben, aus Erkäntlichkeit, im Grund verderbet habt? Man muß es allerdings geſtehen, daß ihr ihnen an ſtat der Tugend, die ſie durch euch verlohren haben, eine artige Miene und eine zierliche Höflichkeit eingepflanzt

pflanzt habt, bey welchem Tauſch ſie ohne Zweifel viel gewinnen müſſen.

Ehe und bevor dieſe guten ehrlichen Leute die Ehre hatten, euch kennen zu lernen, wuſten ſie nicht einmal, wie man ſich bey der Tafel der Meſſer und Gabeln zierlich gebrauchen ſollte, und aßen vielmehr mit den Fingern, die ihnen ihre Natur, auf gut bäuriſch, zu eben dergleichen Gebrauch verliehen hatte; ſie trunken, welches noch unartiger ließ, alle zuſammen bey ihrer Mahlzeit aus einem Glas. Was waren dieſes doch vor Unhöflichkeiten! In ihren Kleidungen bekümmerten ſie ſich vielmehr um Bequemlichkeit und Ehrbarkeit, als um Eitelkeit und Pracht. Sie wollten weit lieber in ihrem Gang und Betragen ihrer freyen Natur folgen, als die ihre Glieder verränkende Unterweiſung eines Tanzmeiſters annehmen. Was ſind das vor Grobheiten!

Auf ſolche Art urtheilet man, wenn man den Eindruck nicht zu unterſcheiden weiß, den die Gewohnheit in unſerm Gemüth machet, von dem, was uns eine ausgeklärte Vernunft vorſtellet. Wir wollen einmal ſetzen, ich ſey einer von dieſen Bataviern, alle meine Gebehrden, meine Kleidung, meine Reden, alles wäre durch und durch Bataviſch an mir. So erweiſe man mir doch, daß die gezierte Höflichkeit, das artige Betragen, die Drehungen und Wendungen eben darinne beſtehen ſoll, worinne man ſie beſtanden wiſſen will. Laß man mich doch ſehen, ob ich närriſch handele, oder ob ich grauſam verfahre, wenn ich mich nicht will von einem geſteiften Kleide martern, kneipen und qvälen laſſen. Man überzeuge mich doch, daß ich mich von einer Haartour, oder Perüqve, oder auch von meinem eignen Haar zum Sclaven machen laſſen ſoll, da ich mein Blut vergieſſe, ehe ich einem fremden

Für-

Fürſten mich unterthänig mache. Oder, welches noch unſinniger iſt, man zeige mir doch, daß ich meine natürliche Zierde gegen ein ſtrotzendes Gebäude von fremden Haarlocken vertauſchen ſoll, das ſich über meinen Kopf mit einem oder zwey Hörner aufthürmet, welches wir gewiß für das närriſchte Ding von der Welt halten würden, wenn wir es bey den Hottentoten oder den Topinambous anträffen. Wenn man mir doch zu zeigen belieben wollte, ob der edele Hochmuth einer wohl überlegten Freyheit, der verzärtelten Schwachheit eines Complimentenmachers weichen ſoll, der alle ſeine Reden auf nichts anders richtet, als denjenigen gefällig zu werden, deren Laſter er mit ſeinen Schmeicheleyen weidet und nähret. Oder laſſet ſehen, welches iſt dem andern vorzuziehen: Dieſe tugendhafte Redlichkeit einer unvernünftigen Frechheit eines kleinen Herrn, der niemals den Mund aufthut, als daß er ſeinen Nächſten mit anzüglichen Wahrheiten beleidiget, welche weder Tugend noch Vernunft von ihm fordern. Berichtet mich doch noch einmal: Iſt es wohl vernünftig, in allen ſeinem Betragen eine gezwungene weibiſche Zärtlichkeit ſehen laſſen, und weder Stärke noch Kraft, als nur die ſchändlichſten Schwelgereyen auszuüben, bey ſich empfinden; oder iſt ein beſcheidenes und geſetztes Weſen einer vernünftigen Creatur anſtändiger, als die cavalieriſchen Ziererеyen, welche haben wollen, daß man vor allen Leuten ſinget, pfeifet, tanzet, ſich umarmet, kurz, als alle ſolche Künſteleyen, deren vornehmſten Verdienſte in einer ausſchweifenden Narrheit beſtehen? Es wäre ein leichtes, daß ich zeigen könnte, eine ſolche artige Miene, dieſe gekünſtelte Höflichkeit diene nur die Vernunft zur Hure, und die Herzhaftigkeit verzagt zu machen, mit einem Wort, dem Menſchen alles zu entziehen,

ziehen, und den letzten Funken auszulöschen, der noch in seinem Herzen und Gemüth von der männlichen Großmuh glimmet; ja, daß sie ihn zum Sclaven seiner eignen und anderer Leute tollen Einfällen machen könne. O! tausendmal und aber tausendmal glückseliger sind die alten Belgen bey ihrer Unhöflichkeit gewesen.

XXIV.

Die Mäßigkeit der alten Holländer*.

Man redet in dieser Republik immer mit bewunderungsvollen Ausdrücken von der Mäßigkeit der alten Holländer und von ihrer Gleichgültigkeit gegen Schätze und Reichthum. Die Aufführung der ersten Stifter dieser Republick betrachtet man mit der tiefsten Verehrung, indem sie mit einer sehr mäßigen Mahlzeit unter dem Schatten eines Baumes vorlieb nahmen, ehe sie die Berathschlagung über die Wohlfahrt des Staats antraten.

Wenn man indessen die Sache beym Licht besiehet, so ist es ganz wahrscheinlich, daß bey dieser Mäßigkeit mehr die natürliche Neigung, als das Nachdenken, mehr die Gewohnheit, als die Tugend ihr Spiel gehabt habe. Gesetzt, ihnen wäre der Gebrauch des Reichthums bekannt gewesen, so wird eben kein gar zu durchdringender Verstand erfordert, die Armuth demselben vorzuziehen, wenn man sie beyde an und für sich selbst betrachtet, und was sie mit sich führen, in Obacht ziehet. Eine ehrbare Armuth, der es nicht an dem allernothwendigsten fehlet, erhält einen Menschen in seiner vollkommenen Freyheit. Die Sorgen

*) LII Abhandlung aus dem Menschenfeind.

gen hingegen, ſo der Uiberfluß mit ſich führet, machen ihn zum Knecht und Sclaven ſeiner Schätze. Solchergeſtalt kan es leicht geſchehen, daß man den Reichthum weit eher aus Nachläßigkeit, als aus Tugend fliehet. Man kan dieſem noch beyfügen, daß zu der Zeit der mäßigen Batavier, der Gebrauch, oder vielmehr der Misbrauch, der insgemein mit dem Reichthum getrieben wird, mit Schande und Verachtung belegt war, und man es für eine Ehre hielt, vor ſeinen Mitbürgern keinen Vorzug darinne ſich anzumaſſen. Aemter, Ehrenſtellen, Hochachtung, Reſpect wurden damals den Verdienſten ertheilet, daran hatten die Geldbeutel keinen Anſpruch. Die Armuth machte einen tugendhaften geſchickten Mann noch einmal ſo verehrungswürdig. Mithin konnte man damals die Armuth auf gewiſſe Art aus Eigennutz liebgewinnen.

Die Ariſtides, die Phocions, des Alterthums befanden ſich in eben dergleichen Umſtänden. Sie verachteten die Schätze, welche ſie doch ohne Mühe hätten erhalten können. Sollte man ſich darüber wohl wundern, oder fiel es ihnen ſonderlich ſchwer, dieſe Weisheit auszuüben? Ohne allen Reichthum und Uiberfluß genoſſen ſie die Hochachtung ihrer Mitbürger und regierten die Republick Athen mit faſt unumſchränkter Gewalt und Anſehen. Der Reichthum würde ihnen nur mehr Hinderniſſe als Vergnügen gemacht haben. Nur von der Zeit an haben die Menſchen, welche die Natur wahrhaftig nicht geitzig geſchaffen hat, angefangen, dem Gold und den Schätzen nachzulaufen, und eine Ehre darinne zu ſuchen, ſeit dem man den Schimpf und die Schande dem Laſter abgenommen, und ſolche der Armuth aufgepackt hat. Man kan wohl ſagen:

Das Gold iſt auch in ſeinen Schlacken ſchön,
Die ſchönſte Armuth aber bleibt voller Haß und Ekel.

XXV.

Amſterdam*.

Es bleibt gewiß und wahr, daß dieſe Stadt allen andern groſſen Städten in Europa in der Handelſchaft den Rang ſtreitig machet. Sie behauptet ihn auch in Anſehung ihrer weiſen Geſetze, und in dem Bau ihrer treflichen Paläſte. Nur die unangenehme Luft, die man gleich bey dem Eintrit in ſich ziehen muß, und die dicken Dünſte, womit ſie beſtändig angefüllet iſt, ſcheinen mir dem Leibe ſowohl, als dem Geiſte ſehr gefährlich zu ſeyn.

Unter denenjenigen Anmerkungen, welche ich bereits von dieſer prächtigen Stadt gemacht habe, fällt mir eben ino eine andere in die Gedanken. Es kommt mir vor, daß dieſelbe zur Helfte mit menſchlichen Creaturen, zur andern Helfte aber mit einer Art gewiſſer Thiere bewohnet wird, die der Geſtalt nach den Menſchen zwar ganz ähnlich ſind; allein, anſtat daß ſie ein vernünftiger Geiſt beleben ſoll, werden ſie vielmehr durch einen gewiſſen Trieb bewegt, der ſie nach Geld und Schätzen, nicht anders, als das andere Vieh, nach ſeinem Futter und zu ſeiner Erhaltung mit Heftigkeit ziehet und lenket.

Wer in der Zeit ſeines Lebens noch niemals mit Aufmerkſamkeit betrachtet hat, daß die unvernünftigen Thiere ihre Endzwecke durch recht witzig erſonnene Mittel zu erhalten, die eine gute Vernunft kaum klüger ausdenken kan, nach einem bloſſen Antrieb geleitet werden, der kan es an dieſen Beſtien, davon ich rede, leicht wahrnehmen.

Sie

*) XXIX Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

Sie ſind mit den künſtlichſten Griffen und liſtigſten Streichen im höchſten Grad der Vollkommenheit ausgerüſtet, Küſten und Kaſten mit Gold und Silber anzufüllen. Doch muß dieſer Schatz anders nicht gebrauchet werden, als denſelben immer mehr zu vermehren und aufzuhäuffen. Die Erben erhalten ihn auch anders nicht, als unter der ſtillſchweigenden Bedingung, ſelbigen nicht anzugreiffen, ſondern von Tag zu Tag noch einen Klumpen darzu zu legen. Man kan faſt nicht anders denken, als daß ihnen das Glück dieſe Beylage heilig anvertrauet haben müſſe; ſie aber, als treue Bewahrer, ſich ein Gewiſſen machten, dieſelbe nur mit einem Finger anzurühren, vielmehr aber ſolche zu vermehren. Freundſchaft und andere heilige Bande der Geſellſchaft werden von dieſen menſchlichen Geſtalten für ein leeres und lächerliches Nichts angeſehen, mit welcher Meinung ſie noch darzu eine Parade machen. Die großmüthige Begierde, ſo man an den wahrhaften Menſchen entdecket, ſein Vermögen zum Nutzen und Vergnügen des Nächſten inſonderheit ſeiner guten Freunde anzuwenden, halten ſie für eine mächtige Schwachheit, ihren Leibſpruch aber, den ſie öfters mit rundem Munde nachdrücklich ausſprechen, für den allervernünftigſten: Die Freundſchaft muß niemals bis auf den Beutel gehen.

Was ſollte wohl dieſer Theil der Einwohner, deren Aufführung und Character ich hier abſchildere, von dem unſchuldigen Vergnügen wiſſen, mit denen ſich vernünftige Leute nach vollbrachten Standes- und Amtsgeſchäften zu erqvicken pflegen? Nach dem Geſchmack der meiſten dieſes Schlags beſtehen ihre einzigen Beluſtigungen in den ſchändlichſten Schwelgereyen, welche eine viehiſche Wolluſt nur auszudenken

fähig seyn kan. Ihr wesentliches höchstes Gut ist Gewinnst, das Laster aber ihr Hauptvergnügen.

Eine stille sättigende Annehmlichkeit, welche man in der Gesellschaft verständiger Freunde schmecket, die ihre Einsichten und vernünftige Entdeckungen einander durch Gespräche mittheilen, in welchen Scherz und Ernst sich wechselsweise verbinden, ist ihnen ein für sie unentdecktes und unbekanntes Land.

Man bilde sich ja nicht ein, denjenigen Umgang hier zu finden, wo junge Leute beyderley Geschlechts, aus einer lobwürdigen Begierde zu gefallen, allen Fleiß anwenden, ihre Stellung und Sitten auszubessern, und wo sie beyderseits das artige und ungezwungene Wesen erlernen, ohne welches oftmals die gründlichsten Verdienste verächtlich werden, wodurch man sie im Gegentheil weit annehmlicher machen sollte. Die meisten Versammlungen unter ihnen bestehen eines Theils aus Töchtern, welche die Mütter bis in ihr achtzehendes oder zwanzigstes Jahr von aller Gesellschaft abgehalten, und ihnen keinen andern Unterricht gegeben haben, als die leichtfertigsten Griffe anzuwenden, einen recht fetten Braten zu erhaschen, oder durch die abgefeimteste List etwas zu erschnappen. Andern Theils stehet man in diesen Zusammenkünften ein rohes junges Volk, welches seine Aufführung auf der Universität zu L. G. oder D. erlernet hat, und alle Abende im derben Rausch durch die Gassen raset, das vernünftige Frauenzimmer aber mit ihrer Tollheit erschrecket und furchtsam machet.

Ich stelle mir hierbey ein junges Volk Hähne und Hüner vor. Beym ersten Anblick sind sie schüchtern, und wissen nicht, ob sie zusammen treten sollen, bis sich endlich die Natur darzwischen leget, daß sie auf einander springen. Mit diesem jungen Gezüchte hat es

es gleiche Beſchaffenheit. Sobald ſie einander zu ſehen kriegen, ſtehen ſie beſtürzt und wie erſchrocken da. Bald darauf aber gerathen ſie zuſammen, in eine unhöfliche Gemeinſchaft, darinne ſie dem verworfenſten und niedrigſten Pöbel nichts zuvor geben. Die vergoldeten Cavaliersgeſtalten, welche in der Kunſt, dem Frauenzimmer artig und mit Ehrerbietung zu begegnen, ſchlecht erfahren ſind, geben dem manierlichen Umgang einen Schwung mit den gröbſten Schubkärnerflüchen, die ihnen an ſtat des Witzes und ſcharfſinnigen Scherzes dienen müſſen, womit andere wohlgeſittete Geſellſchaften glänzend gemacht werden. Man ſchreiet weiter. Die liederlichſten Zweydeutigkeiten und ſchändlichſten Zoten vermiſchen ſich mit den Flüchen. Die Handgriffe werden angebracht, welche dieſem geiſtreichen Scherz auf dem Fuſſe nachfolgen. Endlich macht der Eſel in der Fabel, der ſeinen Herrn mit einem Kuß liebkoſen wolte, und ihm ſeine Tatzen um den Hals ſchlug, den letzten und natürlichſten Zug an der Schilderey, welche die Annehmlichkeiten verſtellet, mit denen dieſe artige Herren ihre Geſellſchafterinnen zu beluſtigen pflegen.

Nach einem ſo herzrührenden Vorſpiel folgt die Haupthandlung. Man ſetzt ſich zum Spieltiſch. Ordentlich wird ein ſehr geringes Spiel gemacht, welches nicht über einen Pfennig Landmünz erhöhet iſt. Man kan daher dieſe Spieltiſche, wie ſie mir auch nicht anders vorkommen, als Schauplätze betrachten, auf denen man die ſchändlichſte Niederträchtigkeit kriechender, elender und eigennütziger Gemüther nach dem Leben zu Geſichte bekömmt. Bey dem geringſten Verluſt bin ich über die verbleichten Geſichter derjenigen erſchrocken, die in ihren Caſſen Millionen zu Hauſe ſtehen haben. Der ſchlechteſte Gewinn hinge-

gen bringet sie in einen so jauchzenden Triumph, daß man von ihrem Freudengeschrey betäubet wird.

Man wundere sich doch nicht, daß man dieser reichen Pöbelbrut eine so schlechte Auferziehung hat angedeyhen lassen. Eine bessere würde bey diesem jungen Ungeziefer ganz unnütze und sehr übel angewendet gewesen seyn. Ihre Väter haben niemals Verlangen getragen, sie zur Artigkeit in Sitten, zum natürlichen Geschmack des Erhabenen eines witzigen Geistes, oder zu großmüthigen und edlen Empfindungen des Gemüths und Herzens anzuleiten. O! nein. Eine weit gemessene Begierde zum Gewinst, halten sie für eine recht adeliche Schönheit der Seele bey ihren Söhnen. Sie erfreuen sich im Grund des Herzens, wenn sie an ihnen einen recht witzigen Verstand gewahr werden, ihre edle Neigung nach Geld und Schätzen nicht müßig und unfruchtbar liegen zu lassen. Die Verdienste dieser Leute stehen unter der Taxe ihres Vermögens, das sie nach der Schatzung verzehnden müssen. Ich sahe dreye von diesen Creaturen in eine Gesellschaft treten. Man konte alsobald in den Augen der Anwesenden unterscheiden, nicht etwan, welcher der ehrlichste, verständigste, oder leutseligste sey; ey hat sich wohl, sondern welcher ein Tönngen, zwey Tönngen, oder drey Tönngen Goldes besitzet. Ausserdem gaben ihre eignen Gebehrden den Nachdruck ihres Reichthums schon von selbst zu erkennen. Ihr Hochmuth, ihr kaltsinniges und verächtliches Betragen war richtig nach dem Gewicht ihrer Pistolen abgezirkelt, womit sie aller Welt stillschweigend zurufen: Daß sie in ihren mit prächtigen Eigenschaften angefüllten Coffern hundert tausend Tugenden an baaren und richtig gezählten Thalern zu Hause liegen haben.

Soll-

Sollte man ſichs träumen laſſen, daß Leute, die man mit unter die vernünftigen Creaturen rechnet, weil ſie ſolche Mittel zu ihren eigennützigen Abſichten anwenden, die der Vernunft ſehr gleich kommen, die Hochachtung gegen ſich ſelbſt und andere Menſchen auf eine Anzahl Stücke von Metall gründen, welche nicht den geringſten Einfluß in ihr Innerſtes haben würden, woferne ſie ſich ſelbſt nicht in ihren Gedanken davon gewiſſe Begriffe machten, dadurch ſie eben von den wahrhaften Menſchen recht weſentlich unterſchieden werden?

Man kan alſo leicht denken, daß unter Creaturen von dieſer Art keine Galanterie zu finden ſeyn wird, die etwan aus einer zärtlichen Eitelkeit herrühren könnte. Ihre Ehebündniſſe ſind allezeit das Hauptwerk ihres Negoce. Man würde unter ihnen wohl nimmermehr von einer verbindlich verliebten Zärtlichkeit etwas hören, wenn nicht öfters ein Töchtergen durch Beyhülfe eines Factors oder Commiß ihres Vaters eine Probe ihrer Fruchtbarkeit ablegte.

Ich glaube, daß ein Fremder, der ein Glied an dieſem Cörper zu werden, und ſich bey ihnen einzupflanzen gedenket, ſeine ganze Natur ändern müſſe, wenn er noch etwas menſchliches an ſich hat. Denn hier haben ſich vernünftige Empfindungen keines Bürgerrechts zu getröſten. Zweifelt etwan noch iemand an dem, was ich hier ſage, der beliebe nur auf das Caffeehaus Gascon zu gehen, und daſelbſt die Unterredungen der Ankommenden mit einiger Aufmerkſamkeit anzuhören. Hat man aber Luſt ein wahres Müſtergen der Stadtjugend in Augenſchein zu nehmen, darf man nur eine Stunde auf dem Caffeehaus Royal ſeine Gedult üben, wo die Söhne der reichſten Kaufleute ihre brocardene Weſten auslegen, und den Gewölbern ihrer Väter die gröſte Ehre machen.

Nimmermehr aber hätte ich mir eingebildet, unter den Holländern in der Figur dieſer jungen Herren Petitsmaitres anzutreffen, welche doch die gütige Natur auf dieſe Art lächerlich zu machen wahrhaftig nicht in Willens gehabt haben mag. Gleichwohl waren es leibhaftige Petitsmaitres. Zum wenigſten ſtrecken ſie alle ihre Kräfte an, daß ſie ihnen recht gleich werden.

Mit einer frechen Miene, mit einem auswärts geſetzten Fuß, den kein Scharfrichter künſtlicher verdrehen kan, mit einem Arm und einer Hand, die ſie nicht recht zu wenden wiſſen, und kurz, mit einer recht linkiſchen Art zwingen ſie ſich, lauter cavalieriſche Redensarten von ſich zu geben, und die adelichſte Unſinnigkeit an den Tag zu legen. Mit aller Mühe können ſie es aber doch nicht dahin bringen, nach dem Muſter ihrer Originalien, artige Narren zu werden. Ihr Copiren geht ihnen vielmehr ſo ſchlecht von ſtatten, daß ſie abgeſchmackte und unerträgliche närriſche Kerle bleiben.

Ich kan mir gar nicht einbilden, was fremde Nationen für ein Unſinn befallen haben muß, daß ſie mit aller Gewalt das lächerliche der unmündigen Franzöſiſchen Jünglinge zu einem Muſter der Artigkeit und Wiſſenſchaft zu leben, ſich vorzuſtellen, haben können gelüſten laſſen. Ich dächte doch, man ſollte wohl wiſſen, daß nicht ein ieder ein Petitmaitre werden könnte, der es gerne ſeyn wollte; daß überdieſes natürliche Gaben mit Fleiß und Mühe genau vereiniget werden müſten, geſchickte Leute zu machen; und daß nothwendig alles dieſes zuſammen in die Formirung des Characters eines Petitmaitre einen ſtarken Einfluß haben müſte. Nun hat ja die Natur keinem Volk auf der Welt, als nur den Franzoſen einzig und allein das

Gra-

Gnadengeſchenk ertheilet, ſolches, ohne die geringſte Mühe zu werden. Es ſcheinet, daß ſie ſich recht entkräftet habe, dieſe Nation verzüglich vor allen andern mit den Verdienſten einer glänzenden und ſchimmernden Narrheit zu begnadigen. Ein junger Franzos bringet einen leicht freyen Sinn, ein luſtiges munteres Weſen, eine freche cavalieriſche Miene, einen witzigen Geiſt zugleich mit aus Mutterleibe, welche alle ſeine Narrheit weit gefälliger, als anderer Nationen Weisheit annehmlich zu machen pfleget. Sie mögen nun dieſe glückſelige Fähigkeit ſo wenig ausarbeiten, als ihnen beliebet, ſo gelangen ſie doch weit geſchwinder zur Vollkommenheit in der Kunſt unbeſcheiden zu ſeyn, die niemanden als nur vernünftigen Leuten mißfällt. Doch iſt deren Anzahl ſo gering, daß es die Mühe nicht belohnet, ſie mit auf die Rechnung der Menſchen zu ſetzen. Alle andere Völker hingegen ſcheinen mir zu ihrem Erbtheil von der Natur einen guten Verſtand, eine Kaltſinnigkeit mit Bedacht zu handeln, eine ruhige, geſetzte Miene erhalten zu haben, die ihrer Vortreflichkeit ganz gemäß ſind. Mit dieſen Fähigkeiten ſolten ſie, dünket es mich, doch billig einen Originalcharacter der Weisheit zu formiren ſich angelegen ſeyn laſſen. Iſt es ihnen nicht eine Schande, wenn ſie es unterlaſſen, und ſich beſtreben, einen Character, den ſie doch nimmermehr erreichen werden, ſo unkräftig zu copiren, welchen ſie ſich aus aller Macht vom Halſe zu ſchaffen bemüht ſeyn ſollten, woferne ſie von der Natur damit beſtraft worden wären.

XXVI.

Harlekins wohlmeinender Rath, ſein Glück zu machen *.

Italiäniſcher Auftritt, bey Gelegenheit des Schauſpiels: Harlekin der Menſchenfeind.

Leander, ein junger Menſch.

Erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich mir die Freyheit nehme, Sie um Mittheilung eines guten Raths anzuſprechen, wie ichs anſtellen ſoll, mein Glück zu Paris machen zu können.

Harlekin. Sie wollen ihr Glück zu Paris machen? Ey, davor wolle Sie der Himmel bewahren!

Leander. Wie ſo, mein Herr? Iſt denn das Glück eine ſo ungereimte oder ſchlimme Sache?

Harlekin. Das Glück an ſich iſt weder was ſchlimmes noch ungereimtes. Allein die Art und Weiſe, ſein Glück zu Paris machen zu wollen, ſcheinet für einen ehrliebenden Menſchen zu anſtößig, und ſehr unanſtändig zu ſeyn.

Leander. Ich bekenne Ihnen aufrichtig, daß ich nicht verſtehe, was Sie damit ſagen wollen.

Harlekin. Wiſſen Sie alſo nicht, daß man um ſein Glück zu Paris zu machen, ein Narr von der erſten Gröſſe ſeyn müſſe?

Leander. Wie ſo! Meine Geſtalt hat nichts widerwärtiges. In meinen Sitten und Gebehrden habe ich mich ordentlich gewöhnet. Ich verſtehe meine Leibesübungen wohl, in Wiſſenſchaften bin ich ebenfalls nicht unwiſſend. Ich könnte alſo wohl den Zutritt

*) VII Abhandlung aus dem Menſchenfeind.

tritt bey einem groſſen Herrn, oder Prinzen erhalten, der meine ihm zu leiſtende treue Dienſte belohnete, und durch ſein Anſehen mir in ein Amt oder zu einer andern guten Verſorgung zu verhelfen förderlich ſeyn würde. Erlauben Sie mir, mein Herr, was finden Sie hierinne närriſches?

Harlekin. Das iſt wohl wahr. Hierinne finde ich freylich keinen Narren. Allein ich ſehe auch am allerwenigſten einen zureichenden Grund zum Glück. Glauben Sie wohl, daß der Prinz, oder groſſe Herr, der Ihnen die Ehre geben ſoll, Sie in ſeine Dienſte zu nehmen, nicht tauſendmal mehr Hochachtung für ſeinen Mundkoch, als für Sie haben wird? Werden Sie wohl mit Gelaſſenheit anſehen können, daß ein Kerl, deſſen gröſte Verdienſte in der Zubereitung eines Gifts beſtehen, der ſeinen Herrn langſam ums Leben bringet, und den prächtigen Namen Ragouts führet, für ſeine mörderliche Profeſſion weit beſſer belohnet wird, als Sie, für Ihre wichtigſten Dienſte, für Ihre gute Einſichten und Treue, die Sie dieſem eigenſinnigen groſſen Herrn erweiſen werden?

Leander. Sollte es wohl möglich ſeyn, daß ein Herr von hohem Rang, der wohl erzogen, von gutem Geſchmack, Verſtand, edlen Empfindungen . . .

Harlekin. Au weh! guter Geſchmack, Verſtand, edle Empfindungen bey einem groſſen Herrn in Paris! Sie machen, daß ich mich zu Tode lachen muß. Glauben Sie mir nur ſicherlich, mein Herr, Sie wiſſen die Heerſtraſſe des Glücks nicht recht zu finden. Allein, antworten Sie mir einmal. Können ſie den Kamm und das Scheermeſſer wohl führen? Verſtehen Sie die Kunſt das Haar oder eine Perüque nette in Puckeln zu legen? Beſitzen Sie die Geſchicklichkeit, den Bart mit leichter Fauſt abzunehmen?

Leander. Ich? Was denken Sie doch, mein Herr, wovon reden Sie denn? Ich, ſollte mich auf dergleichen verächtliche Dinge gelegt haben?

Harlekin. Ach, wahrhaftig ein groſſer Fehler. Deſto ſchlimmer iſt es vor Sie, daß Sie dergleichen heilſame und glückbeförderliche Lappereyen nicht gelernet haben. Wenn Sie ſich nur in dieſen Dingen eine Geſchicklichkeit angeſchaft hätten; ſo könnte man doch noch etwas aus Ihnen machen. Man brächte Sie bey einem groſſen Herrn, oder gar bey einem Generalpachter unter. Hätten Sie bey demſelben drey oder vier Jahr das bunte Kleid . . .

Leander. Wie! Sie beſchimpfen mich, mein Herr. Ich? ſollte Laqvey werden! Sie wiſſen ja wohl, daß ich von guter Herkunft, und von einem anſehnlichen Hauſe bin, wenn auch . . .

Harlekin. Gut, gut, mein Herr, wären Sie denn der erſte von guter Herkunft, der Livree getragen hätte? Siehet man denn zu der Zeit, da wir beyde iezo leben, etwas anders! Wären die drey Jahre verſtrichen, macht er Sie zum Cammerdiener. Da legen Sie einen Tax auf die Ehre, wer Ihren Herrn ſehen oder ſprechen will. Haben Sie mit dieſem ehrlichen Gewerbe ein Dutzend tauſend Thaler in 5 bis 6 Jahren erworben, ſo ertheilt er ihnen gar leicht den Titel eines Haushofmeiſters und mit demſelben zugleich das Privilegium, ihn vollends gar zu ruiniren . . .

Leander. Halt! vergeben Sie, mein Herr, ich dürfte Ihnen bald Recht geben. Man hat mir von einem wackern Mann erzehlet, daß er auf ſeinem Todtbette ſeinem Sohn den guten Rath ertheilet habe: Er ſolle ſich bemühen, Haushofmeiſter bey demjenigen zu werden, der das Amt vormals bey ihm verwaltet hätte, damit er denſelben, nach dem Recht der Wiedervergel-

geltung, gleichfalls ruiniren, und auf dieſe Art ſeine väterlichen Güter wieder an ſich bringen könnte. Allein Sie müſſen wiſſen, mein Herr, daß ich allzuedle Gedanken hege, als daß ich das ſcheinbarſte Glück durch die geringſte Niederträchtigkeit zu erwerben, mir angelegen ſeyn laſſen ſollte. Laqvey, Cammerdiener, Haushofmeiſter, ſind ſolche Stufen der Schelmerey, auf welche ich nach dem Gipfel des Glücks zu ſteigen, mich durchaus nicht entſchlieſſen kan.

Harlekin. Wenn ſie ein ſolcher Philoſoph ſind, der ſich nur nach einem ruhigen, angenehmen und unſchuldigen Leben ſehnet, und daſſelbe weder in der Hoheit, noch in überflüßiger Pracht ſuchet; ſo wüßte ich Ihnen wohl einen guten Rath zu geben. Allein Sie ſehen mir ganz ſo aus, als ob es Ihnen nicht ums Herz wäre, das vergnügte, ruhige und angenehme Leben an ſich ſelbſt, ſondern vielmehr den Glanz, die Pracht, und das äuſſerliche Gepränge in Beſitz zu haben, darinne man insgemein den Grund deſſelben fälſchlich zu ſuchen pfleget. Auf dieſem Fall nun riethe ich Ihnen aufrichtig, Sie möchten lieber ihre zärtlichen Empfindungen beyſeite ſetzen, und ſich nach dem Geſchmack der Zeit und von Agrigent richten.

Leander. Vielleicht, mein Herr, bin ich ein gröſſerer Philoſophe, als Sie denken. Die wahren Annehmlichkeiten eines vergnügten Lebens ziehe ich allem falſchen Schein einer glänzenden Unruhe vor. Ein ruhiges und ſtilles Vergnügen iſt mein Endzweck, dahin ſich alle meine Wünſche richten. Wenn mich Ihr guter Rath auf einem beſſern Weg dahin, als durch die mit ſchwermuthender Pracht erfüllte Gallerie des Glücks wird führen können, werden Sie an mir gewiß keinen Undankbaren finden.

Har-

Harlekin. Iſt es möglich, mein Herr, daß Sie ſolche vernünftige Einſichten haben? Wollten Sie ſich wohl einſchlieſſen, viel lieber mit einem bequemen kleinen Zimmer ſich zu behelfen, als in einem weitläuftigen koſtbaren Pallaſt zu wohnen, an welchen jeder Stein unzählich elenden und von der Laſt des Unglücks niedergedruckten die bitterſten Thränen ausgepreſſet hat?

Leander. Daran dürfen Sie gar nicht zweifeln.

Harlekin. Könnten Sie wohl über ihr Herz bringen, ohne Bedienung etlicher leichtfertiger Laqveyen, Läufer, Heyducken zu leben, denen Sie das Brot umſonſt geben, und deren Schelmereyen ſich unter dem Schutz ihrer Livrée wider die Rache des Pöbels und der Juſtiz verſteckt?

Leander. Ey, allerdings.

Harlekin. Wollten Sie wohl ihr vornehmes Geſchlecht gleichgültig anſehen, und da Sie in ſich ſelbſt groß zu ſeyn empfinden, dem Vergnügen gänzlich abſagen, welches man an der Einbildung hat, als ob man mehr Verſtand, wie andere beſitze?

Leander. Das können Sie ganz gewiß glauben. Ich weiß gar zu wohl, daß weder Geſchlecht noch Adel den geringſten Einfluß in den Verſtand haben können.

Ein kleiner Geiſt bleibt klein, auch bey dem gröſten Pracht,
Und Reichthum hat noch nie die Thoren klug gemacht.
Der Hochmuth geht durch ſich und eignen Stolz verlohren,
Und freye Tugend iſt nicht für den Hof gebohren.

Harlekin. O! gut, gut! Und Sie ſind noch darzu ein Poet und können Verſe machen. Das iſt deſto beſſer. Dieſes vortrefliche Talent wird Ihnen in den Abſichten, die ich gegen Sie hege, unvergleichlich zu ſtatten kommen. Bedenken Sie ſich aber noch wohl. Würden Sie das Vergnügen mit gleichgültigen Augen anſehen; Wenn Sie als ein glücklicher groſſer Herr in einer ge-

lehr-

lehrten Zuſchrift mit einer Menge der ſchönſten Wiſſenſchaften ausgezieret werden, die Sie doch zu erlernen niemals in Willens gehabt haben?

Leander. Darauf können Sie ſich ganz ſicherlich verlaſſen.

Harlekin. Haben Sie das Herz, einen ſchlecht bekleideten rechtſchaffenen Mann, einem närriſchen Kerl mit einem von Gold bordirten Kleid, und einer Feder, oder einer handbreiten Treſſe auf dem Hut vorzuziehen?

Leander. Ja, das kan ich Ihnen aufrichtig verſichern.

Harlekin. Das iſt unvergleichlich. Weil ich Sie demnach in einer ſolchen herrlichen und vernünftigen Verfaſſung finde; ſo will ich Ihnen nunmehro auch mein ganzes Herz aufrichtig eröfnen: **Werden ſie ein Comödiant.**

Leander. Ey, was ſoll ich werden? Um kein Narr zu ſeyn. Ein vergnügtes Leben zu führen, ſoll ich ein Comödiant werden! Verlohnt es ſiche wohl der Mühe, eine ſo weitläuftige Vorrede zu dieſem ſchlechten guten Rath zu machen?

Harlekin. Belieben Sie ſich nur nicht zu übereilen, mein Herr, ich rede nicht von einem Comödianten, der keine andere Verdienſte, als ein Gedächtniß und gute Ausſprache beſitzet. Ich meine vielmehr einen Acteur, der eine Perſon in ihren Gebehrden und Ausdrückungen, ja aus ihrem ganzen Grund vorzuſtellen weiß, auch auf allen Fall ſelbſt ein Schriftſteller ſeyn kan, der die Schönheit ſeiner eignen Gedanken durch eine natürliche Vorſtellung recht wunderwürdig zu machen geſchickt iſt. Mit einem Wort, der in der Nachahmung des Moliere, des Dominique ſich einen Plaz unter den groſſen Leuten ſeiner Zeit zuzubereiten die Fähigkeit beſitzet.

Lean-

Leander. Ey, nicht doch, mein Herr, dergleichen Profeßion verunehret einen rechtschaffenen Mann. Man wird stat eines Comödianten, der den Geist des Moliere und des Dominique schwach und unvollkommen erreichet, tausend andere antreffen, die sich von ihrer Weisheit und Redlichkeit entfernen.

Harlekin. Also sind Sie doch mit mir einig, daß sich der Character eines rechtschaffenen Mannes und eines Comödianten wohl mit einander vertragen. So seltsam aber auch diese Vereinigung ist, so vortreflich kan sie in ihrer Person erkannt werden. Glauben Sie mir nur sicherlich, mein Herr, wenn man ein rechtschaffener Mann ist, so kan man es auch als ein Comödiant seyn. Weder ein Narr, noch ein dummer Kerl ist fähig, die Laster so heßlich vorzustellen, und die Thorheit der Welt auf eine recht natürliche und ungekünstelte Art lächerlich zu machen, als ein Mann, der Verstand und Tugend besitzet, der nach Empfindung seines Herzens redet, der nichts fremdes von andern borgen darf. Bedenken Sie nur, wie angenehm es sey, wenn man auf einem öffentlichen Schauplaz wegen des Stillschweigens Rache üben darf, mit welchem man alle Narrheiten zu erdulten gezwungen wird, die der hohe Rang dererjenigen gleichsam heiliget, die sie begehen. Was für ein Vergnügen ist es nicht, solchen Leuten die bittersten Wahrheiten unter die Nase reiben zu dürfen, deren Ungezogenheit man in ihrem ansehnlichen Amte oftmals so tief verehren muß! Welche Lust läßt sich nicht empfinden, wenn ihre eigne Hände die Sorgfalt belohnen müssen, so diejenigen auf sich nehmen, die sie auslachen und verspotten, und die noch darzu auf Unkosten ihrer Narrheit wohl leben, auch die Einkünfte ihres Tadels mit Vergnügen verzehren können! Ach wahrhaftig, mein

Herr,

Herr, ich rathe Ihnen noch einmal, werden Sie ein Comödiant.

Leander. Ich dürfte Ihnen faſt recht geben, mein Herr. Es iſt mir auch nicht unbekannt, daß ein vortreflicher Comödiant von den vornehmſten und allen vernünftigen Perſonen werth gehalten und hochgeſchätzet wird. Dieſem allen aber ohngeacht, bleibet er dennoch immer verächtlich.

Harlekin. Was werden Sie ſich denn um die Hochachtung derjenigen bekümmern, die ſelbſt die verächtlichſten Creaturen von der Welt ſind? Sie ſtellen ſich doch zum wenigſten, als ob ſie Hochachtung vor Sie hätten. Was wollen Sie mehr? Sie gehen frey mit ihnen um, Sie beluſtigen ſich mit ihnen, und da haben Sie weder ausſtudirte Schmeicheleyen, noch niederträchtige Gefälligkeiten vonnöthen. Ihrem Eigenſinn und ihren tollen Kopf können Sie aus dem Wege gehen. An ihren Tafeln gebrauchen Sie ſich des Theaterrechts, da ſie unter wohlangebrachtem comiſchen Salz und Gewürze manchen ſcharfen Tadel zu verſchlucken geben können. Leben Sie wohl, mein Herr, ziehen Sie meinen guten Rath in reiffere Uiberlegung. Einen beſſern weiß ich ihnen nicht zu geben.

Zu verbeſſernde Druckfehler.

Im erſten Bande.

Seite 19 Zeile 7 leſe man: Die Lehre von dem Daſeyn. S. 20 Z. 19 l. vorkommen müſſe. S. 23 Z. 34 l. oder nur einen. S. 24 Z. 28 l. nicht die geringſte. S. 29 Z. 2 l. zu thun vermag. S. 50 Z. 2 l. ſie nicht mit. S. ibid. Z. 11 halten ſie davor. S. 81 Z. 20 l. nicht nur noch. S. 112 Z. 14 l. in unſere Sinne fällen. S. 133 Z. ult. l. zum Ziel ſeiner Spötterey. S. 157 Z. 15 l. ihren erſten Könia. S. 164 Z. 19 l. doch nichts anders. S. 166 Z. 29 l. geſchickt ſind. S. 185 Z. 11 l. blieben der unumſchränkten. S. 189 Z. 13 l. zu erſetzen. S. 277 Z. 3 l. in der Luft. S. 296 Z. 13 l. was uns mit. S. 312 Z. 24 l. den Mund nur küssen. S. 356 Z. 28 l. zufälliger Weiſe betrift. S. 401 Z. 6 l. nöthigte er ſie. S. 401 Z. 8 zu zwingen, öftens den Staat. S. 403 Z. 21 l. in dem ſie ſich. S. 425 Z. 20 l. daß er ſich wenig Kummer. S. 455 Z. 4 l. doch ohne Verbindung. S. 458 Z. 31 l. ſchmeichelhaftere.

Im zweyten Bande.

Seite 11 Zeile 23 leſe man: An allen ihren Bekannten. S. 12 Z. 31 l. Betrachtung füget. S. 16 Z. 5 l. geſchlagen haben. ibid. Z. 29 l. ſeines Meiſters zuziehen. ibid. Z. 24 l. Geſellen werden ihm unaufhörlich. S. 18 Z. 19 l. nur damit ſeine Aufführung. S. 27 Z. 13 l. unterſchieden ſind. S. 60 Z. 14 l. der ihnen dermaleinſt. S. 114 Z. 24 l. kleine Häuſergen. S. 191 Z. 24 l. Frauenzimmer nicht übel. S. 243 Z. 11 l. überwiegendſten Unglück. S. 315 Z. 28 l. ihres gleichen. S. 329 Z. 8 l. eingeſchloſſen ſeyn. S. 333 Z. 8 l. was mir ſo poſierlich vorkommt iſt, daß. S. 400 Z. 5 l. beſcheidenen Dunkelheit.